

HEFTE FÜR BÜCHEREIWESEN

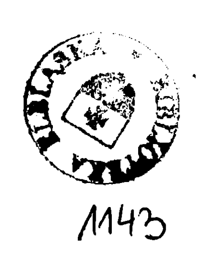
Herausgegeben von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Schriftleitung: Hans Hofmann

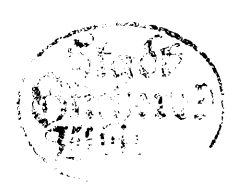
Mit ständigen Beiträgen des Instituts für Leser- und Schrifttumskunde in Leipzig

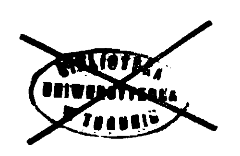
XVI. Band
1932

Leipzig 1933

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen






BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze, Facharbeiten

Mitteilungen und Materialien

Liste der besprochenen und angezeigten Werke

Nicht mit aufgeführt ist die in folgenden Beiträgen genannte Literatur: Hans Friedrich Blunck 34; Hindenburg-Bücher 205; Neue Gartenbücher 373; Neue russische Romane und Erzählungen 41.

Vom Wesen des epischen Kunstwerkes

Grundsätzliches zur Buchkritik

„In das Innere von Kunstwerken gelangen wir nie; es ist schon genug, um sie herumzugehen und ihnen einiges abmerken zu dürfen.“
Hugo von Hofmannsthal

Um ein episches Kunstwerk, also etwa einen Roman, auf den wir uns im folgenden besonders beziehen, wirklich zu verstehen und rein aufnehmen zu können, genügt weder bloßer Kunstverstand noch allein ein lebhaftes Gefühl. Gewiß gibt es keinen ästhetischen Sinn an sich, und das bloße ästhetische Genießen und Betrachten kann an dem Eigentlichen des Dichtwerkes ebenso vorbeigehen, wie es der stumpfe, verschüttete Blick des Unaufgeschlossenen und Unlebendigen tut. Was vom Kunstwerk wirkt, steht nicht in unserer Berechnung. Aber so wenig wir, wie es der Dichter selbst sagt, in das Innere von Kunstwerken gelangen, so schwierig und unsere volle Aufmerksamkeit erfordernd ist es schon, ihnen einiges ihres Wesentlichen abmerken zu dürfen. Dies kann geschehen, indem wir gleichsam von allen Seiten um das epische Kunstwerk herumgehen, das in ihm Gestaltete uns immer neu vor Augen stellen und so, von Teil zu Teil abschreitend, das Ganze uns im Bewußtsein wieder aufbauen. Es kann aber auch unbewußter, gleichsam vom Inneren nach außen vordringend geschehen, also weniger kritisch und betrachtend, sondern vom persönlichen, unmittelbar erfahrenen Eindruck her. Wie immer auch der Zugang- und der Ausgangspunkt sei: diese geistige und innere Reproduktion ist, wie wir wissen, die Voraussetzung jeder Aussage über ein Kunstwerk, mag diese rein subjektiv und persönlich, mag sie eine tiefer eindringende Analyse, Deutung und Kritik sein oder eine im begrenzten und zweckbestimmten Sinne literarische Buchbesprechung allgemeiner oder fachlich volksbibliothekarischer Art. Die Ausgangspunkte der Betrachtungen werden je nach Absicht und Ziel der Besprechung völlig andere sein. Immer aber kreisen die Überlegungen um das Eine: die Wesenserfassung des Kunstwerkes. Immer stoßen sie auf das Eine: gleichsam nur Teile, nur Elemente erfassen und darstellen zu können, das Innere selbst, das Eigentliche und Wesentliche also nur umschreibend zur Erkenntnis und Darstellung zu bringen.

Die folgenden Darlegungen sollen diesen Erkenntnisweg wenigstens insofern vorzubereiten und zu klären versuchen, als hier grundsätzlich am Beispiel echter und wesenhafter Dichtung ihre Abgrenzung von unechter Kunst verdeutlicht wird. So gewiß es keine Doktrin, keinen Kanon der Buchbeurteilung geben kann, eine Art geistiger Logarithmentafel, mit der man flinker Hand die komplizierten und schwierigen Rechenexempel eines Kunstwerkes aufzulösen sich befähigt glaubt, so gewiß gibt es durchaus objektive Kriterien und Maßstäbe, die im Kunstwerke selbst liegen und die zu erkennen, auf die hinzuweisen hier versucht werden soll. Es kann dies nur grundsätzlich und andeutend geschehen, ohne — wie es notwendig wäre — durch konkrete Beispiele und Einzelanalysen die Darstellung zu vertiefen und zu erläutern.

I.

Formen des epischen Kunstwerkes

Wenn wir am Wesen der Kunst das Unwesen der Nichtkunst und am Schein der Unkunst das Wesen echter Kunst uns klarmachen wollen, so geschieht dies an diesem äußersten Gegensatzpaar natürlich nur beispielhaft. Das weite Zwischenfeld der Romane, die mehr oder weniger künstlerisch geprägt sind, diese Hauptmasse der von der öffentlichen Bücherei eingestellten Romanliteratur darf und kann nicht übersehen werden. Aber auch diese große Zwischengruppe, die wir als Zeitdichtung im engeren Sinne, als volkstümliche und volkshafte Literatur, als Unterhaltungslektüre, als Reportage und Tatsachenschilderung mit allen ihren Zwischenstufen und Übergängen kennen, empfängt von dem Gegensatz des künstlerisch Geformten oder Nichtgeformten mehr oder minder ihr Gepräge und ihren Charakter. Denn Kunst ist zwar durchaus etwas Eigenes und Eigengesetzliches, ein Bereich des Lebens, der nicht das Leben selbst ist, der aber zu ihm in engster und lebendigster Beziehung steht. Aber es gibt auch Gradunterschiede künstlerischer Gestaltung und ein verschiedenartiges Teilhaben am Eigengesetz des Kunstschaffens. Hier kann und soll nun nicht eine Theorie der reinen Kunst und zugleich eine Untersuchung über das Problem von Dichtung und Literatur (im Sinne des vom Schriftsteller Geschaffenen), von Reportage und Dichtung, von Zeitkunst und Tendenzkunst gegeben werden. Die Unterschiede, Grenzen und Übergänge, die sich bei der genauen Betrachtung dieser großen Zwischengruppe ergeben, sind so fließend und entziehen sich meist einer festen Begriffsbestimmung, daß wir von dieser Aufgabe vorläufig absehen müssen. Aber auf einige Grundformen des epischen Kunstwerkes, des Romanes im engeren Sinne, möchte ich kurz hinweisen, da auf die so aktuellen Fragen, wozu Dichtung sei, welche zeitlichen und sozialen Funktionen sie erfülle oder nicht erfülle, auch von hier aus ein gewisses erhellendes Licht fällt.

Vom Formalen her kann man als Grundformen und Urelemente des epischen Kunstwerkes die literarischen und ästhetischen Gebilde der Anekdote, des Schwankes, der Mythe, des Gleichnisses und der Parabel, der Legende und des Märchens, des Berichtes, der Kurzgeschichte, der Novelle, der größeren Erzählung und schließlich des Romanes selbst begreifen. Aber in unserem Zusammenhange seien nur die verschiedenen Artungen und Grundformen des einen epischen Kunstgebildes, eben des Romanes, näher betrachtet. Ohne uns auf eine doch nur recht allgemeine Definition des Romanes einzulassen, so wird als erste und primitivste Grundform wohl stets der Handlungsablauf selbst sichtbar, das einfache, unverwickelte, gleichsam „kunstlose" Erzählen eines Geschehens, irgendwelcher sachlicher Vorgänge und Ereignisse. Die Handlung als solche, das Geschehen an sich, steht hier sowohl für den „Erzähler", den Dichter, wie für den Hörer oder Leser im Kernpunkt der Aufmerksamkeit. Alle dargestellten Personen sind unreflektiert in den Geschehensablauf einbezogen, so daß weniger dieser oder jener Einzelne, sondern das Geschehen selbst als der „Held" und eigentliche Gegenstand des Buches vor uns steht. Formal betrachtet, umschließt diese Stufe des Handlungsromanes (wie man sie bezeichnet hat) den einfachsten chronologischen Geschehensbericht wie die hohen Kunstepen der Antike oder des Mittelalters. Der Abenteuerroman und der historische Roman, wie überhaupt jeder rein handlungsmäßig erzählte und von der Handlung her aufgebaute Roman, also der Hauptteil der von uns eingestellten und von unserer Leserschaft begehrten Romanliteratur, gehören zu dieser Gruppe. Das tragende Prinzip dieses Handlungsromanes ist das Gesetz der Kausalität, d. h. eines logischen Geschehensablaufes von durchaus sichtbarer Motivierung äußerer wie innerer Ursachen, das Elementargesetz von Ursache und Wirkung. Typisch für diese Roman- und Erzählform ist und bleibt das Vorwiegen der Handlung und des Geschehensberichtes, dem sowohl der Dichter wie der Leser mehr oder minder äußerlich als einem Objekt gegenüberstehen; der vor uns „abrollt" mit all den erregenden und spannenden Momenten, die mit dem echten Bericht und Erzählen eines äußeren oder inneren Geschehens gegeben sind. Wir werden später auf das Problem der Spannung noch zurückkommen, dessen Wichtigkeit für den Wirkungswert der Romanliteratur schlechthin mit all seinen guten und schlechten Folgen von der Ausleihe her uns genügend bekannt ist. Das Moment der Spannung ist mit dieser Grundform des Handlungsromanes unmittelbar und notwendig gegeben. Daß das Geschehnis durchaus nicht bloß aus äußeren Ereignissen zu bestehen braucht, sondern auch seelischer Natur sein kann, daß also durchaus auch psychologische Motivationen und Verknüpfungen vorliegen können, ist selbstverständlich.

Aber erst die Selbstreflexion, die mit dem Entstehen des Persönlich-

keitsbegriffes und der immer stärkeren Individuation des abendländischen Menschen gegeben ist, schafft die zweite Grundform des Romanes, die man als die Stufe des im eigentlichen Sinne psychologischen oder Entwicklungs-Romanes bezeichnen kann. Nicht das Geschehen als solches, das äußere Leben, die ereignisreiche Handlung, sondern der Mensch selbst, sein inneres Leben, seine Bildung und Entfaltung, stehen hier im Mittelpunkt der Betrachtung, gleichsam als Objekt wie Subjekt des Romanes. Mensch und Umwelt sind nicht mehr äußerlich und sachlich, sondern persönlich und psychisch aufeinander bezogen, und Natur, Welt, wie alle äußeren Ereignisse, Dinge und Tatsachen empfangen erst von der in diesen Zusammenhang gestellten menschlichen Seele her ihre Deutung, Aufgabe und Funktion. Die Bewußtwerdung des eigenen Daseins und Lebens, sei sie mehr gemüthaft-lyrisch (wie etwa im „Werther“) oder ratiohaft-objektiv (wie im „Wilhelm Meister“), ist das tragende Prinzip dieses vorwiegend persönlichen und autobiographischen Romanes. Sind auf der ersten Stufe die Personen gleichsam nur typisch, wenn auch mit der konkreten Fülle lebendig erfahrenen und geschauten Lebens gesehen, so zeichnet der Dichter auf dieser zweiten Romanstufe bereits bewußte Charaktere, sich selbst entwickelnde und entfaltende, zu sich selbst heranwachsende Einzelmenschen und Einzelpersönlichkeiten. Personen-Romane, gesehen aus der Totalität einer großen Gruppengemeinschaft wie die des Volkes oder einer Landschaft, eines Dorfes oder der Stadt, der Familie und Ehe, der Generationen und Altersgruppen, sind für diese zweite Grundform typisch. Vor allem das neunzehnte Jahrhundert mit seiner intensiven Romanproduktion steht auf dieser Stufe des psychologischen Entwicklungsromanes, des Bildungsromanes im weitesten Sinne des Wortes. Auch in diesem Roman „geschieht“ etwas, aber das äußere Geschehen dient gleichsam nur zur Sichtbarmachung der individuellen Erfahrungen, Gedanken und Erlebnisse der Einzelpersonen, die allein die bewegenden Träger des Geschehens sind. Ganz anders als im einfachen Handlungsroman setzt darum hier die Rolle des Gespräches, des äußeren wie inneren Dialoges, des bewußten oder unbewußten Monologes ein, kurz der reflexionsmäßigen Sprachwerdung alles irgendwie von diesen Einzelpersonen Gefühlten, Geahnten, Gedachten und Unausgesprochenen. Fontane wäre etwa als Meister dieser psychologischen Gesprächs- und Dialogkunst hier zu nennen. Das Leben als „erlebtes Leben“, als „Leben einer Kindheit“ oder „Verwandlung einer Jugend“ wird in diesen meist autobiographischen Romanen nicht als ein sachliches Gegenüber, sondern als ein inneres Gegeben- und Aufgegebensein, als wahres und wahrhaftiges Schicksal erfaßt und dargestellt.

Von dem Grade und der Intensität dieses Welterfassens, sofern es noch mehr ist als die Darstellung individuellen Einzellebens und persönlichen Bekennens (wie verwandelt auch immer dieses Bekennen sei),

von der Breite und Tiefe dieser Rückspiegelung selbstgelebten Lebens hängt die dritte Gestaltungsstufe ab, die der Roman erreichen kann. Diese die Totalität des menschlich-seelischen und dinglich-natürlichen Lebens erfassende dichterische Gestaltung kann nur schwer eindeutig definiert werden. Mag man sie mit Lebensroman oder Deutungsroman kennzeichnen, so kann mit solchen allzu engen und undeutlichen Benennungen nur die Richtung dieser letzten, die beiden vorangegangenen Stufen in sich einenden und überhöhenden Grundform angedeutet werden. Wie früher bewegen wir uns auch hier in primär theoretischen Feststellungen und Idealsetzungen, denen die konkrete Fülle der Romane selbst natürlich nie eindeutig entspricht. Jedes Kunstwerk, gerade wenn es echter, dichterisch-erfüllter Natur ist, stellt in irgendeiner Weise eine Mischung dieser hier gesetzten Grundformen dar. So dient diese Auseinanderlegung eigentlich nur dazu, die möglichen Grundarten, Kräfte und Formungen des Romanes zu erkennen.

Der Roman auf seiner letzten, totalen Stufe versucht nicht bloß Geschehnisse und Ereignisse zu schildern, wie der Handlungsroman, oder ihre Beziehung und Wechselwirkung zum Menschen, zur menschlichen Seele und ihrer inneren Entwicklung und Entfaltung darzustellen, wie der Entwicklungsroman, sondern er versucht das Ganze dieses totalen Lebenszusammenhanges aus sich heraus zu gestalten und zum Sprechen zu bringen. Mehr als der subjektive Mensch und sein subjektives Fühlen, Meinen und Denken: das ganze, irdisch-gegebene Leben, die Dinge der Natur ebenso wie die Tiefen und Untiefen der menschlichen Seele, die reale Tatsachenwelt der personalen Beziehungen und Verhältnisse wie die irrationale Geistes- und Geisterwelt unter- und übermenschlicher Beziehungen und Verknüpfungen werden hier sichtbar, werden hier Sprache und von dem auf sie lastenden Schweigen erlöst, angerufen und aufgerufen, Symbol und Zeichen des Daseienden, der gesamten Schöpfung. Während beim Handlungsablauf das Gesetz von Ursache und Wirkung, das Kausalitätsprinzip bestimmend war, im Entwicklungsroman die psychisch-rationale Reflexion des Menschen selbst die eigentliche formbildende Bedeutungskategorie darstellt, steht der Roman dieser letzten, totalen Stufe unter dem Sinngefüge des Symbolischen, des gleichnishaften und zugleich realen Sinngehaltes der Wirklichkeit. Die volle Aufnahme dieses erfülltesten und echtesten Romanes erfordert vom Leser mehr als eine spannungsgeladene Erregung, mehr als eine seelisch-geistig mitgehende Teilnahme am dargestellten Lebensschicksal, sondern, beides überhöhend und vertiefend, die Hingebung und Aufgeschlossenheit des ganzen Menschen, der sich um die Erfassung des hier sinnbildlich dargestellten Ganzen unter vollem Einsatz seines Wesens ernsthaft bemüht. Gleichwohl braucht diese Bemühung in keiner Weise geistige und intellektuelle Schulung vorauszusetzen. Hier hat der „Verbildete“, durch unorganische Wissensauf-

nahme innerlich irgendwie verschüttete Mensch, nicht aber der einfach schlichte „Ungebildete“, der noch aus ungebrocheneren Instinkten des Herzens und Verstandes lebt und denkt, den Zugang verloren. Während im einfachen Handlungsroman, selbst bei den Werken höheren dichterischen Ranges der Autor ebenso wie der Leser verhältnismäßig von außen an das Objekt des Erzählten herangeht, während im psychologischen Entwicklungsroman die dichterische Produktionskraft zwar von der inneren, menschlich-seelischen Erlebnisfähigkeit bestimmt ist, aber diese gleichsam noch individuell gebunden erscheint und ohne vollgültige Bedeutsamkeit dem ganzen Leben gegenüber, trägt das Schaffen des Dichters auf der letzten Stufe sowohl subjektive wie auch objektive Züge der Erfahrung, des Erlebnisses und der Sinnerfassung, und es spricht sich hier am deutlichsten das Diltheysche Gesetz des „erworbenen Lebenszusammenhanges“ aus, der an Tiefe, Breite und Intensivität gegenüber dem alltäglichen Lebensbereich weit hinausreicht. Als Beispiele für diese letzte Stufe des Romanes kann auf einige Werke der Weltliteratur hingewiesen werden, auf das dichterische Schaffen etwa der Russen Dostojewski, Tolstoi und Gogol, auf Reymonts polnischen Bauernroman, auf Hermann Stehrs Romane oder die epischen Werke Sigrid Undsets und Olav Duuns, auch auf die schmalen Bücher Carossas und die scheinlos-tiefen Werke Franz Kafkas. Zweifellos steht das Schaffen Carossas auf der Grenze des typisch autobiographischen und des umfassenderen, totalen Lebensromanes. Hier wie überall kommt es nur auf den Grundton und die Grundhaltung entscheidend an, und die drei hier herausgestellten Formen oder Stufen des Romanes treten, wie bereits betont, in der Wirklichkeit nie rein, sondern stets gemischt, stets in oft kaum unterscheidbaren Übergängen und Grenzfällen auf.

Untersucht man die meist vom Stoff oder Inhalt zum Teil recht äußerlich gebildeten Romankategorien (wie die des Abenteuerromanes, der Bauern-, Dorf- und Heimatromane usw. usw.), dann ergeben sich immer wieder die gleichen Grundformen des bloßen Geschehensberichts, also des Handlungsromanes im weitesten Sinne, des biographischen oder Entwicklungsromanes und schließlich des totalen Deutungs- oder Lebensromanes. Auf jeder Stufe tritt das „Leben“ und seine mehr oder minder wahr und tief erfaßte Wirklichkeit vor uns. Aber während im bloß stofflich gebundenen Geschehensroman eine durchaus „erfundene“, oft genug also auch unwahrscheinliche, ja erlogene Wirklichkeit vor uns sich abrollen kann (die objektiv-subjektive Lügen- und Ersatzwelt des schlechten Films, der Sensations- und Kolportageliteratur, der flachen und banalen Unterhaltungsromane), steht der Entwicklungsroman schon in einer tieferen und echteren Relation zum Leben, d. h. zur Wahrheit und Wirklichkeit des ganzen Lebens. Aber auch hier vermag die dargestellte seelische Beziehungswelt leicht, oft allzu leicht, sich ins Unwahrscheinliche und also auch Unwahre zu verschieben, wie dies

z. B. der moderne, besonders in Frankreich kultivierte psychologische Liebes- und Eheroman trotz seiner künstlerischen und formalen Vorzüge zur Genüge zeigt. Erst dort, wo mehr als bloße Psychologie oder gar Psychologistik herrscht, wo sich der Blick auf das Ganze des Lebens als Sinnzusammenhang äußerer wie innerer Erlebnisse, Leiden und Freuden richtet, erst auf dieser Stufe dichterischer Gestaltung tritt die Relation zum Leben wenigstens in unmittelbarere Nähe zum vollen und ganzen Bezirk der Wahrheit. Wir werden zum Schluß noch einmal auf diese Frage der im Roman ausgesprochenen und durch den Roman sichtbar gewordenen Lebenswahrheit, die immer auch eine Lebensweisheit ist, kurz zurückkommen. Hier erst tritt jenes Verpflichtende der Dichtung ein, die in den meisten Fällen der Gefahr unterliegt, allzu leicht Lebendiges darzustellen, die uns allzu leicht vom konkreten Leben hinwegträgt, anstatt jeden Menschen vor sein eigenes Leben hinzustellen, damit er es erkenne, trage und erfülle. Das Mißtrauen gegen Dichtung und Dichter, die nach Nietzsche „lügen", hat seine tiefe Berechtigung. Wir wissen andererseits, daß vielleicht ohne die „Lüge" im metaphysischen Sinne das Leben in seiner furchtbaren Härte, Alltäglichkeit und Enge nicht erträglich wäre. Wir wissen um den „Trost" der Dichtung, sei sie auch noch so unwahrscheinlich und lebensfern, wenn sie nur den Bedrückten zauberisch hinwegträgt aus dem ungeliebten Heute in eine Ferne der Zeit oder des Raumes. Dennoch wird dieser Trost kein bloßes Surrogat, kein lebenverfälschendes und damit lebenzerstörendes Narkotikum sein dürfen. So sehr wir von allen Forderungen der Ästhetik und reinen Kunst bei der Beurteilung und Auswahl unserer Romanliteratur in vielen Fällen absehen, so gilt es stets die Lebensmaßstäbe, die auch und unbedingt jede echte künstlerische Gestaltung enthält, die Kriterien der Echtheit und Wahrheit zu beachten, die Kriterien der Lebensnähe und Lebensbedeutsamkeit, Kriterien, die vom Menschen selbst und seinem alle Daseinsformen umfassenden Leben zu erfahren und zu gewinnen sind.

II.

Voraussetzungen des künstlerischen Schaffens

Es ist nunmehr notwendig, unmittelbarer und näher an die Frage heranzugehen, was denn ein dichterisches und künstlerisches Werk seiner Substanz, seinem Gefüge, seiner Herkunft und Entstehung nach sei, woran wir seine es konstituierenden besonderen Qualitäten und Werte erkennen können, wie und worin sein eigentlicher Sinn, seine Wesensbedeutung ersichtlich wird. Daß wir es bei diesen Fragen und Fragenstellungen nicht mit bloß ästhetisch-poetischen Theorien und mehr oder minder wissenschaftlichen Untersuchungen zu tun haben, habe ich bereits gesagt.

Zunächst müssen wir die allgemeinen und besonderen Voraussetzungen des künstlerischen Schaffens ins Auge fassen, die gegeben sein müssen, um dem vorliegenden Werk mit Recht den Charakter eines Kunstwerkes zusprechen zu können. Die beiden Hauptvoraussetzungen jedes in unserem Sinne wirklich Künstlerischen sind mit den beiden Begriffen der inneren Echtheit und der gehaltlichen Bedeutsamkeit gegeben. Woran sich sowohl Echtheit wie Bedeutsamkeit im Kunstwerk erweisen, wird im einzelnen noch auszuführen sein. Hier sei nur auf das Grundsätzliche hingewiesen, wobei es sich zeigen wird, daß die Herausstellung dieser beiden Kategorien nur im Negativen möglich ist. Die Echtheit eines Dichtwerkes ist überall dort in Frage gestellt, verletzt und verfehlt, wo sich das Auszusagende mit dem Gesagten nicht deckt, wo eine Spaltung zwischen dem Geschilderten und dem, was diesem Geschilderten als reales Faktum menschlichen Seins zugrunde liegt, wo keine notwendige Kongruenz zwischen der Lebenswirklichkeit und ihrer literarischen Fixierung und Beschreibung besteht, mit anderen Worten: wo die reale Macht des Lebens und der Erlebnisse nicht oder nur halb und schief vom Dichter zur Gestaltung gekommen ist, wo also statt der „echten" nur eine geschwächte oder verschobene, eben eine unechte und bloße Schein-Wirklichkeit mitgeteilt wird. Um diese These zu verdeutlichen, müßte natürlich auf den Begriff der Wirklichkeit genauer eingegangen werden. Denn was heißt Wirklichkeit? Es gibt mehrere „Wirklichkeiten", je nachdem der Ausgangspunkt der Betrachtung genommen wird. Neben der Wirklichkeit des Alltags, der Banalität, des trivialen Geschmackes oder Ungeschmackes gibt es eine seelische Wirklichkeit echter menschlicher wie auch untermenschlicher Leidenschaften und Triebe, gibt es eine Wirklichkeit der hellen und klaren Vernunft, eine Wirklichkeit des Geistes. Es gibt also Schichten der Wirklichkeit. Es gibt, wie dies im Seelisch-Pathologischen auch die Schule Freuds erweist, verschiedene Wirklichkeitsebenen, Zwischen- und Tiefenschichtungen unseres realen Lebens und Daseins, unserer täglich-alltäglichen Wirklichkeit. Die Echtheit eines epischen Kunstwerkes setzt also echte, d. h. tiefere Wirklichkeit voraus und wird jeweils verletzt und verfehlt, wo der Gestalter anstatt dieser realen Wirklichkeit, also des Erlebnisses einer Liebe etwa, nur das Klischeebild, nur die Oberfläche und scheinhafte Wirklichkeit zum Ausdruck bringt, der letztlich keine oder eine nur sehr geringe Substanz innewohnt. Sowohl sprachlich wie darstellerisch zeigt sich das Verbiegen und Verfehlen der Echtheit, was noch im einzelnen zu betrachten ist. An Stelle des klaren, sachgefüllten und unmittelbar überzeugenden Ausdruckes steht hier die hohle und papierne Phrase, an Stelle einfacher Selbstverständlichkeit absichtliche Gewolltheit und Gespreiztheit des sprachlichen Ausdruckes, an Stelle des echten, zurückhaltenden und irgendwie keuschen Gefühls die verlogene und süßlich verschwom-

mene Sentimentalität. In der Darstellung zeigt sich diese innere Unechtheit allgemein als ein klägliches Auseinanderklaffen des Gesagten mit dem Gewollten, als Diskrepanz von Form und Inhalt und erweist sich im einzelnen etwa in den psychologischen Mängeln des Werkes, der unwahrscheinlichen Führung und Konstruiertheit der Gesamthandlung, ihrer schlechten, ja falschen Motivierung oder in der mangelhaften psychologischen Darstellung und Zeichnung der Gestalten. Warum hier sowohl das echte Sprachgefühl wie auch das Gefühl der Echtheit innerhalb der Darstellung beim Nichtkünstler versagt, liegt vor allem am Fehlen dessen, was wir die gehaltliche Bedeutsamkeit nannten. Es handelt sich bei diesem Begriff um eine Grundvoraussetzung des Künstlers und seines dichterischen Schaffens: nämlich um die Substanzkraft und gehaltliche Bedeutsamkeit, die er selbst innehat, die aus ihm spricht und ihn zum Schaffen und Dichten befähigt. Wilhelm Dilthey hat in seinen poetischen Untersuchungen über die „Einbildungskraft des Dichters" in eindringlicher, wenn auch methodisch begrenzter Weise den inneren Schaffensprozeß des echten Künstlers und Dichters zu erklären versucht. Auf diese für das Verständnis von Kunstwerken und wirklicher Dichtung äußerst fruchtbaren Untersuchungen kann hier nur verwiesen werden. Das Kernstück seiner Abhandlung beruht in der These vom inneren Strukturzusammenhang des dichterisch Schaffenden mit der Welt, einem Zusammenhang, der außerordentlich tiefer, reicher und spontan schöpferischer ist als bei uns Durchschnittsmenschen. Der ungeheuer quellende Reichtum der Ideen, Gesichte und Intuitionen des wirklichen Dichters, diese „dichterische Einbildungskraft", für die der Engländer das vielleicht sachlich treffendere Wort „imagination" besitzt, ist immens welthaltig und substanzkräftig, daseinserfüllt und daseinsmächtig. Erst hieraus leitet sich jene Bedeutsamkeit ab, die dem Kunstwerk ihren Stempel offen und deutlich, eben „bedeutend" aufdrückt, andernfalls man von einem wirklichen Kunstwerk nicht sprechen kann. Wo diese Grundvoraussetzung, die innere Mächtigkeit und Bedeutsamkeit fehlt, haben wir beim epischen Kunstwerk statt des Reichtums drängender Gesichte eine kümmerlich-trostlose Leere, die mit Geschwätz und Banalitäten mühsam und quälend gefüllt wird. Statt Knappheit und Prägnanz, die den sein reiches Material beherrschenden echten Gestalter charakterisieren, ermüdet hier langweilende Breite und Ausgewalztheit, die das Zeichen unkünstlerischer Phantasiearmut und Blutleere sind. Und oft genug versucht der Nichtkünstler den Mangel an echter Tiefe durch hohle Gedanken- und Wortpathetik künstlich zu verdecken, während echte künstlerische Gestaltung sich gerade durch die Unscheinbarkeit und Schlichtheit ihrer Mittel wie ihres Ausdruckes auszeichnet.

Mit den Begriffen der Echtheit und Bedeutsamkeit sind bereits Grundforderungen gesetzt, die der vorwiegend pädagogisch eingestellte

Buchbeurteiler meist von außen erhebt: Moralität, Anständigkeit der Gesinnung, Lebenswahrheit. Auf die Fülle der hier sich erhebenden Fragen und Probleme (ich erwähne nur das Problem des Tendenzwerkes und den Streit um seine Lösung, der besonders von konfessioneller und politischer Seite geführt wird) kann aber im Rahmen unserer rein grundsätzlichen Darstellung nicht näher eingegangen werden. Selbstverständlich hat die praktische Buchauswahl und Buchbeurteilung, so sehr sie auf den hier herausgestellten grundsätzlichen Bekenntnissen und Forderungen fußt, praktisch zu entscheiden, d. h. also nach soundsoviel anderen Motiven und Rücksichten, die in diesem Zusammenhang außer acht bleiben müssen, die aber das praktische Ergebnis wesentlich mitbestimmen.

(Fortsetzung folgt) Dr. Bernhard Rang

Das Jungmädchenbuch

Einige Gedanken aus der Praxis[1]

Wo stehen wir heute in der Frage des „Mädchenbuches"? Ist es so, daß mit dem als unzeitgemäß in der Versenkung verschwundenen Backfischbuch auch das spezifische Mädchenbuch, d. h. das für das junge Mädchen in bestimmter Absicht geschriebene Buch, überhaupt von der Bildfläche verschwunden ist, weil seine Existenzberechtigung heute allgemein abgelehnt, vor allem aber, weil es von dem modernen jungen Mädchen nicht mehr gesucht und gewünscht wird? Eine solche Auffassung wird von Wilhelm Fronemann in seinen Ausführungen über Mädchenlektüre[2] klar und eindeutig vertreten. Es heißt dort über das „aussterbende Jungmädchenbuch":

„Die literarische Begleiterscheinung dieser Entwicklung (Umstellung der Mädchenbildung) ist das aussterbende Jungmädchenbuch. Zur Zeit der seligen Thekla von Gumpert galt die süßliche Mädchen- und Backfischgeschichte als die Mädchenlektüre; heute ist die Art Literatur längst verschwunden, und nur noch unberatene und unkluge Eltern dulden das seichte Backfischbuch in den Händen ihrer Töchter. Die bewußte Jugend aber verachtet es."

Nach diesen Feststellungen wendet sich Fronemann der grundsätzlichen Seite des Problems „Mädchenbuch" zu, indem er die Frage nach der Notwendigkeit des Mädchenbuches von verschiedenen Seiten her zu verneinen sucht:

[1] Auf der Braunschweiger Tagung 1931 des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare wurden zu dem Thema „Das Jungmädchenbuch" Referate von Dr. G. A. Narciß und Else Schaeffer gehalten. Das Narcißsche Referat ist in „Bücherei und Bildungspflege" XI. Jg. 1931, S. 331 erschienen. Das Schaeffersche Referat liegt dem im folgenden veröffentlichten Artikel zugrunde. Vgl. dazu auch den Beitrag „Was wir vom Buch erwarten?" auf S. 18 dieser Nummer. D. S.

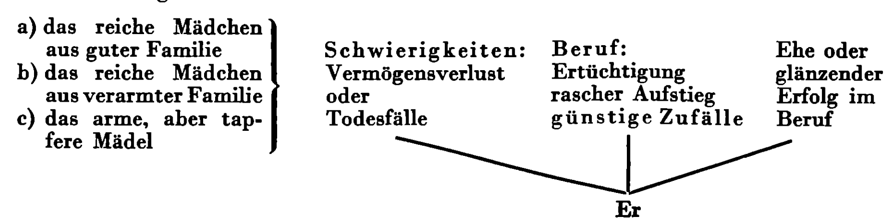
[2] In: „Fronemann, Lesende Jugend. Reden und Aufsätze". Langensalza 1930, Beltz. 344 Seiten.

„Jede Lektüre hat sich in erster Linie nach den inneren Bedürfnissen des Lesers zu richten. Was den Menschen geistig fördert, ist für ihn gut, alles andere schlecht. Sind denn die geistigen Bedürfnisse des weiblichen Geschlechts so wesentlich verschieden von denen des männlichen? Alle Beobachtungen stimmen darin überein, daß da, wo Mädchen und Knaben in voller Kameradschaft nebeneinander aufwachsen, von beiden auch die gleichen Bücher gelesen werden. Die Mädchen machen auch keineswegs halt vor dem Abenteuerbuch des Knaben. Das typische Mädchenbuch aber wird vom Knaben verachtet. Schon das sollte stutzig machen, denn es ist offenbar, daß der gerade Sinn der Jungen hier Unechtes und Verlogenes wittert. Vom 11. bis 15. Jahr ist das Mädchen in seiner sittlichen und religiösen Entwicklung dem Knaben voraus. Aus dieser Entwicklungstatsache aber eine besondere Mädchenlektüre abzuleiten, ist ebenso verfehlt, als den Abenteuersinn der Knaben mit schlechter Abenteuerliteratur zu reizen. Es gibt echte Dichtung genug, die der früheren Reife des Mädchens gerecht wird. Aus der zeitigeren und stärkeren Entwicklung des religiösen und sittlichen Gefühls bei dem Mädchen folgt, daß der weibliche Leser eher als der männliche zu der ausgesprochenen Erwachsenenliteratur . . . übergeht. . . . Verschiedenheiten in den Lesegewohnheiten der Geschlechter sind also vorhanden, aber sie rechtfertigen in keiner Weise eine besondere Literatur für das Mädchen und die Frau. Die deutsche Literatur ist reich genug, um allen Bedürfnissen der verschiedenen Entwicklungsstufen gerecht zu werden." (S. 233f.)

Auch dann, wenn man von der sicher bewußten und vom Verfasser als notwendig empfundenen Zuspitzung dieser Äußerungen absieht, dürfen sie doch nach verschiedener Richtung hin nicht unwidersprochen bleiben. Zunächst einmal, weil sie mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen. Es scheint mir, als ob hier Wunsch, vorstoßende und programmatische Forderung auf der einen und Feststellung der Wirklichkeit auf der anderen Seite noch klarer auseinandergehalten werden müßten. W i e s t e h t e s h e u t e i n W i r k l i c h k e i t m i t d e m M ä d c h e n b u c h ? I s t e s n o c h n o t w e n d i g ? I s t e s b e r e c h t i g t ? Eine dreifache Fragestellung, die sich in den Büchereien im Blick auf die Arbeit an den jungen Leserinnen immer wieder aufdrängt, und der ich darum im folgenden nachgehen möchte.

Die „Tatsache" des „aussterbenden Jungmädchenbuches" erfährt eine nicht uninteressante Beleuchtung durch einen neueren und in bestimmter Richtung recht aufschlußreichen Jugendschriftenprospekt des Verlages Meidinger in Berlin, der beherrscht ist von der Nesthäkchenserie (angefangen bei „Nesthäkchen und ihre Puppen" bis hin zu „Nesthäkchen und der Weltkrieg") und ähnlicher Literatur. Die angegebenen Auflagenhöhen bewegen sich zu einem großen Teil zwischen 200 und 300 Tausend! Daß die Leserinnen dieser Literatur nicht etwa unter den inzwischen grau gewordenen Backfischen von ehedem, sondern unter der modernen Jugend, auch der Großstadtjugend, zu suchen sind, erfährt jeder, der z. B. ein Kinderlesezimmer zu führen hat und dort von seiten der gleichen Mädels, die oft in der Schule ihre Ablehnung der sentimentalen Mädchenbücher kundgeben, weil es so gewünscht wird, immer wieder dem stürmischen Verlangen nach „Nesthäkchenliteratur" begegnet. Aber es sei ohne weiteres zugegeben, daß es, abgesehen etwa von der Hochburg der Backfischgeschichte alten Stiles, der Kränzchenbibliothek, nicht mehr viel so rückständige Erscheinungen wie die des

Verlags Meidinger gibt, sondern daß man im allgemeinen auch auf dem Gebiet des Backfischbuches sehr viel zeitgemäßer geworden ist. Der an sich schon gefährliche Ausdruck „Backfischbuch“ wird darum auch ängstlich vermieden, und es wird in allen möglichen Variationen betont, daß die Jungmädchenliteratur nun den Anschluß an die Wirklichkeit und an die Zeit gefunden habe. *Aber hinter einer neuen Aufmachung lebt doch der alte Geist.* Modernisierte Titelgestaltung und Illustrierung, ein etwas verändertes, an Zeitwandlungen angepaßtes Handlungsschema verdecken nur notdürftig die Tatsache, daß diese Mädchenbücher, was ihre Tendenz und ihre Ausdrucksmittel anlangt, noch in völliger Übereinstimmung mit dem guten, alten Backfischbuch stehen. Stoff und Handlung lassen sich unschwer auf etwa folgendes Schema zurückführen:



Zu Beginn der Handlung hat man es in der Regel mit einem ganz unentfalteten, vor seiner eigentlichen Entwicklung stehenden jungen Mädchen zu tun, das meistens in folgenden Charaktervariationen auftritt: entweder als verwöhnt-eigenwillig, sprühend-übermütig, jungenhaft-burschikos oder zaghaft-sinnig. Aber immer liegt auf dem Grund seines Herzens lauteres Gold. Aufgabe des Buches ist es nun, diese geheimen Werte immer offenbarer und zwingender darzustellen, bis am Schluß der Geschichte ein voll ausgeschlüpfter Schmetterling in leuchtendsten Farben in der Sonne des Lebens sich dehnt. Die einzelnen Etappen dieser Entwicklung werden recht großzügig geschildert. Die Verfasserin macht sich damit nicht allzuviel Mühe und verlegt oft Entscheidendes, um der Notwendigkeit aus dem Wege zu gehen, Entwicklungen nachweisen und psychologisch auch nur einigermaßen begründen zu müssen, in Hohlräume der Geschichte („zwei Jahre später“ . . . — „Jahre vergingen“ . . .). Aber es gibt auch noch modernere Verkleidungen, die dem Backfisch von ehedem über den Kopf gestülpt werden, um ihn zeitgemäß erscheinen zu lassen. Etwa die „kollektivistische Heldin“ („Vier finden ihren Weg“, „Drei tapfere Mädels gehen ins Leben“, „Drei Mädels in einem Auto“) oder das kesse Sportmädel (Richter, Das Mädchen mit dem Steuerknüppel). Daß die Nebenfiguren noch weniger individuell und lebendig gezeichnet sind als die Heldin, der die ganze Liebe und Sorgfalt der Verfasserin gilt, liegt auf der Hand. Ebenso schematisch und klischeehaft wie die Menschen werden Natur und Milieu geschildert. Es fehlt auch der leiseste Versuch zu individueller Prägung in Sprache, Schilderung und Gedankeninhalten. Man könnte hier allerdings fragen: Ist das überhaupt notwendig und kann man diese Typisierung, die die Backfischgeschichte nicht nur mit der Kitschliteratur, sondern auch mit den einfachen Literaturformen wie Sage und Märchen gemeinsam hat, überhaupt zum Vorwurf machen? Aber gerade, wenn man eine solche Mädchengeschichte mit dem Märchen vergleicht, wird der große Unterschied

zwischen Dichtung und Machwerk sehr deutlich. Im Märchen steckt bei aller Einfachheit eine erstaunliche Darstellungskunst. Mit scheinbar ganz primitiven Mitteln gelingt es dort, die menschliche Phantasie in Schwingung zu bringen und ihr sehr eindrückliche Bilder und Vorstellungen vorzumalen. Die Schematisierung von Zeit und Raum, die Entpersönlichung der Menschen, die Handfestigkeit und Leichtfaßlichkeit von gut und böse gehören zum Wesen des Märchens, niemand wird sie ihm zum Vorwurf machen. Diese Mädchenbücher treten aber mit einem ganz anderen Anspruch auf als das Märchen. Sie geben vor, wirklichkeitsgetreu zu sein, und sind doch im Grunde viel weiter und gefährlicher vom Leben entfernt als das Märchen, das es sich leisten darf, eine ganz primitive Vorstellung vom Leben und den Mächten, die es gestalten, wiederzugeben, da es andere Werte birgt. Die „Erzählungen aus dem Leben" aber — so nennen sich in irgend einer Form die meisten dieser Bücher — werden unwahr und verzerrt, wenn sie die Wirklichkeit, um sie befriedigender, interessanter und schmackhafter zu machen, unter der Hand ins Märchenhafte umbiegen. („Zum Alltag umgelogene Idealität"!)

Mit was für einem Anspruch treten solche Mädchenbücher, die heute noch in Massen erscheinen, auf? Sie wollen unterhalten und zerstreuen. Sie wollen den jungen Menschen aus seiner eigenen Lebenswelt hinausheben in die Welt seiner Wunschträume und seiner Lebenserwartungen. Sie wollen aber auch belehren und erziehen; einmal durch eingestreute Sentenzen und Lebensweisheiten, aber vor allem durch Erleben und Haltung der Heldin. (Was diese jungen Mädchen oft für Gespräche führen müssen, um die Lebensweisheit der Verfasserin „an den Mann" zu bringen, steigt auf Bäume. Z. B. „ich will Gymnastiklehrerin werden, denn in einem gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele!")

Diesen Feststellungen kann nicht etwa entgegengesetzt werden, daß es sich hier um einzelne Ausnahmen handelt, sondern ein großer Teil der heute noch erscheinenden Jungmädchenbücher geht durchaus in der charakterisierten Richtung und stellt nichts anderes dar als ein in rein äußerlichem Sinn modernisiertes Backfischbuch. Als Beleg für diese Feststellung seien einige Beispiele von neuen (1930/31), in recht namhaften Verlagen erschienenen Mädchenbüchern genannt, deren Zahl sich mühelos verdoppeln ließe:

Hilde Brand, Die Wunderkur / Elfriede Brandt, Vier finden einen Weg / Elga Burg, Lili Kerstens Lebensgang / Adele Elkan, Mädel von heute / Emmy Gruhner, Mary Flor und ihre Kameraden / Ala Herrmann, Gerda am Ziel / Laura Lee Hope, Drei tapfere Mädels gehen ins Leben / Helene Horlyk, Inge wieder daheim / Hildegard Mohr, Die Lesewitzer Zwillinge / Estrid Ott, Drei Mädels in einem Auto / Elsbeth Steinbiß, Der Lenz hat Rosen angezündet / Magda Trott, Ursels Backfischzeit / H. v. Waldeyer-Hartz, Die Freundschaftskur / Else Wibel, Nordbergmädel.

Neben diese und ähnliche, aufs schärfste abzulehnende, von jeder inneren Wahrhaftigkeit und Lebensechtheit völlig ferne Machwerke stellt sich eine zweite, viel ernster zu nehmende Gruppe von Mädchenbüchern. Im Suchen

nach dem neuen, zeitgemäßen Mädchenbuch sind von Verlagen und Autorinnen Versuche angestellt worden, mit denen eine nähere Auseinandersetzung, deren Ergebnisse im folgenden kurz angedeutet werden sollen, sich lohnt. Gerade diese Versuche, die ganz bewußt nach neuen Formen und neuen Inhalten für das Jungmädchenbuch suchen, zeigen klar, wie schwer — ja vielleicht sogar, wie unmöglich es ist, ganz um die Klippe der Idealisierung und Romantisierung der wirklichen Welt herumzukommen, wenn man schon ein spezifisches Mädchenbuch schreiben will. Diese Bücher müssen sich auf die seelische Eigenart einer Entwicklungsstufe einstellen, die letzten Endes, auch wenn sie noch so sehr das Gegenteil beteuern sollte, im Buch doch nicht in erster Linie mit der Realität, den Spannungen und Härten des Lebens zusammengeführt werden möchte, sondern mit den Gestalten, Inhalten und den Kulissen ihres Wunsch- und Traumlebens. Diese Tatsache — wie man sie beurteilen, und was man für Konsequenzen daraus ziehen will, ist wieder eine ganz andere Frage — muß auf jeden Fall bei der Beurteilung der Jungmädchenbücher in Betracht gezogen werden. Es müssen daneben sicher noch ganz andere, z. T. entgegengesetzte Wünsche und Bedürfnisse des jungen Mädchens Berücksichtigung finden. So sind die beiden stärksten Antriebe zum Buch beim jungen Mädchen im allgemeinen: auf der einen Seite Flucht aus dem Alltag ins Wunderbare, die Versetzung des Ichs in eine idealisierte Welt voll unbegrenzter Möglichkeiten, und auf der anderen Seite Bedürfnis nach Gestaltung und Durchdringung des eigenen Lebens. Beide Antriebe sind stark Ich-bezogen. Ihnen muß das Mädchenbuch, auch wenn es im übrigen durchaus neue Wege geht, in irgend einer Weise gerecht werden.

Der interessanteste Versuch in dieser Richtung scheint mir die Erzählung „Was tun, Sybille?“ von Sofie Schieker-Ebe zu sein[1]. Wir können in dieser Mädchengeschichte zwar nicht, wie lobende und allzu sehr lobende Kritiken immer wieder sagen, die Lösung der Mädchenbuchfrage sehen, wohl aber einen beachtlichen und sympathischen Beitrag, den die Mädchenwelt ihrerseits schon mit Freude und Anerkennung begrüßt hat. Schade nur, daß die Verfasserin ihre Begeisterung über Sybilles blonde und 15jährige Jugend nicht ein wenig mehr zähmen konnte; sie würde dann stärker gewirkt haben. Der Heiligenschein von Unverdorbenheit, Herzensgüte und Jugendfrische um Sybilles Charakterkopf wird zwar den Reiz des Buches für einen großen Teil der Mädels nur noch steigern, der kritische Leser aber wünschte ihn gern etwas gemildert, denn dadurch würden die positiven Seiten des Buches: seine lebendige Frische, sein Verständnis für die Jungmädchenpsyche stärker heraustreten. Schade auch, daß zu diesem Buch noch ein zweiter Band erscheinen mußte, der überhaupt nichts Neues und Notwendiges, sondern nur eine völlig überflüssige, schwächere Variation des ersten Bandes bringt.

Einen Beitrag von katholischer Seite gibt Emanuela Mattl-Löwenkreuz in „Li, ein modernes Mädchen“. Ein junges Mädchen schildert in seinem Tagebuch seine Entwicklung, die vom eigenwilligen, unverständigen Kindsein über viele Umwege in eine glückliche Ehe hineinführt. Bedenklicher

[1] Die Bücherliste der in diesem Beitrag als brauchbar empfohlenen Bücher findet sich am Schluß des Beitrags.

noch als die merkwürdige Mischung von gewolltem Modernsein und altmodischer Jungmädchenromantik scheint mir an diesem Tagebuchroman eine unangenehme Selbstbespiegelung und reflektierende Eitelkeit (siehe Seite 17; 97; 128) der Heldin zu sein. Ich würde aus diesem Grund das Buch nicht verwenden.

Der Titel „Ma-Re-Li" (Marianne, Regis, Lilian) von Else Hinzelmanns neuem Mädchenbuch erweckt die schlimmsten Befürchtungen, aber glücklicherweise ist die Geschichte nicht so albern wie ihr Titel. Das Buch ist innerhalb seiner Grenzen für junge Mädchen sogar brauchbar. Es schildert, allerdings ohne jede Vertiefung und dichterische Gestaltung — die letztere erwartet man ja von einem Jungmädchenbuch dieser Art auch gar nicht —, aber frisch und spannend und unter Hinzuziehung moderner Gesichtspunkte den Weg, den ein Schwesterntrio aus der Siedlung Hellerau ins Leben nimmt.

Urwüchsiger und sprühender versteht allerdings Barbra Ring in ihren beiden Büchern „Anne Karine Corvin" und „Petra" zu schildern. „Anne Karine Corvin" ist eine moderne, aber nicht unsympathische Variation von „Papas Junge", gut erzählt, in manchem etwas oberflächlich, aber gerade darum spannend und unterhaltsam.

Ein recht brauchbares, weil anspruchsloses und bescheidenes Buch gibt Käthe Miethe in ihrer Primanerinnengeschichte „So ist Liselotte". „Liselotte ist das junge Mädchen von heute, so wie es wirklich ist, nicht wie Magazine und Filme es immer wieder zeigen. Wie die meisten jungen Menschen unserer Zeit steht auch Liselotte der schweren Aufgabe gegenüber, der wachsenden Not mit festem Ziel zu begegnen, sich klaglos einzuschränken und dennoch an die Zukunft zu glauben." So sagt die Besprechung des Umschlagtitels. Das junge Mädchen von heute gibt es zwar nicht, glücklicherweise, aber Liselotte ist guter Durchschnitt. Ihre Geschichte hält sich wohltuend frei vom Überschwang und der Unechtheit der üblichen Backfischliteratur.

Ähnlich sind auch die beiden Bücher „Vibe" von Bertha Holst (besprochen in Bd. XIV, 1930, S. 284) und „Die drei Rotfüchse" von Johanne Marie Willer zu beurteilen. Es hat fast etwas Rührendes, wie sehr sich J. M. Willer bemüht, nicht in den Bahnen der üblichen Backfischgeschichte zu wandeln; dazu gehört, daß die Geschichte nicht mit den obligaten drei Verlobungen endet, sondern bedeutend kompliziertere Wege geht! Die leicht moralisierende Haltung der Verfasserin tritt nicht in einer Weise in Erscheinung, daß das Buch nicht für jüngere Mädchen empfohlen werden könnte.

An „Hansis Vorfrühling" von Li Maria Heckel sind das Schlechteste die Illustrationen. Die Geschichte an sich, die das Alltagsleben eines jungen Mädels schildert, indem sie „vom Leben ausgeht und dem Leben dienen möchte", streift unaufdringlich manche Fragen, die das junge Mädchen berühren, und ist trotz eines sentimentalen Einschlages nicht unbrauchbar.

Weiter sei noch auf ein Buch hingewiesen, das nicht in dem Sinn wie die anderen „Mädchenbuch" ist, denn es ist kein für junge Mädchen geschriebenes Zweckbuch, sondern das Werk eines Dichters. Aber eben darum möchte die Geschichte von „Christa" von Otto Flake jungen Mädchen in die Hand gegeben werden. Sie werden an dieser Kindergeschichte Freude haben, die Jüngeren an der kindertümlichen, lebendigen Erzählweise, in der Christas

Kinderjahre mit ihren großen und kleinen Erlebnissen geschildert sind, die Älteren auch an der pädagogisch so vernünftigen Haltung der Eltern und an dem sich in die Kinderseele einfühlenden Verständnis des schreibenden Vaters. Nur, warum in dieser sonst so wohltuend unromantischen und auf Wahrhaftigkeit begründeten Erziehung ausgerechnet der „Storch" auftauchen muß, bleibt ein Rätsel! Auch bei „Susanne und Marie" von Bruno Brehm hat man es nicht mit einem spezifischen Mädchenbuch zu tun. Da es sich aber um die Geschichte einer Mädchenfreundschaft handelt, wird rein vom Stoff her bei jungen Mädchen Interesse für diese Erzählung vorhanden sein. Sie scheint mir allerdings zwar brauchbar, aber doch lange nicht so lebensnah, sondern weniger unmittelbar und reflektierter erzählt zu sein als etwa „Christa", und es bleibt darum abzuwarten, wie weit das Buch bei jungen Mädchen überhaupt Anklang findet.

An letzter Stelle ist noch ein leider mißglückter Versuch zu nennen. „Die Mädels aus der Fadengasse. Mädchen von heute, wie sie ihr Leben gestalten" nennt Lisbeth Burger ihr Buch, mit dem sie sich an die jungen Mädchen unserer Zeit wenden will. Sie sagt darüber: „Es fehlt der Lindsey unserer deutschen Jugend — aber nicht nach Art der Amerikaner soll er uns einseitig entgleiste Jugend vor Augen führen und behaupten, so waren sie alle. Sondern er soll sich unsere Jugend ansehen, wie sie ist. Soll, wenn es sein muß, durch die Straßen ziehen von Haus zu Haus und Menschen suchen. Und erst, wenn er sie überall gesehen hat, sie in ein Bild zusammenfassen. Vielgestaltig und bunt. Ein wenig mit den Augen der Seele gesehen" (S. 271). Die Verfasserin will aber nicht nur Jugend zeichnen, sondern sie will vor allem in ganz bestimmter Richtung führen und beeinflussen. Sie will eine Art Lebenslehre für alle zentralen Fragen, die das junge Mädchen bewegen, geben. Sie selber, die siebzigjährige Hebamme a. D., ist eine unsentimentale, temperamentvolle und warmherzige Frau, die in ihrem Leben viel in Menschenschicksale hineingesehen hat. Verstehend, aber ein Mensch der alten Zeit, fest verwurzelt im Boden eines patriarchalisch bestimmten Lebensgefühls und eines primitiven, aber lebendigen Katholizismus. Beides wirkt sich stark aus in ihrem Buch. Sie kann auf eine Art erzählen, die die Mädels packt, aber sie will zuviel des Guten. Schicksal um Schicksal und Bild um Bild wird aneinandergereiht; und man wird ermüdet und abgestoßen durch Häufung und Wiederholung und allzuviel „Moralin". Schade! Aber Lisbeth Burger hätte wahrscheinlich dieses Buch, hinter dem sie mit dem ganzen Einsatz ihrer lebendigen Persönlichkeit und ihrer gläubigen Überzeugung steht, doch nicht anders schreiben können. In dieser Form aber wird es nur in ganz enger Begrenzung Bedeutung haben können, während es sonst als zwar sehr ernst zu nehmender, aber mißlungener Versuch, ein Mädchenbuch für weitere Kreise zu schaffen, angesehen werden muß.

*

Wenn ich nun nach dieser kurzen Auseinandersetzung mit alten und neuen Tendenzen auf dem Gebiet der Jungmädchenliteratur die anfangs gestellte Frage nach der Berechtigung und nach der Notwendigkeit des Mädchenbuches wieder aufnehmen darf, so komme ich zu einer etwas anderen Antwort, als Fronemann sie gegeben hat. Er spricht von der Gleichwertigkeit

und der Gleichberechtigung von Mann und Frau, läßt aber die Ungleichartigkeit der Frau hier völlig außer acht. Es ist eine kühne Behauptung, wenn festgestellt wird, daß bei den Geschlechtern zwar verschiedene „Lesegewohnheiten" und verschiedene Entwicklungsstufen, im übrigen aber gleiche Interessen und gleiche Bedürfnisse vorliegen. Und dann werden gar die Knaben als Kronzeugen gegen das Mädchenbuch angeführt! In der Büchereiarbeit ergeben sich genug Gelegenheiten, die starke Verschiedenheit der Leseinteressen von Jungens und Mädels zu beobachten. Und wenn man den Mädels auch hie und da einen Schuß mehr Eisen ins Blut wünschte, so wird man ihnen doch das Recht und die Notwendigkeit ihrer andersartigen Interessen nicht absprechen und die mehr gemütsbetonten Antriebe, die sie zum Buch führen, nicht geringer werten als die andersgearteten Antriebe der Jungen. Es kann m. E. auch niemals Absicht der Mädchenerziehung und der Schule sein, in Verwechslung von Gleichwertigkeit und Gleichartigkeit, gerade in den Reifejahren nicht auf die Eigenart des Mädchens eingehen, sondern sie nivellieren zu wollen. Gerade das junge Mädchen, das in den Entwicklungsjahren steht, will und soll als Mädchen, als werdende Frau und nicht als „der weibliche Jugendliche" genommen und verstanden sein. Das heißt nicht, daß nicht in manchen Bezirken völlige Übereinstimmung zwischen Mädchen- und Jungenbildung herrschen kann; aber neben der Übereinstimmung darf im Interesse beider Geschlechter auch die Abweichung, die Betonung der Andersartigkeit nicht außer acht gelassen werden. Von dieser Position aus ist die Frage: „Ist für das junge Mädchen das besondere Mädchenbuch notwendig und richtig?" nicht mehr so einfach und eindeutig zu beantworten, wie Fronemann es glaubt tun zu können.

Mir scheint, daß zwischen Kinder- und Erwachsenenbuch eine Lücke liegt, die beim Jungen leichter und einfacher ausgefüllt werden kann als beim Mädchen. Für Mädchen weiter Kreise wird innerhalb einer bestimmten Entwicklungsstufe (etwa vom 13. bis zum 16. Jahre) das spezifische Jungmädchenbuch, d. h. das für das junge Mädchen geschriebene Buch, kaum ausschließlich durch etwas anderes zu ersetzen sein. Das junge Mädchen verlangt in diesem Alter besonders stark nach dem ihm gemäßen, seine Fragen und Probleme behandelnden Buch. Soll man, mit dem Wissen, daß es sich hier um eine Art Übergangsliteratur handelt, ihm in diesem berechtigten Wunsch nicht entgegenkommen? Allerdings muß innerhalb der Jungmädchenliteratur immer wieder eine sorgfältige Auswahl getroffen werden. Wichtig ist auch, daß schon während der Zeit, wo das junge Mädchen innerlich stark auf das spezifische Mädchenbuch eingestellt ist, versucht wird, seine Lektüre zu erweitern und ihm Wege in die Dichtung und in die Erwachsenenliteratur zu bahnen, damit Anknüpfungen geschaffen werden. Vor der Ausschließlichkeit des Mädchenbuches, das auch in seinen besten Vertretern doch zurechtgemachte Literatur, Zweckliteratur ist und leicht verengend und vernebelnd wirken kann, ist dringend zu warnen. Eine völlige Ablehnung des spezifischen Mädchenbuches scheint mir aber ebenso falsch zu sein wie seine Überschätzung. Ich glaube, daß eine vernünftige Tolerierung des Jungmädchenbuches an sich — verbunden mit einer sorgfältigen Auswahl — für den Erzieher und damit auch für die Bücherei vielleicht doch das Weitsich-

tigere und Ungefährlichere ist als ein gewaltsames und oft verfrühtes Hindrängen des jungen Mädchens zu Dichtung und Erwachsenenliteratur.

Bücherliste

Bruno Brehm, Susanne und Marie. Die Geschichte einer Mädchenfreundschaft. München 1929, R. Piper & Co. 257 Seiten. Preis geb. 3.60 RM. Vom 15. Jahre ab.

Otto Flake, Christa. Ein Kinderroman. Berlin 1931, S. Fischer. 183 Seiten. Preis geb. 3.— RM. Vom 12. Jahre ab.

Li Maria Heckel, Hansis Vorfrühling. Eine Erzählung für junge Mädchen. Braunschweig 1924, G. Westermann. Preis geb. 2.— RM. Vom 12. Jahre ab.

Elisabeth Hinzelmann, Ma-Re-Li. Ein Buch für junge Mädchen. Ravensburg 1931, O. Maier. 248 Seiten. Preis geb. 3.75 RM. Vom 13. Jahre ab.

Bertha Holst, Vibe. Ein Mädchenleben. Köln 1929, H. Schaffstein. 286 Seiten. Preis geb. 3.48 RM. Vom 14. Jahre ab.

Käthe Miethe, So ist Liselotte. Die Geschichte einer Primanerin. Köln 1931, H. Schaffstein. 223 Seiten. Preis geb. 3.80 RM. Vom 14. Jahre ab.

Barbra Ring, Anne Karine Corvin. Erzählung. München 1929, A. Langen. 161 Seiten. Preis geb. 2.50 RM. Vom 13. Jahre ab.

Barbra Ring, Petra. Die Geschichte eines jungen Mädchens. München 1929, G. Müller. 295 Seiten. Preis geb. 5.50 RM. Vom 14. Jahre ab.

Sofie Schieker-Ebe, Was tun, Sybille? Abenteuer eines jungen Mädchens. Stuttgart 1930, Silberburg. 136 Seiten. Preis geb. 3.40 RM. Vom 14. Jahre ab.

Johanne Willer, Die drei Rotfüchse. Köln 1929, H. Schaffstein. 260 Seiten. Preis geb. 3.50 RM. Vom 12. Jahre ab.

Else Schaeffer

Was wir vom Buch erwarten?

Antworten der 15- bis 20jährigen Mädchen[1]

Der Börsenverein der Deutschen Buchhändler erließ zusammen mit dem Reichsverband des deutschen Schrifttums im Dezember 1930 eine Rundfrage „Was wir vom Buch erwarten?“, die sich an die 15—20jährigen Mädchen wandte. Über die eingegangenen Antworten ist ein Vorbericht gegeben worden in Gestalt einer kleinen, heute leider vergriffenen Broschüre. Es wird darin dargestellt der Verlauf des Preisausschreibens; die Namen der Preisträgerinnen werden genannt, und einige — vierzehn — Arbeiten sind ganz oder im Auszug abgedruckt. Auf viele tausend Frageblätter, die an Schulen, Buchhandlungen und Büchereien verteilt worden waren, waren 1900 Antwor-

[1] Frau Elise Hofmann-Bosse, die leider an der Braunschweiger Tagung des VDV nicht teilnehmen konnte, beabsichtigte in ihrem Referat über das Jungmädchenbuch auch auf das Material einzugehen, das eine Rundfrage des Börsenvereins ergeben hatte. Das Institut für Leser- und Schrifttumskunde wird voraussichtlich noch in diesem Jahre eine besondere Veröffentlichung über das Material vorlegen. Wir freuen uns, heute einen ersten Einblick in dieses interessante Material bringen zu können. D. S.

ten eingegangen. Um die Aktivität der Antwortenden anzuerkennen, wurde der Kreis der Preisträger möglichst weit gezogen. 400 Preise — einschließlich der Trostpreise — kamen zur Verteilung. Die kleine Broschüre wurde für den „Tag des Buches 1931" vom Börsenverein versandt. Sie hat teilweise in der Presse Anzeige, Besprechung und Abdruck gefunden. Zu den Resultaten des Preisausschreibens, soweit sie in den preisgekrönten Arbeiten zum Ausdruck kommen, äußerte sich Ricarda Huch in der „Literarischen Welt", 7. Jahrg., Nr. 12. Frau Huch stand im Preisrichterkollegium an führender Stelle. Die Mittelschulrektorin Fräulein Schmücker aus Essen — ebenfalls Preisrichterin — berichtete über die Arbeiten in „Mädchenbildung auf christl. Grundlage", 27. Jahrgang 1931, Heft 7. Die Huchschen Ausführungen sind in zahlreichen Zeitungen zitiert worden. Die eingegangenen Arbeiten sind in den Besitz des Instituts für Leser- und Schrifttumskunde, das an der Sichtung und Prämiierung führend beteiligt war, übergegangen und sollen in einer besonderen Veröffentlichung eine gründliche Darstellung und Auswertung erfahren.

Es sei nun, um das Interesse der bibliothekarischen Kollegenschaft an dem Ergebnis dieses Preisausschreibens einigermaßen zu befriedigen, einiges von den Ergebnissen vorweggenommen und in großen Zügen dargestellt.

Zunächst ist zu sagen, daß das eingegangene Material, wenn man es in jugendpsychologischer Hinsicht betrachtet, sich als sehr zuverlässig erweist. Alle Schwingungen jugendlicher Seelen finden in diesen ganz persönlich gehaltenen, ja zum Teil im Tone intimsten Bekenntnisses gegebenen Darlegungen ihren Ausdruck. Jugendlicher Optimismus wechselt mit jugendlicher Schwermut, feinste Einfühlung in die Werke der Dichtung mit rasch befriedigtem Unterhaltungstrieb; religiöses und weltanschauliches Suchen mit noch kindlichem Befriedigtsein in den überschaubaren Grenzen des von Schule und Haus Gebotenen; Zweifel und Anklagen mit gläubigem Vertrauen zu der angeblich gesicherten Welt der Erwachsenen.

Interessant ist es, den Einfluß der verschiedenen Schulgattungen: Berufsschule, Mittelschule, Studienanstalt und Gymnasium zu beobachten.

Ergreifend ist das Bild, das sich ergibt aus den Darlegungen dieser zahlreichen jungen Menschen im Hinblick auf ihre äußere und innere Situation. Wie oft ist die Umgebung dem Umgang mit dem Buche feindlich (das klingt besonders aus den Berichten der Berufsschülerinnen); wie verhältnismäßig selten ist die Rede davon, daß die Eltern die Lektüre günstig beeinflußt haben. Wieviel bleibt dem Zufall überlassen, und wie sehr stehen diese jungen Menschen unter dem Einfluß des Zeitgeschehens. Was der Buchhandel auf den Markt bringt und wovon gesprochen wird, das dringt auch an sie heran, und eine große Mehrzahl verwahrt sich dagegen, daß man ihnen besondere Jungmädchenbücher bereithalten solle. Im Gegenteil: sie erachten es als die Aufgabe des Buches, ihnen endlich den Weg in das Leben zu bahnen und den Anschluß an die Welt zu geben, in die sie eintreten, und in der sie sich nicht nur behaupten, sondern — wie aus vielen Äußerungen hervorgeht — in der sie auch ihren Aufstieg finden wollen. Das Verlangen nach Büchern zu Berufsfragen, nach Büchern, die, wie es heißt „uns für unseren Beruf der Hausfrau und Mutter" vorbereiten, ist verhältnismäßig groß. In vielen Zuschriften wird das Jungmädchenbuch abgelehnt, in dem das reiche und schöne

Mädchen den seinem Reichtum und seiner Schönheit entsprechenden Lebensweg geht. „Wir wollen wissen, wie ein armes Mädchen sich heraufarbeiten kann“, „Wir wollen hören, wie ein Mädchen aus bürgerlichen Kreisen einen Beruf wählen und darin glücklich werden kann“. Solche Fragen und Forderungen kehren immer wieder. Dann heißt es aber auch einmal: „Könnte nicht eine Frau uns Mädchen die Erklärungen über die Zustände unserer jetzigen Zeit geben und uns zeigen, wo unser Platz ist und wie wir helfen können, daß es besser werde?“

Eine wesentliche Frage ist auch die nach der sexuellen Aufklärung, und wenn sie auch sehr verschieden zum Ausdruck kommt, so ist doch die eine Forderung durchgehend: „Man gebe uns Wahrheit, man verschone uns mit schwülen und aufregenden Darstellungen, wir wollen wissen, wie es im Leben zugeht und nicht mehr.“ Daß dieses Wissen nun freilich weit über das hinausgeht, was die jugendlichen Herzen aufnehmen wollen und was der jugendliche Optimismus verträgt, das empfindet man beim Lesen dieser Berichte schmerzlich. So kommen allenthalben die Lebensnöte zum Ausdruck, — verschieden je nach den Gesellschaftskreisen, denen die jungen Mädchen angehören, aber doch überall stark empfunden und verarbeitet. Es entspricht diese Darstellung ja der Frage im Preisausschreiben: „Habt Ihr eine Vorstellung von Büchern, die Ihr heutzutage brauchen könntet?“ Auch danach ist gefragt, ob Bücher gewünscht werden, die fürs tägliche Leben Rat geben können; und die Antworten auf diese Frage sind nun auch recht verschieden, zum Teil sehr fein und sehr reif. — Daneben kommt aber auch in zahlreichen Äußerungen ein wirkliches Verhältnis zum Buch als Sprach- und Literaturwerk zum Ausdruck, und in mancher Zuschrift wird die Lebensbezogenheit abgelehnt und das Buch als nationales Geisteswerk respektiert. — Eine andere Frage ist die, ob die Jungen und Mädchen im Alter von 15—19 Jahren die gleichen Bücher brauchen. Hier lauten die Antworten und Begründungen so verschieden, wie nur möglich; etwa: „Selbstverständlich, denn wir sind doch ganz anders als die jungen Burschen“, oder: „Natürlich nicht, denn warum immer trennen, was das Leben doch später eint“; oder: „Es werden schon dieselben Bücher sein müssen, aber wir Mädchen lesen alles mindestens ein Jahr früher, denn wir sind zeitiger reif“. In Äußerungen der Berufsschülerinnen heißt es sehr oft: „Selbstverständlich brauchen wir andere Bücher als die Jungen, die mit Abenteuern und Technik zufrieden sind, wofür wir uns nicht interessieren können“; oder: „Während ich eine schöne Liebesgeschichte lese, liest mein Bruder nur Räuberisches, allenfalls noch Karl May.“ Mitunter aber auch stoßen wir auf Antworten, die mit „Ja und Nein“ eingeleitet sind und diese Frage in feiner und besinnlicher Weise abhandeln, von der Verschiedenheit der Interessen ausgehend, doch den gemeinsamen Weg zur großen Literatur aufzeigend.

Ein Wort sei noch gesagt über die Rolle, die die Büchereien in diesen Berichten spielen. Nur in wenigen ist die Rede davon, daß die öffentliche Bücherei der Schreiberin Weg und Richtung gegeben hat, häufiger tritt die Schülerbücherei auf, aber dann zeigt sich oft auch im übrigen Bericht ein enges Verbundensein mit der Schule. Da, wo die öffentliche Bücherei auftritt, zeigt sich sofort ihre erfreuliche Wirkung insofern, als dann tatsächlich in den Gesichtskreis des jungen Menschen Bücher gekommen sind, die für

ihn wesentlich und wertvoll waren und die, weil nicht Erzeugnis der Tagesproduktion, kaum auf anderem Wege ihm erreichbar gewesen wären.

Die gründliche Bearbeitung der Ergebnisse des Preisausschreibens wird sicher unsere Anschauung von Wert und Bedeutung der Lektüre der nachwachsenden Generation unserer Frauen und Mütter noch wesentlich klären und bereichern können. Hoffen wir, daß sie nicht zu lange auf sich warten läßt.

Elise Hofmann-Bosse

Aus der Praxis für die Praxis

Unter dieser Rubrik werden Beiträge veröffentlicht, die sich auf praktische Einzelfragen beziehen, und die von Erfahrungen besonders auch in kleinen und mittleren Büchereien berichten. Solche Beiträge wollen natürlich nichts grundlegend Neues bringen, sondern vielmehr als Anregungen und Berichte „aus der Praxis für die Praxis" angesehen sein.

Zur Benutzung der Jugendherbergs-Büchereien

In den Jugendherbergen in Johanngeorgenstadt, Rittersgrün und Affalter im sächsischen Erzgebirge wurden vor drei Jahren kleine Büchereien eingerichtet, über deren Benutzung sich in diesen Tagen des Abschlusses des „Bücherstiftungswerkes der D.B.G." zu berichten lohnt[1]. In allen drei Fällen handelt es sich um Anfänge einer noch auszubauenden und ausbaufähigen Bücherei. Absichtlich wurde vom Geldgeber auf Verwaltungstechnik und Ausleihsystem kein besonderer Wert gelegt. In J. liegen in den Tagesräumen und in den Schlafsälen die Bücherverzeichnisse, aus denen der Jugendliche seine Wünsche aufschreibt. Die gewählten Bücher sind von ihm am Küchenschalter gegen Hinterlegung eines geringen Pfandes zu verlangen. Er haftet persönlich für das entliehene Werk. In A. stehen die zu verleihenden Bücher für jeden sichtbar in einem Tagesraum in verschlossenem Schrank. Die Bücherverzeichnisse liegen ebenfalls an verschiedenen Stellen der Jugendherberge aus. Der Jugendliche wendet sich an den Herbergsvater, der die Bücher verleiht. Führer größerer Gruppen oder Lehrer haben das Recht, Gewünschtes selbst dem Schrank zu entnehmen. In R. hindert keinerlei Bestimmung den Jugendlichen an der jederzeitigen Benutzung von Büchern. Sie stehen als Freihandbücherei auf der Diele des Hauses an sichtbarster Stelle. Die Durchsichten der Buchbestände ergaben, daß der Freihandbestand am stärksten abgenutzt wird. Durch die Rückgabe an die Herbergseltern wird gleichzeitig eine Bestandskontrolle getrieben. Das ist auch ihr Sinn. Es ist nicht beabsichtigt, bei der Büchervermittlung durch den Herbergsvater eine Leserkontrolle auszuüben.

Alle drei Jugendherbergen werden von Einzelwanderern, mehr aber noch von wandernden Gruppen besucht. Im Sommer finden Erwerbslosenfreizeiten statt mit jüngeren Erwerbslosen aus dem Chemnitzer, Zwickauer oder Leipziger Stadt- und Landkreis. Auch Schulklassen aus der näheren und weiteren Umgebung (bis von Dresden und Leipzig) mit zehn- bis vierzehnjährigen Kindern halten sich oft wochenlang in den Jugendherbergen des Erzgebirges auf. Der Winter sieht Tausende von Sportlern im Gebirge, und oft trifft man an

[1] Siehe dazu auch die Ausführungen am Schluß dieser Nummer und in Nummer 6 des vorigen Bandes der „Hefte" (1931, S. 377). D. S.

Sonn- und Festtagen Tanz-, Spiel- oder Singgruppen, die zu Aussprachen oder gemeinsamer Arbeit die sonst stillen und abseits gelegenen Jugendherbergen beleben. Außer den ungebundenen Jugendgruppen sind es sportliche Kreise, proletarische und religiöse Jugendverbände, die zu den regelmäßigen Besuchern zählen. Führend ist die Sozialistische Arbeiterjugend. Darauf mußte bei der Auswahl der Bücher Rücksicht genommen werden. Da in den meisten Jugendherbergen noch keine guten Büchereien vorhanden sind, hat sich der Jugendliche daran gewöhnt, sich die ihm gemäße Literatur mitzubringen. Das spart die Anschaffung aller Spezialliteratur.

Die Einrichtung dieser drei Jugendherbergsbüchereien übernahm die Amtliche Sächsische Kreisberatungsstelle für das volkstümliche Büchereiwesen in Schwarzenberg. Sie ging bei der Einrichtung von der Annahme aus, daß nur in den seltensten Fällen sich Leser finden würden für größere Werke, umfangreiche Romane oder schwierige Lehrbücher. Gelesen wird von einzelnen an schönen Tagen im Freien, an regnerischen oder schlechten Tagen im Zimmer. Am Abend liest wohl auch zuweilen ein Führer einer Gruppe aus einem Buche vor. Die Kurzgeschichte und das bebilderte Buch sind bevorzugt. Die Buchbestände, zunächst je rund 80 Bände, sind gleichmäßig zusammengestellt. Es sollte dem Einzelwanderer möglich sein, ein in der einen Herberge angelesenes Buch in der benachbarten, kaum eine Tageswanderung entfernt liegenden, am nächsten Abend weiter zu lesen. Diese Übereinstimmung der Buchbestände ist hier als Experiment aufzufassen und schien uns bei der engen landschaftlichen und volkskundlichen Verbundenheit erlaubt. Die geographische und landschaftliche Lage der Jugendherbergen wurde bei der Auswahl betont. Das Bücherverzeichnis weist folgende Gruppen auf: 1. Romane, Erzählungen, Novellen; 2. Sagen und Märchen; 3. Gedichte; 4. Lebensbilder; 5. Deutschland, unser Vaterland. Reisen und Abenteuer; 6. Sachsens Land und Volk; 7. Das Erzgebirge; 8. Unser Wald; 9. Für Fahrt und Herberge (Lied und Tanz, Spiel und Sport); 10. Fragen der Jugendbewegung. Davon sind die Bücher der ersten, zweiten, fünften und neunten Gruppe gut, die der sechsten, siebenten, achten und letzten Gruppe gar nicht benutzt worden.

Übereinstimmend sind in den drei Jugendherbergs-Büchereien s e h r g u t gelesen worden: Die Erzählungen von Jack London; Hesse, Knulp; Heye, Wanderer ohne Ziel; Heye, Unterwegs; Rosegger, Als ich noch der Waldbauernbub war; Grimm, Deutsche Märchen (Ausgabe „Bücher der Rose"); Rosa Luxemburg, Briefe aus dem Gefängnis.

A n z w e i t e r S t e l l e stehen nach ihrer Benutzung: Stevenson, Das Flaschenteufelchen; Paasche, Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara; Löns, Mümmelmann; Gorki, Meistererzählungen; Timmermans, Pallieter; Böhlau, Ratsmädelgeschichten; Dickens, Erzählungen; Volkmann-Leander, Träumereien, ferner Storm, Finckh, Eyth, Mörike, Thoma, heimatliche und heitere Mundartdichtungen des Erzgebirges; Tore, Türme, Brunnen; Die schöne Heimat, Deutsche Burgen und feste Schlösser, Ruge, Dresden und die sächsische Schweiz, Chemnitzer Wanderbuch, Bürgel, Die seltsamen Geschichten des Doktor Ulebuhle, Brehm, Säugetiere (Reclam-Ausgabe), Brandt, Vorschule der Kunstbetrachtung, Deutsches Spielhandbuch, Meyer, Volkstänze, Jöde, Der Irrgarten, Avenarius, Das fröhliche Buch, Wegener, Wir jungen Männer.

W e n i g gelesen wurden: Die Gedichtbände außer dem fröhlichen Buch, Popert, Helmut Harringa, Die Wanderbücher von Hahnewald, Löns, Aus Forst und Flur, Ebner-Eschenbach, Ein Buch für die Jugend, Siebert, Sächsische Sagen, G. Klee, Rittergeschichten, Protzen, Vom Schwarzwald bis zum Schwarzen Meer.

Gar nicht oder ganz vereinzelt wurden benutzt: Der König, Friedrich der Große; Der Morgen, Jugenderinnerungen deutscher Männer; Schmidt, Kursächsische Streifzüge, Band 5 Das Erzgebirge; Fendrich, Der Wanderer; Riehl, Vom Wandern; Luther, Der Wintersport; Feucht, Bäume und Sträucher unserer Wälder; Mielert, Verträumte Städte; Michael, Pilzbuch; Plüß, Blumenbüchlein; Bölsche, Unser Wald; Schreiter, Geologischer Führer durch das Erzgebirge; Foerster, Jugendseele, Jugendbewegung, Jugendziel; Stählin, Schicksal und Sinn der deutschen Jugend; Stählin, Der neue Lebensstil; Cauer, Lebenskunde; Mitis, Allerlei Brettspiele; Das Weimar der arbeitenden Jugend; und Bücher über das Singen, außer dem Irrgarten von Jöde.

Weniger wichtige Bücher sind hierbei nicht mit aufgeführt. Zusammenfassend kann also gesagt werden: Der junge Wanderer und Besucher der Jugendherberge verlangt ebenso wie in der Jugendbücherei nach abenteuerlichen und spannenden Geschichten. Theoretische Werke über das Wandern und seine Vorbereitung, die Natur und Heimat, der Jugendbewegung Sinn und Aufgabe liest er dort nicht. Soweit man sich mit solchen Fragen auf Wanderungen beschäftigt, besitzt man die Quellen und führt sie im Rucksack bei sich. Anders würde die Benutzung aussehen, wenn der Herbergsvater oder Leiter als guter Berater sich betätigte. Jedoch ist das nur in den seltensten Fällen möglich, und so bleibt uns zunächst nichts weiter übrig, als so gewissenhaft wie nur möglich bei der Auswahl der Bestände zu verfahren.

Arthur Werner

Büchereien für Arbeitslager des freiwilligen Arbeitsdienstes[1]

Die Arbeitslager des freiwilligen Arbeitsdienstes im Bereich des Landesarbeitsamtes Südwestdeutschland unterstehen großenteils dem „Heimatwerk“, einer Vereinigung folgender Verbände: Verein zur Förderung der Volksbildung; Jugendsekretariat; Caritasverband; Landesausschuß für Jugendpflege. Als Rechtsträger zeichnet der Verein zur Förderung der Volksbildung Stuttgart. Damit ist schon eindeutig erwiesen, daß das Ziel der Arbeitslager volksbildnerisch bestimmt ist. In den Richtlinien für die Arbeitslager heißt es: „Der Zweck der Arbeitslager ist weder bloße Beschäftigung noch bloße äußere Versorgung, sondern die Wiedereinfügung vor allem der Jugendlichen in die Gemeinschaft. Dies geschieht durch gemeinschaftliche Arbeit, durch das Zusammenleben im Lager, durch die zweckmäßige Gestaltung der Freizeit und durch das persönliche Vorbild des Leiters.“ An anderer Stelle dieser Richtlinien wird über die Ausgestaltung der Freizeit gesagt, sie müsse unter anderem unter dem Gesichtspunkt durchgeführt werden, „daß der Jugendliche körperliche Entspannung, geistige Klärung und Weiterführung, sowie eine Stärkung seines Charakters und seines Gemeinschaftswillens erzielt.“

Daraus ist die Notwendigkeit und auch die Aufgabe einer Lagerbücherei ge-

[1] In den letzten Monaten ist in verschiedenen Teilen Deutschlands der freiwillige Arbeitsdienst durchgeführt. Einige Berichte und Angaben über solche Veranstaltungen sind unter den „Materialien“ am Schluß dieser Nummer aufgeführt. In besonders planmäßiger und sozialpädagogisch geschlossener Form ist die Arbeit unter Führung von Theodor Bäuerle in Württemberg in Angriff genommen. Wir bringen heute zwei kurze Hinweise, aus denen bereits deutlich wird, welche neuen Möglichkeiten und Aufgaben auch für die Arbeit mit dem Buch sich aus diesen neuen Formen sozialpädagogischer Tätigkeit ergeben. Es scheint uns dringend erwünscht, daß auch die Volksbibliothekare sich rechtzeitig auf diese neuen Anforderungen einstellen. Wir werden auf diese Fragen in diesem Band der „Hefte“ noch näher eingehen. D. S.

geben. Ihr Ziel ist dasselbe wie das jeder volkstümlichen Bücherei. Wie gering sind aber die Mittel und die Möglichkeiten, dieses Ziel zu erreichen!

Es sei ganz abgesehen von dem persönlichen Verhältnis des Lagerleiters zum Buch und damit zur Büchereiarbeit überhaupt. Hier einigermaßen die Voraussetzungen zu schaffen, ist Aufgabe von Lehrgängen für die Lagerleiter, in welchen sowieso schon der Hauptnachdruck auf die Schulung in der Ausgestaltung der Freizeit gelegt wird. (Inzwischen hat ein solcher Lehrgang in der Volkshochschule Comburg stattgefunden.) Die Ausnutzung einer solchen Lagerbücherei ist nicht einfach. Sie muß vom Lagerleiter in die Freizeitarbeit eingebaut werden in mancherlei Form: Morgenfeier, Bezugnahme auf die Bücherei in Arbeitsgemeinschaften, Vorlesestunden, gemeinsame Lektüre, sachgemäße und beratende Ausleihe für freie Lektüre.

Schon von hier aus gesehen ist die Auswahl, auf die ja alles ankommt, sehr schwierig. Es kommen aber weitere Gesichtspunkte hinzu, die beachtet sein wollen: die geringe Zeit, die neben den sonstigen Freizeitveranstaltungen für das Lesen bleibt; die sehr oft ganz minimale Lesefertigkeit der Teilnehmer; die Kürze der Arbeitslager überhaupt (Höchstdauer 20 Wochen); die Wirkung der Kameradschaft und des Gemeinschaftslebens (Unterkunft bei „geschlossenen" Arbeitslagern oft völlig abgesondert an einem abgelegenen Arbeitsplatz); die besondere Geistigkeit des jungen Arbeitslosen, der aus seinem gewohnten Milieu völlig herausgerissen ist und hier vielleicht zum erstenmal, wenn auch auf kurze Zeit, einen sinnvollen Zusammenhang zwischen Arbeit und Mensch, eine „sinnvolle und einheitliche Gestaltung des Tages und den natürlichen Rhythmus der Woche"[1] ahnt und spürt.

Der erste praktische Versuch der Eingliederung des Buches in die Arbeitslager des freiwilligen Arbeitsdienstes wurde im vergangenen Sommer in der Form unternommen, daß aus bestehenden öffentlichen Büchereien eine Anzahl von Büchern zusammengestellt wurde, von denen angenommen werden konnte, daß sie einem Interesse begegnen. Diese Lösung mußte angesichts der besonderen zu treffenden Auswahl vor allem deshalb unzulänglich sein, weil sich eine rein sachliche Schwierigkeit sofort geltend machte: die Büchereien weigerten sich, ihre wichtigsten und meistbegehrten Bücher für eine längere Frist zur Verfügung zu stellen in einer Zeit, in der sie selbst ungemein stark in Anspruch genommen werden und ihre finanzielle Lage äußerst gespannt ist. Mit der rasch wachsenden Anzahl der Arbeitslager des Heimatwerkes (in Württemberg allein schon über 50 Lager) verbot sich diese unzureichende Lösung von selbst. Es mußte deshalb nach einem anderen Weg gesucht werden: die kleine Eigenbücherei für jedes Lager, die nach Schluß des Lagers in ein neues wandert.

Da das Ziel der Lagerbüchereien sich mit dem der volkstümlichen Bücherei deckt, ist es überflüssig, über die allgemeinen Gesichtspunkte der Auswahl etwas zu bemerken. Entsprechend der Sonderstellung dieser Büchereien sind aber darüber hinaus für den Aufbau des Bestandes entscheidende Überlegungen maßgebend. Die Tatsache, daß nur junge Menschen (Durchschnittsalter zunächst zwischen 21 und 22 Jahren), und zwar vorläufig nur männliche, als Leser in Frage kommen, fand hinsichtlich der Jugendlichkeit nicht die weitgehende Berücksichtigung, wie in einer öffentlichen Bücherei. Die Auswertungsmöglichkeiten der Bücherei sind hier auf Grund der besonderen Lagerorganisation und der Möglichkeit der planmäßigen Freizeitarbeit erheblich größer als in der allgemeinen Bücherei, in der die entscheidende Leistung, nämlich das eigentliche Lesen und Erarbeiten der entliehenen

[1] Th. Bäuerle, Das „Heimatwerk". In: Mitteilungen des Vereins zur Förderung der Volksbildung. 2. Jg. Nr. 3. S. 46. Siehe dort auch die „Richtlinien".

Bücher, sich der Kontrolle der Bücherei entzieht. Auf alle Fälle sind die Reaktionen dieses Umganges mit dem Buch hier viel unmittelbarer als in der öffentlichen Bücherei. Aus dieser Erwägung heraus liegt bewußt das Niveau der Bücherei über dem, was auf Grund sonstiger Erwägungen hätte angenommen werden müssen.

Wie bei den meisten kleinen ländlichen Büchereien können auch in diesen Zwergbüchereien (72 Bände) ausgefallene Interessengebiete nicht berücksichtigt werden. Im Gegenteil, die Beschränkung auf die Hauptantriebe ist unbedingte Notwendigkeit. Auch bei der Entscheidung darüber waren ähnliche Erwägungen maßgebend. Ausgangspunkt ist auch hier die bessere Auswertungsmöglichkeit durch die Anregungen der Freizeitveranstaltungen. In den wissenschaftlichen Gebieten liegt der Schwerpunkt auf Geschichte, Wirtschaft, Politik und Heimat. Andere Gruppen können hier kaum berücksichtigt werden (nur noch Natur und Technik). Auf praktische Bücher wird ganz verzichtet. Wenig über die Hälfte aller Bücher entspricht dem phantasiemäßigen Antrieb. Auch daraus ist wieder die besondere Situation zu erkennen, die bei dieser Bücherei vorausgesetzt werden darf.

Die Auswahl der Bücher im einzelnen muß neben der bestimmten Zwecksetzung (Freizeitgestaltung) noch die mehr äußerlichen Faktoren (kurze Freizeit, Kürze des Lagers, oft geringe Lesefertigkeit) und die innere Bereitschaft (Kameradschaft, Milieufremdheit, Arbeitslosigkeit) berücksichtigen.

Bei der ganzen Arbeit war eins unbedingte Notwendigkeit: so billig wie möglich. Vorderhand wurde noch auf die billigen Sammlungen verzichtet. Die große Mehrzahl der Bücher mußte aus den billigen Ausgaben, deren Auswahl heute ja ungemein reichhaltig ist, beschafft werden. Die billigen Sammlungen wurden bis jetzt noch nicht berücksichtigt, weil Erfahrungen über die Benutzung der Büchereien noch nicht vorliegen und bis jetzt die Auffassung vorherrscht, daß die Lagerteilnehmer in ihrer Interessenrichtung sehr stark auf neuere und neueste Probleme und Auffassungen reagieren.

Die Organisation der Büchereien wurde so einfach wie möglich gehalten: Zugangsbuch, Arbeitszettel als alphabetisches Nachschlagemittel, Bücherverzeichnis (mit großen systematischen Gruppen: Romane, Erzählungen, Novellen — mit 5 Unterabteilungen —, Dichtung, Lebensbilder, Reisebeschreibungen und Tiergeschichten, Kriegserinnerungen. Aus belehrenden Gebieten — mit 3 Untergruppen), für die Ausleihe Leserkonto. Die Lagerleiter sind angehalten, am Schluß des Lagers die Konten dem Landesausschuß für volkstümliches Büchereiwesen zur leserkundlichen Verarbeitung zu überlassen. Die Bücher, zum größten Teil Originaleinbände (billige Ausgaben!) sind alle in Dermatoid eingeschlagen und stehen numerisch nach dem Zugang. Nach Lagerschluß werden sie einer Generalreinigung unterzogen.

Mögen diese kurzen Darlegungen dazu beitragen, auf ein sehr wichtiges Gebiet büchereipädagogischer Arbeit hinzuweisen. Nach den neuesten Erwägungen des Reichsinnenministeriums ist zu erwarten, daß der freiwillige Arbeitsdienst noch weiter ausgebaut wird. Aber es handelt sich für uns nicht nur um eine nur für den Augenblick wirksame Einflußnahme, sondern, büchereipolitisch gesehen, um eine Arbeit auf längere Sicht. Es kommen in den Arbeitslagern Menschen mit dem Buch in Berührung, die sich bisher dem Wirkungskreis der öffentlichen Bücherei zum größten Teil ferngehalten haben. Werden aber die Lagerbüchereien sachgemäß und vom Standpunkt der volkstümlichen Bücherei aufgebaut und in diesem Geist auch ausgewertet, so wird damit eine innere Bereitschaft für die Benützung der öffentlichen Bücherei geschaffen und der Anschluß an diese erleichtert.

Alfred Jennewein

Freiwilliger Arbeitsdienst und örtliche Bildungsarbeit

Das „Heimatwerk", über dessen Organisation der vorhergehende Beitrag berichtet, betreibt neuerdings in wachsendem Maße neben den geschlossenen Arbeitslagern, bei denen die Teilnehmer gemeinschaftlich untergebracht sind und verpflegt werden, die offenen Lager, bei denen die Teilnehmer aus einem Ort stammen, zu Hause wohnen, essen und schlafen. Die Arbeit in diesen offenen Lagern hat den Vorzug, an die örtlichen Gegebenheiten anzuknüpfen und so Orte bildungsmäßig vollständig neu zu erschließen. Ein solches Lager mit der von vornherein feststehenden Absicht, die Arbeit über den Kreis der Arbeitsdienstteilnehmer hinaus ins Dorf zu erweitern, wurde erstmals in Enzberg bei Mühlacker eröffnet. Enzberg hat 2500 Einwohner, ist teils Bauerndorf, teils Wohnsitzgemeinde in Pforzheim arbeitender Goldarbeiter, die früher sehr viel verdient haben und jetzt zum Teil schon jahrelang arbeitslos sind oder verkürzt arbeiten. Wir haben 80 Teilnehmer, 40 Verheiratete und 40 Ledige, etwa von 18—25 Jahren, die in drei Gruppen täglich 6 Stunden arbeiten. Die Arbeit besteht aus Wasserleitungs- und Wegbau für die Gemeinde.

Die Betreuungsmaßnahmen im Sinne des Gesetzes bestehen aus planmäßigem, volkshochschulartigem Unterricht. Die Älteren haben wöchentlich einen Vortragsabend, die Jüngeren 5mal in der Woche Kurs. Der Unterricht, dessen Stoff durch die Fragen der Teilnehmer bestimmt wurde, gliedert sich in folgende Kurse: Rechtsfragen, Wirtschaftsfragen, Zeitungsstunde und Heimatkunde. Durch Vorlesen ausgewählter Stücke wird in die Zeitliteratur eingeführt und die Diskussion von Weltanschauungsfragen angeregt. Ergänzt wird der Unterricht durch Besichtigungen, Wanderungen und gesellige Veranstaltungen. Auch haben wir Kurse für erwerbslose Frauen eingerichtet, die stark besucht werden. Die Kurse befassen sich mit Ernährungsfragen, Körper- und Krankenpflege, Kleider- und Spielzeuganfertigung.

Über die Erfassung der Erwerbslosen hinaus wenden sich größere Veranstaltungen an sämtliche Einwohner des Dorfes. Vorlesungen von Heimatdichtern und ein Musikabend haben großen Anklang gefunden. Weiter soll durch Vorführung guter Filme der Kampf gegen den Kitschfilm aufgenommen werden. Besuche im Pforzheimer Theater finden ebenfalls statt. Sämtliche Bildungsmaßnahmen werden in einheitlicher Planung durch zwei Beauftragte des Heimatwerks vorbereitet und durchgeführt. Den Unterricht für die Jüngeren und gelegentliche Vortragsabende führen sie allein durch, für größere Veranstaltungen arbeiten sie mit den Lehrern des Dorfes, dem Verein zur Förderung der Volksbildung mit seinen Abteilungen und der Frauenabteilung der Volkshochschule Stuttgart zusammen. Durch das Anwachsen der örtlichen Lagerarbeit werden auch zukünftig die Verbindungen zu den benachbarten Lagern eine immer größere Bedeutung gewinnen.

Der Unterricht insgesamt ist ein Elementarunterricht in der Art, wie er in meinem Bericht in „Hefte" XV. Bd. 1931, S. 317 geschildert wurde. Bei seiner Durchführung im Dorfe wird er zu einer wichtigen Grundlage auch der örtlichen Büchereiarbeit. Denn erst auf der Grundlage einer Technik der geistigen Arbeit wird die Ortsbücherei wirklich sinnvoll benutzt werden können. Wo eine Bücherei noch nicht vorhanden ist, sollte es eine der schönsten Früchte der Kursarbeit während des freiwilligen Arbeitsdienstes sein, wenn danach eine Bücherei eingerichtet und so aus der vorübergehenden Lagerarbeit etwas Dauerndes entstehen würde.

Dr. Walter Martin

Hans Friedrich Blunck

Eine kritische Übersicht

Der folgende Beitrag ist ein neuer Versuch, für die „Sammelbesprechung" eine Form zu finden, die mehr gibt als die aneinandergereihte Besprechung von Einzelwerken oder die Gesamtwürdigung eines Schriftstellers, bei der auf eine Besprechung der Einzelwerke, die für die Praxis stets erwünscht ist, verzichtet wird. Der Verfasser entwirft zunächst eine Übersicht über die Entwicklung Bluncks, arbeitet dabei die wesentlichen Züge der einzelnen Perioden und der ihnen zugehörigen Werke heraus und schließt eine kurze Charakterisierung der Einzelwerke an. Damit ist jene innere Einheit und Ganzheit gewonnen oder zumindest angestrebt, die eine „kritische Übersicht" fordert im Unterschied zu der Lockerheit einer bloßen „Sammelbesprechung". Es scheint uns erwünscht, daß in der volksbibliothekarischen Besprechungsarbeit auch Versuche dieser Art vorgelegt und zur Diskussion gestellt werden. D. S.

Dreiundvierzig Jahre alt ist Blunck, und dieselbe Zahl an Veröffentlichungen von ihm liegt vor. 1912 erschien sein erstes Buch, 1931 sein dreiundvierzigstes; der schmalste Band ist 32, der dickste 550 Seiten stark. In nicht wenigen Einzeljahren erschienen drei, in einigen vier, ja — 1920 und ebenso 1930 — fünf neue Veröffentlichungen. Daß bei solcher Massenproduktion, die noch erhöht wird durch zahlreiche ungesammelte kleine Erzählungen in Zeitungen und Zeitschriften, viel Schwächliches und für die Bücherei Unverwendbares mitläuft, begreift sich von selbst; eine kritische Sichtung tut not.

Die Frühzeit

Wenn man einige berichtende und politisierende Schriften (Die Zukunft Mazedoniens; Belgien und die niederdeutsche Frage; Brasilianische Reise; Über allem das Reich) ausscheidet und sich auf die poetische Produktion beschränkt, erkennt man, daß das Jahr 1920 eine Scheide darin bedeutet. Die Frühproduktion, die des Kriegsjahrzehnts, erscheint heute schon ohne bleibende Werte und daher ohne Interesse für den Menschen dieses andern Zeitalters. Dazu gehören die frühen Gedichte: Nordmark 1912, Sturm überm Land 1916, Ut Krieg un Heimat 1916, Hart, warr ni möd 1920 und Der Wanderer 1920, deren Bestes in die größere Sammlung Der Wanderer von 1925 übergegangen ist; ferner seine Dramen: Die Frau im Tal 1920, De hillige Hannes 1920, Köst bi Wessels 1920 und die Laienspiele: Hein Oi und der Böse 1930 und Pappenduck und Poggenschluck 1931, die alle Experimente eines klugen und poetischen, aber gänzlich undramatischen Kopfes sind; endlich auch die Jugendromane: Der Ritt gegen Morgen 1914, Totentanz 1916, Jan Günt 1918, Peter Ohles Schatten 1919 und die frühe Novelle Feuer im Nebel 1913. Es ist gehaltener Ernst in all diesen Werken, eine nicht geringe Kunst zu schildern und Stimmungen anzuschlagen, ein hohes Streben. Aber Gestalten und Dichtungen zerbrechen beide an innerer Zwiespältigkeit: die Menschen sind sehr unheldische Helden, Gemenge von Träumer und Ironiker, von Faust und Mephisto; kaltherzig und intellektuell auf der einen, sentimental und genießerisch auf der andern Seite; individualistisch und egoistisch, aber mit moralischer Knickung und darum kraftlos; heimatverwurzelt an Niederelbe und Nordsee, und wiederum heimatflüchtig und darum wurzellos. Die Darstellung ermüdet durch Verworrenheit und Zerflossenheit. Man spürt den Widerstreit von Jugendbewegung und Akademismus, von Liliencron und Dehmel, von Ibsen und Stavenhagen.

*

Wenn wir mit Bluncks weiterer Entwicklung fortschreiten zu seinen zyklischen Romanen, Märchen und späteren Gedichtsammlungen, so zeigt sich auch hier eine menschliche und künstlerische Zwiespältigkeit, die in einer neuen Wende um etwa 1926, äußerlich veranlaßt durch Wechsel in der amtlichen Stellung (Entlastung vom Amt eines Regierungsrats in der Finanzabteilung) und durch größere Reisen, besonders nach Amerika, zutage tritt: der Gegensatz zwischen romantischer und realistischer Weltschau, die beide in seiner Frühproduktion versteckt lagen.

Die romantische Periode 1921—1926

In der ersten Hälfte dieses Jahrzehnts (1921—1926) tritt er als Romantiker hervor: in seinen beiden Romantrilogien, der historischen (Hein Hoyer 1922, Berend Fock 1923, Stelling Rotkinnsohn 1924) und der vorgeschichtlichen (Streit mit den Göttern 1925, Kampf der Gestirne 1926, Gewalt über das Feuer 1928), sowie in den Märchensammlungen (Märchen von der Niederelbe 1923, Von klugen Frauen und Füchsen 1926, Vun wilde Keerls in'n Brook 1926, Sprung über die Schwelle 1931 und zwei kleineren Zusammenstellungen).

Wenn andre moderne Schriftsteller wie Watzlik, Bölsche, Winkler u. a. in ihren Romanen das Romantische als Aggregat verwenden, dem Realen Stimmung und Leuchtkraft zu geben, Blunck der Romantiker — darin Achim von Arnim ähnlich — hat sich ganz den Traumtiefen der romantischen Fernwelt hingegeben. Die reale Welt existiert für ihn nur so weit, als sie ihm Material für seine Phantasiewelt liefert; er löst jene auf und mengt sie dieser als Aggregat bei; er ist durchaus einseitig und radikal als Romantiker.

Der Lebensraum seiner Geschöpfe, Niedersachsen, Nordsee und Atlantik mit ihren europäischen Grenzländern, ist eine durchaus unwirkliche Welt. Sein Hamburg, das im Hein Hoyer, Berend Fock und in den Märchen, hat mit dem realen oder dem historischen Hamburg nichts zu tun; ebenso sind sein Holstein und Dithmarschen, sein England und Skandinavien in den historischen Romanen mythische Räume; die vorgeschichtlichen Sagas haben die Bodenlosigkeit, das Traum- und Schattenhafte des fast luftleeren Raumes.

Romantisch ist auch die Flucht in die Vergangenheit. Es fehlt historische Treue im Sinne wissenschaftlicher Objektivität. Es ist nicht die wirkliche Eiszeit, in der Bluncks prometheischer Börr (in „Gewalt über das Feuer"), nicht das historische 14. Jahrhundert, in dem der hamburgische Volkstribun Hein Hoyer lebt, soviel Studium auch im einzelnen dahinter liegen mag. Blunck transponiert intuitiv erfaßte Bilder und Stimmungen aus dem Historischen auf seine poetische Ebene. Er muß daher scheitern, wenn er im Berend Fock die mythische Traumwelt des „Fliegenden Holländers" unvermittelt mit der hamburgischen Barockwelt um 1700 (Oper, Malerei usw.) verbindet. Seine Phantasie ist ahistorisch und kann nur raum- und zeitlos gestalten.

Eben so wirklichkeitsfern sind auch die seelischen Gehalte behandelt. Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern hat nirgends problematischen Charakter. Immer geht es um Liebe in ihren allgemeinen Formen. Immer gleicht eine Frau der andern: die in der Urzeit (Arra in „Gewalt über das Feuer") der im Zeitalter der Karolinger (Thioda in „Stelling Rotkinnsohn"), der am Ausgang des Mittelalters (Avelke in „Hein Hoyer") und der in der Barockzeit (Imme in „Berend Fock"). Immer ist das Weib wesentlich nur Geschlechtsgeschöpf, Ideal männlicher Minne oder „Gehilfin, die um ihn sei", für ihn gemacht, nie selbständiges Menschenwesen. Das soziale Verhältnis zwischen den Menschen, das politische Verhältnis zwischen Völkern

und Volksführern bleibt im Einzelfall, im landläufig Typischen stecken; nirgends faßt uns Geist, der eine Zeit prägt, nirgends der große kosmische Hauch an, der über den Zeiten webt. Das Verhältnis zwischen Ding und Ding oder Ding und Mensch (besonders in den Märchen) beruht nicht auf inneren Notwendigkeiten, nicht auf ewigen Urzusammenhängen, sondern auf den willkürlichen Zwecksetzungen einer poetischen Phantasie und Spekulation. Und das bei Blunck mit Ernst und Leidenschaft behandelte Verhältnis zwischen Mensch und Gott, das in den meisten Romanen und in manchen Märchen zentrales Motiv ist und zum Mythos drängt, es kommt über romantischen Pantheismus nirgends hinaus; mit der historisch oder märchenhaft poetischen Allbeseelung der Welt ist das dunkelste und leidvollste Problem des heutigen Menschen nicht gelöst. Jeder Romantiker, auch Blunck, erlebt eben alle menschlichen Verhältnisse und Ideen weniger im persönlichen Erleiden, sondern mehr nur in der Sphäre der widerspiegelnden Phantasie, und darum erlöst und befriedet sein Werk nicht.

Die romantische Phantasie ist im Gegensatz zur exakten eine ausgesprochen spielende Phantasie, und es gibt in der gegenwärtigen Dichtergeneration wohl keinen, bei dem der „Spieltrieb", das schweifende, von Stoff, Raum, Zeit und sogar von der Grundidee seiner eignen Schöpfung sich loslösende Phantasieren sich stärker betätigte als bei dem Blunck dieser Periode; man könnte ihn, in Parallele mit dem „rasenden Reporter", geradezu als „rasenden Phantastiker" bezeichnen. Diese seine Anlage wurde durch die eben um 1920 herrschende Zeitströmung in der Poesie, den subjektivistischen, ekstatischen Expressionismus, die dem Barocken angenäherte Form der modernen Romantik, gefördert. Hans Naumann kennzeichnet diese Art zu schauen und formen (in „Dichtung der Gegenwart"): „Es handelt sich um eine Projizierung der inneren Vorgänge ins Äußere hinein. Dabei wird die Welt in Einzelheiten zerlegt, zerhackt und schöpferisch dann wieder zusammengebaut. Die Einzelheiten werden vom visionär schaffenden Geiste an sich gerissen, ausgewählt, geschliffen, durchglüht und in eine höhere Temperatur versetzt. Mit ungewöhnlich gesteigertem Ausdruck wird alles wiedergegeben; die gewohnten Perspektiven verschwinden, und indem die Unruhe der eignen Brust in die Landschaft hineinprojiziert wird, fällt die radikale Auflösung alles Ruhenden in ungeheure Bewegung in die Augen", eine Steigerung ins Maß- und Grenzenlose. Das ist ganz die Methode des Expressionisten Blunck. Aber sie ward zu einer Gefahr für ihn, zu einer Schädigung des einzelnen Werks, wie seiner Wirkung ins Weite: von den Prosawerken dieser Periode Bluncks eignet sich für den Leser einer unromantischen Zeit, wie die Gegenwart es ist, ganz weniges, und ob überhaupt von den Schöpfungen auch dieser seiner zweiten Schaffensperiode etwas lebendig bleiben wird, erscheint fraglich.

Die Einzelwerke der romantischen Periode

Der erste Band der historischen Romantrilogie: „Hein Hoyer, eine Geschichte von Herren, Hansen und Hagestolzen" — im Titel ein wenig prätentiös, wie meist bei Blunck — schildert den Zeitraum um 1400 mit seinen Kämpfen, den Bauernkämpfen in Holstein, den Volkskämpfen in Hamburg unter dem dunklen, grüblerischen und liebesseligen Volksführer Hoyer. Hier ist Blunck (vielleicht unter dem Einfluß von Costers Ulenspiegel?) eine große historische Ballade gelungen, die durchweg auch in den Teilballaden, den Einzelszenen, wirksam, faßbar im Bildhaften, sinnvoll gegliedert trotz der sprunghaften Dynamik, kraftvoll in der Sprache und darum, wenn auch nicht leicht lesbar, doch packend und befriedigend erscheint.

Nicht gelungen ist das folgende Bild: „Berend Fock, die Mär vom gottabtrünnigen Schiffer“, dem Hamburger fliegenden Holländer, dem von der Lieblosigkeit des ewigen Juden, vom Grüblertum Fausts, vom Empörergeist des Prometheus beigemengt, dessen Wesen aber uneinheitlich und unverständlich geblieben ist. Wenn ein Hoffärtig-Sehnsüchtiger wider Gott ringen soll, muß ein tiefes und auch klares Gotterleben des Dichters Ausgangs- und Zielpunkt sein, und das fehlt hier. So bleibt alles ein Wühlen und Wallen, ein Wirbel mystisch-dogmatischer Begriffe („De deo injusto“ schreibt dieser Schiffer!), eine unmögliche Verknüpfung des Mystischen mit real Historischem (Belagerung Wiens 1683, Einführung der Oper in Hamburg usw.!), expressionistische Kühnheit, übergehend in Entgleisungen.

Der dritte Roman: „Stelling Rotkinnsohn, die Geschichte eines Verkünders und seines Volkes“ stellt einen nordelbischen Zarathustra dar, der als Überwinder des von Karl dem Großen den Sachsen (und Germanen überhaupt) aufgezwungenen Christus den kommenden Naturheiland verkündet, den Erkenner jenseits von Glauben und Liebe. Wieder fehlt dem etwas blassen Buche und seinem Helden der prophetische Urkeim, die Reden und der Opfertod des Schwarmgeistes bleiben ohne jede Wirkung.

Auch die zweite, die vorgeschichtliche Trilogie, leidet unter diesen und ähnlichen Spannungen im Schaffensprozeß. Das zeigt sich gleich im ersten Buch: „Streit mit den Göttern, die Geschichte Welands des Fliegers“, der ein zweiter Gotthasser wie Berend Fock ist. Aber fast noch verworrener und gehaltloser ist die Darstellung. Man rätselt vergeblich an der unorganischen Phantastik herum. Dieser Weland ist weder, wie in der Edda, Weltsymbol, noch auch nur Zeitsymbol.

Einen Fortschritt zu einfacherer und sachlicherer Gestaltung zeigt der „Kampf der Gestirne“, der das Thema des „Stelling“ aufnimmt und einen Propheten der Urzeit den heroischen Sonnendienst verkünden und zum Siege über die liebreich sanftere Mondanbetung führen läßt: ein Versuch, die polaren kultischen und religiösen Urformen zu verlebendigen, phantasiemäßig im ganzen geglückt, religiös aber wieder nicht überzeugend.

Noch klarer und darum befriedigender wird in „Gewalt über das Feuer, eine Sage von Gott und Mensch“ die Entstehung der Kultur (wohl in Anlehnung an Joh. V. Jensen), der äußeren und der geistigen Kultur behandelt. Harmonischer verbindet sich damit das religiöse Problem, diesmal nicht pantheistisch und intellektualistisch, sondern teilweise innerseelisch gelöst. Solider und breiter ist auch die wissenschaftliche Grundlage, die Phantasie arbeitet stärker aus dem Faktischen heraus. So hat dies Buch (übrigens schon ein Produkt der folgenden Periode) Gehalt und Gestalt gewonnen. (Vgl. „Hefte“ XIII. Bd. 1929, S. 32.)

Die dritte Gruppe dieser romantischen Schöpfungen, die Märchendichtung, die sich ebenfalls bis in die jüngste Zeit hinein erstreckt, umfaßt verschiedenformige und verschiedensprachige Bände, außer zwei Märchenspielen. Die auffällige Menge macht bedenklich: Hunderte von Märchen in wenig Jahren? Und nicht aus dem Umgang mit Kindern und naiv-besinnlichen Leuten heraus, sondern einer allzu leicht produzierenden Phantasie entsprungen, offenbar öfters erdacht und aus literarischen Vorbildern geschöpft? Und alle fast durchweg in derselben Manier? Das nicht macht das Märchen, daß wundersame Dinge geschehen, daß die Naturwesen (Füchse, Wolken, Mond, Raben, Graugänse, Pudel) oder phantastische Naturgeschöpfe (Waterkerle, Riesen, Klabauter, Kuhlenkerle, Schlotgucker, Watermöhmen) handelnd auftreten. Das nicht bindet die Poesie an die Erde,

daß man Lokales (Hamburger Hafen, Untergrundbahn, Schiffskombüse, Reesendamm) zum Schauplatz und heutiges Volk zu Mithandelnden macht (Schneider, Bootsbauer, Schiffskoch). Das nicht gibt Poesie, daß man niedersächsische, griechische, skandinavische, keltische Motive mit hineinbaut in eine sonst durchaus subjektivistische Konstruktion. Dichtung macht Alltagswelt durchsichtig, daß man sie als Prospekt der Überwelt begreift. Dazu müssen, im Einzelmärchen wie in der Gesamtheit, die Linien aus der unbewußten Tiefe der Seele hinüber in einen kosmischen Punkt fern im Unendlichen laufen. Es muß verborgene Weisheit verschleierte Antwort auf das Warum und Wozu des metaphysischen Menschen geben. Das fehlt, abgesehen von wenigen wirklich dichterischen Glücksstücken, diesen Märchen, und naive (bäuerliche) Hörer und Leser, die Wirklichkeitssinn mit spekulativem Sehnsuchen verbinden und die hoch- oder plattdeutschen, die romantischen und realistischen Volksmärchen, auch das Kunstmärchen z. B. H. C. Andersens lieben, wissen mit diesen naiv sich gebenden Märchen nichts anzufangen. Sie haben m. W. vorzüglich in literarischen Zirkeln und bei Liebhabern einer einseitigen Heimatkunst Beifall gefunden.

Hier erst, im Rückblick, wird klar, worauf eigentlich alle poetischen Versuche des Romantikers Blunck zielen: auf die Schaffung eines Mythos, eines neuen Mythos, in dem sich ein nicht mehr christliches, ein seiner Meinung nach urgermanisches Grundgefühl anschaulich gestaltet. Und es wird hier weiter klar, warum dieser Versuch scheitern mußte: weil er nur die Naturhälfte des Kosmos und nicht die andere, die Welt des Geistes, einbezieht. Nur ein Dichter, der beide Hemisphären des Seins vom Zentrum her zu einen vermag, der nur besitzt auch jenes höhere Wissen, jene reine Weisheit und jenen schöpferischen Glauben, aus dem dann auch von selber ein tiefsinniger neuer Mythos quillt. Ergrübeln, erzwingen, erträumen läßt sich dieser nicht.

Es bleiben von all den — das sei noch einmal betont: poetisch ungemein reichen — Erzeugnissen dieser zweiten, der romantischen Periode Bluncks nur zwei Werke, die noch Leser finden werden: der historische Roman „Hein Hoyer“ und die prähistorische Sage „Gewalt über das Feuer“.

Die realistische Periode 1926—1931

Das Jahr 1926 bringt, wie schon gesagt, eine neue Wende im Schaffen Bluncks. Er kehrt sich vom religiösen Grundthema ab den Problemen der Gegenwart zu, wenn auch immer wieder ein leiser, wehmütig verzichtender Nachklang mythischer Spekulation in die Werke dieser Zeit hineintönt. Er bricht mit dem expressionistischen Subjektivismus und legt seine ungebärdige Phantasie am Kai der Wirklichkeit vor Anker, ohne daß ihm diese stilistische Wandlung noch restlos gelingt. Er verläßt die nördlichen und nordischen Schauplätze und siedelt sich nach Westen um, nach Mittel- und Südamerika, nach Flamland und England, wie denn auch seine Vorbilder statt nordischer westeuropäische werden, und bewußt oder unbewußt angelsächsische Einflüsse ernüchternd, fast amerikanisierend in ihm durchbrechen. Er gestaltet nicht mehr farbige oder schattenhafte Traumbilder, sondern nimmt Stellung in Bekenntnis und Forderung. Aus dem Romantiker wird ein Realist.

Mit drei Problemen beschäftigt er sich: zunächst mit dem politischen Problem des neuen Deutschland. Als Hamburger und Niedersachsen rollt sich ihm die deutsche Frage in hanseatisch-nordwestdeutscher Blickrichtung auf. Reich und Staat sind ihm keine Gebilde eines national-staatlichen, sondern eines volklichen Willens, er führt sie nicht auf ihre Machtkomponente zurück, sondern auf ihre Wurzel in Blut und Kultur. Die Stämme und Land-

schaften organisch auszubauen und zusammenzufügen mehr zu einer föderalistischen Gesamtheit als zu zentralistischer Einheit, scheint ihm Ziel einer gesunden Politik und damit die Zurückdrängung Berlins zugunsten der Provinz und ihrer Kulturzentren notwendig zu sein. In diesem Sinne muß auch die Nationalerziehung und Volksbildung der Deutschen erfolgen. Daraus ergibt sich ihm einerseits die Wichtigkeit des Stammhaft-Landschaftlichen. Hamburgisches Patriziat, niedersächsische Sprache und Kultur, hanseatische Tradition sind die von ihm gezeichneten Grundpfeiler des Deutschtums. Andrerseits erweitert sich ihm Deutschland über die Reichsgrenzen und über See hinaus zum Ausland- und Weltdeutschtum, das er als Niedersachse im belgischen Flamland und als Hanseat in Amerika zu studieren die Möglichkeit hatte.

Das soziale Problem begreift er wesentlich vom Bürgertum her, eine Wiedergeburt des Volkes kann nur aus einer Wiedergeburt des Bürgertums erfolgen, das der führende und stellvertretende Volksteil ist, zu wirtschaftlicher, geistiger und politischer Führung berufen. Dieses Bürgertum trägt bei ihm durchaus nordwestdeutsche und hanseatische Züge, es ist der gebildete großstädtische Hamburger. Der Keimpunkt des Neuen liegt im Eigentumsbegriff, der mit der Lehnsidee des Mittelalters verschmilzt: aus der Belehnung des führenden Einzelnen und Standes mit Besitz ergeben sich aristokratische Pflichten, die sozialen und kulturellen Aufgaben der Zeit im Sinne des Gesamtvolks und der Menschheit zu lösen. Es ist die Anschauung des liberalen Konservativismus, die Blunck vertritt.

Diese beiden Probleme wurzeln wieder in einem dritten, in dem der Geschlechter. Die mütterliche Frau als Lebenskeim und Konzentrationspunkt der Familie, des Stammes, der Gesellschaft, des Volkes darf nicht vermännlichen: die schweifende Frau ist wert, daß sie untergeht; die emanzipierte Frau muß durch den gereiften Mann überwunden werden; die Ehe mit der hingebenden Frau bedeutet reines Glück, mit der geistig selbständigen Frau eine hohe Aufgabe.

Das sind die aktuellen Ideen, die sich tragend durch die drei „deutschen" Gegenwartsromane Bluncks hindurchziehen. „Die Weibsmühle" (1927) spielt im Gebiet deutscher Kolonisten in Brasilien und behandelt wesentlich die Frauenfrage, nebenbei auch die des Auslanddeutschtums („Hefte" XII. Bd. 1928, S. 121). Ähnlich liegt die Problematik in „Land der Vulkane" (1929), das die Entwicklung eines deutschen Jünglings auf dem vulkanischen Boden mittelamerikanischen Landes und Volkstums zum Manne und sein Ringen mit einem ebenbürtigen Mädchen schildert; nur daß hier Wirtschaftsfragen und die Gegensätze des Volkstums wie der Geschlechter schärfer herausgearbeitet sind. Die „Volkswende" endlich, „ein Roman dieser zwei Jahrzehnte, zugleich Versuch einer Chronik" (1930), die Geschichte der hamburgischen Patrizierfamilie Brand und ihres führenden Gliedes Erich Brand in Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit, behandelt in ganzer Breite und Fülle sämtliche drei Probleme, nur in Hamburg selber, mit Ausstrahlungen nach Belgien und Nordamerika („Hefte" XV. Bd. 1931, S. 285).

Daß Blunck mit seinem Übertritt aus der romantischen Nebelwelt in die wirklichkeitsnahe Welt unsrer Fragen und Bedrängnisse einen Fortschritt auf die Volks- und Leserinteressen zu gemacht hat, ist klar. Aber Wert erhalten Werke ja nicht dadurch, daß sie aktuell sind, sondern daß die Fragen ins Bedeutende vertieft, von hier aus der Lösung näher geführt und künstlerisch gestaltet sind. Versucht, mit großem Ernst versucht hat er das, und darum dürfen diese drei Bücher die Beachtung des problembewegten Deut-

schen von heute beanspruchen. Aber über Gegenwartsschau hinaus, zur Lösung von höherer Warte aus und zu künstlerisch wertvoller Gestaltung hat er es nicht gebracht. Lösungen solcher tiefster Volksfragen ergeben sich nicht aus dem Historischen, der Vergangenheit, der Tradition, so wenig wie aus der formalen Idee des Fortschritts. Der liberalistische Konservativismus, die eigentliche Weltanschauung Bluncks, ist uneinheitlich und zu schmal als Grundlage deutscher Erneuerung. Ob das Hanseatentum als gebärfähige Kulturform heute noch besteht, muß bezweifelt werden; abgesehen davon, daß Blunck dessen Bild kaum ganz klar und treffend malt. Dasselbe kann man bei dem Niedersachsentum fragen, wenn auch da Kräfte noch lebendig sind. Der Stand aber, in dem sie noch stecken, der Bauernstand, wird von Blunck gar nicht berücksichtigt, denn der großstädtische Siedler (in „Volkswende") oder der überseeische Kolonist (in „Weibsmühle" und „Land der Vulkane") kann als Ersatz nicht gelten. Ob Blunck, der großstädtische Beamtensohn und Beamte, den Bauern wirklich kennt, muß — trotz seiner Herkunft aus dithmarschischem Geschlecht — vorläufig fraglich bleiben, zumal im Hinblick auf seine unbäuerlichen Märchen. Fraglos dagegen ist, daß ihm der Sinn für das Proletariat abgeht; wie er in der „Volkswende" die sozialistische und kommunistische Bewegung, die Bluts- und Existenzfragen und den weltanschaulich-mythischen Untergrund der proletarischen Massen behandelt, ist bei einem Großstädter und nationalökonomisch Gebildeten schwer zu begreifen. Aus dem Bürgertum allein Gegenwartsvölker regenerieren wollen, ist jedenfalls ein Irrweg, zumal wenn man eine so im guten Durchschnitt verbleibende Figur wie den Erich Brand der „Volkswende" zum Typus und Führer erhebt. Und auch seine konservative Anschauung von der Frau ist heute doch etwas eng und starr. — In der Gestaltung leidet Blunck an den Nachwehen seiner Romantik und an einer Schwäche in seiner Anlage überhaupt. Immer noch mangelt ihm kompositorische Zucht in der konstruktiven Durchführung; immer noch sind die Charaktere nicht blutvoll genug, um frei zu leben; immer noch ordnet sich trotz tragischer Ansätze alles zu sehr einem guten Ende zu.

*

Diese und andere kritische Bedenken gelten in verstärktem Maße von seinen kleineren Erzählungen: Bootsmann Uhl u. a. Erzählungen 1926, Wiedewitte 1927, Bruder und Schwester 1928, Unruhe 1929. Augenscheinlich läßt er sich da gehen, bleibt darum in der alten „Heimatkunst" stecken, liefert poetischen „Ersatz" statt wahrhaftigen Lebens, verfällt in Klischee und Kostüm. Man glaubt mitunter nicht, daß dies derselbe Blunck ist, der in großen Werken Großes erstrebt.

Merkwürdigerweise zeigt die lyrische Produktion Bluncks keine irgendwie erkennbaren Wandlungen oder gar, wie seine Romandichtung, scharfe Kurven und Brüche. Wohl reift, verfeinert, klärt, verstärkt sich seine Lyrik von der ersten Sammlung 1912 bis zur letzten 1931, aber im wesentlichen bleibt sich alles gleich: dieselbe Naturnähe und Naturbesessenheit, dieselbe Neigung zum Mystischen und Magischen, derselbe heimatliche, niedersächsische, deutschvaterländische Ton in der Auswahlsammlung seiner Frühgedichte Der Wanderer 1925 (darin Kriegs- und plattdeutsche Gedichte), in dem jüngsten Lyrikband Erwartung 1930 (darin seine Amerika-Gedichte) und in den Neuen Balladen 1931. Die Motive sind bleibend Meer und Wind, Landschaft und Himmel, Haus und Hof, Heide und Weide des norddeutschen Küstenlandes, die Themen Kampf und Krieg, Liebe und Gott, seelisches Tiefen- und geistiges Gedankenleben, nirgends überraschend oder überwältigend.

Dreierlei ist charakteristisch. Der Lyriker Blunck vertritt durchaus den malenden Typus, er malt jene sinnlichen Motive und intuitiv jene inneren Empfindungen und Bewegungen. Dies ist seine Stärke, er gibt wundervolle Zeichnungen aus intimer, beseelender Augenschau. Er setzt damit die alte Hamburger Tradition fort, die von Liliencrons und Falkes Impressionen bis zu Brockes Naturmalereien und weiter zurückreicht. Mit dem nachbarlichen England und Holland wird hier, wie um 1700 so um 1930, noch dem Empirismus und Sensualismus: Es ist nichts im Verstande, das nicht zuvor in den Sinnen gewesen ist, gehuldigt, der philosophischen Grundtendenz des Nordseemenschen, die von Bacon und Hume bis zu Spencer führt. Aber diese Haltung weist, wie immer, so auch bei Blunck, ihre Grenzen und Mängel auf. Wie oft fehlt in Wort und Vers der lyrische Pulsschlag, der aus dem Herzen kommt, der musikalische Unterton, ohne den Lyrik nicht Lyrik ist. Blunck ist ganz unmusikalisch, sein Rhythmus ungleichmäßig und oft starr, seine Laut- und Sprachbildung oft klanglos bis zum Prosaischen; man findet neben schöner, reiner Lyrik hilflos Dilettantisches. Man möchte ihm, dem konstante Sicherheit und Selbstkritik nicht genügend innewohnen (wie auch die Romane zeigen), den rücksichtslos kritischen Freund an die Seite wünschen.

Das andere Merkmal hängt mit jenem zusammen: er produziert nicht rein aus der Empfindung, sondern auch sehr grüblerisch aus dem Spekulativen heraus. Nicht weniges ist keine Lyrik, ist erweitertes Sinngedicht, dies wieder ganz in niedersächsisch-hamburgischer Richtung, und ebenso das dritte: der durchaus bürgerliche Charakter in Lyrik und Ballade, der sich besonders bei der letzteren in den adligen und bürgerlichen Stoffen und den traditionellen Formen und Tendenzen offenbart. Im Gehalt vermissen wir nicht bloß das Soziale und Tragische, sondern überhaupt die großen Fragen unsers Geschlechts, die uns das Herz schwer machen, den Geist umwälzen, das Leben unterwühlen. Hier nützen uns wieder nicht mythische Konstruktionen; nicht Wode und Wittefru usw., wir selber wollen auferstehen.

E. O. Hesse hat ein kluges Buch über Hans Fr. Blunck geschrieben, das in der Idee einer „nordischen Renaissance" in und durch ihn gipfelt. Noch hat Blunck, die große Idee einer Renaissance zu realisieren, wenn auch wohl den Willen, doch nicht die Kraft besessen, und „nordisch" mag sein Streben von Süden her gesehen erscheinen, indes wir, die aus dem Norden gekommen sind, es für nordwestlich und binnendeutsch halten. Das geben wir zu: Blunck ist eine Hoffnung — noch eine Hoffnung.

Für die Bücherei empfehlen wir die Romane Hein Hoyer; Gewalt über das Feuer; Die Weibsmühle; Land der Vulkane; Volkswende, und einen der drei Gedichtbände.

Bücherliste (Auswahl)

Niederdeutsche Trilogie

Stelling Rotkinnsohn. Die Geschichte eines Verkünders. 303 Seiten. 1924. Preis geb. 4.— RM.

Hein Hoyer. Eine Geschichte von Herren, Hansen und Hagestolzen. 249 Seiten. 1922. Preis geb. 4.— RM.

Berend Fock. Die Mär vom gottabtrünnigen Schiffer. 312 Seiten. 1923. Preis geb. 4.— RM.

Sämtlich Albert Langen / Georg Müller Verlag, München.

Die Väter. Drei Bücher aus der Frühgeschichte

Gewalt über das Feuer. Roman der Eiszeit. 225 Seiten. 1928. Preis geb. 3.15 RM.

Kampf der Gestirne. Roman der Steinzeit. 270 Seiten. 1926. Preis geb. 3.15 RM.

Streit mit den Göttern. Roman der Bronzezeit. 282 Seiten. 1926. Preis geb. 3.15 RM.

Sämtlich Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Romane der Gegenwart

Die Weibsmühle. Ein Roman aus Brasilien. Jena 1927, E. Diederichs. 290 Seiten. Preis 3.60 RM.

Land der Vulkane. Ein Roman aus Mittelamerika. Jena 1929, E. Diederichs. 180 Seiten. Preis 3.15 RM.

Volkswende. Ein Roman dieser zwei Jahrzehnte. Bremen 1930, C. Schünemann. 550 Seiten. Preis 6.— RM.

Märchen

Von Klabautern und Rullerpuckern. Märchen von der Niederelbe. 261 Seiten. 1923. Preis geb. 5.25 RM.

Von klugen Frauen und Füchsen. Märchen von der Niederelbe. Neue Folge. 258 Seiten. 1926. Preis geb. 5.25 RM.

Sprung über die Schwelle. Allerlei Spukgeschichten. Dritte Folge der Märchen von der Niederelbe. 235 Seiten. 1931. Preis geb. 5.25 RM.

Vun wilde Keerls in'n Brook. Neue plattdeutsche Märchen. 78 Seiten. 1926. Preis geb. 1.80 RM. (Deutsche Volkheit)

Sämtlich Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Lyrik und Balladen

Der Wanderer. Gedichte. München 1925, G. Müller. 259 Seiten. Preis 5.— RM.

Erwartung. Neue Gedichte. 113 Seiten. 1930. Preis 2.15 RM.

Neue Balladen. 67 Seiten. 1931. Preis 2.15 RM.

*

Otto Ernst Hesse, H. Fr. Blunck. Ein Beitrag zur nordischen Renaissance. 111 Seiten. 1929. Preis 1.60 RM.

Sämtlich Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Christian Tränckner

Neue russische Romane und Erzählungen

Ein Gesamtüberblick über die neuere Romanliteratur Sowjetrußlands gibt C. Wormann sowohl im „Literarischen Jahresbericht 1931" des Dürerbundes und der Deutschen Zentralstelle wie in der Schuster-Wieserschen „Weltliteratur der Gegenwart" (Berlin 1931, Sieben-Stäbe-Verlag). Es genüge darum hier, einzelne wichtige Autoren und Werke der letzten Zeit kurz zu besprechen; wer sich genauer orientieren will, sei auf die genannten, vielleicht etwas zu wenig kritischen Darlegungen Wormanns hingewiesen, die im übrigen noch weitere Literatur- und Quellenangaben enthalten. Auch auf den Vortrag Wormanns zum gleichen Thema, der in „Bücherei und Bildungspflege", XI. Jg., 1931, S. 395 ff. erschienen ist, sei hier aufmerksam gemacht.

Der neue Aufbau

Der neue Aufbau wird, wie erklärlich, im Sowjetrussischen Roman gebührend dargestellt und gefeiert. Gladkows[1] von allen Richtungen durchaus anerkanntes Buch „Zement" (1) gab gewissermaßen den Auftakt zu einer fast unübersehbaren Reihe von Einzel- und Gesamtdarstellungen („Hefte" XII. Bd. 1928, S. 192.). Ich beginne mit dem Dorfproblem, das in Panferows Roman „Die Genossenschaft der Habenichtse" (2) ausgezeichnet behandelt und gestaltet ist. Wie in den russischen Filmen wird hier die Masse selbst, das Kollektiv zum Träger der Handlung. Am eindrucksvollsten ist die Szene, wie der Traktor zum erstenmal ins Dorf kommt und mit seiner ungeheuren Kraftleistung die zweifelnden oder feindlichen Gemüter der Kulaken und Halbkulaken zwar nicht überzeugt, aber doch mitreißt zu Staunen, Neid und Bewunderung. (Siehe XIII. Bd. 1929, S. 511.) In der Fortsetzung „Die Kommune der Habenichtse" wird das Leben und die Aufbauarbeit der Dorfkommune, die sich nun endgültig zusammengeschlossen hat, etwas allzu breit und nicht sehr eindrucksvoll geschildert. Kleinere Büchereien können auf diesen zweiten Band durchaus verzichten. Panferow, der selbst Bauer war, beschönigt keineswegs die grenzenlos schwierigen und oft mißglückten Kollektivversuche, und schon seine etwas zähflüssige und breite Schreibweise gibt ein gutes Bild von der äußerst primitiven und monotonen Daseinsweise der vom politisch bewegten Leben der Städte so abgeschnittenen russischen Dörfer.

Für breiteste Leserschichten verwendbar ist der Dorf- und Aufbauroman von Anna Karawajewa, „Fabrik im Walde", der „Roman eines Sägewerks" (3), wie er im Untertitel genauer heißt. In ausführlicher und wiederum recht breiter Darstellung wird hier am Beispiel eines mitten im einsamen Urwalde neu eingerichteten Sägewerkes das gleiche Geschehnis geschildert, wie mit dem Eindringen von Technik und Maschine der neue Staat die uralten Lebens- und Wirtschaftsformen des Landes gleichsam von außen und innen umwandelt. Sympathisch berührt auch hier, daß die außerordentliche Schwierigkeit dieses menschlich-politischen Umbruches gerade in bezug auf den traditionsgebundenen, wenig beweglichen und zum Teil dumm-trägen wie auch egoistisch-schlauen Bauern keineswegs verhüllt oder verkleinert wird. Als Ganzes ist das Buch natürlich tendenziös, das heißt, mit dem Willen, für diesen Aufbau Sowjetrußlands zu werben, geschrieben. Wenn die Tendenz auch nicht offen hervortritt, so kann sie gerade darum um so wirksamer sein. Das gilt auch für diesen Roman. Interessant ist noch, daß in

[1] Die Bücherliste siehe am Schluß des Beitrages.

diesem Buch das Geschlechterverhältnis nicht mehr so einseitig brutal genommen wird, wie es etwa die Kollontay in ihrem heute in Rußland nicht mehr gern gesehenen Buche „Wege der Liebe" dargestellt hat. Schon längst gilt die sogenannte „Glas-Wasser-Theorie" bei der Jugend, auf die es für die Zukunft ankommt, nicht mehr. Karawajewas Roman verdient also auch in dieser Beziehung gewisse Beachtung. Man kann ihn zwar nicht als „reifes episches Kunstwerk" ansprechen, er ist vielmehr ein einfach geschriebenes, erfreulich klares und zweckentsprechendes Tatsachenbuch ohne besondere Darstellungskraft und künstlerische Gestaltung, dadurch aber vielleicht das einzige modern-russische Buch, das man auch breitesten Schichten, zum Beispiel dörflichen Lesern, die für diese Fragen Interesse zeigen, bedenkenlos empfehlen kann.

Anders verhält es sich mit Leonid Leonows Roman „Aufbau" (4), einem viel unübersichtlicheren und intellektuelleren Produkt. Das Thema ist fast ganz das gleiche. Auch hier entsteht mitten im Urwald die Maschinenwelt einer Zellstoff- und Papierfabrik und zerstört und verändert das dörflich abgeschiedene Leben ringsum. In dieses Zerstörungs- und Aufbauwerk wird aber hier noch ein stilles Waldkloster einbezogen, dessen mehr groteske als glaubwürdige Bewohner dem Verfasser eine m. E. allzu billige Angriffsmöglichkeit auf die Kirche, auf das „Alte" geben. Verwickelte Gespräche verwickeln den dünnen Faden einer mehr erdachten als dargestellten Handlung, so daß auch dieser „Aufbau" wenig überzeugend wirkt.

Sehr viel ernsthafter, wenn auch in der intellektuell-skeptischen Haltung mit dem vorigen Roman verwandt, ist das Buch des noch jüngeren und vielgereisten Boris Pilnjak „Die Wolga fällt ins Kaspische Meer" (5). Es würde den Rahmen dieser kurzen Übersicht sprengen, wenn man auf die besondere Problematik dieses bedeutenden, teilweise auch dichterisch eindrucksvollen Werkes genauer einginge. Karl Radek hat eine von der kommunistischen Doktrin aus an sich klare, darum vielleicht auch am Wesentlichen des Romanes vorbeisehende Einleitung geschrieben. Denn das Wesentliche ist nicht die grandiose technische Utopie des „Monoliths", des riesenhaften Staudammes, durch den mehrere Dörfer sowie das Kreisstädtchen Kolomna in den Fluten verschwinden, die Wolga aber bis nach Moskau auch für Ozeandampfer schiffbar gemacht werden soll. Das Wesentliche liegt auch nicht in der an sich glänzenden Gegenüberstellung der alten, heimlich noch immer reaktionären Kleinwelt, der Schieber- und Betrügeratmosphäre und der neuen, zäh und verbissen am technisch-wirtschaftlichen Aufbau arbeitenden Welt der Arbeiter, Ingenieure und höchsten Betriebsleiter. Sondern Pilnjak will im Aufbau des Neuen auch das Ringen um eine neue Ethik, um den ganzen neuen Menschen zeigen und fordert mit seinem darstellerisch nicht einfachen, darum aber an einigen Stellen um so eindrucksvolleren epischen Versuch vor allem den inneren Aufbau, die Revolution der Menschlichkeit, Ehre und Ehrbarkeit. Mag er mit dieser Forderung von seiner fast nur politisch denkenden Zeitgeneration verkannt und abgelehnt werden, für uns Europäer ist eben darum sein Buch wichtig und über die bloße Zeitaktualität hinaus bedeutsam.

Die Jugend

Das von den Volksbüchereien mit Recht wohl überall eingestellte Buch Newerows „Taschkent" (6), die eindrucksvolle Geschichte eines sich durchhungernden Jungen, der alle Leiden, Gefahren und Schrecknisse der Bahnfahrt durch das damalige Hungergebiet tapfer unternimmt, nur um den Seinen von der reichen, vom Hunger verschonten Stadt Taschkent Brot und

Saatgetreide zu bringen („Hefte“ XI. Bd. 1927, S. 346), steht — ähnlich wie Gladkows „Zement“ in der Reihe der Schilderungen des wirtschaftlichen Aufbaus — am Beginn einer Reihe von Darstellungen, die offen und anschaulich das Leben der Kinder und Jugendlichen im neuen Staat aufzeigen. Ich erwähnte schon in bezug auf das Liebes- und Geschlechterproblem die innere Wandlung, die seit den Tagen des Bürgerkrieges, dem sexuellen Chaos dieser Zeiten, besonders bei der politisch bewußteren und disziplinierten Jugend der Partei, den „roten Pionieren“, eingetreten ist.

Ein vorzügliches Kinderbuch, für Kinder geschrieben, aber bei uns wohl nur für reifere Jugendliche und Erwachsene verwendbar, stammt von Helene Bobinska (7), die zwar Polin ist, aber die die russische Jugend ausgezeichnet zu kennen scheint, wie schon ihr Jugendbuch „Pioniere“ beweist, eine Art Lagertagebuch der kommunistischen Jugendgruppen. Das neue, von ihr geschriebene Kinderbuch „Die Rache des Kabunauri“ ist eine äußerst spannend und gut erzählte Geschichte eines kleinen Jungen aus dem Volke, dessen Abenteuer und Erlebnisse sowohl menschlich-psychologisch, wie volkskundlich interessant und lehrreich sind. Nur die dummdreiste Einführung und das tendenziöse Nachwort hätten in der deutschen Übersetzung fortgelassen werden können, da dadurch die Wirkung des sonst durchaus erfreulichen Werkchens ins Gehässige abgebogen wird. Das ist bei der Ausleihe zu beachten.

Die etwas schwache Fortsetzung von Nikolai Ognjews (8) Schülertagebuch „Kostja Rjabzew auf der Universität“ sei hier nur genannt (Vgl. „Hefte“, XIII. Bd. 1929, S. 396). Auch Wladimir Lidins Roman „Der Abtrünnige“ (9) erscheint mir nicht so wesentlich, da er Einzelerscheinungen der russischen studierenden Jugend verallgemeinernd hinstellt, die für die heutige Zeit bereits nicht mehr charakteristisch sind. Bei dieser Gelegenheit sei auf den ausgezeichneten Aufsatz im Februarheft der „Neuen Rundschau“ über die russische Dorfjugend von dem noch jungen, aber gut orientierten Dr. Mehnert hingewiesen, von dem ein den ganzen Problemkreis der heutigen russischen Jugend systematisch darstellendes Buch in Kürze erscheinen wird[1].

Während Gladkows in Rußland wenig beifällig aufgenommener Roman junger Menschen „Marussja stiftet Verwirrung“ (10), in dessen Mittelpunkt die heidnisch-sinnenfrohe Gestalt eines schönen und gesunden Mädchens steht, die sogar ernsthafte „Parteimitglieder“ bestrickt und verführt, den ganzen Problemkreis der sexuellen Fragen, wie sie die Jugend heute sieht, in der Tat mehr verwirrt als klärt, sei zum Schluß noch auf eine kurze, aber bemerkenswerte Erzählung hingewiesen, „Das erste Mädel“ von Nikolai Bogdanow (11). Erst hier zeigt sich — der Verfasser spricht es am Schluß unverhüllt aus — ganz die Wandlung der Liebes- und Geschlechtsauffassung bei der heutigen russischen Jugend. Das Buch spielt in der „heroischen“ Epoche der Bürgerkriege. Die tapfere Kommunistin Sanja, das „erste Mädel“ bei allen Kämpfen und Entscheidungen, von allen geliebt, geht an dieser falschverstandenen Geschlechtsauffassung zugrunde. Dieser Untergang, notwendig in einer noch ungeklärten Zeit des Ringens um neue Lebensformen, wird also als warnendes und nachdenkliches Beispiel deutlich herausgestellt. Eine neue und ehrfürchtigere Haltung und Auffassung vom Geheimnis des Leiblich-Seelischen als einer Ganzheit ist das ernste Ergebnis dieses schlichten und ehrlichen Bekenntnisses einer neuen, der Verantwortung nicht mehr ausweichenden Jugend.

---

[1] K. Mehnert, Die Jugend in Sowjetrußland. Berlin, S. Fischer.

Ilja Ehrenburg

Auch Ilja Ehrenburg (12), Jude von Geburt, ist überzeugter Kommunist. Thema und Stoff seiner Werke, die mit einer Ausnahme sämtlich im Malik-Verlag erschienen sind, gewann er meist auf den vielen Reisen und Fahrten durch ganz Europa. Dieses Schweifende und landschaftlich-national Ungebundene stellt ihn etwas außerhalb der Schriftstellergeneration des neuen Rußland, der Gladkow, Scholochow, Panferow u. a., die ja meistens einfache Arbeiter oder Bauern waren, bevor sie zu Schriftstellern wurden, während Ehrenburg die europäische Schulung und Intellektualität als unveräußerliches Erbe in sich trägt. Man könnte ihn somit fast zu den Emigranten rechnen, nur nicht mit negativem, antibolschewistischem, sondern positivem Vorzeichen. Neuerdings hat Ehrenburg eine Reihe von interessanten, wenn auch recht einseitigen Reportagen geschrieben, die im folgenden kurz besprochen werden sollen.

Von seinen früheren, zum Teil bekannteren Werken verdient mit Einschränkung der naturalistisch-psychologische Revolutionsroman „Michael Lykow“ erwähnt zu werden. Das Wirre und Zerstörerische der Übergangszeit des „Nep“ (der neuen ökonomischen Politik) unmittelbar nach der Epoche der Bürgerkriege, der „heroischen“ Epoche, wie der terminus technicus hierfür lautet, wird in der Gestalt des jungen Lykow verkörpert, der keine ihn erfüllende Aufgabe mehr vor sich sieht und, moralisch-seelisch sich gehen lassend, im Sumpf des Schiebertumes versinkt. Inhaltlich ist, wie man sieht, das Ganze wenig erfreulich und für die moderne Sowjetliteratur auch nicht recht typisch. Prägnanter und auch in der Form nicht so skeptisch-ironisierend ist der historische Roman aus der französischen Revolution „Die Verschwörung der Gleichen. Das Leben des Gracchus Babeuf“. Der Leser erhält hier ein zwar tendenzhaftes, aber doch recht anschauliches Bild von jener an Greueln und Schrecken so erfüllten Zeit.

Wichtiger als diese, noch im üblichen Stil des psychologischen und naturalistischen Romanes geschriebenen Bücher sind die Reportagen und Tatsachenberichte Ehrenburgs, die in erzählender und durchaus fesselnder Form die personellen Hintergründe der unheimlichen Götzen „Wirtschaft“ und „Kapital“ aufdecken sollen. Es handelt sich hier um die drei in Anlage und Darstellungsart voneinander nicht sehr abweichenden Werke „Das Leben der Autos“, „Die heiligsten Güter“ (mit dem Untertitel „Roman der großen Interessen“) und —als „Chronik des Films“ — das erst kürzlich erschienene Werk „Die Traumfabrik“. Hierher gehört auch noch das interessante Reisetagebuch „Visum der Zeit“ (bei Paul List, Leipzig).

Am eindeutigsten und interessantesten scheint mir die romanhafte Reportage über „Das Leben der Autos“ zu sein. Es handelt sich selbstverständlich nicht um eine Darstellung der Autos als Verkehrsmittel oder ihres technischen Entstehungsvorganges, sondern vielmehr um das Leben der Autofabrikanten, um ihre sauberen oder unsauberen Geschäftsmanipulationen, um die Aufdeckung also der hinter den bekannten Firmennamen stehenden durchaus realen und persönlich-konkreten Interessen. Da ist z. B. der Franzose Citroen mit seinen Werken, die den europäischen Markt, auch den deutschen, sich erobern, dieser geschickte Autokrat, der schließlich durch eine komplizierte Finanzoperation sein Riesenunternehmen dem Weltbankhaus Lazar Frères eingliedert; da ist Henry Wilhelm Deterding, „Sir“ Deterding, der englische Erdölkönig und erbitterte Gegner Sowjetrußlands; da sind Agenten, Börsenspekulanten, Diplomaten, Minister, Schieber; da sind Frauen, Kokotten, unglückliche Mädchen; da sind Kontoristen, Werkführer, Arbeiter, Streikende und am laufenden Band Verklavte. So wird hier die Welt des Kapitals nicht

theoretisch, sondern konkret angeschaut und an der Existenz dieser lebendigen Einzelmenschen, dieser meist unsichtbaren Führer und Abenteurer des noch unsichtbareren Kapitals und der Börse, das System als solches aufgedeckt und dargestellt. Die tatsächliche Richtigkeit dieser von Ehrenburg natürlich bewußt einseitigen und tendenziösen Darstellungen kann und soll hier nicht untersucht werden. Man wird aber auch bei Ablehnung des einseitig kommunistischen Standpunktes die von ihm aufgezeigten Zusammenhänge wirtschaftlicher und machtpolitischer Art durchaus ernst nehmen müssen. Und so gehört diese schon im Stil bissig-spritzige Reportage zu den trotz ihrer Tendenz auch für die öffentliche Bücherei wichtigen Zeitdokumenten.

Dies gilt weniger von dem „Roman der großen Interessen“, der den ironischen Haupttitel „Die heiligsten Güter“ trägt. Die politische Tendenz entartet hier und wird plump und einseitig herabsetzend. Das Thema von der Verquickung von Politik und Wirtschaft, am Beispiel der Vertrustung und Konzernierung gewisser Wirtschaftszweige (hier etwa des schwedischen Zündholzmonopols) dargestellt, ist an sich wichtig genug und durchaus ernst zu nehmen; aber Ehrenburg gelingt es nicht, überzeugend die unheimliche Einflußsphäre dieses Monster-Kapitalismus aufzuzeigen, da er der Gefahr der Reportage unterliegt, rein filmhaft und bloß äußerlich Szene an Szene zu reihen. Außerdem gefällt er sich zum Schaden der objektiven Wirkung in abstoßenden und überdies unglaubwürdigen, bordellhaften Schilderungen aus dem Privatleben der „Kapitalisten“. — Wenn auch Erdöl, Kautschuk, Autos, Zündholz, Kriegsindustrie, Börse usw. die Interessen und Machtgebiete des Kapitals sind, so ist es nicht gut, daß das „Volk“ die personellen Hintergründe dieser Mächte und Geschäfte genauer kenne. Darum gilt die Parole, daß die verdummende und zerstreuende Wirkung jeglicher Unterhaltung, sei sie Bildung, Literatur, Dichtung, Kunst und dergleichen, die Masse abzulenken habe. Der Film hat, nach Ehrenburg, in dieser Beziehung eine besonders wichtige Funktion. Und so beleuchtet er in seiner „Chronik des Films“ die finanziellen wie politischen Zusammenhänge und Hintergründe dieser „Traumfabriken“ aufs deutlichste. Uns Deutsche interessiert hier besonders das zwar überaus polemische Kapitel über die „Ufa“ und „Emelka“, jene die Domäne Geheimrat Hugenbergs, diese Reichsangelegenheit, aber auch unter ausländischem (sogar französischem) Einfluß stehend. Daß Ehrenburg bei aller Satire und bissigen Gegnerschaft auch hier nicht achtlos beiseite geschoben werden darf, zeigen die Ausführungen des Filmkritikers Wolfgang Petzet im „Kunstwart“ (eines wirklich politisch nicht einseitigen Blattes), der neuerdings auch in einer Broschüre[1] zum „Fall“ Emelka mutig und offen Stellung genommen hat. „Die Traumfabrik“ enthüllt aber nicht nur politische Hintergründe, sondern läßt auch in den Abgrund des heutigen Kulturbarbarismus, in den Abgrund einer mechanisierten und fast sinnlos gewordenen Zivilisationsepoche schauen. So gehässig und zum Teil empörend Ehrenburgs antireligiösen Affekte auch hier zum Durchbruch kommen, so einseitig die kommunistisch-politische Tendenz hervortritt, eben darum ist auch eine Art Offenheit geschaffen, die dieses Werk wie die anderen Reportagen zumindest diskussionsfähig, also auch für die öffentliche Bücherei wichtig erscheinen läßt. Mehr, glaube ich, braucht an dieser Stelle hierzu nicht gesagt werden.

Zum Schluß sei noch auf das bereits erwähnte Reisetagebuch „Visum der Zeit“ hingewiesen, das einen vorzüglichen Querschnitt durch einige wichtige europäische Nationen, Landschaften und Volksgemeinschaften gibt.

[1] Wolfgang Petzet: Verbotene Filme. Eine Streitschrift. Frankfurt a. M., Sozietäts-Verlag 1931. 160 Seiten. 2.50 RM.

Das über Deutschland Gesagte enttäuscht zwar, obwohl es in gewissem Sinne interessant ist. Am aufschlußreichsten erscheinen mir die Kapitel über Polen und die Tschechoslowakei zu sein, wenn auch hier wie überall des Verfassers einseitiger Standpunkt Urteil und Blickrichtung entscheidend bestimmt. Das soziale und primitive Leben der slowakischen Bauern, die sich keineswegs in der neuen Doppelrepublik wohlfühlten, ist zum Beispiel ausgezeichnet dargestellt. Da die Berichte auf persönlichen Erlebnissen und Beobachtungen beruhen, erscheinen sie zwar subjektiv, zugleich aber auch lebendig, interessant und lehrreich. Darin liegt Gefahr wie Vorzug des darstellerisch im übrigen glänzend geschriebenen Buches.

Nur die großstädtische Bücherei — und auch diese mit Vorbehalt, je nach ihrer landschaftlich-kulturellen Eigenart und Mentalität — wird die Bücher Ehrenburgs, dieses intellektuell-problematischen und aus versteckter Romantik bissig-zerstörerischen Satirikers, einstellen, der seine darstellerischen Fähigkeiten restlos im Dienst seiner politischen Überzeugung verbraucht und oft genug mißbraucht, den aber zu übersehen oder totzuschweigen ein allzu billiges und bequemes Mittel wäre, ein Zeichen eigener Unterlegenheit. Dennoch darf bei ihm wie bei den übrigen hier kurz charakterisierten neueren Romanen und Erzählungen Sowjetrußlands die besondere Schwierigkeit und Problematik für die Ausleihe nicht übersehen werden.

Bücherliste

1. Fedor Gladkow, Zement. Berlin 1927, Verlag für Literatur und Politik. 464 Seiten. Preis geb. 7.— RM.
2. Fedor Panferow, Die Genossenschaft der Habenichtse. Berlin 1928, Verlag für Literatur und Politik. 436 Seiten. Preis geb. 6.— RM.
   Fedor Panferow, Die Kommune der Habenichtse. Ebenda 1931. 408 Seiten. Preis geb. 6.— RM.
3. Anna Karawajewa, Die Fabrik im Walde. Berlin 1930, Verlag der Jugendinternationale. 598 Seiten. Preis geb. 7.— RM.
4. Leonid Leonow, Aufbau. Roman aus Sowjetrußland. Wien 1930, P. Zsolnay. 501 Seiten. Preis geb. 9.50 RM.
5. Boris Pilnjak, Die Wolga fällt ins Kaspische Meer. Eingeleitet von Karl Radek. Berlin 1930, Neuer deutscher Verlag. 405 Seiten. Preis 4.— RM.
6. Alexander Newerow, Taschkent, die brotreiche Stadt. Berlin 1929, Neuer deutscher Verlag. 379 Seiten. Preis 3.50 RM.
7. Helene Bobinska, Pioniere. Berlin 1929, Verlag der Jugendinternationale. 92 Seiten. Preis 2.— RM.
   Helene Bobinska, Die Rache des Kabunauri. Ebenda 1931. 219 Seiten. Preis 2.85 RM.
8. Nikolai Ognjew, Kostja Rjabzew auf der Universität. Berlin, Verlag der Jugendinternationale. 273 Seiten. Preis 3.50 RM.
9. Wladimir Lidin, Der Abtrünnige. Berlin 1928, Dreikegelverlag. 338 Seiten. (Ladenpreis aufgehoben.)
10. Fedor Gladkow, Marussja stiftet Verwirrung. Wien 1930, E. P. Tal Verlag. 188 Seiten. Preis 3.25 RM.
11. Nikolai Bogdanow, Das erste Mädel. Eine romantische Geschichte. Berlin 1930, Verlag der Jugendinternationale. 232 Seiten. Preis 3.— RM.
12. Ilja Ehrenburg, Michael Lykow. 1927. 560 Seiten. Preis 4.80 RM.

Ilja Ehrenburg, Die Verschwörung der Gleichen. Das Leben des Gracchus Babeuf. 1928. 290 Seiten. Preis 2.80 RM.

Ilja Ehrenburg, Das Leben der Autos. 1930. 284 Seiten. Preis 3.50 RM.

Ilja Ehrenburg, Die heiligsten Güter. 1931. 408 Seiten. Preis 3.50 RM.

Ilja Ehrenburg, Die Traumfabrik. 1931. 309 Seiten. Preis 3.50 RM.

Sämtliche genannten Werke von Ehrenburg: Berlin, Malik-Verlag.

Ilja Ehrenburg, Visum der Zeit. Leipzig 1929, Paul List. 278 Seiten. Preis geb. 8.50 RM.

Dr. Bernhard Rang

Einzelbesprechungen

Erzählende Literatur

Gustav Frenssen, Der brennende Baum. Eine Erzählung. Mit Zeichnungen von A. Paul Weber. Berlin 1931, G. Grote. 153 Seiten. Preis 3.— RM.

Frenssen begann einst mit einfachen, volkstümlichen Geschichten. Er irrte ab in den großen pathetisch-prophetischen Stimmungs- und Zeitroman, zu dem ihm die Kraft der Gestaltung, wie das Recht des geistigen Führertums mangelte. Hier ist er zu seinen Anfängen zurückgekehrt, und wenn auch alle alten Schwächen wieder merkbar werden, er gibt ehrlich, was er hat und kann: eine schlichte, breitgelagerte Volksgeschichte, wie im 30jährigen Krieg ein einsames Heidedorf eine für Volk und Zeit symbolische Wandlung durchmacht, nämlich durch die Kriegsnöte in germanisches Heidentum der Vorzeit zurückgeworfen, dann aber durch den edelsten Vertreter christlicher Liebe zur Erkenntnis des wahrhaft Heiligen in der Welt zurückgeführt wird. Der brennende Weihnachtsbaum, erst aufsässiges Symbol der heidnischen Sternen-, Blut- und Weltesche, verwandelt sich in das liebeshelle Sinnbild des Welterlösers. Es ist Niveau und Stil der Speckmann, Bock, Schröer, aber wahrhaftig und darum willkommen.

Tränckner

Will Vesper, Das harte Geschlecht. Roman. Hamburg 1931, Hanseatische Verlagsanstalt. 310 Seiten. Preis geb. 5.50 RM.

Ein Helden- und Abenteuerbuch von Ref, dem isländischen Wiking der Heroenzeit, der auf Fahrten Kraft und Hochherzigkeit, Treue und List, Tapferkeit und Ehrgefühl beweist, seine Feinde überwindet und sein Geschlecht zu Ehren bringt. Es tut dem Leser dieser unserer zerrissenen Zeit wohl, in einfachere Zeiten, Konflikte und Menschen zurückzutauchen, und durch die Erzählkunst des Autors, die naiv anmutet, ist ein guter „Roman" entstanden, der den historisch Gebildeten fesselt, den schlichten Leser und die Jugend hinreißen und in germanisch gestimmten Kreisen Befriedigung auslösen wird.

Das Werk ist ein Kind der Diederichs'schen Sammlung „Thule", in Stoff und Stil. Der 2. Band von Snorris Heimskringla, die Geschichte von Olaf dem Heiligen, bildet den Hintergrund, der hier geschickt nur in Fresko gehalten ist, während Refs Heldenleben Farbe und Licht gibt. Die Saga war Vorbild, bewußt hat Vesper sie nachgeahmt: Refs Leben gleicht dem Egils,

Grettirs usw., die einzelnen Motive (Fahrt, Schiffsbau, Waffenwerk, Haltung, Blutrache, Holzfuß, Skaldentum usw.) sind der Saga entlehnt, Erzählstil, Aufbau, Chronikform, Dialog ihr sorgfältig nachgebildet, — alles aber zugleich ins Romanhafte und Deutsche umgewandelt. Und hier, so feinsinnig und geschickt das gemacht ist, hier regen sich Bedenken: es ist doch „gemacht". Der Geist ist ein anderer als in der Saga. Ref ist nicht „nordischer" Held, sondern im Zwielicht bürgerlicher Heldenverehrung gesehen. Seine Entwicklungslinie biegt und bricht sich, der Tölpel und „Fuchs" und schöpferische Kopf, der an den sagenhaften Offa gemahnt, gleitet sacht ins Landläufig -Tüchtige ab; seine Bekehrung zum Christentum geht ohne heroischen Kampf vor sich, sein Todesritt wird zur Flucht. Er ist weder Typus noch Ideal jener dämonischen Übermenschen der Saga, die im Spannungsverhältnis des Polaren kämpfen, sondern Biedermann bürgerlicher Sphäre. Wir wollen Vesper nicht tadeln; hier ist eben ein erster Versuch, die Saga bei uns einzudeutschen, der nicht ganz geglückt ist, so wenig wie im vorigen Jahrhundert, als Edda und Saga im Skandinavischen durch die Dichter von Oehlenschläger und Tegnér bis Ibsen modernisiert wurden, der Versuch im Norden geglückt ist. Hier ist auf der Linie, auf der auch die modernen Skandinavier vorgehen, Bahn für weitere Versuche gebrochen. Vespers „Hartes Geschlecht" sei den Büchereien empfohlen.

Tränckner

Martin Beheim-Schwarzbach, Die Herren der Erde. Leipzig 1931, Insel-Verlag. 309 Seiten. Preis geb. 5.50 RM.

Diesen Roman vermag nicht zu lesen, wem der soziologische, psychologische, Tendenz-, Zeit-, historische Roman gemäß ist. Er spielt scheinbar in den Heiden, Mooren und Wäldern Niedersachsens und in der Zeit Karls des Großen; scheinbar nur, denn Raum und Zeit bedeuten nichts, sie sind aufgelöst ins Vage, Negative. Und aufgelöst, zerflossen in Niederung und Nebel sind auch die Gestalten, die drei „Herren der Erde". Der erste ist Herzog Wittekind, hier ins Bäuerlich-Don-Quichottische transponiert, ein Lumpenherzog, der zur Scheinmacht aufsteigt und kümmerlich wieder versinkt. Der zweite ist sein Bruder Draake, auch ein Scheinmensch, der nach geistiger und magischer Macht, nach dem Stein der Weisen hascht und daran untergeht. Der dritte Bruder, Daniel, hernach genannt Serafitus, ringt sich auf den Stufen der Heiligung mühsam zur Selbstauflösung empor, die zugleich Vollendung menschheitlichen Wesens und Herrschaft über das Irdisch-Vergängliche ist. Der Dreikreis menschlichen Seins wird an ihnen in schwerflüssigen Traumbildern durchmessen und gestaltet: Tat und Geist sind Schein, ewig bleibt und wirkt die Gott-Seele. Zahllose Einflüsse geistern durch das Buch: Homer und Faust, Paracelsus und Böhme, christliche und indische Spekulation. Die Form ist breit und schwer und dumpf; es ist von keltischer Phantastik und Zerflossenheit, wie in Blunck, so auch in Beheim, dem Hamburger Poeten. Wer träumen, Träume hören und deuten mag, der wird den Roman gern lesen.

Tränckner

Paula Grogger, Die Räuberlegende. Breslau 1929, Ostdeutsche Verlagsanstalt. 239 Seiten. Preis 5.— RM.

Wer, wie ich, „Das Grimmingtor" sehr geliebt hat und den breiten epischen Fluß dieser großen Volksgeschichte bewunderte, dem bereiten die Geschichten der „Räuberlegende" doch eine gewisse Enttäuschung. Ich weiß nicht, ob

sie vorher geschrieben und nur später herausgekommen ist; ich würde sie leichter begreifen als Vorstufe zum „Grimmingtor“.

In dem Band sind vier Geschichten. Die erste Hälfte ist durch die Räuberlegende selbst ausgefüllt, die drei anderen sind kleinere Legenden aus der gleichen Grundhaltung heraus. Paula Grogger hat ja eine sehr eigenartige, wirklich aus dem Volkstum herausgewachsene Sprache, herb und schwierig zu lesen, aber doch immer aus einer großen Nähe mit dem in seiner Heimaterde festgewurzelten Volk. Das zeigt sich fast noch erstaunlicher da, wo sie von der Natur spricht, als im Handeln und Reden ihrer Menschen. „Das vorzeitige Frühjahr, das an der Sonnseite des Gebirges schon tagelang durch alle Kreatur schauerte, hatte sich nun auch über die unwirtliche Gegend der Enns verbreitet. Es fiel in der Nacht ein warmer Schnee. Der Morgen entwölkte sich zu blanker Klarheit. Die Bäume tropften. Als der Heidelschupfer bei Liezen die Furt übersetzte, empfand er die Kraft der Witterung in seine Adern brausen. Die Weiden am Zaune schopften sich silbern mit Palmkätzchen. Viele Wasser quirlten aus der dampfenden Erde. Fern auf der Straße kam eine Frau. Die seidene Schürze flog schilchend bei ihrem starken Gang. Sie hatte eine Goldhaube. Der Anblick erweckte im Heidelschupfer jähe den Lebensmut. Er saß ab. Er schaffte der Kindsbrut: ‚Rennet auf den Tauern. Und meldet dem Hauptmann, daß ich ihm eine Buhlin von der Landstraße bring, nit aber die Pest‘.“ Solange Paula Grogger mit dieser Sprache und dieser Erzählungsart in ihrer oberösterreichischen Heimat bleibt, behält sie damit recht. Schwieriger wird es, wenn ihre Geschichten sie wie bei der „Legende vom Rabenknäblein“ in andere Gegenden tragen oder wie bei der „Legende von der Mutter“ sich überhaupt von irgend einem festen Ort der Erde entfernen.

Eins ist sicher, auch die „Räuberlegende“ ist ein interessanter Versuch in der Entwicklung einer Dichterin, die eigenwillige Wege geht, und von der wir noch mehr erwarten können. Der Leserkreis wird sich zunächst hauptsächlich aus den Leuten ihrer Heimat zusammensetzen, darüber hinaus aus den Menschen, die für bodenständige Literatur offenstehen. Die katholische Grundhaltung der Schriftstellerin gehört so zum selbstverständlichen Besitz ihrer Landsleute, daß sie nirgends als Gegensatz oder als Tendenz empfunden werden kann.

von Kirchbach

Joseph Roth, Hiob. Berlin 1930, Kiepenheuer. 300 Seiten. Preis 3.80 RM.

In der Gerechtigkeit Gottes lebt Mendel Singer, der russische Jude. Stattlich sind seine Söhne und schön ist seine Tochter. Ein spätes Kind wird ihm geboren, ein Sohn. Er heißt Menuchim. Menuchim lernt nicht sprechen, und sein Laufen bleibt ein Schaukeln auf krummen Gliedmaßen. Der Herr zieht seine Hand ab von Mendel Singer und seiner Familie. Ein Sohn geht zum Militär, und das ist schlimmer als der Tod; der zweite Sohn entzieht sich dem Militär durch Flucht über die Grenze. Die Tochter aber schläft mit Kosaken, und das ist schlimmer als die Verdammnis. Mendel Singer will nach Amerika zu dem Sohn, der über die Grenze ging. In Amerika gibt es keine Kosaken. Und Gottes Stimme spricht zu ihm und zu seiner Frau Deborah durch einen weisen Rabbi: Verlaßt nicht Menuchim, der Herr wird ihn segnen und seiner wird es nicht viele geben in Israel. — Verlaß nicht Menuchim, denkt Deborah, und, verlaß nicht Menuchim, denkt Mendel Singer. Und sie gehen über das große Wasser voller Angst und Gebete. Menuchim aber lassen sie zurück.

Viele Jahre haben sie vergebens gewartet, jetzt glauben sie nicht mehr an seine Gesundung.

Drüben ist alles neu und groß, aber bald ist es auch nichts anderes als das Gewesene; nur, daß die Felder nicht sind und die Wiesen, nicht die Luft und nicht Menuchim. Sollte ich Menuchim herüberholen, denkt Mendel Singer. Und indessen bricht der Weltkrieg aus. Ein Sohn fällt, der andere ist in Rußland verschollen. Deborah stirbt daran. Die Tochter wird irre. Hart straft Gottes Hand Mendel Singer. Er tut sich ab von dem Gott seiner Väter, er schmäht ihn, in dessen Gerechtigkeit er gesessen hatte. Mendel Singer wird alt und unscheinbar, hin- und hergestoßen. Er tut den Menschen kleine Dienste, — er schaukelt die Wiegen der Kinder, wie er einst Menuchims Wiege geschaukelt hatte. Man weiß nichts von ihm, als daß er den Sabbat nicht hält und die heiligen Handlungen mißachtet. Aber tief in seinem Herzen ist die Sehnsucht nach Menuchim.

Und eines Tages, in den hohen Festen, geschieht das Wunder. Menuchim ist da. Menuchim ist gekommen als großer Kapellmeister, — geradezu auf seines Vaters Herz ist er gekommen. Und er ist gesund und heil, auf daß das Wort des Herrn erfüllt werde. Den Himmel wieder offen sieht Mendel Singer, der alte gebückte Jude. Er hat Gott gehaßt, und Gott hat ihn dennoch geliebt in seiner großen Güte.

Ein gutes Buch. Ein Buch von einem Juden für Juden geschrieben, aber darüber hinaus denen zugänglich, die hinter religiösen Formen das Mysterium des Göttlichen erkennen. Es ist das Leben eines einfachen Menschen, das ganz vom Biblischen her bestimmt ist, von Überlieferungen und Sitten getragen, die uns fremd sind, und an denen wir nur von ferne in Ehrfurcht teilnehmen.

Pieritz

Georg Rendl, Der Bienenroman. Leipzig 1931, Insel-Verlag. 236 Seiten. Preis 4.— RM.

Die Bienen haben ja von jeher den Dichter zur Gestaltung gereizt, und unwillkürlich denkt man an den Zauber, den Maeterlincks „Leben der Bienen" einmal ausübte, wenn man den Rendlschen Bienenroman aufschlägt. Eigentlich war Maeterlincks Buch, trotzdem es nicht so hieß, mehr „Roman". Nicht umsonst liegen ungefähr fünfundzwanzig Jahre zwischen beiden Büchern. Maeterlincks Bienen sind mehr vom Menschen her gesehen, für den Menschen geschildert, etwa in der Art, wie Tacitus einmal die Germanen für die Römer beschrieb. Rendls Buch müht sich rein vom Tier aus zu reden, dem Tier selbst gerecht zu werden, es allein reden zu lassen. Ganz wird das nie gelingen, auch Rendl schreibt letzten Endes vom Menschen her. Ein großes naturwissenschaftliches Wissen, eine lange, lebenslange Kleinarbeit der Beobachtung steckt in dem Buch. Der Verfasser ist von Kind an mit dem eigenartigen und ungeheuer reizvollen Leben der Bienen vertraut gewesen. Der Dichter steht dem liebevollen und treuen Beobachter nach. Während bei Schnacks Schmetterlingsbuch doch immer die dichterische Gestaltung das Wesentliche bleibt, liegen hier die Höhepunkte des Buches in der getreuen Stoffvermittlung, nicht da, wo der Versuch zu Gestaltung und Deutung angesetzt ist. Der Leserkreis des Bienenromanes wird klein sein, aber es wird doch einen Teil Menschen geben, die dieses von allen politischen und weltanschaulichen Fragen völlig freie Buch lesen und lieben werden, und denen man es nach Thomson, Schnack und Maeterlinck nahebringen kann.

von Kirchbach

Marcelle Capy, Frauen im Joch. Stuttgart 1931, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 187 Seiten. Preis 3.— RM.

„Als die Schriftstellerin Severine im Sterben lag, war ihre letzte Mahnung: Immer die Wahrheit sagen. Das habe ich mir vor Augen gehalten."

Dieser Satz steht am Anfang des aus dem Französischen übersetzten Kriegsbuches. Und Marcelle Capy setzt ihre Worte wirklich, wie man sie setzt, wenn man die Wahrheit sagen will, langsam, schmucklos, ohne Sensationsbedürfnis. Es ist der Kriegsbericht aus einem südfranzösischen Dorf, einem armen Dorf, das sich gerade von den Früchten des Bodens so eben ernähren kann, „kein Bargeld, aber kein Fleck auf der Ehre, keine Hypothek auf dem Grund". Nur von diesem Dorf aus sieht man nun dem Geschehen des Krieges zu, die Frauen arbeiten allein mit den alten Männern, besorgen die viel zu schwere Landarbeit und hoffen auf den schnellen Sieg; unwirklich weit, wie im Nebel verloren, erscheinen ihnen die Männer. Es gibt Patrioten und Miesmacher, gerade wie bei uns, Nörgler und solche mit sozialem Verantwortungsgefühl, die den Frauen über die bösen Gedanken hinweghelfen, gerade wie bei uns. Schließlich schaffen die Frauen die Arbeit nicht mehr, Väter fallen, Verlobungen gehen auseinander; immer ist Krieg, man kann sich nicht mehr denken, daß er einmal aufhören wird. In diesem Augenblick kommen die deutschen Gefangenen zur Landarbeit. Man erwartet, daß sie den kleinen Kindern die Hände abschlagen, aber sie bauen ihnen Segelschiffe; man erwartet, daß sie die Frauen ausnützen werden und blutrünstig sind wie ihr Kaiser, aber sie holen ihnen bei Feierabend das Wasser vom Brunnen. Sie erzählen von ihrem Land, das groß und schön, aber bei dem alles „défendu" ist, und Deutschland wird nahe. Sie baden im kalten Fluß und arbeiten immer, aber sie glauben alles, man kann ihnen das Dümmste weismachen. Seit sie da sind, ziehen sich die Frauen wieder ordentlich an. Als der Waffenstillstand kommt, gehen sie wieder heim. Aber die französischen Männer kommen noch immer nicht. Man schickt ihnen Russen statt dessen. Und auch die Russen sind Menschen, anders wieder, und auch sie kennen das Land. — Müde geht das Buch zu Ende. „Weshalb eigentlich Feind oder nicht Feind? Waren nicht alle, die der Reihe nach ins Dorf gekommen waren, die Deutschen, die Russen, die Amerikaner, die Belgier und alle anderen — Männer?"

Das Buch ist trotz dieses Ausklanges kein irgendwie tendenziös eingestelltes Buch. Es ist wirklich von der Frau her geschrieben, der Frau auf dem Land, der die Erde noch heilig ist. Weil es so von der Erde her kommt, gilt es auch allen Ländern. Es ist einfach, warm und wahr, um die Härte des Lebens wissend, völlig unsensationell, ganz ohne erotische Schlüpfrigkeiten und scheint mir darum wirklich wert, auch in kleineren Büchereien Platz zu finden.

von Kirchbach

Hermynia Zur Mühlen, Das Riesenrad. Stuttgart 1932, Engelhorns Nachf. 224 Seiten. Preis geb. 4.80 RM.

„Das Leben ist ein bißchen wie das Riesenrad. Einmal ist man oben und kann der ganzen Welt auf den Kopf spucken, dann dreht sich das Rad und man ist wieder unten, und alle treten auf einem herum. Aber die Hauptsache ist, daß ich hinaufgekommen bin . . ." Das ist Tante Tutzis philosophische Erklärung des Riesenrades im Prater, die sie der kleinen Marileine gibt. Und es ist die Erklärung der großen Gesellschaft, der sich das Kind, aus einer weltfremden Klostererziehung heraus, plötzlich gegenübersieht. An der Ri-

viera lernt Marileine die Welt kennen, die außerhalb der Klostermauern liegt. Aber aus einer unbeirrbaren Kindergläubigkeit heraus begreift sie weder den Sinn noch den Hintersinn des Lebens dieser Menschen, das ausschließlich von Flirt und Genuß bestimmt ist. Überall stößt die Vierzehnjährige auf die Doppeldeutigkeiten und Verlogenheiten, die das Rätsel des Sexuellen unabänderlich zu umgeben scheinen. Ihre Gläubigkeit wird allmählich erschüttert; sie weiß immer mehr, ohne begreifen zu können, ohne einen Weg aus der Wirrnis ihres Kinderherzens zu finden. Die Fahrt auf dem Riesenrad des Lebens hat sie irregemacht, unsicher und unkindlich, und kränker als sie vorher war. Man schickt sie zurück auf das Land, und sie geht ein wie eine Pflanze.

Das alles ist flüssig erzählt und bunt. Aber das Buch hat kein Gewicht; man legt es aus der Hand, und es geht einen kaum mehr an. Das liegt einmal am Vorwurf, der zu eng gehalten ist, zum anderen an der ungenügenden Durchdringung dieses Vorwurfes und an dem Mangel an künstlerischer Gestaltung. Die Nöte, von denen Hermynia Zur Mühlen spricht, sind uns bekannt durch Wedekind, Thomas Mann und manchen anderen. Während aber hier Persönliches in Gemeingültiges künstlerisch umgestaltet wurde, ist die Verfasserin des „Riesenrades“ ganz subjektiv in sich und ihrem Erleben befangen. So bleibt das Buch in privater Enge und geistiger Begrenzung stecken.

Vom Standpunkt der volkstümlichen Bücherei aus, die darauf angewiesen ist, ihre Bücher auch in richtiger Weise auszuwerten, ergibt sich kaum eine Verwendungsmöglichkeit. Die Empfindungswelt der kleinen klösterlichen Aristokratin ist dem Proletarier unendlich fern, sie ist ebenso unserer Jugend sehr fremd, der im übrigen mit den bitteren Erfahrungen der kleinen Marieleine nicht im geringsten gedient wäre. Und auch bei Frauen aus bürgerlichen Kreisen wird die Verwendungsmöglichkeit dieses Buches nicht sehr groß sein.

Pieritz

*

Emil Nolde, Das eigene Leben. Mit Bildern. Berlin 1931, J. Bard. 204 Seiten. Preis geb. 5.50 RM.

Drei Arten Menschen soll man diese Selbstbiographie des großen Malers in die Hände legen. Menschen, die mit sich selbst schwer zu kämpfen haben, daß sie sehen, wie hier ein „eigener“, d. h. eigenartiger und eigensinniger Mensch sein „Leben“ meistert. Künstlerisch Ringenden jeden Kunstgebietes, daß sie sehen, wie schwer es auch der groß Veranlagte hat, sich technisch, denkend, künstlerisch zum „eigenen“ Stil durchzuringen. Kunstfreunden, die Nolde kennen und ihn auf seinem Entwicklungsgang (nur diese Periode behandelt das Buch) vom schleswigschen Bauernhaus über Basel, München, Paris, Kopenhagen nach Berlin begleiten möchten. — Eins aber macht das Mitgehen schwer: das verrückte Deutsch der ersten Hälfte. So spricht kein Mensch in Noldes und meiner Heimat, wo damals sich Deutsch und Dänisch ineinanderschoben. Das ist „eigenes“ Deutsch in schlechtem Sinne und wirkt gemacht und kokett, wenn man in der zweiten Hälfte ein zwar schwerflüssiges, aber teilweise prachtvolles Deutsch liest. Es ist unentschuldbar, daß ein Künstler, der vor Farbe und Augenkunst so großen Respekt hat, so geringe Ehrfurcht vor der Sprache öffentlich dokumentiert.

Tränckner

Fahrten und Forschungen

Hans Rosenkranz, Ferdinand Graf von Zeppelin. Die Geschichte eines abenteuerlichen Lebens. Mit 43 Abbildungen auf 39 Tafeln. Berlin 1931, Ullstein. 206 Seiten. Preis geb. 5.— RM.

Diese Lebensbeschreibung darf als vorbildlich bezeichnet werden. Rosenkranz ist nirgends der Versuchung erlegen, seinen Helden über das ihm angemessene Maß hinaus zu steigern; umso lauterer und bedeutender erscheint die bereits sagenhaft gewordene Gestalt des Bodenseegrafen, der zugleich ein aufrechter, geradsinniger Mann gewesen ist, wie es zu seiner Zeit nicht allzu viele gab. Das Fachliche ist überall gestaltet, so daß es im angenehmen Sinn aufschlußreich und belehrend wirkt. Anerkennung verdient ferner die Einschätzung der Technik durch den Verfasser. Er ist weit entfernt von ihrer peinlichen Verherrlichung, allerdings auch von ihrer romantischen Unterbewertung. Dadurch erhalten seine Ausführungen über die schicksalhafte Bedeutung der Technik für unsere Zeit jene Gerechtigkeit, die allein uns zum klaren Blick auf unsere Verhältnisse befähigt. Die Sprache ist straff und knapp, das Leben Zeppelins und der Charakter seiner Zeit treten klar in ihren Wechselbeziehungen hervor.

Roellenbleck

L. Kohl-Larsen, Die Arktisfahrt des „Graf Zeppelin". Im Auftrage der Internationalen Gesellschaft zur Erforschung der Arktis mit Luftfahrzeugen (Aeroarctic) herausgegeben. Mit 55 Abbildungen und 1 Karte. Vorwort von Hugo Eckener. Berlin 1931, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 202 Seiten. Preis 6.80 RM.

Ein sauberer, schlichter Bericht über jene Nordpolfahrt, die vor kurzem die Welt bewegte. Der Verfasser nahm an ihr in seiner Eigenschaft als Arzt teil, wesenhafter gesehen aber deshalb, weil er rettungslos den Polarländern verfallen ist. Kohl-Larsen hat bereits früher Bücher über Polreisen geschrieben, insbesondere das ungemein stimmungshafte Werk: Zur großen Eismauer des Südpols. Gerade diese Schrift vermittelt wie wenige unter der neuzeitlichen Polliteratur das Unaussprechliche der weißen Wüsten, das so unwiderstehlich jene Gruppe von Europäern anlockt und festhält, die es in den müden Städten nicht mehr duldet, und die es zieht zu den Gebieten, wo die Welt — wie es Friedrich Sieburg einmal ausdrückt — sich noch „am zweiten Schöpfungstag" befindet. Auf dem Hintergrund dieses früheren Buches gesehen, scheint das hier vorliegende des Verfassers durchaus ohne Tiefe zu sein. Aber das will keinen Tadel aussprechen, da eine so gänzlich anders geartete Aufgabe ihm eindeutig gestellt war: zu beschreiben, wie unbeschreiblich im Grunde, wie wunderhaft beinahe es auf alle Teilnehmer wirkte, in nur sieben Tagen von Friedrichshafen zum Polgebiet zu fliegen, dort den Eisbrecher „Malygin" zu treffen und in völliger Sicherheit heimzukehren. Der unter diesen Gesichtspunkten fesselnde Bericht ist in allen Büchereien vorzüglich zu verwenden.

Roellenbleck

Friedrich Sieburg, Die rote Arktis. „Malygins" empfindsame Reise. Frankfurt a. M. 1932, Societäts-Verlag. 239 Seiten. Preis geb. 5.40 RM.

Wie der Untertitel bereits angibt, gehört das Buch in die Nähe jener Schriften, die das achtzehnte Jahrhundert als „empfindsame Reisen" bezeichnete.

Bei dieser Gattung von Werken liegt der Nachdruck keinesfalls auf dem sachlichen Bericht über die durchfahrenen Landstriche, sondern auf den Gefühlen und Betrachtungen, die ein reizsames Ich anläßlich einer solchen Fahrt in sich verspürt, entdeckt, literarisch festhält. Genau so steht es um Sieburg, für dessen beispielhaftes Spürvermögen für letzte kulturelle Unwägbarkeiten vor kurzem sein international berühmt gewordenes Buch „Gott in Frankreich?“ zeugte. Wohl kein Mensch kann weniger für Polarforschungen geeignet sein als Sieburg; aber wohl wenige Polreisende von Berufung haben auch nur annähernd eine solche Fülle aufschlußreichster menschlicher Erlebnisse aus dem ewigen Eise mitgebracht wie er. Sieburg, exemplarischer Vertreter der westlichen Bildung, haust auf engem Schiff mit jugendlichen Bolschewisten, deren allgemein-kulturelle Unbeschwertheit und geradlinig-dogmatischer Zukunftsglaube auf ihn „ruhestörend“ wirken müssen. Nördlich des 81. Breitegrades empfindet er in allen Fibern die wirtschaftlichen und politischen Zuckungen des kranken alten Europa. Für das Eis, die Meere, die Tiere, die starre Verlassenheit jener Länder wie für ihre italienische Süße an einzelnen auserlesenen Tagen findet er Worte, die ihren Gegenstand ausschöpfen. Also keine Reisebeschreibung im üblichen Sinn, auch kein Buch für jedermann; wo aber die Bildungsvoraussetzungen gegeben sind, bereitet es erlesenen Genuß.

Roellenbleck

*

Sven Hedin, Jehol, die Kaiserstadt. Aus dem Schwedischen von Th. Geiger. Mit 78 Abbildungen und 1 Karte. Leipzig 1932, F. A. Brockhaus. 212 Seiten. Preis 6.80 RM.

Eine der reifsten und schönsten Arbeiten des großen Forschers. Jehol war ein Jahrhundert lang Sommersitz der chinesischen Kaiser, die hier in Palästen und Gärten, Tempeln, Brücken und Teichen die Kultur ihrer Zeit ehrfurchtgebietende Denkmäler errichten ließ. Mit ungemeinem Glück der Auswahl beschreibt Sven Hedin nur die edelsten Stücke dieser verwirrenden Fülle, wie überhaupt die sonst leicht zur Ermüdung führende Erklärung von Bauwerken nur einen geringen, aber erlesenen Teil der Schrift füllt. Die meisten Abschnitte sind dem Leben gewidmet, das diese Stadt umschloß. Mit Staunen und gespanntester Teilnahme erfahren wir von Krieg und Frieden, von Religion und Liebe, von Politik und Wirtschaft, von den Geschicken einzelner Mächtiger und dem ganzer Völkerschaften. Man ist versucht, einzelne „Kabinettstücke“ gesondert herauszuheben. Aber das wäre ungebührlich dem Ganzen gegenüber, das so unerhört gesättigt an Inhalt wie anschaulich in der sprachlichen Fassung ist. — Von verschiedenen Gesichtspunkten aus leicht zu verwenden.

Roellenbleck

Ernst F. Löhndorff, Amineh. Die zehntausend Gesichter Indiens. Leipzig 1931, Grethlein & Co. 315 Seiten. Preis 4.— RM.

Wir schätzen Löhndorff als den Verfasser frischer, lebensvoller Abenteuerschriften, die unbekümmert erzählen, mit welchen bunten Geschicken sich der Autor in den verschiedensten Winkeln dieser Erde herumschlug. Wenn den Weitgereisten nun — in diesem Buch — die Lust anwandelt, von der farbigen Außenseite der Dinge Abstand zu nehmen, sich um die Seele der Welt, hier Indiens, zu mühen, wird man ihm dies Streben nach geistiger Tiefenlotung unseres ihm so wohlbekannten Planeten nicht etwa verargen,

weil der Schriftsteller Löhndorff einmal auf „Abenteuer“ festgelegt sei, sondern man wird gerade auf die Erkenntnisse eines so unschulmäßigen Philosophen gespannt sein. Nach Prüfen der Schrift muß dem Verfasser aber unzweideutig, ganz unmißverständlich erklärt werden, daß die „zehntausend Gesichter“ seiner Venuspriesterinnen, wie er sie zeichnet, noch nicht einen einzigen Zug im Antlitz Indiens verständlich machen. Löhndorff spricht so überwiegend, so äußerlich und restlos oberflächlich von seinen Erfahrungen mit Vertreterinnen der käuflichen Liebe, daß sein Buch in geradezu peinliche Nachbarschaft gerät. Hinzukommt, daß er sich in denkbar unerquicklicher Weise „mephistophelisch“ gibt und weithin die deutsche Sprache bejammernswürdig mißhandelt. Daß Autor und Verlag ein derart minderwertiges Werk dem Publikum glauben bieten zu dürfen, ist das einzig Interessante an dem Ganzen.

Roellenbleck

Paul Bauer, Im Kampf um den Himalaja. Der erste deutsche Angriff auf den Kangchendzönga 1929. Mit 100 Abbildungen, 5 Panoramen und 3 Karten. Zweite Auflage. München 1931, Knorr & Hirth. 174 Seiten. Preis 7.90 RM.

Unter der Führung Bauers haben insgesamt neun Deutsche eine der größten alpinen Taten unserer Zeit vollbracht, indem sie den dritthöchsten Berg der Erde bis auf 7400 Meter bezwangen. Unerwartete Schneestürme brachten sie um den Endsieg. Erwiesen ist durch diese Leistung, daß auch Europäer ohne künstliche Zufuhr von Sauerstoff in derartigen Höhen nicht nur sich aufhalten, sondern auch schwerste Eisarbeit verrichten können. — Das Buch gibt den schlichten Bericht dieses eindrucksvollen Unternehmens. Die Bildbeigaben verdienen das höchste Lob. Aufschlußreiche Einblicke gewähren auch die verschiedenen Anhangskapitel, die z. B. genau über die gesamten Kosten Rechenschaft ablegen, über alles, was zur Ausrüstung erforderlich war, über die Vorberechnungen für die Verpflegung, endlich über Namensforschung des Berges, Wetter, Photographisches usw. Das Werk ist zwar allgemein verständlich gehalten, doch setzt es alpines Interesse voraus.

Roellenbleck

Victor Berge und Henry Wysham Lanier, Der Perlentaucher. Abenteuer aus der Südsee. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von A. Normann. Frankfurt a. M. 1932, Rütten und Loening. 317 Seiten. Preis 4.— RM.

Dem amerikanischen Schriftsteller Lanier erzählt der damals neununddreißigjährige Schwede Victor Berge Erlebnisse aus seinem Leben. Der von den Berichten wie dem Erzähler gleichermaßen in den Bann gezogene Journalist formt daraus den „Perlentaucher“, den der Abenteurer selbst als gültige Darstellung anerkennt.

Ein Buch voll unerhörter Spannung. Denn was könnte erregender sein als das Lieblingsvergnügen Berges, ausgewachsene Riesenhaie mit alten Kraken auf Tod und Leben kämpfen zu lassen, und wieviele Vorstellungen berühren unmittelbarer als die, derartigen Biestern auf dem Meeresgrund, höchstens mit einem Messer bewaffnet, selbst entgegenzutreten? Der Perlentaucher muß täglich auf solche und unendlich viele andere Gefahren gefaßt sein, zum Beispiel auch auf Begegnungen mit menschenfressenden Eingeborenenstämmen.

Gleichwohl ist das Buch noch wesentlich mehr als eine der besten Abenteuerschilderungen. Es hat sich gleichsam vollgesogen mit dem Glanz, der Pracht, dem Zauber der Südsee, von deren unsagbarer Schönheit wir einen Abglanz verspüren. Beglückend ist ferner, daß diese mit Abenteuern so geladene Schrift gänzlich frei ist von Roheit, eine seltene Erscheinung. Berge widerfuhr das Glück, in einigen Menschen verschiedenster Rassen ideale Gefährten zu finden, mit denen gemeinsam er „wie eine Schar junger Götter" über die Wogen dahinfuhr. — Für alle Büchereien und ohne Einschränkung zu verwenden.

Roellenbleck

Cherry Kearton, Die Insel der fünf Millionen Pinguine. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Magda Kahn. Mit 29 Abbildungen und 1 Karte. Stuttgart 1932, J. Engelhorns Nachf. 189 Seiten. Preis 3.— RM.

In vorbildlicher Art ist der Inhalt dieses Buches vom Verfasser aus dem Miterleben gewonnen worden. Kearton ist Tierfreund aus Neigung und frei von der Haltung eines wissenschaftlichen Tierkenners. Er hat längere Zeit hindurch auf einer einsamen Insel gewohnt, die unermeßlichen Scharen von Pinguinen und anderen Vögeln als Brut- und Zufluchtsstätte dient. In scherzhafter Weise werden die Pinguine von den Besuchern der zoologischen Gärten oft mit Menschen verglichen. Diese spaßhaft gemeinte Ähnlichkeit zwischen Tier und Mensch hat der englische Beobachter ernst genommen und durchgeführt für alle wesentlichen Lebensgebiete. In ungeahnter, oftmals geradezu erschütternder Weise ergibt sich, daß man durchaus etwa von „Liebe" bei den Pinguinen sprechen darf, daß sie Treue und Aufopferung kennen, daß es Durchschnittsgeschöpfe unter ihnen gibt und Sonderlinge, Verfemte, die wegen irgend einer Abweichung im Äußerlichen unbeliebt und geächtet sind. Alles genau wie bei den Menschen . . . Manchem Leser wird es wie Schuppen von den Augen fallen, wenn er erkennt, wie stark das Tierleben seelisch bestimmt ist, und wie berechtigt, ja notwendig es ist, diese Tierseele durchaus ähnlich der unseren aufzufassen. Die Sprache ist frei von Gefühligkeit, sachlich im Ton und überall von liebenswertem Humor durchzogen. In allen Büchereien ist der Schrift eine gute Aufnahme zu wünschen.

Roellenbleck

Übersicht über wichtige Neuerscheinungen aus der naturwissenschaftlichen Literatur der letzten Jahre

1. Forscherbiographien[1]

(Institut)

Franz Strunz, Albertus Magnus. Weisheit und Naturforschung im Mittelalter. Mit 3 Faksimiles und 35 Abbildungen. Wien 1926, Verlag Karl König. 187 Seiten. Preis geb. 6.— RM.

Der als Geschichtsschreiber der mittelalterlichen Naturforschung und insbesondere durch seine Arbeiten über Paracelsus wohlbekannte Verfasser gibt

[1] Vgl. dazu die Besprechungen von Burbank, Lebensernte, und Pupin, Vom Hirtenjungen zum Erfinder in „Hefte", XIV. Bd. 1930, S. 24 und 22. Die Gruppe wird in der nächsten Nummer fortgesetzt durch einige weitere Einzelbiographien und Sammelwerke wie „Große Naturforscher", „Buch der großen Chemiker" u. ä.

hier ein schön abgerundetes Bild der Persönlichkeit, des Lebens und des weitgespannten Schaffens des großen mittelalterlichen Denkers und Forschers Albert Grafen von Bollstädt, der als Dominikanermönch Bruder Albert hieß, dann den Beinamen „der Große“ bekam und unter anderem der Lehrer des Thomas von Aquino gewesen ist.

Eingeleitet wird das Buch durch eine Charakteristik der mittelalterlichen Geistigkeit, die unter dem gleichmäßig ruhigen Fluß der Darstellung die tiefen und eindringenden Studien kaum ahnen läßt, die dem Verfasser den Stoff für eine wahrhaft meisterliche und hochgemute künstleriche Gestaltung gegeben haben. Strunz kennt und weiß nicht bloß die Dinge mit allen ihren Einzelheiten als Forscher und Gelehrter, ihm ward auch die Gabe der künstlerischen Zusammenschau; und da er auch ein Meister der Darstellung ist, dem das schwer zu behandelnde Instrument der Sprache willig die Klänge zur vollendeten und erschöpfenden Wiedergabe seines geistigen Schauens darbietet, ist hier ein Buch von seltenem Reiz entstanden: goldene Früchte in goldener Schale. In feinster Abtönung klingt die Schilderung von Alberts Leben, Wirken und Schaffen aus, indem sie es der Legende überläßt, den Abschluß der Lehrtätigkeit des großen Denkers zu erzählen. Strunz übernimmt die Darstellung, in welche der feinsinnige Gelehrte und Dichter Alfred Freiherr von Berger diese Legende gegossen hat.

Das Buch ist eine Gabe für einen weiten Leserkreis; weltanschauliche, philosophische, allgemein historische, wissenschaftsgeschichtliche, naturwissenschaftliche Interessen finden hier eine reiche Ernte. Vom Standpunkte der Volksbildung muß noch besonders hervorgehoben werden, daß der Verfasser das Lebensgefühl unserer Zeit durch die Gegenüberstellung gegen das mittelalterliche wirksam und klar zum Ausdruck kommen läßt und damit seiner geschichtlichen Darstellung, gemessen an den Wünschen und Hoffnungen des Volksbildners, lebendigste Aktualität verleiht.

Das Buch kann nur solchen Lesern in die Hand gegeben werden, die ihr sachliches Interesse mit Ausdauer und Energie zu verfolgen vermögen. Daß einige lateinische Zitate ohne Übersetzung geblieben sind, fällt sachlich nicht allzu sehr ins Gewicht, kann aber manchen Leser, der aus dem Buche bedeutenden Gewinn ziehen könnte, abschrecken. Dieser Mangel sollte in der nächsten Auflage im Interesse der lateinunkundigen Leser unbedingt behoben werden.

Rudolf Lämmel, Galileo Galilei im Lichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Mit 5 Faksimiles und 11 Bildtafeln. Berlin 1929, P. Franke Verlag. 287 Seiten. Preis geb 6.— RM. (Menschen, Völker, Zeiten. Band 18.)

Dieses Buch, das für weitere Kreise bestimmt ist, vertritt einen neuen Standpunkt in der Beurteilung des Galileiprozesses. Der Verfasser ist zu demselben durch die genaue Untersuchung der Protokolle des im Jahre 1616 in Rom gegen Galilei durchgeführten Verfahrens gelangt. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Fortsetzung des Protokolls vom 26. Februar 1616, nach der Galilei anbefohlen worden sei, er habe sich künftig ganz und gar zu enthalten, die neue (kopernikanische) Lehre irgendwie zu lehren, zu verteidigen oder festzuhalten, erst nachträglich in die Akten eingefügt worden sei zu dem Zwecke, eine Grundlage für den letzten großen Inquisitionsprozeß gegen Galilei, der mit der Abschwörung endete, zu gewinnen. Jener Befehl ist nach dem Verfasser niemals erfolgt! Man muß zugeben, daß durch diese Auffassung der letzte Prozeß gegen Galilei mit seinen Merkwürdigkeiten in

einfacher Weise klar und durchsichtig wird. Hierdurch gewinnt die Auffassung des Verfassers bedeutende Wahrscheinlichkeit, wie auch das Ergebnis seiner Untersuchung des fraglichen Protokolles mit ultravioletten Strahlen, die ihm von dem Präfekten des vatikanischen Geheimarchivs, Monsignore Angelo Marcati, in liberalster Weise gestattet worden war, dadurch begreiflich wird. Er fand entgegen den Vermutungen Geblers und Wohlwills, daß in diesem Protokolle Fälschungen vorgekommen seien, keine Spur von solchen und schließt hieraus und aus der Tatsache, daß die Eintragung vom 26. Februar 1616 in einer anderen Schrift erfolgt ist als jene vom 25.: „Die Eintragung vom 25. Februar 1616 ist die Abschrift eines ursprünglich vorhanden gewesenen gleichlautenden Protokolles. Die Eintragung mit dem Datum 26. Februar 1616 aber ist ein falscher Text, der an die Stelle eines heute unbekannten ursprünglichen Textes in verbrecherischer Absicht auf die ursprünglich leeren Seiten 378 Vo und 379r geschrieben wurde."

Für den weiteren Leserkreis, für den das Buch bestimmt ist, mag es nicht so sehr darauf ankommen, ob diese neue Auffassung des Verfassers durch die weitere Galileiforschung bekräftigt werden oder sich eine Abänderung wird gefallen lassen müssen. Für die Volksbücherei wesentlich ist der Geist, in dem das Buch geschrieben ist. Und da darf Referent feststellen, ohne daß er mit allen Urteilen des Verfassers mitzugehen vermag, daß es der Geist der Gerechtigkeit ist, der den Verfasser bei seinem Werk inspiriert hat. Er läßt der Kirche ebenso volle Gerechtigkeit widerfahren wie Galilei, er sucht aus dem Geiste der Zeit und aus dem Wesen der beteiligten Persönlichkeiten heraus die Möglichkeiten und Tatsächlichkeiten zu verstehen, die in diesem wirklich furchtbaren Konflikt an den Tag getreten sind. Aus seinem leidenschaftlichen Streben nach Gerechtigkeit erfließt ihm das Recht, das Richteramt der Geschichte zu üben, wie er es tut: nicht bloß in Beziehung auf die Vergangenheit, sondern auch in bezug auf die Gegenwart. Durch letzteres gewinnt sein Buch eine starke Aktualität, die es der volkstümlichen Bücherei über seinen unmittelbaren historischen Gegenstand hinaus interessant macht.

Alfred Wenzel, Galilei. Mit dem Bildnis Galileis und 18 Figuren im Text. Berlin 1927, Otto Salle. 72 Seiten. Preis geb. 2.— RM. (Mathematisch-naturwissenschaftlich-technische Bücherei. Bd. 4.)

Der Verfasser bemüht sich, den sachlichen Gegensatz zwischen der zeitgenössischen aristotelischen Schulphysik und den physikalischen Konzeptionen Galileis klar herauszustellen, wodurch die Leistungen dieses bedeutendsten unter den Begründern der modernen Physik besonders anschaulich werden. Durch die angewendete Darstellungsweise werden auch die erkenntnistheoretischen Probleme der Physik ungesucht und ungezwungen dem Leser nahegebracht und seine Aufmerksamkeit zu der im Anhang aufgeführten Galileiliteratur geleitet. Das empfehlenswerte Büchlein setzt keine nennenswerten Vorkenntnisse, aber Interesse und Freude an bedeutenden Leistungen der exakten Wissenschaften voraus.

Edmund Hoppe, Otto von Guericke. Mit dem Bildnis Guerickes und 10 Abbildungen. Berlin 1927, Otto Salle. 66 Seiten. Preis geb. 1.80 RM. (Mathematisch-naturwissenschaftlich-technische Bücherei. Bd. 7.)

Eine „intellektuelle Biographie" (diesen glücklichen Ausdruck gebrauchte Bouvier zur Charakterisierung seiner Monographie über Ernst Mach) des berühmten Bürgermeisters von Magdeburg. Sie gibt nach einem knappen Überblick über seine politische Laufbahn und Wirksamkeit eine vollständige,

alle wissenschaftlichen Arbeiten und Ideen Guerickes umfassende Übersicht. In dem wissenschaftlichen Werk Guerickes sind die Erfindung der Luftpumpe und die Untersuchungen über den Luftdruck die bedeutendsten Leistungen. Die von Hoppe angestrebte und erreichte Vollständigkeit ist sehr dankenswert, sie gibt uns ein volles und abgerundetes Bild dieses hervorragenden Mannes, der zu den Begründern der modernen Physik zu zählen ist.

Die Schrift verlangt keine nennenswerten Vorkenntnisse. Sie wird allen physikalisch oder technisch interessierten Lesern, alten und jungen, Freude machen.

Kurt Floericke, Tiervater Brehm. Seine Forschungsreisen. Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstag. Mit Karten und Abbildungen. Sechste Auflage. Stuttgart 1929, Franckhsche Verlagshandlung. 79 Seiten. Preis 1.25 RM. (Kosmos-Bändchen.)

Ein Büchlein, das trotz seines geringen Umfanges ein gutes Bild von dem ausgezeichneten Forscher und Gelehrten, aber auch von dem liebenswerten Menschen Brehm gibt, indem es von seinem Werdegang, von seinem Werk und seinen auch für uns Heutige noch so interessanten Reisen erzählt.

Tierfreunde und Liebhaber des Abenteuerlichen sind die für dieses Büchlein in erster Linie in Betracht kommenden Leserkategorien. Für alle Altersstufen.

Patrick Geddes, Leben und Werk von Sir Jagadis C. Bose. Mit einem Bildnis und 33 Abbildungen. Deutsch von Emil Engelhardt und Magda Kahn. Zürich 1930, Rotapfel-Verlag. 263 Seiten. Preis 6.40 RM.

Der Verfasser dieses Buches ist ein begeisterter Verehrer seines Helden. Seine Bewunderung gilt ebenso dem eigenartigen Naturforscher als dem selbstlosen, an seinem Lebenswerk mit religiöser Hingabe arbeitenden Menschen.

Die ein weites Gebiet, Physik, Physiologie und Psychophysik umfassenden Forschungen Boses sind vom Verfasser so dargestellt, daß ein mit einigen naturwissenschaftlichen Vorkenntnissen ausgerüsteter Leser ohne besondere Schwierigkeiten folgen und Einblick in die geistige Eigenart des Forschers gewinnen kann. Klar — und das ist wesentlich — tritt hervor, daß Boses naturwissenschaftliche Spezialforschung in engster ideeller Beziehung zu seiner philosophischen (oder wenn man will, religiösen) Grundansicht von Welt und Dasein steht, die keine andere ist als die in den Veden niedergelegte. Bose selbst hat dies gelegentlich der Schilderung von mit seinen Apparaten aufgezeichneten Reaktionen von Pflanzen so ausgedrückt: „Damals, als ich auf die stummen Urheber dieser Autogramme aufmerksam wurde und darin eine Phase einer allumfassenden Einheit gewahrte, die alle Dinge in sich schließt, — die Motte, die im Lichtgeriesel dahinflattert, das sprossende Leben auf unserer Erde, den strahlenden Sonnenschein über uns — damals verstand ich zum ersten Male ein Weniges von jener Botschaft, die meine Urahnen am Gestade des Ganges vor dreißig Jahrhunderten verkündet haben. — Ihrer, die nur Eines sehen in aller wechselnden Mannigfaltigkeit dieses Weltalls, ihrer ist die ewige Wahrheit — ihrer, ihrer allein!“

Das wissenschaftliche Werk Boses kann hier nur kurz angedeutet werden. Er begann als Physiker. Seine Untersuchungen über kurze elektrische Wellen, die von ihm erfundenen Detektoren elektrischer Wellen und die an diesen

gemachten Beobachtungen, die ihn zur Physiologie weiterführten, machten ihn der Fachwelt in vorteilhafter Weise bekannt. Die Darstellung Geddes' läßt hier, wie es sich gebührt, den Zusammenhang von Boses Arbeiten mit der übrigen zeitgenössischen Forschung hervortreten. Leider ist dies in dem Referat Geddes' über die physiologischen Arbeiten Boses nicht in gleichem Maße der Fall. Es würden die Leistungen Boses noch deutlicher hervortreten, wenn sie in den Zusammenhang mit denen der Vorgänger hineingestellt wären. Bose sagt selbst: Niemand „erfindet" eine Wissenschaft, schrittweise geht sie ihren Weg. Boses Untersuchungen gelten der Reaktionsfähigkeit der lebenden Substanz. Er weist mit den von ihm konstruierten hochempfindlichen Apparaten die Allgemeinheit der Reaktionsfähigkeit bei jeglicher lebenden Substanz nach, er studiert die Ermüdungserscheinungen derselben, die Wirkung von Stimulantien und Giften, den Tod der lebenden Substanz. (Vgl. auch das von uns besprochene eigene Buch Boses: Die Pflanzenschrift und ihre Offenbarungen. Ins Deutsche übertragen von Dr. Karl Höfler. Mit einem Vorwort von Hans Molisch. Rotapfel-Verlag, Zürich 1929[1].) Alles dies ist von Geddes ausgezeichnet berichtet. Ebenso die übrigen wissenschaftlichen Leistungen Boses.

Die Größe dieses Mannes liegt aber nicht in seinen wissenschaftlichen Leistungen allein. Ergreifend und erhaben verbinden sich bei ihm Leben und Werk. Das ist von Geddes vortrefflich geschildert. Bose geht seinen Weg wie ein Held. Seine Vorbilder waren die Helden der alten indischen Epen und das Leben seines Vaters und seiner liebevollen Mutter. Von seinem Vater, der selbstlos, ja mit Selbstaufopferung für die Hebung seines Volkes, anscheinend ohne Erfolg, stritt, lernt er für sein ganzes Leben Geringschätzung äußeren Erfolges. Vater und Sohn Bose vermitteln dem Europäer einen Eindruck von der ungeheuren geistigen Kraft des alten Indien, die aus seiner alten Kultur und Geistigkeit in das Indien von heute einströmt. Bose widmet sich, einer von der indischen Tradition vorgeschriebenen, von ihm freudig anerkannten Pflicht gehorchend, seiner Familie bis zur Selbstentäußerung. Aber auch sonst hat er unsägliche Schwierigkeiten zu überwinden, die sich seiner Hingabe an die Wissenschaft des Westens in den Weg stellen. Er geht unbeirrbar seinen Weg, immer von dem Gedanken erfüllt, beweisen zu müssen, daß der indische Mensch nicht bloß für die metaphysische Spekulation, sondern auch für exakte Forschung das Zeug in sich habe. Er führt seinen Beweis dafür, indem er die westliche Wissenschaft durch neue Erkenntnisse bereichert und ihr neue Wege eröffnet. Die mühevolle Anstrengung von Jahrzehnten bringt endlich seiner Arbeit und damit auch dem indischen Geiste die notwendige Anerkennung.

Aber Boses Streben ist damit noch nicht am Ziele. Die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, hatten in ihm einen Gedanken und ein Gelübde entstehen lassen, dessen Erfüllung nun, wo er seine persönliche Arbeit gewissermaßen zum Siege geführt hat, vor seiner Seele steht: die Errichtung eines naturwissenschaftlichen Forschungsinstitutes in Indien, um anderen indischen Menschen den Weg zur exakten Wissenschaft leichter zu machen, als er für ihn selbst gewesen, und, da dieses Institut auch Forschern anderer Nationen offenstehen sollte, die geistige Zusammenarbeit der Menschheit zu fördern. Es gelingt Bose am Abend seines Lebens, auch dieses Ziel zu erreichen.

So zeichnet dieses Buch ein Leben, das voll ist von Arbeit und der selbstlosen Erfüllung selbstgewählter Pflichten, das Leben eines Heiligen des neuen

[1] Diese Besprechung wird in einem weiteren Abschnitt dieser „Übersicht" veröffentlicht.

Indien. Das Buch lehrt uns den Weg dieses Heiligen mit Ehrfurcht betrachten. Bose betont immer wieder, daß der Geist seiner Familienüberlieferung und das Bewußtsein, für den indischen Geist Zeugnis ablegen zu müssen, ihn aufrechterhalten habe. Es scheint, daß die indische Geistigkeit die Menschen zu fast unbegrenzter geistiger Konzentration und zu unbegrenzter Hingabe an die Allgemeinheit unter Verzichtleistung auf persönliche Vorteile befähigt. Bose geht seine Wege nicht allein, und somit ist Gewähr für die Erfüllung des Wunsches vorhanden, den Rabindranath Tagore, der ein Freund Boses ist, in einem diesem gewidmeten Gedichte ausgesprochen hat:

. . . . So mag unser Indien,
Das uralte, sich endlich wiederfinden
und oh! nach langer, leerer Frist
Zu Werk und Wirken wiederum sich wenden,
Zu Pflicht und Frommheit und dem heiligen Verzücktsein
Des inneren Erschauens.

In dem Schlußkapitel des Buches sagt der Verfasser: „Die Lebensgeschichte Jagadis Boses verdient von allen jungen Indern, die sich für den Dienst in der Wissenschaft oder eine andere große geistige oder soziale Tätigkeit vorbereiten wollen, eingehend durchdacht zu werden“. Dies gilt ebenso für jeden jungen Menschen der westlichen Zivilisation, der sich ein hohes Lebensziel steckt. Darum begrüßen wir die deutsche Ausgabe dieses Buches. Das hohe Ethos, das in dem Leben und Wirken seines Helden verwirklicht ist, ist auch für uns Weisung und Hilfe.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß das Buch in vielen Beziehungen interessante Aufschlüsse gibt über das Verhältnis der englischen Verwaltung zu den eingeborenen Indern.

Jonathan Norton Leonard, Das Leben des Karl Proteus Steinmetz. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Rudolf Nutt. Mit 8 Bildtafeln. Stuttgart 1930, Deutsche Verlagsanstalt. 242 Seiten. Preis geb. 7.50 RM.

Die jüngste Gegenwart zeigt ein beachtenswertes, für ihre geistige Struktur gewiß charakteristisches Interesse an dem Werk, der Wesensart und dem Lebenslauf sowohl bedeutender Forscher auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften als auch solcher Persönlichkeiten, die ihre Begabung zur wissenschaftlichen Forschung in den Dienst der praktischen Anwendung, mit anderen Worten, der Technik im allgemeinsten Sinne, gestellt haben. Unsere Hefte haben in der letzten Zeit eine Anzahl von einschlägigen biographischen Werken besprochen. Heute haben wir ein Buch anzuzeigen, das dem nach Amerika ausgewanderten deutschen Elektrotechniker Steinmetz gewidmet ist. Den Fachkreisen ist Name und Leistung dieses Mannes wohlbekannt, die weitere Öffentlichkeit seines Heimatlandes weiß von ihm nichts, während er in den Vereinigten Staaten (dank der ewig sensationshungrigen Reportage — worüber in dem Buch sehr ergötzlich und doch ernsthaft und klug berichtet wird —, die sich seiner bemächtigt hat) auch dem großen Publikum der Zeitungsleser vertraut war. Popularität konnte dieser Mann auch in Amerika nur durch die Zeitung gewinnen, denn sein Name ist mit keiner einzigen Leistung oder Schöpfung verknüpft, die dem großen Publikum bekannt oder vertraut ist, wie etwa die Glühlampe oder das Grammophon oder das Radio. Was er geleistet hat, wodurch er in die Reihe der größten Elektrotechniker zu stellen ist, entzieht sich dem vollen Verständnis des nicht fachmännisch Vorgebildeten. Wir wollen aber wenigstens, ehe wir uns dem Buch Leonards zuwenden, andeuten, um was es sich bei der bedeutendsten Leistung Steinmetz' gehandelt hat. Auf S. 97 des vorliegenden Buches ist zu lesen:

„Seine erste große Entdeckung, das Gesetz der Hysteresis, nahm langsam Gestalt an." Es ist hier die magnetische Hysteresis gemeint, die Erscheinung, daß die Stärke der Magnetisierung von Eisen (oder Stahl), das einer veränderlichen magnetisierenden Kraft unterworfen wird, hinter der magnetisierenden Kraft zurückbleibt. Es ist wohl auch dem Laien verständlich, daß diese Erscheinung für das Verhalten von Wechselstrommaschinen und von Transformatoren von größter Bedeutung sein muß. Die zitierte Behauptung Leonards ist unzutreffend. Steinmetz hat nicht das Gesetz der Hysteresis entdeckt, aber er hat das schwierige Problem erkannt und gelöst, die Hysteresis bei dem Bau von Wechselstrommaschinen und Transformatoren sachgemäß zu berücksichtigen, und damit tatsächlich ein Fundament für die Wechselstromtechnik geschaffen, die bis dahin sich mit Probieren behalf und infolgedessen nicht zur Entwicklung kommen konnte.

Die vorliegende Biographie von Steinmetz beginnt im Wortsinne mit seiner Geburt. Dann wird von seiner Kinderzeit erzählt und den Sonderbarkeiten des kleinen Krüppels nachgegangen, in denen sich sein Genius zum ersten Male Luft schaffte. Es folgen die Gymnasialzeit und die Universitätsjahre. Steinmetz macht die Mathematik zu seinem Hauptstudium. Das war die beste Vorbereitung für seine späteren elektrotechnischen Untersuchungen, denn die Mathematik ist die zuverlässigste Führerin beim Eindringen in noch unerschlossene physikalische Gebiete. Der Verfasser erzählt von dem mathematischen Studentenverein, in dem sich Steinmetz rasch eine geachtete Stellung errang. Er erhielt hier den Vereinsnamen „Proteus", „als der Gewandte, stets sich Verändernde, der die Klassiker, die Volkswirtschaft und die Mathematik kennt, der Fragen über jedes Thema beantworten kann". So lag Ernst in dem halb kindischen Spiel der Vereinsnamen. Steinmetz hat diesen Namen später, drüben in Amerika, unter Verzichtleistung auf den zweiten und dritten in der Taufe erhaltenen Vornamen August Rudolf — nur den ersten, Karl, behielt er bei — als zweiten Vornamen gewissermaßen adoptiert.

Wir erfahren dann von der Zuwendung Steinmetz' zum Sozialismus. Der Verfasser leitet dieses Kapitel der Biographie mit einer allgemeinen Darstellung der deutschen Verhältnisse zu jener Zeit, insbesondere der Bismarckschen Politik, ein. Diese Schilderung, die durch die Erzählung der persönlichen Konflikte Steinmetz' und eines seiner Kollegen mit den politischen Behörden individuell belebt ist, wird, wie auch spätere Auslassungen über Deutschland, stellenweise das Kopfschütteln des über jene Epoche orientierten deutschen Lesers hervorrufen, aber sie ist für uns Deutsche interessant und wertvoll als ein Zeugnis, wie man uns in Amerika sieht. Umso wertvoller ist dieses Zeugnis, als der Verfasser bemüht ist, unserer Wesenheit gerecht zu werden, und durchaus frei ist von dem Einfluß des Krieges und der Nachkriegszeit. Der Konflikt mit den Behörden war für Steinmetz der Anlaß zur Flucht aus seiner Vaterstadt Breslau. Sein Weg führte ihn über Österreich nach Zürich, wo er einen Studenten kennenlernte, der Verwandte in Amerika hatte. Als ihm dieser den Vorschlag machte, mit ihm nach Amerika zu gehen, schlug er freudig ein. Ohne die materielle Unterstützung dieses Kollegen wären seine Hoffnungen auf Amerika im Keime zunichte geworden. Dieser Kollege machte die Überfahrt mit ihm und half ihm mit Klugheit und Energie durch die Klippen der Prüfung durch die Einwanderungsbeamten.

In Amerika hatte Steinmetz soviel Glück, als seine außerordentliche Begabung verdiente. Er fand sehr rasch eine Stellung bei einem deutschen Fabrikanten namens Eschemeyer in Yonkers — einem Achtundvierziger-Emigranten, der Hutfabrikationsmaschinen und elektrische Bedarfsartikel

herstellte. Steinmetz stürzte sich mit wahrer Wollust auf die Probleme, welche die Verbesserung der elektrischen Motoren und Transformatoren darbot. Bald trat er auch im elektrotechnischen Verein mit der Verbesserung einer Theorie auf, mit der er den Beifall der Fachgenossen errang. Dann begann seine Beschäftigung mit der Hysteresis; er verstand sie zu meistern, womit eines der größten Hindernisse für die Vervollkommnung der Wechselstromtechnik überwunden war. Im Jahre 1892 trug er seine Ergebnisse im Amerikanischen Institut für Elektroingenieure vor und legte damit den Grundstein zu seinem Ruhme. Schon zehn Jahre nachher ernannte ihn die Harvard-Universität zum Ehrendoktor. In einer feierlichen Versammlung in der Aula der Universität überreichte ihm der Rektor das Diplom mit der echt amerikanischen Ansprache: „Die Universität überreicht Ihnen diesen akademischen Grad als dem bedeutendsten Elektroingenieur der Vereinigten Staaten und daher der Welt."

In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts begann in Amerika die Konzentration der elektrischen Industrie. 1892 wurden die Edison General Electric Company und die Thomson-Houston Electric Company zur General Electric Company verschmolzen. Dieses große Unternehmen trachtete auch die Gesellschaft Eschemeyer zu übernehmen. Das Geschäft kam zustande. Eine der Vertragsklauseln lautete, Eschemeyer solle Steinmetz überreden, in die Dienste der General Electric zu treten. Dieser ließ sich bestimmen und betrat damit den Boden, auf dem er bis zu seinem Tode säen und ernten sollte.

Wir wollen Steinmetz' Laufbahn und Leistungen hier nicht weiter verfolgen, sondern seiner menschlichen Eigenart etwas nachgehen. Hier interessiert zu allererst sein Verhältnis zur Heimat und dann sein Verhältnis zum Sozialismus, der ihn in indirekter Weise auf den Weg nach Amerika gebracht hatte. Steinmetz hatte wohl das Bedürfnis, möglichst rasch Vollamerikaner zu werden, und deshalb auch, wie bereits erwähnt, zwei seiner deutschen Vornamen abgelegt. Er gibt Rußland die Schuld an dem Weltkrieg, hofft inbrünstig, daß Deutschland imstande sein werde, dem Anprall zu widerstehen, und bedauert, daß sein geliebtes England und Frankreich einen so schlechten Geschmack in der Auswahl eines Verbündeten bewiesen haben. Er hält an seiner Auffassung, unbeirrt durch den Kriegsrausch, in den sein Adoptivvaterland gerät, fest und schreibt zur Erklärung seines Sonderstandpunktes ein Buch „Amerika und die neue Zeit". Nach den Angaben, die Leonard über den Inhalt dieses Buches macht, kann man nur wünschen, daß es bald ins Deutsche übersetzt werden möge. Steinmetz faßt und proklamiert die Idee der Vereinigten Staaten von Europa. Die amerikanischen Zeitungen griffen diesen Ausdruck gierig auf, wiesen aber zugleich darauf hin, daß ein siegreiches Deutschland diese Vereinigten Staaten beherrschen würde: „alle Frauen würden sofort vergewaltigt und allen Kindern die Hände abgeschnitten werden!" Als Amerika in den Krieg eintrat, sah Steinmetz, daß Deutschland verloren war. Nun klammerte sich seine Hoffnung an die russische Revolution. Deutschland würde geschlagen und damit die letzte alte Autokratie zertrümmert werden. Die europäischen Staaten würden sich den neuen Verhältnissen anpassen, und wenn der Rauch des Krieges sich verzogen hätte, würden Amerika und Rußland sie allmählich dem sozialistischen Idealreich zuführen. Daß hierbei Amerika eine führende Rolle zugewiesen wird, zeigt, daß Steinmetz seine besondere sozialistische Theorie hatte. Er entwickelt sie ebenfalls in dem genannten Buche.

Wir erwähnen endlich, daß Leonard über das Privatleben Steinmetz' eingehend berichtet. Wir können hierauf nicht mehr eingehen und begnügen

uns zu sagen, daß es ergreifend zu sehen ist, wie ein außerordentlicher Geist, der in dem armseligen Körper eines Krüppels wohnte, sich mit dem Leben freudig abfindet, und daß er die Kraft dazu hatte, weil Güte ein Grundzug seiner Natur war, denn nur aus der Güte konnte ihm diese Kraft kommen.

Die vorstehenden Hinweise auf den Inhalt des Buches genügen, um seinen Wert und seine Bedeutung für deutsche Leser zu erkennen. Der Verfasser hat es verstanden, den reichen Inhalt in einer lebendigen und interessanten Darstellung zu bieten.

Dennoch kann Referent dem Buche nicht ohne Vorbehalt zustimmen. Man kann dem Verfasser Mangel an Begeisterung für seinen Helden nicht vorwerfen. Im Gegenteil. Dadurch, daß er auf den Zusammenhang von Steinmetz' Leistungen mit denen seiner Vorgänger überhaupt nicht eingeht, erscheint ihr Urheber als ein vollständig isolierter Neuschöpfer, was es überhaupt nicht gibt. In seltsamem Widerspruch damit steht es, daß Leonard seinen Helden fein säuberlich, sozusagen nach anatomischer Methode, zergliedert, als ob er ihn als kunstvolles und interessantes Präparat der Nachwelt überliefern wollte. Es ist gewiß berechtigt, in einer Biographie zu versuchen, in die seelischen Tiefen herabzusteigen und die seelischen Abgründe zu erleuchten; aber es darf dies nicht ohne Ehrfurcht vor dem Wunder der einmaligen Persönlichkeit geschehen. Denn diese bleibt in ihren letzten Wurzeln doch immer unergründlich. Die Grenze, welche diese Ehrfurcht gebietet, scheint uns in dem Eingang des Kapitels „Für die Neugierigen" (S. 162—165) nicht eingehalten — seltsamerweise, denn Leonard bemerkt hier selbst, daß die Freudsche Methode zu einer ungerechten und völlig irreführenden Beurteilung führen würde. Leonard ist hier in einem Zwiespalt mit sich selbst, der auch sonst in dem Buche fühlbar wird.

Lampa

Der Zeitspiegel

Halbmonatsschrift für politische Bildung

Im Verlag Teubner, Leipzig/Berlin, erscheint seit Januar d. J. diese neue Zeitschrift, die von Dr. Paul Hartig, Dr. Johann Strunz, Dr. Walther Gehl unter Förderung durch die Deutsche Gesellschaft für Politik und Pädagogik, in Zusammenarbeit mit Dr. S. Neumann von der Deutschen Hochschule für Politik und Dr. H. A. Münster vom Deutschen Institut für Zeitungskunde herausgegeben wird. Der Preis beträgt pro Nummer —.30 RM., vierteljährlich 1.80 RM., bei Bezug von 20 Exemplaren 1.50 RM., so daß also auch unter den heutigen Verhältnissen eine weite Verbreitung dieser Zeitschrift ermöglicht ist. Die Absichten dieser neuen Zeitschrift sind in dem Prospekt zutreffend folgendermaßen gekennzeichnet:

„Der Zeitspiegel will der politischen Bildung dienen, indem er halbmonatlich eine Übersicht über die wichtigsten Tatsachen und Probleme unserer Zeit gibt und zeigt, wie sich das zeitgenössische Urteil in der Presse aller Richtungen spiegelt.

Er hat eine wissenschaftliche Aufgabe insofern, als er das Material zur Kenntnis bedeutsamer politischer Vorgänge systematisch zusammenträgt.

Er hat eine pädagogische Aufgabe, da er den Weg zeigt, auf dem durch wirkliche Kenntnis der Dinge gereifte Erkenntnis erreicht werden kann.

Er hat ein politisches Ziel insofern, als nur aus dem Vergleich aller Meinungsäußerungen über ein Problem eine überparteiliche politische Urteilsbildung erwachsen kann, aus der gesunde politische Willensbildung entsteht."

Diese Aufgabe wird, soweit sich das an den mir vorliegenden fünf Nummern überprüfen läßt, in einer außerordentlich sachlichen und ansprechenden Form durchgeführt. Den Hauptteil der Nummer nehmen Presseäußerungen ein, die thematisch zu bestimmten aktuellen Fragen der Politik, Wirtschaft und Gesellschaft gesammelt sind. So sind in den bisherigen Nummern z. B. folgende Fragen behandelt: Deutsche Regierungsführer und Parteiführer zur Jahreswende, Kampf um die Reichspräsidentenwahl, Weltabrüstungskonferenz, Reparationsfrage, Mandschureikonflikt, Neuordnung des deutschen Großbankwesens, Wirtschaftskrise und Auslandsverschuldung. Diese Zusammenstellung von Presseäußerungen, bei der natürlich die repräsentativen Zeitungen aller Richtungen berücksichtigt werden, werden ergänzt durch kurze sachliche Einführungen in das betreffende Problem sowie durch Angabe von Literatur, bei der auch die Zeitschriften mit berücksichtigt und gelegentlich Diagramme zur Verdeutlichung beigegeben werden. Wir glauben, daß hier eine für die Büchereien in vieler Hinsicht sehr brauchbare Veröffentlichung geschaffen ist, weil das jeweils neueste Pressematerial zu den aktuellen Fragen auf diese Weise leicht zugänglich gemacht wird, und dadurch die Buch- und Broschüren-Literatur eine wertvolle Ergänzung erfährt. In erster Linie kommt die Zeitschrift natürlich für die Verwendung in den Lesesälen, insbesondere im Zeitungslesesaal, in Betracht. Darüber hinaus werden aber auch diejenigen Leser, die Bücher und Broschüren zu Tagesfragen entleihen, durch den „Zeitspiegel" eine wichtige Hilfe erfahren. Als Beispiel dafür sei auf das Pressematerial zur „Wirtschaftskrise" (in Nr. 1) und „Zur deutschen Auslandsverschuldung" (in Nr. 2) hingewiesen, das die in der vorigen Nummer der „Hefte" angezeigte Literatur zur Wirtschaftskrise in sehr bemerkenswerter Weise ergänzt und illustriert.

„Der Zeitspiegel" kann und will natürlich die Lektüre der Zeitungen nicht ersetzen. Im Gegenteil, er will Voraussetzungen für eine sachlich fruchtbare Zeitungslektüre schaffen, indem er dem Leser die Pressestimmen der verschiedensten Richtungen in sehr eindrucksvoller Form nebeneinander darbietet, und indem er laufend in einem besonderen zeitungskundlichen Teil eine Berichterstattung über die Zeitungen und das Nachrichtenwesen selbst in bezug auf Herausgeber, politische Richtung, Parteibindung sowie über die verschiedenen Beziehungen der einzelnen Parteien zu ihrer Presse usw. usw. bringt. Damit wird „Der Zeitspiegel" zu einem wichtigen Hilfsmittel der politischen Bildung und Information, ein Gebiet, auf dem gerade in Deutschland noch außerordentlich viel zu leisten ist. In weiteren Abteilungen wird eine kurze Übersicht über die Zeitgeschichte gegeben sowie die Besprechung einzelner Bücher angeschlossen.

Dadurch, daß der Zeitspiegel vorwiegend sachliches Material bietet ohne zusammenhängende Darstellungen und Urteile, wird er — ähnlich wie Quellenlesebücher auf anderen Gebieten — natürlich in erster Linie bei denen Anklang finden, die bereits Interesse für diese Fragengebiete zeigen. Für diese wird er eine sehr wertvolle Hilfe darstellen. Aber es sollte der Versuch gemacht werden, durch Auslage im Lesesaal der Büchereien, in Volkshochschulheimen, in Arbeitsgemeinschaften und evtl. auch in Erwerbslosentagesheimen die Aufmerksamkeit aller Besucher auf diese Zeitschrift zu lenken, die im Rahmen der politischen Erziehung und Information wertvolle Dienste leisten kann.

Hans Hofmann

Zum Bücherstiftungswerk der DBG

Auf unsere Vorbemerkung zu dem Artikel Maurer in Nummer 6 (XV. Bd.) der „Hefte" ist uns der folgende Beitrag zugegangen, den wir zur weiteren Diskussion der Angelegenheit heute veröffentlichen, ohne uns dem Urteil des Verfassers anschließen zu können. In diesem Zusammenhang sei auch auf die sehr kritischen Ausführungen in „Bücherei und Bildungspflege" 11. Jg. 1931, S. 468 und in „Das Wort" (Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung) 5. Jg. 1931, S. 110 sowie in „Deutsches Volkstum" 14. Jg. 1932, Nr. 1 hingewiesen. *D. S.*

Um etwaigen Mißverständnissen von vornherein vorzubeugen, sei bemerkt, daß der Verfasser dieser Ausführungen selbst Volksbibliothekar ist und sich für das Gebiet der Büchereiarbeit voll zu der Grundhaltung bekennt, die in den Ausführungen von Maurer und in der Stellungnahme des VDV zum Ausdruck kommt. Trotzdem muß er diese Stellungnahmen ablehnen, da es keinesfalls zulässig ist, die Ziele jeder Art von buchvermittelnder Tätigkeit denen der volksbibliothekarischen Bemühungen gleichzusetzen und nach den für diese erarbeiteten Kriterien zu bewerten. Nur wenn man sich vergegenwärtigt, daß die volksbibliothekarische Arbeit nur e i n e der Bestrebungen ist, die mit dem Mittel des Buches arbeiten, kann man hoffen, sich der Grenzen bewußt zu werden, die der spezifisch volksbibliothekarischen Wertung notwendigerweise gesetzt sind. Jede Überschreitung dieser Grenzen aber bedeutet Irrtum oder Anmaßung.

Da nun weder die Arbeit einer Buchgemeinschaft noch die Bestrebungen des Jugendherbergsverbandes auf die Ziele hin orientiert sein können, die die Mehrzahl der deutschen Volksbüchereien zu den ihren gemacht hat, tut der Volksbibliothekar gut, sich jeder übelwollenden Kritik dieser Bestrebungen zu enthalten, wenn er nicht Gefahr laufen will, sich die Sympathien der Oeffentlichkeit zu verscherzen und seine eigene Arbeit Mißdeutungen auszusetzen, indem er ihre Grenzen verwischt.

Zur Arbeit der Buchgemeinschaften kann und soll hier nicht grundsätzlich Stellung genommen werden. Soviel aber mag doch gesagt werden, daß zwar gelegentlich die Reklame der Buchgemeinschaften die kulturelle Bedeutung ihrer eigenen Tätigkeit zu überschätzen geneigt ist, daß auf der anderen Seite aber eine wesentlich größere Fehlschätzung vorliegen dürfte, wenn Volksbildner glauben, der Massenverbreitung des „guten" Buches jegliche kulturelle Bedeutsamkeit absprechen zu müssen. Die Buchgemeinschaften können nicht nur das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, Pioniere gewesen zu sein auf dem Wege zum billigen Buch, sie haben überdies auch den überaus wichtigen Gedanken der kleinen Eigenbücherei in weiteste Kreise getragen, die vorher vielleicht keinerlei Beziehung zum Buche hatten und möglicherweise gar erst auf diesem Umweg auch der Büchereiarbeit gewonnen werden konnten. Mag dabei immerhin ein Teil des Geschäftes der Buchgemeinschaften zu Lasten des Buchhandels gegangen sein: wenn man sich vergegenwärtigt, wie weit große und größte Teile des Buchhandels trotz aller Bestrebungen — besonders des Jungbuchhandels — hinter der Mindestgrenze zurückbleiben, die allein eine bescheidene Kulturbedeutsamkeit garantieren würde, so wird der Volksbildner bei der Bewertung dieser Abwanderung zumindest sehr vorsichtig sein müssen. Die Einzelheiten des Fragenkomplexes um die Buchgemeinschaften können aber hier unerörtert bleiben, da die im Zusammenhang mit dem Bücherstiftungswerk erhobenen Vorwürfe nicht so sehr gegen die Deutsche Buchgemeinschaft — der man

das Recht zu geschäftlich zweckmäßigen Werbemethoden zubilligt — als vielmehr gegen den Deutschen Jugendherbergsverband gerichtet werden.

Maurer stellt sehr berechtigterweise fest, daß die Tätigkeit des Jugendherbergsverbandes ihrem Schwergewicht nach „in einer ganz anderen Sphäre liegt" als die Bucharbeit. Hätte er diesen Gedanken weiter verfolgt, so wäre er notwendigerweise zu dem Ergebnis gekommen, daß auch die Aufgaben und Möglichkeiten der kleinen Jugendherbergsbücherei recht verschieden sind von denen einer — wenn auch noch so kleinen — Volksbücherei. In schematischer Gegenüberstellung läßt sich sagen, daß die integrierenden Voraussetzungen jeder bibliothekarischen Bildungsarbeit in der Jugendherberge fehlen: Dem pädagogischen Willen des Büchereileiters, der versucht, Berater und „Führer" seiner Leserschaft zu sein, steht das Einzelwollen des Herbergsbesuchers gegenüber; in der Bücherei die sich gleichbleibende, durch lokale Bedingtheiten geformte Leserschaft, demgegenüber in der Herberge der ständige Strom der Gäste aus allen Teilen Deutschlands; Dauerbenutzung der Bücherei durch den Leser, einmalige Inanspruchnahme der Herbergsbestände durch den Gast; Lesemuße im eigenen Heim für den Leser der Bücherei, Ausfüllung des Regentages oder der Wanderpause durch „Lektüre" für den Besucher des Gemeinschaftsraumes der Herberge. Diese Reihe der Gegenüberstellungen ließe sich fortsetzen, sie genügt aber wahrscheinlich auch so schon, um deutlich zu machen, daß in der Jugendherberge die notwendigsten Voraussetzungen für eine ernstzunehmende Bildungsarbeit durch das Buch nicht gegeben sind. Die Herbergsbücherei steht ihrem Wesen nach den Lesezirkelheften im Wartezimmer des Arztes näher als den Buchbeständen der Volksbücherei. Das ergibt sich nicht nur aus der Analyse ihrer Voraussetzungen, das wird vielmehr sehr wahrscheinlich auch eine Durchsicht der jetzt schon in den Herbergen vorhandenen Buchbestände erweisen[1].

Von diesen Voraussetzungen muß jede Beurteilung der Bemühungen ausgehen, die Jugendherbergen mit geeignetem Lesestoff zu versorgen. Formelhaft ließe sich geradezu sagen: Das für die Volksbücherei zu überwindende „gute" Buch an sich muß für die Herbergsbücherei das Ziel sein. Die differenzierte Benutzungsweise der Herbergsbücherei erfordert das isolierte gute Buch, braucht zumindest auf keinen Fall mehr; die Volksbücherei dagegen kann jedes Buch nur bewerten im Rahmen ihres gesamten Bestandes, ihrer spezifischen örtlichen und sonstigen Voraussetzungen.

Wären die finanziellen Voraussetzungen gegeben, die es ermöglichten, jede Jugendherberge mit 500 Bänden auszustatten, so ließe sich allenfalls darüber reden, wieweit man versuchen könnte, einen einheitlich aufgebauten Bestand von Büchern unter pädagogischen, am präsumptiven Leser und seinen Bedürfnissen orientierten Gesichtspunkten zusammenzubringen. Zur Zeit aber handelt es sich doch darum, zunächst einmal einige tausend Bände zu beschaffen, bei deren Verteilung auf die weit über zweitausend Jugendherbergen in Deutschland sich deutlich genug zeigen wird, daß auf die einzelne Herberge nicht eine möglicherweise einheitlich zu bewertende Bücherei entfällt, sondern einige Bücher, die nur einzeln bewertet werden können, und die ihren Zweck zu erfüllen geeignet sind, wenn sie eine gewisse Mindestgrenze an Qualität wahren und überdies einigermaßen den Bedürfnissen entsprechen, die von den sehr verschiedenartigen Besuchern einer Jugendherberge zu erwarten sind.

Dr. Karl Mainz

[1] Siehe dazu den Beitrag auf S. 21 dieser Nummer.

Christian Tränckner zum 60. Geburtstag

Wie uns leider erst vor kurzem bekannt geworden ist, hat unser ständiger Mitarbeiter Christian Tränckner am 7. März seinen 60. Geburtstag gefeiert. Wir bringen ihm auch heute noch unsere herzlichsten Grüße und Wünsche und hoffen, daß ihm noch viele Jahre für seine literarkritischen Arbeiten wie für seine eigene schriftstellerische Tätigkeit beschieden sind. Christian Tränckner, in Schleswig geboren, war bis zum Ende des Weltkriegs als Leiter einer Präparandenanstalt in Kappeln und Oberlehrer in Schleswig im Schuldienst tätig, um dann an führender Stelle an dem Aufbau und der Durchführung der schleswig-holsteinischen Grenzlandarbeit mitzuwirken. So sehr die Schleswig-Holsteiner auch heute noch bedauern, daß Chr. Tränckner seit einer Reihe von Jahren aus der unmittelbaren Grenzlandarbeit ausgeschieden ist, so sehr freuen wir uns der regen Mitarbeit und Förderung, die Tränckner unserer Büchereibewegung dadurch hat zuteil werden lassen können.

Verband Deutscher Volksbibliothekare

Vorstandsbesprechungen

Beschlußgemäß wird in diesem Jahre eine Mitgliederversammlung nicht veranstaltet. Es ist in Aussicht genommen, daß die Vorstandsmitglieder vom Verein Deutscher Bibliothekare und vom Verband Deutscher Volksbibliothekare am 18. und 19. Mai in Jena zu einer Besprechung wichtiger gemeinsamer Fragen zusammenkommen. Die Teilnahme von Kolleginnen und Kollegen aus beiden Verbänden an dieser Besprechung ist erwünscht. Nähere Angaben sind durch die Geschäftsstelle des VDV zu erhalten.

Notspende

Für die von verschiedenen Seiten uns zugegangenen Beiträge zur Notspende für erwerbslose Mitglieder sprechen wir zunächst auf diesem Wege unsern allerherzlichsten Dank aus. Es sind bisher etwa 1200.— RM. eingegangen, die zum großen Teil durch die Geschäftsstelle des Verbandes, in einigen Fällen aber auch von den Mitgliedern direkt denjenigen erwerbslosen Kolleginnen und Kollegen zugeleitet wurden, die sich in besonderer wirtschaftlicher Not befanden. Mit den bisher vermittelten Beihilfen ist jedoch nur ein Anfang gemacht. Wir bitten herzlichst im Interesse unserer Erwerbslosen, auf denen neben der wirtschaftlichen Not die Sorge um die drohende Berufsentfremdung lastet, uns weitere Beiträge zugehen zu lassen (Postscheck Berlin 86723).

Ein Bericht über die Maßnahmen für die erwerbslosen Kolleginnen und Kollegen erfolgt demnächst. Die Schriftleitungen der beiden Verbandszeitschriften haben für die Erwerbslosen je 10 Exemplare zur Verfügung gestellt. Dafür sei auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen.

Beratungsstelle für Schleswig-Holstein

Zum Leiter der Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen in der Provinz Schleswig-Holstein ist Büchereidirektor Dr. Franz Schriewer-Flensburg ernannt worden. Der Sitz der Beratungsstelle ist Flensburg, Deutsches Haus.

Lehrgänge, Tagungen

Buchwoche im Volkshochschulheim Prerow. Vom 26. Juni bis 3. Juli findet eine Buchwoche für Jungbuchhändler, Volksbibliothekare, Lehrer, Sozialbeamte und andere Interessierte statt, die unter dem Gesamtthema „Unsere Zeit im Buch der Gegenwart" steht. Besonders sollen behandelt werden die wirtschaftspolitische Literatur, die politische Biographie sowie die politisch-gesellschaftlichen Fragen im Roman. Neben der Besprechung der Literatur werden Arbeitsgemeinschaften über die Sach-

probleme selbst abgehalten (Siedlungswesen, weltpolitische Lage, die gesellschaftlichen und kulturellen Ziele der großen weltanschaulichen Gruppen). Nähere Angaben durch das Volkshochschulheim Prerow oder die Schriftleitung.

Die Schule der Volkschaft für Volkskunde und Erziehungswesen, Leitung Dr. Weismantel-Marktbreit a. M., lädt ein zu einer Tagung über die „Gefährdung der Kunsterziehung durch die staatlichen Abbaumaßnahmen", die vom 17. bis 22. 5. 1932 in Marktbreit stattfinden soll. Nähere Angaben durch die Schule der Volkschaft.

Sonderdruck

Von der Bücherliste „Schriften zur Siedlungsfrage", die in der letzten Nummer der „Hefte" veröffentlicht wurde, werden auf Wunsch Sonderdrucke hergestellt. Die Sonderdrucke können entweder in neutraler Fassung oder bei einer Auflage von mindestens 500 Stück mit Angabe der Bücherei bezogen werden. Nähere Angaben durch die Schriftleitung, Berlin W 35, Potsdamer Str. 120.

Materialien

Richtlinien zur Durchführung beruflicher Bildungsmaßnahmen für Arbeitslose vom 17. September 1930. In: Reichsarbeitsblatt 1930, I, Seite 202.

Rudolf Wiedwald, Zur Betreuung der arbeitslosen Jugend. In: Reichsarbeitsblatt 1931, II, Seite 512ff.

Viktor Engelhardt, Gesetze, Verordnungen und Verfügungen über die pädagogische Betreuung Erwerbsloser. In: Blätter der Volkshochschule Breslau, 9. Jahrgang 1930/31, Heft 4/9.

Erwerbslosigkeit und Erwachsenenbildung. Verschiedene Aufsätze. In: Freie Volksbildung, 6. Jahrgang 1931, Heft 1 und folgende.

Aus der Praxis der Erwerbslosenhilfe an Jugendlichen. Deutsches Archiv für Jugendwohlfahrt und Archiv für Volksbildung im Reichsministerium des Innern. Eberswalde 1931, R. Müller. 56 Seiten.

Herman Nohl, Landbewegung, Osthilfe und nationale Aufgabe der Pädagogik. In: Die Erziehung. 7. Jg. 1931, Heft 2 (November).

Das Heimatwerk. Freiwilliger Arbeitsdienst in Württemberg. In: Mitteilungen des Vereins zur Förderung der Volksbildung. Stuttgart, 2. Jahrgang 1932, Nr. 3.

Freiwilliger Arbeitsdienst. Aufsätze und gesetzliche Bestimmungen. In: Kirchlich-Soziale Blätter. 34. Jg. 1931, Heft 9/10ff.; 35. Jg. 1932, Heft 1/2, Heft 3/4.

Günter Krolzig, Die wirtschaftliche und geistige Struktur eines Siedlungsdorfes. Berlin 1932, Parey. 70 Seiten.

Nachrichten des Archivs für Volksbildung im Reichsministerium des Innern. Nr. 1 bis 3. Bezugspreis für 10 Nummern 5.— RM.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Das Institut für Leser- und Schrifttumskunde veröffentlicht seine für die Fachwelt bestimmten Beiträge in den „Heften". Für diese Beiträge liegt die sachliche Verantwortung bei der Leitung des Instituts. Sie sind in jedem Fall durch den Zusatz „Institut" gekennzeichnet.

Dieses Heft enthält Beiträge von Elise Hofmann-Bosse, Leipzig N 22, Richterstraße 8; Hans Hofmann, Berlin W 35, Potsdamer Str. 120; Alfred Jennewein, Stuttgart, Hölderlinstr. 50; Esther von Kirchbach, Dresden-A. 16, Hähnelstraße 6; Anton Lampa, Hadersdorf-Weidlingau b. Wien, Stinglgasse 11; Karl Mainz, Tilsit, Tilsiter Zeitung; Walter Martin, Enzberg (Württ.), Heimatwerk; Hilde Pieritz, Berlin-Neutempelhof, Schulenburgring 126; Bernhard Rang, Köln-Thielenbruch, Waldhausstraße 40; Ewald Roellenbleck, Darmstadt, Pädagogstraße 1; Else Schaeffer, Leipzig N 22, Richterstraße 8; Christian Tränckner, Lindenthal b. Leipzig, Kurze Straße; Arthur Werner, Schwarzenberg (Erzg.), Erlaerstr. 9.

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Hofmann; Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E.V., beide Leipzig N 22, Richterstr. 8; Druck von Radelli & Hille, Leipzig

Vom Wesen des epischen Kunstwerkes

Dieser Beitrag, der „Grundsätzliches zur Buchkritik“ bringt, begann in der vorigen Nummer der „Hefte“ mit Darlegungen über die Formen des epischen Kunstwerkes (I) und die Voraussetzungen des künstlerischen Schaffens (II). Ein dritter Beitrag wird ausführliche Literaturangaben, die das weitere Studium dieser Fragen erleichtern sollen, enthalten.

III.

Bau- und Stilelemente des Kunstwerkes

Die Frage, wie im einzelnen der Bau eines echten Kunstwerkes aussieht, wie dagegen der des unechten, des unkünstlerischen Produktes, wirft die Frage nach den Bau- und Stilelementen des epischen Kunstwerkes auf. Zuerst sei in diesem Zusammenhang die Zeichnung der Gestalten und Personen behandelt. Auch hier ist wiederum ein wesentlicher Unterschied festzustellen, der auf den bereits besprochenen Voraussetzungen der inneren Echtheit und gehaltlichen Bedeutsamkeit des künstlerisch Geschaffenen beruht. In einem echten Kunstwerk, wie etwa Hamsuns Landstreicher-Roman „August Weltumsegler“, Streuvels' „Flachsacker“ oder welche Dichtung man auch immer betrachten mag, in einem solchen echt gestalteten Kunstwerk sind die Gestalten und Personen vor allem plastisch und lebensvoll, sinnlich sichtbar und greifbar dargestellt. Fragen wir noch nicht, mit welch geringen Mitteln dies geschehen kann: wer aber sieht z. B. nicht, als stände sie vor uns, in Goethes „Wilhelm Meister“ jene Philine, die der Dichter mit den wenigen Worten beschreibt: „Das Frauenzimmer kam ihnen auf ein Paar leichten Pantöffelchen mit hohen Absätzen aus der Stube entgegen. Sie hatte eine schwarze Mantille über ein weißes Negligé geworfen, das, weil es eben nicht ganz reinlich war, ihr ein häusliches und bequemes Aussehen gab; ihr kurzes Röckchen ließ die niedlichsten Füßchen von der Welt sehen.“ Das ist Philine, wie sie ganz in echter Lebendigkeit fortan vor uns steht. Der Nichtkünstler dagegen vermag nur breiig und ledern, plakathaft und klischeemäßig die sinnliche, d. h. doch leiblich-seelische Gestalt zu geben, mit bloß äußeren und oberflächlichen Merkmalen. Abgeleierte Zusammenstellungen — das blonde, blauäugige Mädchen, die eben-weiße Stirn, Wangen wie Milch und Blut, der rote Kirschenmund: das sind die

Klischee- und Ersatzstücke, die, stumpfsinnig immer wieder gebracht und gehäuft, die Elida-Schönheit dieser Mädchen- und Frauengestalten uns suggerieren wollen. Rufen wir uns aber die Gestalten echter Dichtungen in die Erinnerung, so werden wir bemerken — und dies ist eben der Grund ihrer geheimnisvoll lebendigen Wahrheit und Leuchtkraft, ihrer plastischen Fülle und Geschlossenheit —, daß sie bei aller scharf umrissenen Kontur Atmosphäre um sich wie auch in sich haben, daß sie hintergründig, vielschichtig, tief sind, mit einem Worte: ebenso unergründlich, unfaßbar, ursprünglich wie das Leben und wie lebendige, wirklich lebendige Menschen. Da strömt es noch aus verborgenen Quellen in diesen Gestalten, deren Tun nicht gekünstelt und zweckhaft unbestimmt ist, sondern die an innerer Lebendigkeit so erfüllt sind, daß (wie wir es von vielen Dichtern wissen) es ihren Schöpfern erschien, als ob Anna Karenina oder Fürst Myschkin, Vater Goriot, ja auch einfachere Wesen wie der Ödbauer Jakob, der alte Lassen oder der Nathanael Maechler des letzten Romanes von Stehr, als ob diese Gestalten nun wirkliche Wesen geworden seien, die ihr Schicksal nicht von der Hand des Dichters empfingen, sondern der Hand des Dichters diktierten. Man hat Stehr gefragt, warum er zum Schluß den Nathanael Maechler katholisch habe beichten lassen. Stehr soll gesagt haben: Maechler selbst, er selbst wollte beichten, mußte beichten, ich hatte es gar nicht geplant und bedacht, er selbst zwang mich dazu. Dem unbedeutenden Nichtkünstler gelingt diese unbeabsichtigte, unberechnete Tiefe und Hintergründigkeit der Gestalten nie, seine Technik weiß nichts anderes als schwarz gegen weiß zu stellen, seine Phantasiekraft erlahmt bei dem Versuch, mehr als bloß banale Oberfläche zu beschreiben; nie gelingt ihm, was dem echten Gestalter notwendig gelingen muß: die wirkliche Menschlichkeit der Gestalten, ihre Vielfalt und Realität mit allen Dunkelheiten, ja dämonischen Unter- und Hintergründen, mit aller echt menschlichen Begrenzung, Fehlerhaftigkeit und Sündhaftigkeit darzustellen. Durch welche Tiefen und Höhen des Lebens müssen Gestalten echter Dichtungen wie etwa die Kristin oder aber auch, um ein einfacheres Beispiel zu nennen, Ebner-Eschenbachs „Gemeindekind" gehen, während die Gestalten des Nichtkünstlers trotz tausendfacher Geschehnisse im Grunde nichts erleben, flach bleiben, wie sie von vornherein waren.

Aber nicht nur an den Einzelgestalten, ihrer Modellierung und Beschreibung, ihrer psychologisch-künstlerischen Führung und Darstellung, sondern auch an der *Beschreibung inneren seelischen Geschehens und Erlebens* wird der Unterschied zwischen echter Kunst und bloßer Schein-, ja Afterkunst oft sehr deutlich. Hier verrät sich, was ich bereits vorhin ausführte, der unbestechliche Wirklichkeits- und Wahrheitssinn des Künstlers, seine innere Echtheit, Ding- und Weltmächtigkeit, seine innere Bedeutsamkeit. Wie grob, zudring-

lich plump, in hundertfältig vorgebrauchten und abgenutzten Formen und Redewendungen, wie phrasenhaft und gespreizt wird z. B. das Liebesgeständnis oder das Erlebnis der Liebe überhaupt vom Nichtkünstler zerredet und vermanscht, wie zurückhaltend, bildhaft, ohne viel Worte, fast ohne Rede und Dialog (der eben verstummt, wenn das echte Gefühl den Menschen ergreift und nicht das Pathos der Sentimentalität), wie vielfältig überquellend, aus dem Geheimnis des Seins tief schöpfend, mit welcher Leidenschaftlichkeit, die das Unausgesprochene mittönen läßt, weiß der Dichter immer wieder dieses Wunderbarste, Schönste und Dunkelste des Lebens darzustellen. Auch bei jedem anderen seelischen Erlebnis, etwa dem Tod, werden wir sofort die innere Bedeutsamkeit und Lebensmächtigkeit, die Glaubenskraft des echten Dichters verspüren. Selbst wenn es sich „bloß" um das Sterben einer Katze handelt, wie es erschütternd einfach etwa Carossa in seinem „Rumänischen Tagebuch" beschreibt. In Stehrs Alterswerk „Nathanael Maechler", einer der reichsten Schöpfungen der deutschen Gegenwart, wird das Ende des so schwer geprüften und ringenden Mannes nur in dem einen schlicht ergreifenden Schlußsatz des ganzen Buches zusammengefaßt:

> „Sein Vater kniete zusammengerutscht vor der Bank, das Gesicht in die gefalteten Hände gedrückt. Der Tod hatte ihn beim Gebet überrascht."

Dasselbe Gesetz der Echtheit und Gehaltstiefe herrscht auch bei den Schilderungen mehr äußerer Wirklichkeit, etwa bei Naturbeschreibungen oder Orts- und Raumdarstellungen, bei der Beschreibung gewisser äußerer Handlungen (Arbeitsszenen, Sitten und Bräuche alltäglicher oder festtäglicher Art), wie auch bei der Schilderung bestimmter Zeitsituationen (etwa beim historischen Roman) oder bei der Exposition, dem einleitenden Bericht des bereits Vorhergegangenen. Gerade diese scheinbar äußerlichen Dinge, über die der vom Nichtkünstler verführte Alltagsleser so oft als belanglos rasch hinwegblättern möchte, erfordern ein hohes Maß echter Schauungs- und Gestaltungskraft, sollen sie nicht langweilig und ledern wirken. Man könnte und müßte hier Beispiele an Beispiele reihen, wie etwa Naturschilderungen im Scheinkunstwerk eines Herzog oder Heer und in den Dichtungen von Timmermans, Kneip, Gotthelf aussehen, um nur einige Namen herauszugreifen. Mit welcher Spracharmut und Klischeehaftigkeit wird bei dem einen „vom gewaltigen Strom der Arbeit im schimmernden Sonntagskleid", „von Vogellied und des Lenzes Blütenfeier" gesprochen, oder bei dem anderen von der „Himmelsglocke", „den sammetgrünen Wäldern des Engadins" und der Bernina, „die den ersten Strahl des Taggestirns mit ihrem Silberschild empfängt". Das ist flache, stereotype Alltagsrede, die sich das Mäntelchen „poetischer", unwahrer und unlebendig geschauter Bilder und Metaphern umlegt. Man schlage da-

gegen andere Bücher auf, wie Streuvels' „Flachsacker" — hier riecht man förmlich die flämische Erde und sieht wirklich das Flachsfeld, oder bei Timmermans' „Pallieter" die flandrische Luft, die Sonne, das Wetter Flamlands, dessen Landschaft man mit allen Poren und Sinnen aufzunehmen meint. Wo die atmosphärische Dichte nicht mit eingeht in die Worte und die Beschreibung, da liegt völliger Mangel an künstlerischer Schaukraft vor oder wenigstens ein Teilversagen, wie etwa bei Anzengruber, dessen Landschaft Theaterkulisse ist, wie zum Teil auch bei Fontane, dessen Landschaftsdarstellungen sehr stark kompilatorisch-staffagenhaft gestellt wirken. Wie anders dagegen bei Goethe! Bewunderswert, wie in den verschiedenen Werk- und Produktionsstufen Goethes die Landschaftsschilderung wächst und sich wandelt und vertieft; scheinbar ist hier Landschaft bloß äußerlich als Park und Garten gesehen, aber sie ist eben trotz gewisser rein szenisch-bühnenmäßiger Anordnung nicht als Staffage hinzugetan, sondern tief verbunden mit dem Kern und innersten Sinn des Erzählten, dynamisch, nicht statisch empfunden, zuletzt bei den „Wahlverwandtschaften" allegorisch-symbolisch in einem unzerreißbaren Zusammenhang mit dem Gesamtgeschehen. Es wäre interessant, solche Motive (z. B. auch Arbeitsszenen u. a.) bei den verschiedenen Romanwerken miteinander zu vergleichen: das echt Gestaltete wird man dann bald von dem bloß äußerlich Erfaßten, von dem Unechten unterscheiden lernen.

Worin sich nun — und hier komme ich auf den zentralen Punkt jeder Buchbeurteilung und literarischen Kritikbemühung — dies alles als in dem einzig gegebenen Medium fixieren und sichtbar machen muß, das ist allein die Sprache, die darum, in einem sehr weiten Sinne verstanden, zu dem schlechthin einzigen und entscheidenden Kriterium zu rechnen ist, das uns für die Beurteilung das Werk selbst in die Hand gibt. Am Wort, an der Sprache wird es sichtbar, wer begnadeter Dichter oder wer kümmerlicher Stümper und Dilettant ist. Daß der Dichter gegenüber dem bloßen Schriftsteller ein anderes Verhältnis zur Sprache hat, mag hier nur kurz berührt werden, ohne damit auf die Problematik des Unterschiedes von Dichter und Schriftsteller näher eingehen zu wollen. Das Wort und die Sprache entlarvt, sofern man selber Sprachgefühl- und Sprachbegabung (und sei es nur die des Hörens und des Aufnehmens) hat, und enthüllt trotz aller „Verhüllungen" die beiden Ursprünge des Schaffenden: Echtheit und Tiefe. Der Gegensatz einer echten dichterischen Sprache zum Versuch einer Sprache des bloßen Unkünstlers müßte und könnte wiederum an ungezählten Beispielen nachgewiesen werden. Lesen wir nur einen Satz aus Drostes „Judenbuche" oder aus den Novellen Heinrich von Kleists oder hören wir den einen Satz aus Mörikes Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag":

„Mozart löschte die Kerzen der beiden neben ihm stehenden Armleuchter aus, und jener furchtbare Choral — Dein Lachen endet vor

der Morgenröte — erklang durch die Totenstille des Zimmers. Wie von entlegenen Sternenkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht.“

Und ohne daß man das Wunder eines solchen Satzes zu zerpflücken braucht, verspüren wir sofort das Geheimnis dieser Sprache, das in der besonderen ursprünglichen Ding- und Seinsbemächtigung liegt, ein völlig neues Sagen verbrauchter Alltagsworte, mit realer Anschauung innerlichst gesättigt und doch, wie hier, leicht und fast erhaben spielend in der Klangfülle, der Kadenz, die lautmalerisch und bedeutungsnah sogleich den Eindruck dieser feierlichen Szene, den an sich unsinnlichen, rein seelisch-geistigen Eindruck der Musik so zwingend im Wortleib und Sprachsatz wiedergibt. Oder wenn Timmermans sein Breughel-Buch mit dem schlichten und schönen Satz beginnt: „Der kleine rosige Pfirsichbaum, unter dem die schwangere Mutter beim Buttern war, tropfte von Sommer und Regen“ — so ist in dem Satz die ländliche Fülle und Fruchtbarkeit, das Bodenständige der beschriebenen Personen wunderschön und plastisch uns vor Augen gestellt. Hier erkennen wir — Timmermans ist Maler, und je sinnenhafter, augenhafter, wie Goethe sagte, die Dichter sind, um so bildhafter und plastischer ihre Sprache — hier erkennen wir ein besonderes Charakteristikum der Sprache: das Bild als Vergleich. Timmermans, den ich eben nannte, ist ein Meister überraschend farbiger und sinnlich plastischer Vergleiche und Bilder. Am Vergleich, an der Metapher, die zum Wesen jeder echten Sprache gehört, so daß man eine metapherarme Sprache bereits als gefährdet und wurzellos empfinden muß, wie auch am Beiwort, dem „schmückenden“ Beiwort, scheidet sich deutlich Kunst und Unkunst. Das hängt mit dem Sinn der Metapher und des Metaphorischen überhaupt zusammen, denn Sprache und Wort sind an sich metaphorisch, d. h. wörtlich: herübertragend, hinweisend. Genau wie der Reim in der Lyrik ist der Vergleich und das Gleichnis keine ornamentale Spielerei und kein bloßer Zufall, sondern Ausdruck jener universellen Zusammengehörigkeit alles Einzelnen zum Ganzen, jenes äußeren wie inneren Wesenszusammenhanges, von dem der große katholische Dichter Claudel in tiefsinniger Wortgleichung als der co-naissance, dem „Zusammengeborensein“ und Werden aller Dinge gesprochen hat, die der connaissance, der „Erkenntnis“ oder des Innewerdens und Verstehens entspricht. Darum ist für den Dichter eben die Metapher, eben dieses sprachliche Mittel des Vergleichs so entscheidend und bezeichnend. Mit ursprünglicher und echt bildhafter Anschauungskraft findet er diese Vergleiche, die im Sinne des „pars pro toto“, des Einzelnen, das für die Summe des Ganzen hinweisend Zeugnis ablegt, und der andeutenden Geste oft blitzhaft den Abgrund des Gesagten und Geschilderten erhellen und verdeutlichen. Je unalltäglicher, ohne dabei gesucht und manieriert zu werden, diese Vergleiche sind, je ursprünglicher,

realistischer und konkreter, um so stärker „treffen“ sie, um so intensiver verdeutlichen sie, ja verweisen sie in eine neue, bislang verhüllte und metaphysische Schicht. Hierher gehört auch das Beiwort, nicht das „schmückende“ Beiwort, wie es unkünstlerischer Geschmack in schrecklicher Überhäufung angewandt und mißbraucht hat. Der echte Künstler ist sparsam mit Vergleich und Beiwort, nie sie als bloßes Ornament gebrauchend. Ein Satz von Carossa aus dem „Rumänischen Tagebuch“, der einen Wintermorgen beschreibt, lautet z. B.:

> „Die Winterluft schmeckt, als wäre säuerliches Mineral darin aufgelöst. Die Sonne saugt am bläulich-morschen Mond. Im Osten schimmert himmelgelb das Eis der Lulta. Auf einmal beginnen die Kanonen zu schlagen, da werden die Kinder wach.“

Hier heißt es also nicht, wie in der üblichen Klischeemanier: „Rot wie Blut stieg die Morgensonne empor.“ Oder „Der fahle, bleiche Mond, weiß wie Schnee, war im Verblassen.“ Und es ist zu beachten, daß der Dichter nicht fortfährt: „Plötzlich begannen die Kanonen zu donnern, und die Kinder wachten erschreckt auf“, sondern, ohne preziös zu sein, schlicht und im Präsens fortfahrend durch das an sich alltägliche, aber noch nicht abgegriffene Wort: „Auf einmal beginnen die Kanonen zu schlagen“ viel sinnlicher und lebensvoller zu uns spricht, wie er auch im syntaktischen, übergangslosen Nebeneinander der beiden letzten Sätze das Erwachen der Kinder jäh, aber nicht zu jäh durch das Schlagen der Kanonen vortrefflich sprachlich dargestellt hat. Während hier bei aller Fülle des Geschauten Sparsamkeit und Prägnanz des Ausdrucks waltet, beschwört der Unkünstler vergebens die äußere wie innere Wirklichkeit und verhüllt dieses sprachlich-darstellerische Unvermögen meist mit einem Pathos ohne Kraft, das auf uns schreierisch wirkt oder verschnörkelt ohne Grazie, also banal, unplastisch und verschwommen.

Sind dies alles Einzelbeobachtungen, die wir an den sprachlichen Mitteln des Kunstwerkes anstellen können, so ist natürlich auch die Sprache als Ganzes oder, wie man sich genauer ausdrückt, die Diktion anzusehen und auf ihre Echtheit und Tiefe hin zu prüfen. Wie es Hefele in seinem trotz einer gewissen klassizistischen Einseitigkeit sehr wertvollen und klaren Buche über das „Wesen der Dichtung“[1] genauer ausführt, muß unter der Diktion zunächst der ganze äußere Leib der Sprache, ihr Sprechendes selber, ihr Gang und ihre Haltung verstanden werden, und es wird ersichtlich sein, daß die verschiedenen Dichtungsarten jeweils eine verschiedene Sprachhaltung oder Diktion verlangen. Die dichterische Prosa, um die es sich hier handelt, ist stärker als die rhythmisch bewegte und gebundene Poesie dem Rationellen, der Alltags- und Verstandessprache zugewandt. Gleichwohl unterscheidet sie sich von der rationalen, etwa der wissen-

[1] Stuttgart 1923, F. Frommann. 236 Seiten. Preis 4.— RM.

schaftlichen oder der technisch-zweckhaften Berufssprache durch eine stärkere, grundsätzlich gewollte Sättigung mit melodischen, bildhaften und plastischen Energien; sie ist bewegter, bunter, akzentuierter, bewußter und eigenwilliger in der äußeren Haltung, durchaus also auch „schöner", d. h. harmonischer, gefügter, geschlossener, als es je die rationale Tagessprache sein kann und sein will. Hefele formuliert es treffend: „Dichterische Prosa ist Leib des Künstlerischen im Gewand des Rationalen." Im Gewand, d. h. ihr innerster Sinn liegt in der Freiheit des Schöpferischen und zielt auf Formung. Eben das gleiche hat an einer Stelle Hugo von Hofmannsthal mit den Worten gesagt: „In Prosa dichten ist darum schwer, weil sich bis ins Atom hinein der Enthusiasmus und die Ratio vermählen müssen."

Neben dem Sprachlichen, Diktionellen ist als andere Grundweise der künstlerischen Formung die Komposition zu nennen, gleichsam die Totalgestaltung, der Geschehensablauf als Ganzes. So sehr alle Form aus dem Wunder des Schöpferischen geschieht, so erfaßbar sind doch die Einzeltatsachen der Komposition, die Regeln der formalen und konstruktiven Technik. Wir haben es jetzt also mit dem Ganzen des Kunstwerkes zu tun; ein irgendwie in sich geschlossenes, begrenztes und überschaubares Ganze, dessen Vollständigkeit und Einheit die scholastische Kunstphilosophie in den drei von Thomas von Aquino formulierten Begriffen der integritas, consonantia und claritas erfaßte. Integritas oder Ganzheit drückt die geschlossene, wachstümlich organische Einheit des echten, geschaffenen Kunstwerkes aus; consonantia die innere Harmonie, das Gleichgewicht der Teile, den Rhythmus seiner Struktur, nicht also als ein Ding, sondern als ein Ding, ein komplexes, vielschichtiges, gegliedertes, aber in sich ausgeglichenes, „zusammenklingendes" Ganze, dessen claritas oder Leuchten auf sein besonderes Wesen hindeutet, jene geheimnisvolle Sinnschwere und Bedeutungsfülle, die erst die eigentliche künstlerische Tiefe und Schönheit einer Dichtung zum Ausdruck bringt. Ich komme zum Schluß auf diese letzte und höchste Eigenschaft, die eigentliche Sinnerfüllung des Kunstwerkes, noch zurück. Hier sei nur vom gleichsam rational Erfaßbaren der Komposition die Rede, den auf das Ganze des Geschehens — denn in der epischen Kunst handelt es sich immer um ein in der Zeit erstrecktes Geschehen — gerichteten Formmitteln der künstlerischen Darstellung. Einleitend sagte ich schon, daß im Unterschied zum unechten Literaturprodukt der Geschehensablauf eines Kunstwerkes lebenswahr und echt motiviert ist, zwingend notwendig in eben diesen durchaus nicht gesuchten, sondern überzeugend einfachen Motivationen. Dem entspricht nun die innere Ausgeglichenheit aller Einzelheiten und Bezüge, der Teile untereinander wie zum Ganzen. Hier wäre etwa an die verschiedene Durchbildung und Gestaltung der Exposition, der Einleitung oder auch des Schlusses

eines Werkes zu denken. Nichts ist hier wie auf Drähte gezogen, alles abhängig vom innersten Kern und Sinn des Werkes, während im Machwerk die Entwicklung der Exposition gewaltsam und unnatürlich erscheint, rein äußerlich der Schluß des Werkes angesetzt ist. Gerade der Schluß eines epischen Werkes verrät oft genug ein Nachlassen der letzten gestaltenden Fähigkeiten, die eben das Ganze als eine unzerstörbare Einheit aufzubauen zum Ende nicht mehr fähig waren. Und während im echten Kunstwerk — je nach der Fülle des Stoffes, der Art der Darstellung, der Schwere des Gesagten und Gedanklichen — verschiedene Formungen des Ganzen möglich sind, von der einfachsten chronikalen, fortschreitenden Erzählung an bis zur streng kontrapunktisch gebundenen und thematisch reichfugierten Komposition, findet man im unechten Kunstwerk ein bloß zufälliges und unnotwendiges Ausbreiten des nichtbezwungenen Stoffes in abgehackten Kapiteln, bloßen Zerstückelungen, die niemals zur organischen Einheit zusammenwachsen. Eben die Bewältigung eines epischen Stoffes, wie er ja im Schreiben und Dichten dem Künstler oft unter der Hand anwächst, ist eine durchaus schwere Arbeit, die eine geistig-seelische Konzentration besonderen Ausmaßes verlangt. Je drängender aber die Gesichte, je reicher das sich anbietende Material ist, mit um so einfacheren, strengeren Mitteln wird der echte Epiker auszukommen suchen. Nicht bloß für den ganz wertlosen Kitschroman, sondern für die größte Zahl dessen, was heute Roman genannt wird, ist eine Aufbautechnik charakteristisch, die man im Gegensatz zu der ausführlichen und vollständigen, „kanonartigen" Zeichnung des klassischen Romans als ein bloßes impressionistisches Skizzieren bezeichnen könnte. Es ergeben sich, wenn man diesen Vergleich des modernen Romans (diesen Ausdruck typisch gemeint) mit dem klassischen, also etwa mit dem Goethes, genauer durchführt, hier verschiedene Fragen und Probleme, auf die ich aber nicht näher eingehen will. Nur auf eine Erscheinung, die für die moderne, mehr skizzenhaft-impressionistische Darstellungsart typisch ist, sei kurz hingewiesen, nämlich auf das in diesen Romanen so beliebte Mittel der bloßen Andeutung, der Andeutung, die — z. B. in der Schilderung von Liebesszenen — bei gewissen Punkten haltmacht, nicht deshalb, weil man zu prüde ist, etwa Sexuelles kraß beim Namen zu nennen, sondern weil in eben diesem andeutenden Haltmachen und Abbrechen ein psychologisch sehr starker Reiz liegt, ein unsichtbarer Zwang für die Phantasie, diesem Angedeuteten weiter nachzusinnen. Hier steckt auch das Geheimnis des Schwül-Erotischen, das oft ganz sublimiert — genau wie im Film — viel stärker rein physisch die Sinne des Lesers erregt als oft kraß beschriebene, derbe Sexualszenen vermögen. Mit diesem sehr wichtigen, aber schwer definierbaren Problem hängt eng das Moment der Spannung zusammen. Fast alle modernen Romane sind auf „Spannung" hin geschrieben. So zweifellos berechtigt

vom stoffhungrigen, abenteuersüchtigen Leser aus gesehen dies erscheint, so gefährlich und bedenklich kann es sein, vor allem dort, wo mit raffinierteren Mitteln als etwa bei Karl May oder Gerstäcker, gleichsam mit verdeckten Mitteln diese Spannung erzeugt wird. Immer wieder hört man als Empfehlung eines Buches, eines Romanes: Ich habe das Buch in einem Zug gelesen, ich habe es nicht aus der Hand legen können usw. —; daß mit solcher Feststellung an sich noch gar nichts gesagt ist, ja, umgekehrt, vielleicht sogar etwas Negatives, das scheint diesen wendigen Lobern nicht aufzugehen. So ist beim modernen Roman, der dadurch gefährlich zum Unkünstlerischen neigt, die Komposition prinzipiell verschoben zugunsten gewisser spannungerregender und spannend vorbereiteter Höhepunkte, unter völliger Aufgabe jener consonantia oder harmonischen Teilung und rhythmisch organischen Fügung, die das Wesen und die Komposition des echten klassischen Dichtwerkes ausmacht. Mit dieser Psychologisierungs- und Spannungstechnik hängt auch die Auflösung der epischen, gehalten-ruhigen, chronikal-folgerichtig erzählten Form zusammen zugunsten einer vom Drama erborgten Technik der Zuspitzung auf einzelne Kulminationspunkte, des raschen Ablaufs und der Dialogisierung des Erzählten. Man schlage fast jeden beliebigen, typisch modernen Roman auf, ob es nun Thomas Manns „Zauberberg“, Alfred Neumanns „Der Held“ oder Wassermanns „Fall Mauritius“ ist, so lesen wir seitenlange Dialogpartien, die man fast, so wie sie dastehen, herauslösen und auf der Bühne, der Zeitbühne zwar nur, mit verteilten Rollen vorspielen lassen kann. Gewiß ist dies, so wird man sagen, eben eine neue künstlerische Umwandlung des klassisch-epischen Stils, und ich behaupte auch nicht, daß Goethe für uns unbedingter Kanon sei. Aber die Tendenz dieser Entwicklung weist stärker, als man es wahrhaben möchte, abwärts, ins Unechte, Effekthafte, Unkünstlerische, und das, was man als besondere Literaturgruppe mit „Zeitkunst“ bezeichnet, ist seinen konkreten Einzelfällen nach sehr oft von wirklich künstlerischer Gestaltung weit entfernt. Auch der Film, dessen Eigengesetze ich hier nicht berühre, hat auf das literarische Kunstwerk ähnlich wie das Drama auflösend gewirkt: unechte Kinodramatik mit der Neigung bloß äußerlicher Spannung, mit der Häufung von Willkürlichkeiten, sinnloser Motivationen, mit dem törichten Spiel des „Zufalles“, all dieses, oft genug in pompöser Aufmachung dargeboten, vermag den flachen Sinngehalt und die Ungestaltetheit des Ganzen doch nicht zu verdecken. Und daß nicht bloß im total unkünstlerischen Machwerk trotz dürftiger und flacher Geschehnisse die Apparatur gleichsam überwuchert, ein verwickeltes Detailgeschehen Sinnfülle vortäuscht, kann etwa an Thomas Manns „Zauberberg“ erkannt werden, dessen absolute „Leere“, übrigens gewollte Leere, dem Nachdenken nach qualvoller Lektüre evident sein muß. Daß die Courths-Mahler-Romane ebenso wie die Rudolf

Herzogs die lebendige Fülle eines wirklich gelebten Lebens nicht fassen und berichten können, wird bei einer Einzelanalyse ihrer Produkte sofort klar. Aber selbst Schriftsteller wie Hermann Hesse unterliegen dem Zwange einer einseitig verkürzten Psychologie, aus dem heraus er nur einige Höhepunkte eines Jugendlebens (im „Demian") gleichsam als stark beleuchtete Stellen beschreibt, nicht aber die getreue, vollständige, weil kontinuierliche Darstellung des Ganzen und dadurch erst Voll-Wirklichen, wie dies z. B. Carossa in seinen Büchern getan hat.

IV.

Die Sinnerfüllung des Kunstwerkes

Wir kommen zum Schluß und zur Zusammenfassung dieser rein grundsätzlichen und nur hinweisenden Ausführungen. Als Grundvoraussetzungen des echten künstlerischen Schaffens, die gleichzeitig die Grundforderungen waren, die wir an ein Kunstwerk, das uns zur Beurteilung vorliegt, im strengen Sinne zu stellen haben, galten die Forderungen der Echtheit und Bedeutsamkeit oder, wie man vielleicht besser sagen kann, Sinnerfülltheit, Gehalttiefe und Wesentlichkeit. Haben wir diese beiden Forderungen in ihren einzelnen Manifestationen und Durchbruchsstellen gleichsam analytisch festgestellt und zu fixieren versucht, so sei hier noch einmal vom Grundsätzlichen aus das Ganze des Kunstwerkes synthetisch, d. h. eben als Ganzes, als gewirkte und wirkende Einheit betrachtet. Zweifellos wäre also hier schlechthin nach dem Sinn der Kunst, des echten Kunstwerkes zu fragen, eine Frage, die natürlich nicht mit ein paar Sätzen zu beantworten ist. Denn es wäre jene Grenze des Dichterischen und Gedichteten, der Kultur (wie man jede Kunst definieren mag) mit dem materiell Welthaften, dem diesseitigen, zweckhaften Leben einerseits zu ergründen, jene Frage zu beantworten: wozu dient denn Dichtung, Kunst, Literatur im realen, nüchternen, heute wie immer erstmalig wirtschaftlich bestimmten Menschenleben? Andererseits ist jene Grenze, jene Berührung festzustellen zwischen Dichtung, Kunst und dem Nichtzweckhaften, Irrationalen, Metaphysischen, Religiösen. Daß auch hier Beziehungen, Berührungen, Verknüpfungen bestehen, wird niemand leugnen können. Und je befestigter wir — ohne dadurch verkrampft und erstarrt zu sein — als Einzelne eben im Bereich dieses Geistigen, dieses Jenseitigen wurzeln, um so ernster wird die Frage nach der Sinnerfüllung, nach dem Sinn und Wesen der Kunst. Aber verbleiben wir im Aspekt des Kunstwerkes, des literarischen Gebildes, das auf seine letzte Wesenhaftigkeit wir zu prüfen haben. Die epische Gattung des Dichterischen vollzieht sich in der Erlebnisform der Zeit. Sie gestaltet die stoffliche Masse der erlebten Wirklichkeit in der Zeit und als Zeit. Daher ist das innere Formgesetz der epischen Bewegung Ent-

wicklung, Ablauf der Dinge, Fluß des Geschehens. Das Gegenständliche selber ist in seiner zeitlichen Existenz gefaßt. Die Aufgabe der epischen Form liegt nun aber in der Gestaltung und strukturellen Bezogenheit des einheitlich bewegten Zusammenhanges und nicht in einem bloßen Aneinanderreihen der Dinge. Es handelt sich hier, genau so wie bei dem Begriff der Wirklichkeit, um einen vertieften Begriff der Zeit, Zeit etwa im Bergsonschen Sinne als durée, im christlichen Sinne als lebendiges Geschehen, als Geschichte verstanden. Sowohl der modern-psychologistische Roman wie das Machwerk der Scheinkunst mit all ihren Zwischen- und Übergangsstufen bauen mehr oder minder auf dem banal-oberflächlichen Zeitbegriff des punktuellen Nacheinander, dessen tötende Langeweile sie durch Komprimierung, durch Zerschneidung und Heraushebung einzelner Zeitpunkte gleichsam aufzuheben trachten. Aber genau so, wie in der Wiedergabe bloßer klischeehafter Alltagswirklichkeit ein Verfehlen der Echtheit festzustellen war, so bedeutet — oder kann wenigstens bedeuten — dieses Eliminieren der wirklichen, weil wirkenden, jeden Augenblick neu zu erfüllenden Zeit unechte, scheinhafte Verbiegung und Verfehlung. So kommt es, daß diese Literaturproduktion fast nichts vermag als das, was auch die Zeitraffer der Kinotheater tagtäglich auf ihre Zuschauer ausüben: romantische Verzauberung, Fortführung in geträumte Sphären, die dem realen Alltag nicht entsprechen, mit einem Worte: Wirklichkeitsersatz. Echte Kunst dagegen stellt die Menschen, läßt sie nicht weiter dahertrotten, rüttelt Fragen auf, ruft zur Besinnung, weist auf die Wirklichkeit hin, wie sie ist oder wie sie sein sollte.

Mit diesen Feststellungen ist, wie bereits eingangs gesagt, an sich noch kein Werturteil, kein praktisches Werturteil über die Zeitkunst wie über die ungeheuer großen Literaturgruppen gefällt, die von unsern Jugendlichen wie der größten Zahl unserer Leser so dringend verlangt werden, eben weil sie wegführen aus dem Alltag, weil man sich in ihr Geschehen hineinträumen kann. Es handelt sich um Grundsätzliches, und grundsätzlich wird man die hier aufgewiesene Problematik nicht übersehen und ableugnen können[1]. Denn es geht um den echten Realismus in der Dichtung, wenn wir kritisch nach dem Wesen der Kunst fragen, und dieser echte, dingmächtige, unbedingt aufrichtige Realismus darf nie und nimmer mit Naturalismus oder jener doch mehr oder minder scheinbaren Wirklichkeitsdichtung verwechselt werden, die heute unter dem Titel Tatsachenbericht oder Reportage Anspruch auf künstlerische Qualifikation macht. Der Unterschied der inneren Basis, auf der ein Dichtwerk oder eine Reportage oder gar ein oberflächlicher Unterhal-

[1] Das Problem der „Zeitliteratur" innerhalb der volkstümlichen Bücherei kann und soll hier nicht genauer betrachtet werden. Wie überhaupt die praktische Anwendung dieser rein grundsätzlichen Erkenntnisse und Feststellungen erneuter Überlegungen, z. T. aus ganz anderen Fragegebieten und Notwendigkeiten her, bedarf.

tungsroman ruht, ist ungeheuer und darf nie übersehen werden. Denn gegenüber dem bloß Inhaltlich-Stofflichen, wie es im sogenannten Ideen- oder Tendenzroman, wie es im Unterhaltungskitsch sich darbietet, wie auch gegenüber dem bloß Formal-Ästhetischen, dem l'art pour l'art-Produkt, liegt die Basis der echten Dichtung in einem Unbedingten und menschlich-seelisch schlechthin Verpflichtenden, in einer normativen Menschlichkeit und geistigen Tiefe und Gläubigkeit, die eben nicht im bloß Rationalen, sondern im Irrationalen, im Metaphysischen und Religiösen als einzig wirkender und wirksamer Kraft wurzelt. Echte Dichtung geht daher nicht auf Wirkung im Sinne des Effektes aus, sondern berührt mit der Gestaltung des Wirklichen, des Innerst- und Ganz-Wirklichen eben jenes Überirdische, aus dessen Fülle es ja seine Entstehung, das Wunder seiner Schöpfung gewonnen hatte. Wie gesagt: die schlichteste, kleinste Erzählung, oft nur ein Satz, und wir stehen bei dieser echten Dichtung im innersten Geheimnis des Daseins und sind im Kerne unserer Existenz angerührt und angesprochen. Es läßt sich schwer formulieren, was als letzter Sinngehalt aus solchen Werken wie den Romanen der Sigrid Undset, wie aus Stehrs „Nathanael Maechler", was als Lehre und Weisheit, als Sinn und Sinndeutung hier zu uns spricht. Aber — und darin berührt es sich mit der Sphäre des religiösen Wortes, der Predigt wie der Prophetie — es täuscht nicht, sondern es verpflichtet uns, es stellt uns: hic et nunc, so bist du, so ist der Weg, so ist das Leben. Und wenn man einen Unterschied wissen und erkennen will zwischen bloß angemaßter und angepappter „Lehre" und „Weisheit" unechter Kunst, dann sehe man auf das, was man Humor nennt, was nichts mit banalem Biertischlachen zu tun hat, sondern ein einfach menschliches Phänomen ist, das Aufleuchten eines frohen, gütigen Herzens, eben jene claritas, jenes Leuchten, das aus einer Erzählung Ebner-Eschenbachs oder den abgründig-ernsten Romanen Dostojewskis ebenso erlösend aufbricht wie aus dem Märchengut unseres Volkes, aus den Erzählungen eines Gotthelf oder Gottfried Keller. Und wieder erkennen wir hier den Unterschied von echter und unechter Kunst und verspüren das, was das Wesen, die Sinnfülle und Sinnschwere des echten Kunstwerkes ausmacht: sein überrationaler, dem Verstande unfaßlicher Ursprung.

Dr. Bernhard Rang

Büchereipolitische Rationalisierung

Wir hoffen, daß die folgenden Darlegungen des Kollegen Schuster, die wir in der gegenwärtigen kritischen Situation des deutschen Büchereiwesens für ganz besonders bedeutsam halten, überall die Beachtung finden, die ihnen im Interesse der Büchereiarbeit unbedingt zu wünschen ist. D. S.

Auf der Jenenser Tagung hatten die beiden anwesenden Mitglieder des geschäftsführenden Vorstandes Gelegenheit, in dem dort kleineren Kreise eine Reihe büchereipolitischer Fragen durchzusprechen, die sich u. a. auch auf die Vereinfachung und Ökonomisierung der gemeinsamen Arbeit bezogen. Zweifelsohne ist hier noch sehr viel zu tun, und wir hoffen, in absehbarer Zeit, spätestens auf der nächsten Tagung, eingehende Vorschläge dazu machen zu können. Hier soll nur eine Frage herausgegriffen werden, weil sich zeigte, daß alle nach einiger Überlegung zum gleichen Ergebnis kamen: die Zeitschriftenfrage.

Grundsatz bei aller Zusammenfassung und Ökonomisierung im Büchereiwesen muß sein, daß eine Weite der organisatorischen Form und eine Beweglichkeit erhalten bleiben, die einmal den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen, dann aber darüber hinaus noch Neubildungen hinreichenden Entfaltungsraum gewähren. Wie nun die Dinge liegen, brauchen wir für das Büchereiwesen zwei große allgemeine Büchereizeitschriften. Die sich gelegentlich regenden und aus der Not der Zeit heraus verständlichen Wünsche, die „Hefte für Büchereiwesen“ und die „Bücherei- und Bildungspflege“ zusammenzulegen, erweisen sich bei näherer Betrachtung als verfehlt oder doch zum mindesten als verfrüht. Wir sind nicht so einhelliger Auffassung über viele Dinge, daß es nicht notwendig wäre, gelegentlich zwei Meinungen nicht nur im Einzelkampf, sondern auch unterstützt durch die Schriftleitungen in einer durch längere Zeit festgelegten Haltung auszutragen. Wir werden so einhelliger Meinung auch nie werden, denn im Wesen unserer Arbeit und ihrer volkspädagogischen Hintergründe liegt eine ganze Reihe notwendiger, polarer Spannungen, deren sachlicher Begründetheit wir uns in dem sonst so unerquicklichen Richtungsstreit ja alle bewußt geworden sind (darin sehe ich das Gute dieses Übels). Dazu kommen die regionalen, weltanschaulichen und sozialen Verschiedenheiten der einzelnen Arbeitsgebiete. Auch bleibt es wertvoll, wenn man über einzelne Bücher im buchkritischen Teil Parallelbesprechungen verschiedener Auffassung hat, was bei nur einer großen Zeitschrift kaum durchzuführen ist. Bei der großen kulturellen Verantwortung der Büchereien in allen Fragen der Auswahl ist hier eine Versteifung und Verengung eine stets drohende Gefahr.

Wir können zwei große Zeitschriften nicht nur tragen, wir müssen in ihrer Entfaltung vielmehr einen entscheidenden Wert, ja eine Vorbedingung gesunder Entwicklung sehen. Allerdings erwächst in der Notzeit nun auch allen Berufskollegen die Aufgabe, alles nur mögliche zu tun, um beide Zeitschriften zu fördern und ihnen das Durchhalten zu erleichtern.

Das dürfte zunächst aus einem Grunde doch leichter sein als früher. Da die Fronten nicht mehr starr sind, hat jeder Interesse an beiden Blättern. Natürlich wird man sich in kleineren Verhältnissen oft für eine der beiden entscheiden müssen und wird dann diejenige nehmen, die einem mehr zusagt, oder die man für sein Arbeitsgebiet als am besten geeignet findet. Das Ziel aber sollte doch immer sein, sich durch beide Zeitschriften für die Gesamtbewegung zu öffnen und offen zu halten und den gesunden Wettbewerb der beiden Organe zu fördern. Ohne gewisse Opfer der Büchereien und vor allem

auch der Beratungsstellen können wir das entscheidend wichtige Zeitschriftenwesen nicht kräftig erhalten.

Leider treten lokale und persönliche Interessen dieser Aufgabe und dieser berufspolitisch so ernsten Verpflichtung oft mehr als billig hemmend entgegen. Vor allem haben es die Beratungsstellen vielfach für notwendig befunden, eigene kleine Blätter herauszugeben, für den lokalen Zusammenhalt und zur Pflege der besonderen regionalen Erfordernisse. Aus meiner Tätigkeit in Oberschlesien weiß ich, daß das nötig und nützlich sein kann und daß sich das bei verständiger Handhabung sehr wohl mit den allgemeinen Interessen vereinbaren läßt, wenn man Kleinstadtbüchereien und auch größere Dorfbüchereien zugleich mit wenigstens einem der allgemeinen Organe ausstatten kann. Es hängt das nicht nur von den finanziellen Möglichkeiten und der Größe der Büchereien ab, sondern natürlich auch von der Persönlichkeit des jeweiligen Leiters. Nicht jeder nebenamtliche Leiter ist in der Lage, eine der beiden großen Fachzeitschriften mit Nutzen zu lesen. Das kann nur der Beratungsstellenleiter entscheiden. Er sollte es sich aber immer zum Ziele setzen, recht viele nebenamtliche Leiter so weit zu bringen und deshalb — auch unter gewissen Opfern — die Beschaffung beider Zeitschriften ermöglichen: vielleicht durch Umlauf eines Exemplares bei mehreren Büchereien, woraus dann sehr wohl das Verlangen hier und da entstehen wird, in Eigenbesitz der Zeitschriften für die betreffende Bücherei zu gelangen.

Das alles läßt sich wohl vereinigen, aber nun kommen die Hemmungen. Da ist zunächst einmal öfter in der großen Zeitschrift ein Buch empfohlen, das die Beratungsstelle für ihren Bereich aus guten Gründen glaubt ablehnen zu müssen. Es ist ganz selbstverständlich, daß das immer wieder mal vorkommen muß, und daß das dann auch kleine Schwierigkeiten schafft. Es ist aber nicht einzusehen, weshalb solche Schwierigkeiten nicht fruchtbar für die Ausbildung der nebenamtlichen Leiter gemacht werden können! Solche Fälle geben ja grade einen herrlichen Ansatzpunkt für die Klärung der Auswahlgrundsätze auf Lehrgängen.

Über diese Schwierigkeit hinaus kommt nun aber ein neues Moment hinzu. Der Ehrgeiz der Volksbibliothekare geht immer dahin, solche lokalen Blätter über den regionalen Zweck hinaus in Richtung einer allgemeinen Büchereizeitschrift zu erweitern. Jeder kann ja nicht Schriftleiter oder Mitherausgeber an einem der beiden Verbandsorgane sein; nicht jeder kann dort aus Raumgründen zu jeder Frage Stellung nehmen. Und die meisten Volksbibliothekare haben so etwas wie eine schriftstellerische Ader, die leider oft nur dann zu versiegen droht, wenn man von ihr für eine allgemeine Angelegenheit Segen erhofft oder erbittet. Unaufgefordert aber strömt sie heftig. So erscheinen denn in den regionalen Blättern immer wieder Artikel, die von allgemeinem Interesse sind und dort gar nicht hingehören. Wenn sie besonders wichtig und wertvoll sind, so müssen sie womöglich dann nochmal in einer Verbandszeitschrift nachgedruckt werden. Das ist überflüssig, und die regionalen Blätter schädigen (in dieser Notzeit besonders) die Bewegung, wenn sie mehr sein wollen als eine unumgängliche Ergänzung der beiden großen Verbandsorgane.

Diese stehen heute jedem ohne Unterschied der früheren „Richtung" offen, wenn er etwas Wichtiges zu sagen hat. Eine gewisse Auswahl aus dem Angebot nach Qualität und Aktualität ist freilich notwendig, nicht nur aus räumlichen Gründen. Dem unterwerfen wir uns alle, auch die Mitherausgeber und Schriftleiter, und ich persönlich habe beiläufig manches auf Wunsch der Kollegen zurückziehen müssen und gern zurückgezogen, was ich ausgearbeitet hatte, weil es büchereipolitisch als inopportun erschien, weil es vor Dringlicherem zurücktreten mußte, weil es überhaupt an Raum mangelte. Ich habe eine

ganz dicke Mappe voll solchen Zeuges, trotzdem vieles fortgeworfen ist. Wer hätte das nicht, dem die Feder etwas locker sitzt? Deshalb darf man weder böse sein, noch muß man ein eigenes Organ gründen: das sind nützliche Stilübungen.

Zwei Verbandsorgane, jedes ohne Enge dem Wertvollen geöffnet und jährlich je einen dicken Band ausmachend, sind — wie ich ausführte — gewiß nicht zu viel, ja erwünscht, aber auch genügend, um unsere Weisheit fassen zu können. Nicht nur Herausgeber und Schriftleiter, sondern alle Kollegen sind berufen, an dem Ausbau und an der Steigerung der Qualität der beiden großen Verbandszeitschriften mitzuarbeiten, die in immer engere Arbeitsfühlung zu bringen unser Wunsch ist, um Doppelarbeit zu vermeiden. Jeder muß aber deshalb auch alles tun, um die Verbreitung der beiden Blätter zu fördern statt zu hemmen, was leider auch immer noch geschieht, sei es aus Eigenbrötelei, sei es aus persönlichen Stimmungen und Verstimmungen heraus. Wir müssen unsere Kräfte zusammenfassen. Auch hier wird das Maß unseres Wachstums bedingt sein durch die Kraft unseres Willens und unserer Hingabefähigkeit an die gemeinschaftliche Sache.

Dr. Wilhelm Schuster

Ein amerikanischer Bibliothekar über Büchereifragen in Deutschland und Amerika

Prof. Douglas Waples, der leitende Direktor der Graduate Library School in Chicago, hat im Winter 1931/32 sieben Monate das Bibliothekswesen in Deutschland und Europa studiert. Sein besonderes Interesse hat die deutsche volkstümliche Büchereibewegung gefunden, der er daher auch den größten Teil seiner Studienzeit gewidmet hat. Wir haben Mr. Waples am Ende seines Aufenthaltes gebeten, unsern Lesern von seinen Eindrücken zu berichten und von den Aufgaben, die ihn während seines Studienaufenthaltes besonders beschäftigt haben. Wir freuen uns, heute den Brief von Mr. Waples veröffentlichen zu können, in dem er ausführlich auf alle diese Fragen eingeht.

Viele unserer Leser werden überrascht sein von dem starken theoretischen Interesse, das schon aus diesem Schreiben, weit mehr aber noch aus anderen uns bekannten Äußerungen und Veröffentlichungen von Mr. Waples hervorgeht. Bezeichnend genug ist in dieser Hinsicht auch die Tatsache, daß die Graduate Library School in Chicago, die Mr. Waples leitet, berechtigt ist, den amerikanischen Doktorgrad für Arbeiten aus dem Gebiet des Bibliothekswesens zu erteilen. Ein Hauptarbeitsgebiet dieses Instituts stellen systematisch-soziologische, literar- und leserkundliche Untersuchungen dar, wie Mr. Waples dies auch in seinem Brief andeutet. Mr. Waples hat daher auch besonders lange und mit außerordentlicher Anteilnahme sich mit den Problemstellungen und Arbeitsmethoden des Instituts für Leser- und Schrifttumskunde in Leipzig beschäftigt. Wir hoffen, später noch einmal zusammenhängend über diesen besonderen Fragenkreis berichten zu können.

Auf das lebhafteste wäre es zu begrüßen, wenn der von Mr. Waples erneut angeregte Austausch zwischen den amerikanischen und deutschen Büchereien trotz der Ungunst der gegenwärtigen Verhältnisse gefördert werden könnte. Wir werden demnächst weitere Berichte und Buchbesprechungen aus der amerikanischen Büchereiarbeit bringen. D. S.

London, den 15. März 1932

Mein lieber Herr Hans Hofmann!

Gern ergreife ich die Gelegenheit, Ihnen auf Ihre freundliche Anfrage hin etwas über meine Tätigkeit in Deutschland während der letzten sieben Monate zu schreiben. Ich werde im Verlauf meines Briefes auf alle Ihre Fragen zu sprechen kommen. Aber es ist vielleicht am besten, wenn ich zur Erläuterung meines Berichtes zunächst einmal meine Ansichten über die Bedeutung des „allgemeinen Lesens" (popular reading) in der modernen Gesellschaft auseinandersetze.

In den meisten Ländern liest beinahe jeder Mensch irgend etwas, sei es auch nur die Zeitung. Aber diejenigen Menschen, welche zwangsläufig am meisten lesen, stellen zwei Hauptgruppen dar: Erstens gibt es Menschen, welche von Berufs wegen lesen müssen (Fachleute und Wissenschaftler aller Art, Studenten, Schüler, Bibliothekare, Buchhändler und andere mehr). Zweitens gibt es Menschen, die um des Friedens ihrer Seele willen lesen. Zu ihnen gehören sowohl die Menschen, die so unglücklich sind, daß sie *aus Flucht vor den Problemen*, die sie nicht lösen können, lesen — denn andere Zerstreuungen wie etwa das Theater sind zu kostpielig —, wie auch Menschen, welche lesen, *um ihre Probleme lösen zu können*, also Menschen, die mit Hilfe der Belehrung, die sie in der Lektüre finden, mit den Problemen ihres Lebens besser fertig werden wollen. Natürlich sind in diesen Zeiten auch viele Menschen zu nervös zum Lesen. Sie können sich nicht auf irgend etwas Ernsteres als eine Zeitung konzentrieren.

Diejenigen Menschen, welche lesen, um ihren Problemen zu entgehen, lesen im allgemeinen Schöne Literatur (Abenteuergeschichten und Gesellschaftsromane) und daneben Biographien, leichte Essays, Reisebeschreibungen und andere belehrende Literatur, die dazu angetan ist, ihre Gedanken von dem, was sie beunruhigt, weit fort zu führen. Diejenigen Menschen, welche lesen, um ihre Probleme lösen zu können, lesen natürlich solche belehrende Literatur, die sich unmittelbar auf diese Probleme bezieht, wie z. B. Fachliteratur, Technik, weltanschauliche, gesellschaftskundliche und politische Schriften.

Der Unterschied zwischen dem berufsmäßigen und dem nichtberufsmäßigen Leser spiegelt sich in Deutschland wie in den meisten anderen Ländern Europas deutlich in der Trennung von wissenschaftlichen Bibliotheken und volkstümlichen Büchereien. Er spiegelt sich auch in den Methoden, nach denen der Lesestoff in jedem der beiden Bibliothekstypen ausgewählt wird. Denn *der wissenschaftliche Bibliothekar* hat nur die Bücher auszuwählen, die seine fachlich interessierten Leser verlangen; seine Leser wissen im allgemeinen, welche Bücher für sie am brauchbarsten sind. Oder, was auf dasselbe hinauskommt, er hat die besten Bücher des betreffenden Gebietes herauszusuchen, ohne Rücksicht auf den Grad ihrer Verständlichkeit oder ihren Stil. *Der Volksbibliothekar* hat dagegen eine ganz andere Aufgabe zu lösen, nämlich die, Bücher auszuwählen, die den größtmöglichen Nutzen für Leser haben, welche oft selbst nicht wissen, was für Bücher sie haben möchten.

Es bedeutet, glaube ich, keinen großen Unterschied, ob die Bücher für „berufsmäßige" wie für „nichtberufsmäßige" Leser in demselben Gebäude untergebracht sind, wie das in den amerikanischen Einheitsbibliotheken der Fall ist. Aber es bedeutet einen sehr großen Unterschied, ob die Auswahl der Bücher innerhalb der beiden Gattungen von Lesestoff gut oder schlecht getroffen wird. Und da die Auswahl von Lesestoff für Menschen, welche nicht wissen, welche Bücher sie haben wollen, viel schwieriger ist als die Auswahl von Büchern für Leser, die auf dem betreffenden Gebiet der wissenschaft-

lichen Literatur gut beschlagen sind, so ist es hohe Zeit, daß man an die Untersuchung dieses Problems mit so viel Sorgfalt und Scharfsinn wie möglich herangeht. Denn das Gedeihen vieler Gemeinwesen in Europa und Amerika wird in den nächsten Jahren in steigendem Maße davon abhängen, in welcher Art und mit welchem Ziele von der Allgemeinheit gelesen wird; und das gilt für Zeitungen und Zeitschriften ebenso wie für Bücher.

Ganz einfach formuliert, besteht das Problem der Auswahl für die öffentlichen Büchereien darin, erst einmal herauszufinden, welche Gedankengänge, Anschauungen und Fragenkreise für die Menschen von zentraler Bedeutung sind, die lesen, um die Probleme des täglichen Lebens zu vergessen oder um sie lösen zu können, und danach die Literatur herauszusuchen, die diesen Anschauungen und Bedürfnissen entspricht. Anschauungen und Bedürfnisse — darauf sei hingewiesen — sind etwas ganz anderes als Büchertitel.

*

Deutschland ist heutzutage vermutlich das Land, in dem man am besten studieren kann, welche Methoden es gibt, um dieses Problem der Auswahl zu lösen. Denn wahrscheinlich sind niemals die Bedingungen für die Ausbreitung des Lesens so günstig gewesen wie jetzt.

Drei Tatsachen sind es, die diesen Sachverhalt verdeutlichen. Erstens ist durch die wirtschaftliche Notlage des deutschen Volkes sein Leseinteresse ein viel ausgesprocheneres geworden, als es das in Zeiten wirtschaftlicher Prosperität war. Not zwingt zum Nachdenken. Die Menschen wissen oder glauben zu wissen, welches die Probleme ihrer Zeit sind. Sie denken über viele, ganz bestimmte Fragen nach. Darum ist es auch für den Bibliothekar oder für den Soziologen leichter, das Vorhandensein dieser Fragen zu entdecken, als das in Zeiten der Prosperität der Fall wäre, in denen eine relative Sorglosigkeit diese Fragen zurücktreten läßt, — wie das für die Vereinigten Staaten vor der Krise zutraf. Je klarer der Bibliothekar erkennen kann, welche Probleme für eine bestimmte Lesergruppe die wichtigsten sind, desto leichter ist es für ihn, die wertvollste Literatur für diese Leser herauszusuchen.

Zweitens sind infolge des schon seit Jahrzehnten allenthalben außerordentlich starken Lesebedürfnisses sowohl geschäftliche Unternehmungen wie Leihbibliotheken, Lesezirkel, Kolportagebuchhandlungen, Sortimentsbuchhandlungen und Verlagsunternehmungen aller Art, als auch Werkbibliotheken, Gewerkschafts- und konfessionelle Büchereien und vor allem auch die vielen öffentlichen Büchereien und Lesesäle überall in großer Zahl vorhanden.

Der dritte Umstand ergibt sich aus den beiden anderen. Da die Interessen der Leser so genau bestimmt und erkennbar, und da die Mittel zur Verbreitung von Literatur so zahlreich und so erfolgreich geworden sind, werden mehr Bücher über Gegenstände geschrieben, die für die Allgemeinheit von Interesse sind als früher. Kein Wunder, daß sich die Buchhändler alle über die Überproduktion von Büchern beklagen! Tatsache ist, daß es niemals einen größeren Bestand an interessantem Lesestoff gegeben hat, aus dem der Volksbibliothekar seine Auswahl treffen muß.

Aber wie soll er seine Auswahl treffen? Es gibt viele Methoden, nach denen man Bücher auswählen kann, aber die meisten von ihnen können an Hand von drei typischen Methoden dargestellt werden. Die erste und schwierigste Methode ist die, durch direkte Befragung herauszubekommen, welche Probleme oder Gegenstände für verschiedene Bevölkerungsgruppen das größte Interesse haben. Diese Methode hat man in einem gewissen Umfang in Amerika angewandt, und es hat sich gezeigt, daß sie gut zu gebrauchen ist, aber sie ist kostspielig und nimmt viel Zeit in Anspruch. Sie hat ferner den Nachteil,

daß sie nur den Stoff in Betracht zieht, über welchen die Leute lesen wollen, ohne die Form oder den Stil zu beachten, den sie in der Lektüre bevorzugen. Dieses Moment des Stils ist aber, wie Dr. Ackerknecht so einleuchtend hervorhebt, wahrscheinlich ebenso wichtig wie der Inhalt eines Buches. Man hat in Amerika sich bemüht, die verschiedenen Stilarten genau zu bestimmen, welche von den verschiedenen Lesergruppen bevorzugt werden, aber es sind bisher noch keine für die Bibliothekare brauchbaren Resultate erzielt.

Die zweite Methode, die Bedürfnisse und Interessen der Leser zu umreißen, ist die weithin bekannte Methode Dr. Walter Hofmanns, der von den Ausleihziffern der einzelnen Bücher und Buchgruppen ausgeht. Man kann gar nicht genug rühmen, mit welcher Sorgfalt Dr. Hofmann diese Untersuchungen anstellt. Mir scheinen sie die besten Leistungen, die man überhaupt auf diesem Gebiete finden kann, zu sein. Sie umreißen die Leseinteressen der betreffenden Leserschaft in einer bewundernswerten Weise. Dadurch aber, daß sie so eindeutig zeigen, welche Bücher des vorhandenen Bestandes von der tatsächlich vorhandenen Leserschaft bevorzugt werden, sind sie nicht dazu geeignet, ohne weiteres von anderen Büchereien direkt übernommen zu werden. Aber es sollten von jeder Bücherei solche Untersuchungen für jede innerhalb ihrer Leserschaft vorhandene Gruppe angestellt werden.

Die dritte Methode, die Interessen der Leser zu bestimmen, ist die gleiche wie die von Dr. Walter Hofmann benutzte, die aber nun nicht allein in den Büchereien, sondern auch an all den anderen Stellen angewandt werden müßte, die Lesestoff für die Allgemeinheit bereitstellen. Das erfordert also, daß man zuerst alle Quellen ausfindig macht, aus denen in einer Stadt die Bevölkerung ihren Lesestoff bezieht, wie z. B. städtische Bibliotheken der verschiedensten Art, Kirchgemeindebibliotheken, Parteibibliotheken, Werkbibliotheken, Lesezirkel, Zeitungsstände, Leihbibliotheken und Buchhandlungen usw. usw. Man würde dann festzustellen haben, welche Lesergruppen ihren Lesestoff jeweils aus den verschiedenen Quellen beziehen. Alsdann würde man untersuchen, welche Art von Literatur man aus einer jeden Quelle erhält, und welche Arten von Literatur an jeder dieser Quellen von jeder Lesergruppe am meisten verlangt werden. Wenn die Ergebnisse all dieser Nachforschungen zusammengestellt würden, könnte man feststellen, welches die Gegenstände des größten Interesses für jede Lesergruppe in der ganzen Stadt sind. Diese Methode ist zwar keine wissenschaftliche, weil man selten genaue Statistiken erhalten kann, aber sie ist ein höchst praktisches Mittel, um herauszufinden, welche Art Lesestoff von den verschiedenen Bevölkerungs- und Lesergruppen begehrt ist, und welchen Weg jede Lesergruppe bevorzugt, um sich ihren Lesestoff zu beschaffen. So haben manche es gern, wenn ihnen ihre Bücher ins Haus gebracht werden, manche kaufen sie lieber im Buchladen, und andere wollen ihre Bücher in den Büchereien entleihen.

*

Aber ich habe über diese allgemeinen Fragen schon zu viel geschrieben, doch konnte ich mich nicht kürzer fassen, wenn ich Ihre Fragen über meine Tätigkeit in Deutschland recht beantworten wollte. Um es kurz zu machen: Ich habe folgende Städte besucht: Stuttgart, Frankfurt a. M., Leipzig, Berlin, München, Stettin, Hamburg und Köln. In Leipzig bin ich länger gewesen als irgendwo sonst. In vielen Städten versuchte ich, die dritte der oben beschriebenen Methoden anzuwenden. Außerhalb Deutschlands stellte ich in Moskau, Genf, Lausanne, Zürich, Wien und Prag in der gleichen Weise Untersuchungen an.

Das Ergebnis meiner Studien sehe ich darin, daß ich in bestimmter Hinsicht recht zuverlässige Informationen über die folgenden Punkte besitze:

1. Über die Probleme, welche typische Bevölkerungsgruppen in den Städten, die ich studiert habe, beschäftigen,
2. über die Formen der Lesetätigkeit, die auf diese Probleme sich erstreckt,
3. über die Institutionen oder Geschäftsunternehmungen, welche Lesestoff aller Art verbreiten,
4. über die verschiedenen Bevölkerungsgruppen, die jeweils den größten Teil ihres Lesestoffes von einer dieser Stellen beziehen,
5. über den Einfluß der Arbeitslosigkeit auf die Art und die Zunahme der allgemeinen Lesetätigkeit,
6. über die geeignetsten Methoden, um Literatur denjenigen Menschen zugänglich zu machen, die nicht in der Lage sind, Bücher zu kaufen,
7. über die Methoden, die von den zentralen volksbibliothekarischen und sozialpädagogischen Arbeitsstellen angewandt werden, und von denen wir in Amerika mit gutem Erfolg Gebrauch machen könnten.

*

Zum Schluß möchte ich der Hoffnung Ausdruck geben, daß die deutschen Kollegen und Kolleginnen, die das amerikanische Bibliothekswesen studieren wollen, in unsern Public Libraries die gleiche liebenswürdige Aufnahme finden möchten, wie ich sie in Deutschland gefunden habe. Es dürfte für deutsche Bibliothekare von Interesse sein, die gleichen Fragen in den Vereinigten Staaten zu studieren, wenn zunächst auch nur, um das Volk kennen zu lernen. Denn solche Feststellungen über das Lesen des Volkes zeigen nicht nur, welche Probleme eine bestimmte Gesellschaft oder Gruppe lebhaft beschäftigen (wodurch sie dem Fremden das Verständnis des Volkes erleichtern), sondern sie zeigen auch sehr deutlich, in welcher Richtung der Buchbestand und die Buchproduktion dahin ergänzt werden müssen, damit sie in stärkerem Maße solche Probleme berücksichtigen. Denn auch in Deutschland ist es, glaube ich, so, daß das, was die Leute tatsächlich lesen, nicht immer das ist, was sie lesen würden, wenn es ihnen ermöglicht würde.

Auf Grund meiner Erlebnisse und Eindrücke möchte ich dringend wünschen, daß der Austausch zwischen deutschen und amerikanischen Bibliotheksschulen und Büchereien, der m. E. sehr wertvoll wäre, stärker in Gang gebracht wird. Wenn auch die gegenwärtige Krise die Möglichkeit des persönlichen Austausches sehr beschränken wird, so sollte er doch keinesfalls ganz unterbleiben.

Besonders wichtig erscheint mir unter den jetzigen Umständen der geregelte Austausch von deutscher und amerikanischer Fachliteratur. Ich glaube, man weiß in keinem von den beiden Ländern, wie ähnlich sich unsere Probleme sind, und sie werden sich noch ähnlicher werden durch die harten Jahre, die uns in den Vereinigten Staaten bevorstehen. Da beide Nationen an den gleichen Fachfragen stark interessiert sind, sollte unsere Fachliteratur ausgetauscht, besprochen und eingehend diskutiert werden.

Ein weiterer Schritt, für den ich plädiere, wären Zusammenkünfte (Tagungen) zwischen den Vertretern des volkstümlichen Büchereiwesens in den beiden Ländern. Wenn auch die Verständigungsschwierigkeit hier groß ist, so ist sie doch nicht so groß, um die Anregung eines solchen Ideenaustausches bei solchen Tagungen unmöglich zu machen.

*

Wenn man mir die Aufgabe stellen würde, den wichtigsten Unterschied zwischen amerikanischer und deutscher Bibliothekspolitik in bezug auf die

öffentlichen Büchereien anzugeben, so würde der Unterschied meiner Ansicht nach in dem Nachdruck bestehen, den die Deutschen auf Volksbildung legen. Das ist eine Sache, die wir bis jetzt noch sehr wenig in Amerika haben. Und das wäre heute in den Vereinigten Staaten meiner Überzeugung nach viel notwendiger als in Deutschland. Ich glaube, daß in diesem Punkte alle sachverständigen Beobachter mit mir übereinstimmen werden.

Volksbildung gibt es in diesem Sinne in Amerika nur in einigen wenigen Institutionen, in denen wirklich ernsthafte Arbeit geleistet wird, während im Gegensatz dazu zahlreiche andere Einrichtungen der sogenannten Erwachsenenerziehung sehr oft den Eindruck reiner Geschäftsunternehmungen erwecken. Daher ist die Orientierung der volkstümlichen Bücherei auf die Volksbildung hin und die vielfach enge Zusammenarbeit von Volksbüchereien und Volkshochschulen (wie in Stuttgart, Frankfurt, Stettin u. a.) eine deutsche Errungenschaft, von der nicht nur die Bibliothekare unserer öffentlichen Büchereien, sondern alle Volkserzieher viel lernen können.

Da ich in der nächsten Woche nach Amerika fahre, werden die Arbeiten der Volksbibliothekare und Volksbildner, die ich kennen gelernt habe, unter ihnen Ackerknecht, Bäuerle, Held, Hofmann, Schuster und viele andere, die ich aus ihren Artikeln, durch meine Korrespondenz mit ihnen oder in persönlichen Gesprächen kennen gelernt habe, in den kommenden Jahren einen großen und wirksamen Impuls für unsere Arbeit bedeuten.

Ihr sehr ergebener

Douglas Waples

Zur Schülerbücherei- und Jugendschriftenarbeit

Zwei Berichte

Vertreterversammlung der Vereinigten Sächsischen Jugendschriften-Ausschüsse 1932

Die diesjährige Vertreterversammlung der Vereinigten Sächsischen Jugendschriften-Ausschüsse fand am 20. März in Zwickau statt. Auf der Tagesordnung standen neben verschiedenen organisatorischen Fragen Aussprachen über folgende Themen: Die Einzelschrift im Unterricht — Das neue Beurteilungsformular — Gewinnung von Kinderurteilen — Buchbeurteilung und Verzeichnisarbeit. Aus dem Jahresbericht, den der Vorsitzende der Sächsischen Jugendschriftenausschüsse, Herr Gommlich, einleitend gab, seien hier nur einige Punkte herausgegriffen.

Die Etats für die Schülerbüchereien

Die weitausgedehnte Arbeit der Fachstelle in Dresden ist zurzeit durch die Abbaumaßnahmen ebenso wie die gesamte Bucharbeit in der Schule gefährdet. Die Schülerbücherei-Etats sind nach den Berichten der anwesenden Vertreter in den meisten Städten und Orten entweder ganz gestrichen oder nur noch so niedrig, daß die Arbeit mit dem Buch in der Schule fast unmöglich gemacht, auf jeden Fall aber stark gefährdet ist. Als Beispiel sei hier der Etat der Leipziger Volksschulen für Schülerbüchereien angeführt. Für die Schülerbüchereien sämtlicher Leipziger Volkschulen (insgesamt 64) wurden für das Etatjahr 1932/33 RM. 1000.— bewilligt (in einer Stadt von 718000 Einwohnern!), das sind umgerechnet auf den Kopf des Schülers noch nicht

$1^3/_4$ Pfennig pro Jahr. Von dieser Summe sollen sowohl die Klassenlesestoffe als auch die Bücher für die häusliche Lektüre bestritten werden. Für die Lehrerbüchereien der Stadt Leipzig sind pro Schule RM. 10.— eingesetzt. Von beiden Beträgen darf zunächst $^1/_{24}$ pro Monat verausgabt werden. Es wurde aus den Berichten der Teilnehmer ersichtlich, daß die Leipziger Etatverhältnisse nicht etwa als Einzelfall zu werten sind, sondern daß sich eine ganze Reihe von Schulen größerer und kleinerer Städte in ähnlicher Situation befinden. Es erübrigt sich, in diesem Zusammenhang auf die Folgen solchen Kulturabbaues einzugehen.

Herr Gommlich teilte in seinem Jahresbericht weiter mit, daß in den Antworten auf die Umfrage der Landesstelle über Kinderzeitschriften „Der Wolkenreiter" als die von allen Ausschüssen brauchbarste und beste Kinderzeitschrift einstimmig bezeichnet wurde.

Die nochmalige Überprüfung Karl Mays hat zu einem einheitlich negativen Ergebnis geführt. Auf der Gesamtvorstandssitzung der Vereinigten Prüfungsausschüsse in Rostock, Pfingsten 1932, konnte folgende Entschließung einmütig gefaßt werden:

Zur Karl May-Frage

„In letzter Zeit ist in verstärktem Maße wieder für Karl May als Jugendschriftsteller Reklame gemacht worden, und namhafte Persönlichkeiten haben sich in Presse und Rundfunk für seine Werke als Jugendlektüre eingesetzt. Die Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse haben ihre Stellungnahme zu den Werken Karl Mays erneut überprüft und müssen aus künstlerischen, ethischen und erziehlichen Gründen seine Werke als Jugendlektüre nach wie vor entschieden ablehnen."

Die Einzelschrift im Unterricht

Über die Erfahrungen mit der Einzelschrift im Unterricht referierte Lehrer Paul Wagner-Leipzig an Hand der Ergebnisse von Umfragen, die die Sächsischen Jugendschriftenausschüsse und das Preußische Unterrichtsministerium veranstaltet hatten. Er schickte der Darstellung dieser Ergebnisse eine Schilderung der allgemeinen pädagogischen Lage voraus, die zur Verwendung der Einzelschriften in der Schule geführt hat. Im allgemeinen ergibt sich aus den eingesandten Berichten eine einmütige Zustimmung zur Einzelschrift. In fast allen sächsischen und in dem größten Teil der preußischen Schulen wird heute die Einzelschrift neben dem Lesebuch gebraucht; in einigen Bezirken wird sie sogar auf der Oberstufe fast ausschließlich verwendet und hat das Lesebuch verdrängt. Einwände gegen eine Verwendung der Einzelschrift, die aus einzelnen Berichten sprachen, richten sich gegen die wirtschaftliche Seite der Beschaffung, gegen die Ausstattung der Klassenlesestoffe, gegen die Schwierigkeit der Auswahl und zum Teil auch gegen die unterrichtliche Verwendbarkeit. Den beiden ersten Einwänden wußte der Referent mit überzeugenden Argumenten zu begegnen. Entscheidend wichtiger schien ihm der dritte Einwand, der von der methodischen Seite, von der Unterrichtspraxis her gegen die Einzelschrift erhoben wurde. Er betonte nachdrücklich, daß er es als eine dringende Aufgabe ansehe, durch Listen und Verzeichnisse billiger Sammlungen die Auswahl der einzelnen Lehrer zu unterstützen, wie es heute schon z. T. durch bestehende Verzeichnisse billiger Sammlungen[1]

[1] „Verzeichnis guter Bücher aus billigen Sammlungen" 1929. Hrsg. von den Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendschriften, Hamburg. — „Klassenlesestoffe" 1930. Hrsg. von der Vereinigung der sächsischen Jugendschriften-Ausschüsse. — Nachtrag: „Neue Bücher und Hefte aus billigen Sammlungen" in „Sächs. Schulzeitung" Nr. 3, Febr. 1932.

geschieht. Er empfahl, solche empfehlende Listen auch den amtlichen Lehrplänen und Bekanntmachungen beizufügen und erarbeitete Zusammenstellungen über die Bezirksschulräte weiterzuleiten. In solchen Maßnahmen sieht er sowohl die Gewähr für eine Planmäßigkeit der Auswahl wie auch dafür, daß die Kinder im Verlaufe der Schulzeit mit den verschiedensten literarischen Formen und Stilarten in Berührung kommen; eine Forderung, die besonders von den Vertretern des Lesebuches immer wieder nachdrücklich erhoben wird. Die Einwände, die von den Verfechtern des Lesebuches im Hinblick auf die Verminderung der Lesefertigkeit gegen die Einzelschrift geäußert wurden, lehnte der Referent bei ausreichender Anzahl vorhandener Klassenlesestoffe besonders für die Oberstufe als unberechtigt ab. Für die Unter- und Mittelstufe erkannte er diesen Einwänden eine gewisse Berechtigung zu, obgleich er ausführlich darlegte, daß eine Förderung der Lesefertigkeit sicherlich nicht durch die zu häufige Benutzung des gleichen Lesestoffes erreicht werden kann. Für die Arbeit mit der Einzelschrift in der Unter- und Mittelstufe fehlen jedoch heute noch ausreichende Erfahrungen, wie ja die Praxis der Behandlung der Einzelschrift überhaupt noch am Anfang steht. Für die Oberstufe muß aber heute schon, besonders im Hinblick auf das zu schaffende Verhältnis des Jugendlichen zum Buch, zu einzelnen Autoren, nicht zuletzt auch auf die Fähigkeit zur Benutzung von Sachbüchern, die Einzelschrift an Stelle des Lesebuches gefordert werden. In der Diskussion wurde von verschiedensten Seiten bestätigt, daß die Verwendung der Klassenlesestoffe in den meisten Fällen als eine wesentliche Bereicherung der schulischen Arbeit empfunden, und daß dadurch eine Steigerung der Lesefreudigkeit erreicht wird. Die Richtlinien, die von der Versammlung angenommen wurden, betonen, daß auf der Oberstufe, bei der der Leselernprozeß als abgeschlossen gelten kann, die Klassenlesestoffe an Stelle des Lesebuches treten können. Organisatorische Schwierigkeiten und die nur geringe Anzahl vorhandener brauchbarer Klassenlesestoffe für Mittel- und Unterstufe lassen es heute noch geraten erscheinen, für diese Stufen auf die Abschaffung des Lesebuches zu verzichten. Es wird angeregt, sich eingehend mit der Methodik des Leseunterrichts in den einzelnen Ausschüssen zu befassen und auch gewisse Schritte zur Verbilligung der Klassenlesestoffe einzuleiten. Günstige Berichte über Erfahrungen mit Einzelschriften sollen mit der Berichterstattung über den Lehrplan an die Bezirksschulräte gegeben werden, um dadurch die Lehrpläne zu beeinflussen. Es soll weiter versucht werden, die Bezirkslehrervereine für die Frage der Einzellesestoffe zu interessieren.

Über Kinderurteile

Friedrich-Dresden berichtete ebenfalls auf Grund eingegangenen Materials über Erfahrungen in der Gewinnung von Kinderurteilen. Der Berichterstatter versuchte methodische Wege aufzuzeigen, die zu solchen Urteilen führen können. In der Aussprache traten die Bedenken und Schwierigkeiten, die solchen Versuchen gegenüber bestehen, klar zutage. Angesichts des sich immer steigernden Ausmaßes solcher und ähnlicher Versuche glauben wir auch an dieser Stelle nicht nachhaltig genug auf die Fraglichkeit und Gefährlichkeit solcher Unternehmungen hinweisen zu müssen. Wir sind der Auffassung, daß es unter den jetzigen Verhältnissen im allgemeinen n i c h t Aufgabe der Schule sein kann, solche Untersuchungen zu betreiben. In den seltensten Fällen werden hier für Anlage und Durchführung die Voraussetzungen gegeben sein, die allein erst eine wirkliche Auswertung und Vergleichung ermöglichen. Für die pädagogische Arbeit des Lehrers innerhalb seiner Klasse, für die Kenntnis seiner Schüler mögen solche Beobachtungen sicher-

lich eine gewisse Bedeutung haben. Wenn sie mit dem Anspruch auf allgemeine Auswertung, auf wissenschaftliche Untersuchung von Leseinteressen und Lesewirkungen auftreten, werden sie unfundiert und anfechtbar sein. In der mangelnden Gewähr für eine wissenschaftliche Unterbauung, für klare Herausstellung der Fehlerquellen, für einheitliche Abgrenzung bestimmter Gruppen ist die Gefahr des Fehlurteils gegeben. Das ging auch aus der dem Bericht folgenden Diskussion hervor. Es wurde beschlossen, im Rahmen des für den Erzieher Wünschenswerten und Möglichen solche Beobachtungen weiterzuführen, das Hauptaugenmerk jedoch auf die Wirkung bestimmter, noch zu nennender Bücher zu richten.

Organisationsfragen. Verzeichnisarbeit

Ein Antrag des Dresdner Lehrervereins, den Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüssen dringend den unmittelbaren Anschluß an den Deutschen Lehrerverein zu empfehlen unter der Voraussetzung, daß ihre Selbständigkeit möglichst gewahrt und ihnen die Wahl des Vororts weiter überlassen bleibt, wurde von der Vertreterversammlung angenommen. Auf der inzwischen veranstalteten Hauptversammlung der Vereinigung in Rostock wurde jedoch diesem Antrag des Landesverbandes Sachsen nicht zugestimmt unter Hinweis darauf, daß die Voraussetzungen für eine organische Verbindung der Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse und des Deutschen Lehrervereins zurzeit nicht gegeben sind. Es wurde aber den Landesverbänden empfohlen, möglichst enge Verbindung zu den Landeslehrervereinen zu suchen.

Zu dem Verzeichnis „Gute Bücher für die Jugend", Ausgabe 1931, soll, falls die wirtschaftliche Lage es erlaubt, ein Nachtrag erscheinen.

Einen besonders beachtlichen, auch von anderen auf dem Gebiete des Jugendschriftenwesens arbeitenden Gruppen und Verbänden sicherlich zu begrüßenden Antrag stellte der Jugendschriftenausschuß Meißen. Er forderte — und fand damit die Zustimmung der Mehrheit der anwesenden Vertreter —, daß der Landesverband Sachsen bei der Hauptversammlung den Antrag stelle, daß die Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse beauftragt werden, für das Reich ein allgemeines Jugendschriftenverzeichnis anzustreben. Dieser Antrag wurde Gegenstand einer außerordentlich erregten Diskussion. Während eine kleinere Gruppe in der Aufgabe eines eigenen Verzeichnisses eine Gefährdung der Sächsischen Landesstelle sah, gab der weitaus größere Teil der anwesenden Vertreter der dringenden Notwendigkeit Ausdruck, die so sehr zersplitterte Verzeichnisarbeit der Prüfungsausschüsse zu konzentrieren. Wenn man auch zunächst — leider — kaum annehmen kann, daß die anderen bestehenden Landesverbände, die bisher eigene Verzeichnisse herausgaben, sich dieser Forderung anschließen werden, so bedeutet dieser Antrag doch einen ersten Schritt zu der von den verschiedensten Seiten seit langem gewünschten und geforderten Vereinheitlichung der Beurteilungs- und Verzeichnisarbeit der Deutschen Prüfungsausschüsse. Das Schwergewicht der Arbeit der Landesverbände würde bei einer solchen Regelung in der Behandlung besonderer Sachgruppen und der Herausgabe bestimmter Sachlisten sowie in der Ergänzung des Hauptverzeichnisses durch geeignete Heimatliteratur liegen. Es wäre außerordentlich zu begrüßen, wenn diese Regelung, die auf der Hauptversammlung in Rostock angenommen wurde, bald verwirklicht würde.

Als Vorort der Sächsischen Jugendschriften-Ausschüsse wurde von der Vertreterversammlung Dresden erneut bestätigt. Als Verbandsaufgabe für das Jahr 1933 wurden drei Themen zur Diskussion gestellt:

Die Neugestaltung der Jugendschriftenverzeichnisse.
Die jugendkundlichen und psychologischen Grundlagen der Jugendschriftenarbeit auf der Oberstufe.
Die Methodik des Lesens der Einzelschrift.

Christel Göbbels

Gesamtvorstandssitzung der Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse (V. D. P.) für Jugendschriften in Rostock, Pfingsten 1932

Bei Gelegenheit der 40. Vertreterversammlung des Deutschen Lehrervereins in Rostock haben die V. D. P. ihre alle zwei Jahre wiederkehrende Gesamtvorstandssitzung in Rostock abgehalten. Da die V. D. P. mit ihrer Arbeit im Dienste der deutschen Lehrerschaft stehen und von den Kulturaufgaben des Deutschen Lehrervereins einen ganz bestimmten Teil zu erfüllen suchen, so ist es verständlich, daß sie bei Versammlungen sich in den Rahmen des Deutschen Lehrervereins einfügen, um nach innen und außen eine enge Verbundenheit mit ihm zu bekunden. Naturgemäß beschäftigte sich die Gesamtvorstandssitzung der V. D. P. zur Hauptsache mit geschäftlichen und organisatorischen Fragen der Vereinigung. Es seien aus den Verhandlungen nur die Punkte herausgegriffen, die eine weitere Öffentlichkeit interessieren.

Der Vorsitzende der Vereinigung gab in seinem Geschäftsbericht einen Überblick über die fortlaufende theoretisch-kritische Arbeit der V. D. P. in den letzten beiden Jahren, um die Frage „Wo stehen wir?“ zu beantworten. (Vergleiche dazu Jugendschriften-Warte 1932, Nr. 5.) Er zeigte in der Entwicklung dieser Arbeiten eine Parallele zu der Entwicklung der Gesamtpädagogik in der letzten Zeit auf und wies nach, daß auch die Arbeit der V. D. P. sich immer mehr nach den neuesten psychologischen und pädagogischen Forschungen orientiert habe. Der Schwerpunkt der Bewertungsarbeit der Jugendschriften durch die Vereinigung sei immer mehr verschoben vom Kunstwerk fort nach dem Kind und seinem Lebensraum. Die psychosoziologische Betrachtungsweise habe immer mehr die literar-ästhetische verdrängt. Das zeigen auch die Hauptberatungsgegenstände der letzten beiden Hauptversammlungen der V. D. P.: über das Sachbuch und über das gegenwartbetonte Jugendbuch. Der Geschäftsbericht gab dann einen Ausblick auf die Arbeit des kommenden Jahres und stellte als Aufgabe der Arbeit der Prüfungsausschüsse die Sammlung von Beobachtungen und Erfahrungen darüber auf, wie das Sachbuch und das gegenwartbetonte Jugendbuch vom Kinde beurteilt werden. Es schließt sich damit der Kreis der Fragen, die in den letzten beiden Jahren von der Vereinigung bearbeitet worden sind. Diese Fragen sind aus Erfahrungen erwachsen, sind dann theoretisch-kritisch beraten und sollen nun in der praktischen Arbeit in der Klasse sich erproben.

Der Bericht über die Jugendschriften-Warte machte deutlich, daß die Schriftleitung immer mehr bestrebt gewesen ist, die Zeitschrift zu einem praktischen Ratgeber für die deutsche Lehrerschaft auszubauen. Theoretisch-kritische Erörterungen über den weiten Fragenkreis der Jugendschriftenbewegung sollen dabei nicht fortfallen. Neben diesen Erörterungen sollen in verstärktem Maße Veröffentlichungen von Urteilen und von Berichten aus der praktischen Arbeit stehen.

Selbstverständlich wurde vom Gesamtvorstand auch die weitere Herausgabe von Verzeichnissen beraten. Die augenblickliche wirtschaftliche Notlage zwingt die Vereinigung, mit der Herausgabe von Verzeichnissen sehr vorsichtig zu sein. Sie wird deshalb zur Hauptsache Nachträge zu den bestehenden

Verzeichnissen bringen müssen. Das „Verzeichnis guter Bücher aus billigen Sammlungen“ soll jedoch wieder in vollem Umfange erscheinen, da es nach Meinung der Vereinigung einem starken Bedürfnis entgegenkommt. Weiterhin soll angestrebt werden, daß die Verzeichnisse der Landesverbände allmählich aufgehen in ein einziges Verzeichnis der Vereinigung.

Der Gesamtvorstand hat dann zufolge der in letzter Zeit wieder in verstärktem Maße aufgetretenen Reklame für Karl May erneut seine Stellung zu Karl May in der bereits auf S. 85 veröffentlichten Entschließung festgelegt. Diese Entschließung wurde einstimmig angenommen, und es wurde gewünscht, daß die Elternzeitschriften und auch der Zeitungsdienst des Deutschen Lehrervereins diese Entschließung abdrucken möchten.

Der Gesamtvorstand hat dann weiterhin über die Zusammenarbeit zwischen Schulbehörden, Lehrerzeitungen und öffentlichen Büchereien eingehender gesprochen. Er ist der Überzeugung, daß die Jugendschriftenausschüsse mehr als bisher eine enge Zusammenarbeit mit den genannten Stellen anstreben müssen. Besonders ist es notwendig, daß die Lehrerschaft mit den Leitern von Büchereien eine immer stärkere Zusammenarbeit sucht, da die Arbeitsgebiete der Lehrerschaft und der Büchereileiter sich im wesentlichen decken.

Zum Schluß nahm der Gesamtvorstand das vom Vorort vorgeschlagene Thema „Die Jugendschrift im Urteil des Kindes“, über das noch bestimmte Ausführungen erfolgen sollen, für die nächste Hauptversammlung in Magdeburg an.

John Barfaut

Aus der Praxis für die Praxis

Unter dieser Rubrik werden Beiträge veröffentlicht, die sich auf praktische Einzelfragen beziehen, und die von Erfahrungen besonders auch in kleinen und mittleren Büchereien berichten. Solche Beiträge wollen natürlich nichts grundlegend Neues bringen, sondern vielmehr als Anregungen und Berichte „aus der Praxis für die Praxis“ angesehen sein. D. S.

Zahlenmäßige Schwankungen innerhalb der Leserschaft

Dargelegt am Beispiel der Stadtbücherei Darmstadt

Einleitung

Über Büchereistatistik und damit auch über ihr Teilstück, die Leserstatistik im engeren Sinn, braucht in diesem Zusammenhang nicht allgemein gesprochen zu werden. Daß hier einige Zahlenverhältnisse zur Darstellung gelangen, die das Fluktuieren der Darmstädter Leserschaft belegen, geschieht nicht, weil dabei irgendeine grundsätzlich neue Erkenntnis zu vermitteln wäre. Vielmehr soll nur an Hand dieses Beispiels für einen höheren Grad der Publizität in unseren Fachkreisen geworben werden, wobei der Gewinn von statistischen Normzahlen der volkstümlichen Bücherei den berufskundlichen Hintergrund abgibt. Wir alle würden unsere Arbeit um vieles befriedigender für uns gestalten, sie, um ein erhebliches Maß an Durchschlagskraft bereichert, gegenüber unseren vorgesetzten Stellen vertreten können, wenn wir endlich zu den im Prinzip längst möglichen allgemeinen Richtzahlen gelangten. Könnten wir uns auf eine und die gleiche statistische Erfassung

und Bezeichnung der Lesergruppen einigen; gelänge das nämliche für die Literaturgruppen, und fänden wir die Form, in einer einheitlichen Zahlen- und Symbolsprache statisch und dynamisch Leserschaft und Bestände, Haushaltspositionen und Arbeitsvorgänge unserer Büchereien regelmäßig bekanntzugeben, so würde viel betriebstechnischer Leerlauf vermieden. Auch würde die Charakterisierung der einzelnen Büchereitypen endlich auf eine genügend sichere Basis gestellt werden. Man würde dann an Hand der Zahlen festlegen, was unter Mittelstandsbücherei zu verstehen ist, was eine vorwiegend proletarische Bücherei ist usw. Im einzelnen würden sich die interessantesten Beziehungen zwischen den wesentlichen Teilstücken unserer Arbeit und den ziffernmäßig exakt erfaßten Büchereitypen herstellen lassen. Hierfür ein Beispiel: Man könnte etwa die Ziffer der Buchabnutzung, die der Doppelstücke vergleichend auf die einzelnen Bibliothekstypen beziehen und würde hier sicherlich aufschlußreiche Zahlenverhältnisse herausbekommen. Wenn auf diese Weise einmal alles statistisch und in Zahlen erfaßt wäre, was rein rechnerischer Erfassung zugänglich ist, würde viel deutlicher und in seiner Art geläuterter das hervortreten, was wir ziffernmäßig nicht mehr erfassen können, sondern was auf den Einfluß der Landschaft oder des betreffenden Volks- und Stammescharakters zu setzen ist. Wenn einzelne Büchereien heute schon in abgewandeltem Ausmaß über Einsichten in die Bibliotheksverhältnisse und Arbeitsvorgänge an anderen Stellen verfügen, liegt es im Grunde daran, daß loseren Zusammenschlüssen überlassen blieb, was Sache der allgemeinen Berufskunde sein sollte. — Lediglich im Sinne einer solchen weiterzielenden Anregung möchte die folgende Mitteilung aufgefaßt sein[1].

Die zahlenmäßige Wiedergabe von Bewegungen innerhalb der Leserschaft ist an verschiedene Bedingungen geknüpft. Zum ersten muß die Erfassung und Bezeichnung der einzelnen Lesergruppen während der Berichtszeit nach völlig genau den gleichen Gesichtspunkten erfolgen. Weiterhin müssen die Urzahlen absolut stichhaltig sein. Endlich muß man eine nicht gar zu begrenzte Berichtsspanne überblicken. Bei Anlegung dieser Maßstäbe konnte für diese Mitteilung infolge lokaler Gründe nur die Vierjahresepoche vom 1. April 1928 bis 31. März 1932 verwendet werden. Für die früheren Jahre gestatten die Ziffern immerhin den Schluß, daß die absolute Zahl der Gesamtleserschaft sich annähernd im entsprechenden Rahmen bewegte; in die feinere Einzelgliederung dieser Leserschaft erlauben sie allerdings keinen exakten Einblick. Alle Fachbegriffe sind gleichsinnig wie in der einschlägigen Literatur verwandt.

I. Gesamtzahlen der Leserschaft

Im folgenden geben wir zunächst die Gesamtzahlen für die Leserschaft der Stadtbücherei Darmstadt, jeweils ermittelt nach dem Stande vom 31. März[2]. In Vergleich dazu wird die fortgeschriebene Einwohnerzahl Darmstadts vom gleichen Stichtag gesetzt, und die daraus sich ergebenden Prozentzahlen für die aktiven Leser.

---

[1] Siehe hierzu auch die Beiträge von R. Angermann „Wichtige Berechnungszahlen“ im XIII. Bd. 1929, S. 359ff. der „Hefte“ — E. Roellenbleck „Verhältniszahlen der volkstümlichen Bücherei“ im XIV. Bd. 1930, S. 190ff. und Hans Hofmann „Bemerkungen zur Statistik“ im XV. Bd. 1931, S. 127ff. Es wäre sehr erwünscht, wenn auch andere Büchereien solche Arbeitsberichte mitteilten. D. S.

[2] Entsprechend dem amtlichen Sprachgebrauch wird auch hier das Etatsjahr, das vom 1. April bis zum 31. März läuft, mit der Zahl des Jahres bezeichnet, in das der größere Teil fällt. Das Etatsjahr 1928 umfaßt also die Zeit vom 1. April 1928 bis 31. März 1929.

Etatsjahr						
1928:	Leser	4692	Einwohner	89789	Prozent	5,23
1929:		4433		90316		4,91
1930:		4841		89956		5,38
1931:		5210		89700		5,81

Dieses Ergebnis entspricht dem als „gut" geschätzten Reichsdurchschnitt. — Das Absinken der Leser im Etatsjahre 1929 um 5,19 Prozent gegenüber der Leserzahl des Vorjahres erklärt sich daraus, daß sich damals die Einführung des Leseheftes, das Verbot der Botenbesorgung ohne zwingenden Grund, die Ausleihbeschränkung auf jeweils nur zwei Bücher voll auswirkte. Offenbar wurde dadurch eine bestimmte Schicht von der weiteren Benutzung abgehalten, wofür aber andere in höherer Zahl neu gewonnen wurden.

II. Gliederung der Leserschaft nach Alter und Geschlecht

Setzen wir das vollendete 18. Lebensjahr als Grenze zwischen Jugendlichen und Erwachsenen, so erhalten wir für die vier Berichtsjahre folgenden Befund:

Etatsjahr						
1928:	Jugendliche	696	Erwachsene	3996	Prozent	14,83
1929:		603		3830		13,60
1930:		598		4243		12,35
1931:		550		4660		10,56

Männliche Jugend

Zergliedert man diese Zahlen nach der Soziallage weiter, so ergeben sich folgende Übersichten:

Etatsjahr				
1928:	Bürgerliche	272	Proletarische	187
1929:		258		141
1930:		280		114
1931:		284		96

Weibliche Jugend

Etatsjahr				
1928:	Bürgerliche	173	Proletarische	64
1929:		153		51
1930:		162		42
1931:		126		44

Diese Werte sind ebenso unerfreulich wie aufschlußreich. Alle Maßnahmen, die Aussicht auf Besserung erhoffen ließen, wurden angewandt. Die Bestände erfuhren durchgreifende Auffrischung und Erweiterung. In mehreren Jahren wurde zu Ostern allen 14jährigen Volksschülern ein achtseitiger Auswahlkatalog mit entsprechendem Werbeaufruf unentgeltlich überreicht. In zahlreichen Anschreiben wurden sämtliche Schulleitungen darauf hingewiesen, was die Stadtbücherei ihren Schülern vermitteln kann. Einzelne Schulklassen wurden geschlossen durch die Bücherei geführt und angemeldet. Allgemeine Werbeaufsätze in der Tagespresse wiesen besonders auf die Bestände an Jugendliteratur hin. Nichts führte zu einem stärkeren Erfolg. Die Gründe für diese Zurückhaltung der Jugend sind zu suchen — wenn von der allgemeinen Abneigung gegen das Lesen und der Hinwendung zum Sport abgesehen wird — zunächst im Fehlen jeglicher Kinderbücherei und Kinderlesezimmer, wo bereits die noch nicht 14jährigen zum Buch und zum Büchereibesuch erzogen würden. Außerdem im Mangel an Zweigbüchereien, die in den Randbezirken der Stadt durch ihr bloßes Dasein

die sinnfälligste Werbung entfalten könnten. Auf der anderen Seite muß berücksichtigt werden, daß fast alle Schulen Darmstadts reiche Schülerbüchereien besitzen, so daß also für die Fortbildungs-, Berufs-, Volks- und höheren Schüler weitgehend in den Anstalten selbst gesorgt wird. Endlich muß hier der besondere Charakter Darmstadts herangezogen werden, das von jeher eine Bildungs- und Beamtenstadt war. Der Eigenbesitz an Büchern ist durchschnittlich in den Familien außerordentlich hoch, wie unter anderem die zahlreichen Geschenk- und Kaufangebote ausweisen, die an die Bücherei gelangen.

Setzen wir die Summe der männlichen Leser als Eins, so entspricht die Summe der weiblichen Leser in Prozenten ausgedrückt den Werten von 0.88, 0.88, 0.80, 0.79. Das Ansteigen der männlichen Ziffer ist wohl bereits auf die zunehmende Arbeitslosigkeit zurückzuführen.

III. Soziale Gliederung

Es entfielen auf 1 proletarischen Leser in der Vierjahresepoche 2.97, 2.97, 2.69, 2.60 bürgerliche Leser. Damit ist eindeutig die Leserschaft als eine vorwiegend mittelständische gekennzeichnet, was man durchaus dem Gesamtcharakter der Stadt angemessen finden wird. Wie stark aber doch das Vorhandensein von Filialen in den Arbeiterbezirken diese Verhältniszahlen ändern würde, erkennt man u. a. aus den Betriebsziffern der Werkbücherei in der chemischen Fabrik von Merck, bei der in den Wintermonaten über 1000 ihrer Arbeiter und Angestellten als aktive Leser regelmäßig entleihen. Weiterhin ist das Absinken der oben mitgeteilten Verhältniszahlen um rund 0.4 Prozent bemerkenswert. Noch aufschlußreicher allerdings werden zu diesem Abschnitt die weiter unten mitgeteilten Ziffern über die Anteile der Arbeitslosen und der Wohlfahrtsempfänger an der Gesamtleserschaft sein.

Im einzelnen besteht der Block dieser mittelständischen Leserschaft, zunächst den männlichen Teil ins Auge gefaßt, aus mittleren Beamten und Angestellten. Die Zahlenwerte hierfür betragen 812, 752, 812, 946 oder in Prozenten zu der Gesamtleserschaft ausgedrückt 17.31, 16.96, 16.77, 18.16. Es folgen die akademisch vorgebildeten Schichten mit 577, 575, 621, 623 Personen oder einem prozentualen Anteil von 12.30, 12.97, 12.83, 11.96.

Nehmen wir die bürgerliche Hausfrau und -tochter ohne Beruf als gesonderte Gruppe, die wir als Eins setzen, und stellen wir ihnen gegenüber alle erwerbstätigen weiblichen bürgerlichen Schichten, so ergibt sich, daß auf eine bürgerliche Hausfrau 0.44, 0.47, 0.52, 0.57 bürgerliche weibliche Berufstätige kommen. Auf die gleiche Schicht bürgerliche Hausfrauen und -töchter bezogen, ergeben die Gruppen der gesamten proletarischen erwachsenen Frauen und Mädchen, mit und ohne selbständigen Beruf, die Werte von 0.35, 0.37, 0.36, 0.38.

IV. Anteil der Erwerbslosen

Will man erfassen, wieviel Arbeitslose es unter der Gesamtleserschaft gibt, muß man eine entsprechende Erhebung am Ausleihschalter durchführen. Daneben empfiehlt es sich, laufend festzuhalten, wie hoch der Anteil Erwerbsloser an der Ziffer der Neuanmeldungen in jedem Monat ist. Durch dieses zweite Verfahren verfolgt man dauernd die feineren Verschiebungen innerhalb der Gesamtleserschaft. Es mögen nun die Angaben für die Monate Oktober 1931 bis Mai 1932 folgen, also der prozentuale Anteil der Arbeitslosen an der Gesamtheit von Leserzugängen in diesen 8 Monaten: 27.03 — 36.56 — 39.76 — 52.15 — 41.49 — 36.23 — 56.77 — 69.49.

Man bemerkt zunächst das Ansteigen der Kurve von 27.03% im Oktober auf 52.15% im Januar, was parallel der allgemeinen Lesefreudigkeit im Winter und der dadurch gesteigerten Büchereibenutzung verläuft. Geworben wurde zu diesem Zeitpunkt unter den Arbeitslosen nur durch Aushang von Werbeplakaten in den Zahlräumen des Wohlfahrtsamtes. Vom Februar ab sinkt die Kurve, um dann unvermittelt im Mai ihren überhaupt höchsten Stand von 69.49% zu erreichen. Anfang April nämlich wurde eingesetzt mit Verteilen von Werbe-Handzetteln unter den Arbeitslosen, ebenfalls an den Zahlstellen. Bei Auszahlung der Beträge erhielt jeder Arbeitslose einen solchen Aufruf im Format von 15×21 cm. Die Kosten für diese Werbung sind nicht erheblich, und der Erfolg stellt sich rasch ein. Es wurde gerade ein Frühjahrsmonat zur Werbung benutzt, um die in der Bücherei stark angespannten Wintermonate nicht zusätzlich durch den Zustrom dieser neuen Leser zu belasten, und um andererseits den neuen Büchereibenutzern selbst die Gelegenheit zu geben, während ruhigerer Betriebsmonate in der Bücherei vertraut zu werden.

Der größeren Anschaulichkeit wegen seien für den Monat April 1932 die Zahlen noch etwas feiner gegliedert. Die Gesamtzahl der Neuanmeldungen betrug 192, davon waren Erwerbslose insgesamt 109, mithin 56.77%. Diese Gesamtzahl von Neuanmeldungen setzte sich zusammen aus 169 erwachsenen Lesern und 23 jugendlichen Lesern. Von den 169 erwachsenen Lesern waren erwerbslos 108, von den 23 jugendlichen 1. Bürgerliche Leser meldeten sich an 112, proletarische 80. Von den 112 bürgerlichen Lesern waren erwerbslos 38, von den proletarischen 71. Auf männliche Anmeldungen entfielen 121 Personen, auf weibliche 71. Von den 121 Männern waren erwerbslos 80, von den 71 Frauen 29. Entsprechend liegen die Verhältnisse für den Monat Mai mit einem Gesamtzugang von 118 neuen Lesern.

Insgesamt ist noch nicht abzusehen, wie ein noch längeres Andauern der Arbeitslosigkeit die Zusammensetzung einer Bücherei-Leserschaft wird ändern können. Einmal deshalb, weil das Erwerbslosendasein sich durch sämtliche Berufe hindurchzieht und die Erwerbslosen untereinander fester zusammenbindet als mit ihren noch arbeitenden Fachkollegen. Zum anderen, weil von der Erwerbslosigkeit, wie gerade das Beispiel auch Darmstadts zeigt, am meisten die proletarischen Schichten getroffen werden. Bei entsprechender Werbung wird man also infolge der Arbeitslosigkeit auch in einer mittelständischen Stadt stärkere Mengen Arbeiter zur Bücherei führen können als sonst[1].

Dr. Ewald Roellenbleck

[1] Wir weisen auch hier auf die im letzten Rundschreiben des VDV ausgesprochene Bitte hin, dem Verbandsvorstand die für seine Arbeiten unentbehrlichen Berichte über die Betriebszahlen der Büchereien regelmäßig zuzustellen. Der vorliegende Beitrag ist ein sehr aufschlußreiches Beispiel für die Anlage wie für den Wert solcher Berichte.
D. S.

Buchbesprechungen

Weltkrieg, Ruhrkampf, Fremdenlegion[1]

P. C. Ettighoffer, Gespenster am Toten Mann. Köln 1931, Gilde-Verlag. 263 Seiten. Preis 3.— RM.

Das von der Kritik einhellig dem Buch gespendete Lob ist berechtigt. Gegenüber „Renn" hat die Sachlichkeit als Stilmittel noch dadurch zugenommen, daß ihr neue Gebiete unterworfen wurden. So sind die Stimmungen der Landschaft, der Jahreszeiten etwa durchaus gegenständlich gefaßt, sind als Elemente hineinverwoben in die Schilderung der Front, der Materialschlacht, des Aufmarschs. Auf diese Weise wirken die Gefühle nicht als rein private Durchbrüche des Menschlichen, werden sie nicht sozusagen neben der eigentlichen Handlung erlebt, sondern gebändigt steigern sie die Eindringlichkeit und die Wucht des Ganzen. Das Buch vermittelt präziseste Einblicke in das Kriegserleben des durchschnittlichen Soldaten, gestaltet diesen klaren und anschaulichen Bericht zugleich aber so vollendet in jedem Satz, daß die „Gespenster am Toten Mann" ein episches Kunstwerk hohen Ranges geworden sind. Für alle Büchereien.

Kamerad im Westen. Ein Bericht in 221 Bildern. Frankfurt a. M. 1930, Societäts-Verlag. Preis geb. 5.40 RM.

Es ist erfreulich, daß auch dieses Buch sich bereits durchgesetzt hat. Die ausgezeichneten Kupfertiefdruckbilder nach Photographien zeigen den einfachen Soldaten — Offiziere und Stäbe sind nicht berücksichtigt — vom Beginn des Krieges bis zum Waffenstillstand, zeigen ihn während der mannigfachsten Kampfhandlungen, während seiner Ruhepausen in und hinter der vordersten Front. Dank der höheren Anschaulichkeit, die dem Bild vor dem Wort eignet, wird dies Buch für manchen Leser besser passen als Renn, Ettighoffer u. a.; aber auch wer die großen Kriegsromane gelesen hat, wird sich in diese Bilder vertiefen, die bei jedem erneuten Betrachten mehr aussagen. Die Auswahl ist objektiv und frei von Tendenz, die Beschriftung der Bilder spricht nur über Ort, Zeit und Gegenstand der Aufnahme. Für alle Büchereien.

Konrad Seiffert, Vormarsch im Osten. Brandfackeln über Polen. Hamburg-Bergedorf 1931, Fackelreiter-Verlag. 174 Seiten. Preis 2.50 RM.

Eine rein ästhetische Beurteilung wird dem Buch eine ganze Reihe von Vorzügen willig zuerkennen; insbesondere Massenszenen weiß Seiffert mit einer — mindestens in der Kriegsliteratur — ohne Vergleich dastehenden Dichtigkeit und Beseeltheit zu gestalten, ja ihnen einen Zug von apokalyptischer Größe zu verleihen.

Vom deutschen Soldaten jedoch entwirft der Verfasser ein Bild, das aus nichts als brutalen und ekelhaften Zügen besteht. Seiffert will glauben machen, das deutsche Heer habe nichts anderes betrieben als Plünderung, Raub und Vergewaltigung. Da er selbst an die Wahrheit dieser Behauptung unmöglich glauben kann, erwartet man zum mindesten irgendeine Idee zu finden, in deren Dienst er sich zur Verwendung dieser ungeheuerlichen Schmähung berechtigt glaubt. Aber auch solche bloß subjektive Recht-

[1] Sämtliche Besprechungen dieser Gruppe sind von Dr. Ewald Roellenbleck bearbeitet.

fertigung tritt nirgends in der Schrift hervor, ist auch dadurch rein schriftstellerisch schon unmöglich gemacht, daß der Held dauernd diese angeblichen Greueltaten in der Haltung des unbeteiligten, ironischen Zuschauers „feststellt". Als Gesamteindruck bleibt: vollendeter Nihilismus, ausgedrückt in einer an Joyce und Döblin geschulten Sprache.

Victor Kaluza, PG 3717. In französischer Kriegsgefangenschaft. Hellerau 1931, Avalun-Verlag. 191 Seiten. Preis 2.70 RM.

PG ist die französische Abkürzung für Kriegsgefangener. Im ganzen war der Verfasser annähernd vier Jahre in Frankreich interniert, teils in Sammellagern, teils in der Landwirtschaft oder mit Verladearbeit in Häfen u. a. beschäftigt. Seine Erinnerungen an diese Zeit hat er „zu Papier gebracht", wie er selbst sich ausdrückt, aber nicht gestaltet. Seine Sprache ist bezeichnend für den Bildungsverfall weiter Kreise: den Zusammenhang mit einer landschaftlich bedingten Sprechweise hat Kaluza restlos verloren, zur eigengeprägten Kunstsprache langt es nirgends. Da somit von einer schöpferischen Überwindung des Erlebnisses Gefangenschaft nichts verspürt wird, könnte die Ausleihe dieser Schrift nur eine Beeinträchtigung des Eindrucks bedeuten, der von Werken wie Georg von der Vrings „Camp Lafayette" und Edwin Erich Dwingers „Armee hinter Stacheldraht" ausgeht. („Hefte" XIV. Bd. 1930, S. 51 und S. 368.)

Das Buch der guten Werke 1914—1918. Mit einem Vorwort zusammengestellt und herausgegeben von Bernhard Diebold. Frankfurt a. M. 1932, Societäts-Verlag. 345 Seiten. Preis geb. 4.80 RM.

Insgesamt einhundertsechsundsechzig Geschichten werden mitgeteilt, in denen allen Menschlichkeit und Mitleid über Feindeshaß siegen. Berichtet sind diese Erlebnisse von denen, die selbst beteiligt waren, zumeist einfachen Frontsoldaten. Da hilft etwa der deutsche Kämpfer einem verwundeten Franzosen; eine französische Mutter nimmt sich eines erkrankten Deutschen an, Engländer retten einen Deutschen aus sibirischer Kriegsgefangenschaft usw. Die karge, ungekünstelte Art der Mitteilung verstärkt beim Lesen nachhaltig den Eindruck dieser „guten Werke".

Der Krieg. Das erste Volksbuch vom großen Krieg. Verantwortlich für Zusammenstellung und Herausgabe: Kurt Kläber. Einleitung von Johannes R. Becher. Berlin 1929, Internationaler Arbeiter-Verlag. 143 Seiten. Preis 2.50 RM.

Dieser Sammelband enthält in der Hauptsache Auszüge aus den bekannten Kriegsbüchern von Remarque, Renn, Glaeser, Frey, Schauwecker u. a., daneben Zeitungsmeldungen aus den Monaten des Kriegsbeginns, zusammen gegen hundert einzelne Stücke. Diese alle sind so ausgewählt, so aufeinander abgestimmt, daß sich die einheitliche Klangfarbe ergibt, die dem Verlag entspricht, und der Krieg als das größte Verbrechen an der Menschheit erscheint.

Lowell Thomas, Ritter der Tiefe. Übersetzt und bearbeitet von E. Freiherr von Spiegel. Dritte Auflage. Mit Abbildungen. Berlin 1931, Deutsche Verlagsgesellschaft. 366 Seiten. Preis geb. 5.40 RM.

Dies Buch ist eine für Deutschland wichtige Erscheinung. Der amerikanische Verfasser hat während zehn Jahre alles ihm in Deutschland wie im Ausland erreichbare amtliche und private Material über unsere Kriegführung

mit Unterseebooten durchgearbeitet. Dabei ist er zu dem Ergebnis gelangt, daß auch nicht in einem einzigen Fall der Vorwurf von Unmenschlichkeit und Brutalität gegen die Besatzungen der U-Boote berechtigt ist. Man erinnert sich an die früheren Beschuldigungen, daß Lazarettschiffe böswillig torpediert worden seien, und ähnliche. Thomas hat sämtliche noch lebenden U-Boot-Kommandanten aufgesucht und sie nach ihren Erlebnissen befragt, insbesondere nach den Fällen, die früher die Weltmeinung so stark gegen uns aufgebracht hatten. Da ihm auch englische Quellen zur Kontrolle verfügbar waren, wiegt sein Urteil um so schwerer. Dies ist der politisch bedeutsame Hintergrund für eine Fülle spannendster Erzählungen, die für alle Büchereien geeignet und uneingeschränkt verwendbar sind. — Nebenbei sei auch empfehlend hingewiesen auf das Erinnerungsbuch des Übersetzers: U-Boot im Fegefeuer. (Verlag Scherl, Berlin.)

Was wir vom Weltkrieg nicht wissen. Im Auftrag der Weltkriegsbücherei herausgegeben von Friedrich Felger. Mit 267 Abbildungen und 1 Karte. Berlin 1929, Wilhelm Andermann. 640 Seiten. Preis geb. 38.— RM.

Über die Absicht des Werkes unterrichtet das Vorwort: „Verantwortliche Militärs des Landheeres, Vertreter der Kriegsmarine, maßgebende Persönlichkeiten des deutschen Nachrichtendienstes, Parlamentarier, Volkswirtschaftler, Kolonialkenner, Männer aus der Luftschiffahrt, Männer der Wissenschaft, Ärzte, Propagandasachverständige, Schriftsteller gaben uns nun in den 44 Kapiteln dieses Sammelwerkes hochinteressante Einblicke in diese verwickelten, schwer übersehbaren Kriegsprobleme, in viele bis dahin unaufgehellt gebliebene Geheimnisse der Kriegsjahre ... Auch wurden bei diesem Anlaß zum erstenmal viele interessante Photographien der Öffentlichkeit übergeben."

In der Wendung: verwickelte, schwer übersehbare Kriegsprobleme liegt der Angelpunkt der Schrift zutage. Es sind die Fachleute, die Spezialisten der so ungeheuer komplizierten Kriegsmaschinerie, die hier das Wort ergreifen, die als Kenner, als Beherrscher der einzelnen Teile des „Apparats" aufzeigen und rechtfertigen, was sie beabsichtigten und taten. Kein Zweifel, daß dadurch eine Fülle kriegerischer Handlungen und Entschlüsse zur allgemeinen Kenntnis gelangt. An Geheimnissen, die gelüftet werden, sei nur das der vielgenannten angeblichen deutschen Meisterspionin „Fräulein Doktor" genannt, die sich in einem Beitrag selbst vorstellt und gründlich all die Legenden zerstört, die von den üblichen Spionagebüchern, z. B. auch dem Berndorffschen, um sie gewoben werden.

Steht der rein sachliche Wert dieser Abhandlungen somit außer Frage, so bedarf der Grundton des gesamten Buches der näheren Charakteristik. Hier schreiben die Männer und Frauen, die während des Weltkriegs ein Stück leitende Verantwortung trugen. Daraus ergibt sich einmal, da sie alle von ihrem Standpunkt aus das Beste wollten, daß die Aufsätze nicht nur den Zweck der fachlichen Aufklärung verfolgen, sondern daß sie zugleich Rechtfertigungsschriften sind. Es entströmt dem Buch als ganzem die Atmosphäre der Jahre 1914 bis 1918, schärfer gesagt, der Geist uneingeschränkter Kriegsbejahung und unbezweifelter Durchhaltepflicht. Zum anderen, die einzelnen Darlegungen verharren im Rahmen des „Technischen". Hiermit soll ausgedrückt sein, daß nicht der Krieg als Volksschicksal, nicht der Kampf als für jeden neu gestelltes Problem sittlich-geistiger Natur deutlich und greifbar wird, sondern daß man etwa die fachliche Einzelfrage erörtert, ob Admiral-

stab und Generalstab genügend zusammenarbeiteten, welche Erfolge der feindlichen Sabotage beschieden waren usw.

Die Verfasser stehen politisch sämtlich auf der Rechten und bringen ihren Standpunkt in den klar und allgemein zugänglich gehaltenen Artikeln unmißverständlich zum Ausdruck.

Das Gesicht der Westfront. Ein Kriegsdokument und Erinnerungsbuch. Von Ernst Vollbehr, Kriegsmaler im Großen Hauptquartier. Mit einem Geleitwort von Generalfeldmarschall von Hindenburg. Hrsg. unter Mitwirkung von Kronprinz Wilhelm u. a. von Otto Korfes. Potsdam 1932, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. Mit 26 Tafeln in Vierfarbendruck und 80 Abbildungen. Erscheint in 7 monatlichen Lieferungen zu je 4.— RM. Lieferung 1 umfaßt 5 Tafeln und 16 Seiten Text mit 33 Abbildungen.

Im Mittelpunkt dieses Werks stehen Vollbehrs Landschaften der Westfront, die nicht das mindeste mit Schlachtenbildern im alten Sinn gemein haben. Aus dem Schützengraben, vom Bergesgipfel oder aus Fesselballon und Flugzeug herab wurde das Gelände geographisch völlig getreu skizziert und gemalt, um — auf Befehl der Obersten Heeresleitung — für die Nachwelt genauestens die Schauplätze festzuhalten, auf denen während vier Jahre des Weltkriegs die Entscheidung angestrebt wurde. Die Bilder vermitteln einen geradezu exakten Einblick in die Gebiete um Verdun und Arras, in Vogesen, Argonnen, Champagne, Flandern usw. Bei höchster künstlerischer Eindruckskraft wirken sie lebendiger und packender, als Photographien vom Flugzeug aus es vermöchten. Alles Anekdotische, alles, was auf Einzelschicksal zielen könnte, hat der Künstler bewußt ausgeschaltet. Alle Tafeln und die meisten Abbildungen im Text sind folgerichtig leer von Menschen. Die damaligen Heerführer schildern, auf fünf bis sechs Seiten zusammengedrängt, den Gang der Ereignisse in den jeweiligen Frontabschnitten und erläutern dadurch die bildlichen Darstellungen.

*

Friedrich Grimm, Vom Ruhrkrieg zur Rheinlandräumung. Erinnerungen eines deutschen Verteidigers vor französischen und belgischen Kriegsgerichten. Mit Abbildungen. Hamburg 1930, Hanseatische Verlagsanstalt. 254 Seiten. Preis 4.— RM.

Dem Verfasser ist darin zuzustimmen, daß es für die Nachwelt von erheblicher Bedeutung ist, über diesen wichtigen Abschnitt deutscher und europäischer Geschichte Genaues von denen zu hören, die an den Geschehnissen maßgeblich mitwirkten. Dem Rechtsanwalt, der an einer Unzahl von Prozessen mitarbeitete, wird man die Rolle des Kronzeugen zubilligen. Da Grimm klar und präzis und zugleich ansprechend schreiben kann, ist sein Buch eine wertvolle Gabe für jeden, der von diesem Zeitraum Näheres erfahren möchte. Sympathisch wirkt das gesunde und menschlich offene Urteil des Verfassers, der Licht und Schatten nicht nach vorgefaßten nationalpolitischen Wunschideen verteilt, sondern das Anständige überall anerkennt, wo es ihm begegnet.

*

Ernst F. Löhndorff, Afrika weint. Tagebuch eines Legionärs. Leipzig 1930, Grethlein u. Co. 360 Seiten. Preis 4.— RM.

Löhndorff, Typus des proletarischen Weltreisenden, bemüht sich um Sachlichkeit. Auch er findet, daß die Legion eine „Hölle" ist, und sieht die Ursachen hierzu im zerrüttenden Klima Afrikas, in der entsetzlichen Einsamkeit der kleinen Forts, in der Unmenschlichkeit der meisten Vorgesetzten, endlich in der Tatsache, daß nur Entgleiste und Gestrauchelte hier Dienst nehmen. Er bestätigt, daß rund drei Viertel des Mannschaftsbestandes aus Deutschland und Österreich stammen, weist aber ganz entschieden zurück, daß die Mehrzahl von ihnen entlaufene Verbrecher seien. In der Arbeitslosigkeit, in der so vielgestaltigen Not weiter Schichten des heutigen Deutschland sieht er die zureichenden Gründe, daneben auch in der Abenteuerlust und der falschen Romantik, die manchen von der Legion Löwenjagden und Spaziergänge unter Palmen erhoffen läßt, wo in Wirklichkeit Frondienste härtester Art mit Waffe oder Spaten den Rekruten erwarten. Löhndorff schildert mit gewohnter Anschaulichkeit und Farbigkit, und man freut sich, als ihm nach mehreren mißlungenen Versuchen die Flucht endlich glückt. Die Sprache ist nicht immer frei von Sentimentalität. — Breit verwendbar, wenn man berücksichtigt, daß die Sexualnöte unter den Legionären realistisch geschildert werden.

Gemarterten-Schreie in die Kulturwelt. Briefe deutscher Söhne aus der Hölle der Fremdenlegion. Geleitwort von General a. D. Hermann von Kuhl. Herausgegeben von Fred Westphal. Mit 8 Abbildungen und 4 Faksimiles. Stuttgart 1931, Robert Lutz. 159 S. Preis geb. 3.75 RM.

Höchst überflüssigerweise hält der Herausgeber, „Bundesvorsitzender des Schutzverbandes gegen die französische Fremdenlegion E. V., Düsseldorf", es für notwendig, das Buch mit einer ganz ungeheuerlichen Beschimpfung der politischen Vertretungen der deutschen Arbeiterschaft zu belasten. Er unterstellt ihnen auf Seite 13, daß sie „zum Zwecke eines guten Einvernehmens mit Frankreich am liebsten unsere Jugend zwangsweise in die Legion trieben". Damit erübrigt sich das sachliche Eingehen auf die Schrift.

Roellenbleck

Erzählende Literatur

Alain-Fournier, Der große Kamerad. Berlin 1930, Transmare-Verlag. 310 Seiten. Preis 5.— RM.

Der Franzose Alain-(Henry) Fournier fiel, achtundzwanzigjährig, zu Beginn des Weltkrieges. Er hat außer Gedichten und Erzählungen einen Roman geschrieben, „Le Grand Meaulnes", der in deutscher Übersetzung von Arthur Seiffhart unter dem Titel „Der große Kamerad" erschien.

In der Schule des Landstädtchens Sainte-Agathe taucht eines Tages ein ganz besonderer Schüler auf, einer der schon in früher Jugend abenteuerlichen jungen Menschen, für die das Leben gemacht zu sein scheint, und die wunderlich genug und seltsam überlegen in den Schulbänken sitzen. Sofort ist er der „große Kamerad" aller Jungen, die das Außerordentliche, Bewegte, Unruhige in ihm spüren. Eines Tages ist der große Meaulnes verschwunden. Er ist fortgelaufen und hat sich verirrt. In der Finsternis kommt er auf ein seltsames Schloß, das unbewohnt zu sein scheint, auf dem aber ein zauber-

haftes Fest der Kinder gefeiert wird, mit bunten Laternen und Kostümen aus längst vergangenen Zeiten, ein Fest, an dem er als Unbekannter teilnimmt, ohne daß sein Eindringen bemerkt wird. Hier sieht er „das schönste Mädchen der Welt“, Yvonne von Galais. Aber kaum hat er sich ihr genähert, verschwindet dieses traumhafte Erlebnis, so plötzlich, wie es gekommen ist. Ein Wagen bringt ihn nachts zurück nach Sainte-Agathe. Von jetzt ab beherrscht ihn nur noch ein Gedanke: den Weg zurückzufinden zu dem seltsamen Gut, zu Yvonne von Galais, die auf ihn wartet. Aber alles Suchen ist vergeblich, der Weg scheint verschwunden zu sein. Er geht ihrer Spur in Paris nach, aber auch dort erreicht er sie nicht. Nach manchen Irrfahrten findet er Yvonne auf dem alten Schloß, auf dem sein Abenteuer begann. Aber er verläßt die kaum Erreichte. Sein dunkles, wildes Herz treibt ihn schicksalhaft weiter, das Abenteuer seines Lebens zu vollenden.

Dem Zauber dieses ganz im romantischen Geiste geschriebenen Buches kann man sich schwer entziehen. Es ist wie in zarten Pastellen gemalt, mit dem Blick in sehnsüchtige Fernen, in Unerreichtes und Unerreichbares. Es ist eine alte und neue Romantik zugleich, die sich hier auftut. Und wenn die schöne Yvonne von Galais, ohne irgendwelche Tatsachen seines Lebens zu wissen, zu dem jungen Meaulnes sagt: „Ich erwarte Sie“, so ist das das Gleiche wie bei Eichendorff, dessen abenteuernder Taugenichts auf das Schloß des schönen Fräuleins kommt, und dem man dort sagt, daß er erwartet werde. Es ist ein magisches Dasein und Begegnen, ein Wissen um innere Zusammenhänge, das durch die Welt der Wirklichkeiten nur verwirrt werden könnte, — ein Wissen in tieferem Sinne.

Für dieses romantisch zarte Buch wird man die Leser aussuchen müssen.

Pieritz

Walter Bauer, Ein Mann zog in die Stadt. Roman. Berlin 1931, B. Cassirer. 287 Seiten. Preis 3.80 RM.

Bauer ist vor einiger Zeit mit dem Gedichte und lyrische Prosastücke enthaltenden Buche „Stimme aus dem Leunawerk“ hervorgetreten, dessen Anlehnung an Whitmansche Versformen gleichwohl ein eigenes, wenn auch recht weiches dichterisches Gefühl hier und da verriet[1].

Der vorliegende epische Versuch muß leider trotz vieler schöner Gedanken, Sprachbilder und menschlich empfundener Szenen als mißglückt bezeichnet werden.

Ein bäuerlicher Mann zieht mit seinem Weibe in die Stadt, taucht unter als namenloser, alltäglicher, einfacher Arbeiter, zeugt Kinder, die in Armut und Naturfremdheit heranwachsen, nun schon durch Geburt Städter und Proletarier, durch eine Welt gleichsam von ihrem noch immer bäuerlichen, schwerfällig-schweigsamen Vater getrennt. Eintönig wie dies Leben zieht die Erzählung vorüber, von Armut, Leid und kleinen, süßbitteren Freuden grau und öde durchtränkt. Nur an einigen Stellen, da über das eintönige Dasein ein fremdes Schicksal einbricht, treten aus der farblos-schwachen Gestaltung stärkere und eindrucksvolle Bilder heraus, die aber durch den gleichmäßigen lyrisch-weichen Unterton ebenso wie das Ganze allzu leicht dem Gedächtnis entfließen.

Man wird der mitfühlenden Seele des Verfassers sich nicht verschließen, aber seine Erzählung versagt in doppelter Hinsicht: sowohl der viel härteren und nüchternen Wirklichkeit gegenüber, über die in schwächlicher Ideologie dürftige Reflexionen nur den mangelnden politisch-realen Sinn des Autors

[1] Berlin 1930, Malik-Verlag. 158 Seiten. Preis 2.50 RM.

enthüllen, wie auch der dichterisch-epischen Aufgabe gegenüber, die fast nur mit lyrisch geformten Aussagen, aber nicht durch lebendig erzählte Darstellung und Gestaltung bewältigt ist. An diesem, in Teilen wie als Ganzes zwar stimmungsvollen Roman wird die Problematik des sozialen Romanes als Kunstwerk, als Dichtung — worauf der Bauersche Versuch deutlich hinzielt — sichtbar. Die lyrisch-dichterische Fassung verschleiert sowohl den nackten Tatsachengehalt wie auch die eigentlich künstlerische Wirkung. Es bleibt ein allgemeines lustlos-verschwommenes Gefühl anstatt echter Ergriffenheit oder gar seelischer Erschütterung als wenig befriedigende Wirkung zurück. So kommt das Buch nur für wenige literarisch Interessierte, nicht aber für die eigentlichen Bücherei-Leser in Frage.

Rang

Joseph Martin Bauer, Die Notthafften. Roman. München 1931, Piper & Co. 335 Seiten. Preis 4.50 RM.

Eine bäuerliche Familie im Bayrischen (also anders abgetönt als etwa Grieses Mecklenburger): Mutter, zwei Söhne, eine Tochter. Alles derbe, vierschrötige Menschen, gerade, exakt. Alles Handeln ohne viel Gedanke, Wort, Gefühl, geformte Gründe. Die Frauen runder, voller, seelischer, geistiger, aber urwüchsig wie die Männer im Triebleben. Diese rauhbeinig, toll im Genuß und Erwerb, egoistisch in Liebe und Haß. Lebenston, Schicksal, Wille hart und wild. Der Älteste wüstet, schuftet, ruiniert den Hof und stirbt. Der zweite soll Pfarrer werden, rennt davon, wird Arbeiter und kommt nie nach Haus. Die Tochter gebiert unehelich. In der Mitte steht die Mutter, mit gleich starken Spannungen wie Kräften im Innern. Die drei Kinder gleichen ihr trotz allem auch im Guten und Starken, jedes eigengestaltig und doch dem Geschlecht eingeboren. Mit dem Tode des Vaters beginnt die Erzählung, mit dem Tode des Ältesten endet sie, und der Erbe ist ein unehelicher Krüppel, aber gesundend in der machtvollen, eisernen Liebe seiner Mutter.

Prachtvoll wird das erzählt, augenscheinlich aus eigenem Erleben, eigenwillig und landschaftlich in der Sprache (wobei einige entgleiste Konstruktionen verziehen werden müssen), rauhbeinig und hart im Ton (mit allerlei nötigen und unnötigen Derbheiten), holzschnittartig und doch blutvoll in der Ausführung der Gestalten, wie in der Durchführung der Geschehnisse (mit einigen sparsamen Lyrizismen oder Symbolen aufgelockert). Der neue Autor (Träger des „Jugendpreises deutscher Erzähler") kann etwas, wenn er auch dichterisch das Bauernleben noch nicht ins Allmenschliche zu erweitern und ins Ewige zu erhöhen vermag.

Tränckner

Ludwig Benninghoff, Sturm aus Schwaben. Hamburg 1931, Enoch-Verlag. 259 Seiten. Preis 4.— RM.

Mit einer allzu gewaltsamen und übersteigerten Sprache, die fast nirgends zu lebensvoller Anschauung führt, mit einem gewiß nicht oberflächlichen Wissen und Einfühlungsvermögen, das aber vor der eigentlichen Aufgabe der epischen Gestaltung versagt, wird hier die kampferfüllte Zeit des genialen Hohenstaufenkaisers Heinrich VI. zu schildern versucht, der mit brutaler Machtbegier die Herrschaft über Sizilien und damit fast über die gesamte Welt des Okzidents und Orients an sich riß, der aber in seiner Gemahlin Konstanze, der Tochter des Normannenkönigs Roger II., die zähe Gegenspielerin fand, die sich ihres von den Deutschen unterdrückten Normannen-

volkes mit aller Kraft des Herzens annahm. Kaisertum und Papsttum stehen als unversöhnliche Antagonisten einander gegenüber.

So farbenreich und erfüllt von einzelnen eindrucksvollen Szenen das Buch auch ist, nur bildungsmäßig geschultere Leser werden seiner allzu eigenwilligen Diktion und Darstellungsart folgen können. Die Anschaffung läßt sich darum auch für größere Büchereien kaum vertreten.

Rang

Werner Beumelburg, Der Kuckuck und die zwölf Apostel. Roman. Oldenburg 1931, G. Stalling Verlag. 327 Seiten. Preis 5. —RM.

Der Verlag preist im Prospekt dieses Werk Beumelburgs von 1931 als „kulturellen Unterhaltungsroman" an und charakterisiert es, wenn man statt kulturell kulturhistorisch sagt, treffend. Der Autor will hier durchaus nur unterhalten. Er malt ein kriegerisch getöntes Pastell aus dem Rokoko, im Vordergrunde eine Liebesgeschichte zwischen einer Reichsgräfin und einem Reichsfreiherrn, im Hintergrunde den operettenmäßigen polnischen Erbfolgekrieg (1733—35), mit den Theaterfiguren eines lumpigen Korporals, eines rührseligen Musketiers und einer etwas naiven Gretchenfigur. Trier und Trarbach, die Städte des Trierer Erzbischofs, bilden den Schauplatz, der von den Strahlen der beiden kriegerisch entzündeten Kabinette Paris und Wien überstrichen wird. Geschrieben ist das Buch, nach dem eigenen Wort des Autors, „nach aufreibenden Arbeiten", „mit dem Bedürfnis nach tiefer Ruhe" und, wenn man den spielerisch-komisch-ironischen Stil betrachtet, im Raabe-Gedenkjahr, nur daß weder die Fülle noch der Tiefsinn Raabes erreicht wird. — Wo man gebildeten Kreisen (die kulturgeschichtliche Stimmung und das stellenweise reichliche Französisch setzen gebildete Leser voraus) einen amüsanten Einblick in jene Zeit und deren verschiedene Stände gewähren will, kann man zu dieser Erzählung greifen.

Tränckner

Jean Giono, Ernte. Roman. Berlin 1931, S. Fischer. 207 Seiten. Preis 3.25 RM.

Jean Giono, Der Hügel. Roman. Frankfurt a. M. 1932, Rütten & Loening. 181 Seiten. Preis 3.25 RM.

Daß auch in Frankreich das Land, Dorf und Provinz, stärker als je Thema und Gegenstand literarischen Schaffens wieder abgeben, zeigten bereits Werke, wie die soeben in schönem Druck vereinten „Mädchenromane" des katholischen, bukolischen Dichters Francis Jammes[1], zeigte ein so geschlossenes und echtes Frauenbuch wie „Georgette Garou" von Dominique Dunois, das herbe Bildnis einer Tourainer Bäuerin; zeigte der leider vergriffene, in seiner Landschafts- und Menschenschilderung meisterhafte Roman aus der düsteren Brière, „Schwarzes Land" von Chateaubriant, zeigen schließlich — wenn auch der Blickpunkt hier mehr vom Sozialen genommen ist — die Industrie- und Arbeiterromane Pierre Hamp's, von denen bisher nur der eine in der französisch-flämischen Landschaft um Courtrai spielende Roman „Flachs" einen größeren deutschen Leserkreis gefunden hat[2]. Zur Gruppe des „Regionalismus", wie man diese literarische Wiederentdeckung der Provinz genannt hat, darf mit Recht ein noch junger Dichter gerechnet werden,

[1] Der Roman der drei Mädchen. Leipzig 1932, Hegner. 261 Seiten. Preis geb. 5.50 RM.
[2] Die genannten Werke sind besprochen in „Hefte" XIV. Bd. 1930, S. 288 — XI. Bd. 1927, S. 344 — XV. Bd. 1931, S. 292.

Jean Giono, dessen beide soeben auch ins Deutsche übersetzten Romane sowohl in Frankreich wie im Auslande Teilnahme und Anerkennung gefunden haben.

Zweifellos haben wir es hier mit einer ebenso echt französischen wie dichterisch-substanzvollen Gestaltung erdhaften, naturverbundenen Lebens zu tun. Im Roman „Ernte“ wie in der Erzählung „Hügel“ tritt dieses erdhafte Gebunden- und Verbundensein eigentümlich vital und bluthaft-dunkel zutage. In einzelnen Gestalten, wie dem einsamen, aus einem längst verlassenen Dorf zurückgebliebenen, panhaft bodenkräftigen Pantürl, der in seiner wilden Einsamkeit ein Weib gewinnt, ein Naturwesen von unverbogen sinnlicher Kraft und Fülle (in „Ernte“), oder in dem dämonisch mit Wurzeln, Gräsern, Pflanzen und allem Getier verbundenen Dorfältesten, dessen Visionen auf dem Sterbelager das chaotisch-unterirdische Gewimmel der kreatürlichen Schöpfung großartig und erschreckend für die dörflichen Mitbewohner enthüllen, so daß sie in ihm, dem Sterbenden, unheimlich böse Magie vermuten und ihn als Urheber der ihre einsamen Siedlungen bedrohenden Naturkatastrophen mit dem blind-dumpfen Haß des Primitiven verfolgen und aus dem Leben wünschen, bis der geplante Mord durch den endlichen Tod des Alten hinfällig wird, und auch die Natur wieder versöhnt erscheint und das Leben in seine alte, blühend-fruchtbare Ordnung zurückkehrt (in „Der Hügel“), in diesen Gestalten und den um sie und mit ihnen gestalteten Szenen erhält die mythisch-mystische Natursicht und Naturverbundenheit eine zum Teil äußerste Dichte und Gesteigertheit.

Die fast lyrisch beschwingte Sprache der beiden Dichtungen ist bei aller Knappheit und Anschaulichkeit des Ausdruckes gesättigt mit lebensechten Bildern und Vergleichen. Trotz der Gefahr eines gewissen Naturkultes, einer allzu bewußten Dämonisierung oder romantischen Verklärung der Natur wirkt die Darstellung eigentümlich schlicht und klar: der unveräußerliche Vorzug romanischer Formtradition. So gewiß Gionos Bücher keine „Bauernromane“ im einfachen Wortsinne sind, ihre Nähe zu Dichtungen wie Hamsuns „Segen der Erde“, Streuvels' „Flachsacker“ oder auch den schönen Büchern des Welschschweizers Ramuz zeigt die bei aller Einschränkung große und erfreuliche Möglichkeit ihrer Verwendung.

Rang

Otto Gmelin, Das Mädchen von Zacatlan. Jena 1931, Eugen Diederichs. 206 Seiten. Preis 3.— RM.

Thyrée, ein Forscher altmexikanischer Kulturen, verliebt sich in ein Indiomädchen und heiratet es. Für Xochitl ist er Alvarez, der weiße Ritter, der über das Meer zu ihr gekommen ist. Sie liebt ihn mit der abgründigen Liebe des Naturkindes, in der Liebe und Haß, Leben und Tod dicht nebeneinanderstehen. Dem Mann erscheint sie wie ein Fabelwesen, der grüne Schein, die Tochter des Geistes Tamaxtli. Im „Schloß der beiden Zedern“ lebt der Forscher mit dem Indiokind eine phantastische, traumhaft-glückliche Zeit. Aber die Arbeit fordert Thyrée wieder, das begonnene Werk muß fortgesetzt werden, und damit steigt der Gedanke an Europa wieder in ihm auf. Xochitl fühlt den Zwiespalt, der sich in ihm vorbereitet, sie spürt ihn mit ihrem Naturinstinkt wie ein Tier. Sie weiß, daß der geliebte Mann sie verlassen wird, wie einst Alvarez die aztekische Prinzessin verließ. Sie spürt die Unabwendbarkeit der Geschehnisse so deutlich, daß sie allen Entscheidungen des Mannes zuvorkommt, indem sie sich eines Nachts in die Tiefe des Türkissees stürzt.

Diese Begebenheit seines Lebens erzählt der mexikanische Forscher einem Freunde, und die Erzählung hört sich an wie ein Märchen, obwohl ihr eine

durchaus glaubhafte Handlung zugrunde liegt. Diese Handlung ist jedoch mit so viel sentimentalem Mystizismus durchsetzt, daß ihre Glaubwürdigkeit dadurch in Frage gestellt wird. Das wird vielen Lesern die Lektüre sehr erschweren, wenn nicht unmöglich machen. Und das ist schade. Denn gelingt es einem, sowohl durch diesen Mangel als auch gelegentliche sprachliche Unebenheiten nicht verstimmt zu sein, so steht man doch erschüttert vor einem ungewöhnlichen Erlebnis, dem Erlebnis dieses Indiomädchens, das, mit aller Phantastik ihres alten Volkes begabt, sich unbeirrbar und instinktsicher bewegt, in selbstverständlicher Einheit mit dem Naturgeschehen.

Pieritz

Martin Luis Guzmán, Adler und Schlange. Roman der mexikanischen Revolution. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Spanischen von K. W. Körner. Stuttgart 1932, J. Engelhorns Nachf. 396 Seiten. Preis kart. 5.— RM.

Guzmán, ein wissenschaftlich und künstlerisch hochgebildeter Schriftsteller, hat während der mexikanischen Revolutionsepoche von 1913 bis 1915 als zivilistischer Fachberater politischer Generale hinreichend Gelegenheit gehabt, die entscheidenden Männer bei ihrer Verteilung und Ausübung der Macht kennenzulernen. Da sein Charakter ihm nicht gestattete, einem Stück der Beute zuliebe sich und den kommandierenden „Räuberhauptleuten“ gegenüber die richtige Erkenntnis zu verfälschen, daß die geistigen Ziele der Erhebung in dem Feilschen um eigenen Nutzen restlos untergegangen seien, rettete ihn nur gehetzte Flucht ins Ausland vor dem Erschossenwerden. In hohem Maße der Gabe des Wortes teilhaftig, hat er der Welt — sein Buch wurde in eine stattliche Reihe von Kultursprachen übersetzt — die Ursprünge und ausschnittweise den Verlauf der Bürgerkriege seines Vaterlandes dargelegt, so vollkommen von innen heraus, so leuchtkräftig in den Farben, daß sein Buch jenseits aller stofflichen Bedeutsamkeit als Darstellung eines Volkscharakters angesprochen werden darf. Städte und Landschaften weiß Guzmán so lichtdurchflutet zu schildern, wie seine Heimat es verlangt, seine Beschreibung des Volkes ist gegründet zugleich in der Liebe zu dessen zukünftigen Möglichkeiten wie im Schmerz über die gegenwärtigen Unzulänglichkeiten und politischen Gefährdungen. Die Armeehäupter treten als das hervor, was sie vermutlich für ihr Volk sind, Geißeln und Zerstörer.

Trotz alles Trubelhaften seines kriegerisch wirren Inhalts atmet das Buch Gelassenheit der Seele. Mit Ausnahme der Leser auf der Gerstäcker-Stufe dürfte es für alle Gruppen Reiz und Wert in sich schließen.

Roellenbleck

Kurt Heuser, Die Reise ins Innere. Roman. Berlin 1931, S. Fischer. 298 Seiten. Preis 4.50 RM.

Das erste geschlossenere Werk eines noch jungen Schriftstellers zeigt zumindest eine nicht alltägliche Begabung, weniger schildern und erzählen, als beschreiben und darstellen zu können. Reflexion und Beschreibung durchdringen sich völlig, und nur dort, wo, wie am Schluß, eine Handlung unmittelbar erzählt werden soll, zeigt sich der Mangel an epischer Gestaltungskraft. Der „Inhalt“ im Sinne einfachen Handlungsablaufes ist an sich für das Buch nicht entscheidend. Es genüge die Andeutung, daß der Roman im tropischen Afrika spielt, und daß mit leidenschaftlicher Intensität die phantastische Atmosphäre dieser Landschaft sowie das kaum normale Dasein der wenigen dort lebenden Europäer beschrieben und zu ergründen versucht wird. Ein

Landmesser befindet sich auf der beschwerlichen Reise ins Innere des unbekannten Kontinentes. Diese keineswegs gefahrlose Reise wird gleichzeitig und gleichnishaft als Reise ins Innere der menschlichen Seele erlebt und erfahren. In der Einsamkeit, Todbedrohtheit und fast pathologisch gesteigerten afrikanischen Existenz erfährt der junge Mann die Tiefen und Grenzen menschlicher Seelenkräfte, die Erprobung seines eigensten Inneren.

Dieser nur sehr bedingt „abenteuerliche" Roman steht in gewisser Verwandtschaft zu dem Erzählungswerk des Engländers Conrad. Gleichwohl ist er typisch deutsch, d. h. im tieferen Sinne romantisch und mit dem Willen zur Enträtselung des eigenen und fremden Seins geschrieben. Da die Darstellung stark mit übrigens überraschend ernsthaften und wertvollen Reflexionen durchsetzt ist, eignet sich das Buch mehr für intellektuell geschultere Menschen.

Rang

Mazo de la Roche, Die Brüder und ihre Frauen. Ein Roman um Jalna. Übertragen von Lulu von Strauß und Torney. Jena 1932, Eugen Diederichs. 349 Seiten. Preis 4.— RM.

Mazo de la Roche ist Kanadierin irisch-englischer Abstammung. Ihr Buch „Die Brüder und ihre Frauen" ist ihr erstes ins Deutsche übertragenes Werk. Es erschien im Englischen unter dem Titel „Jalna" und wurde in Amerika preisgekrönt. Es ist die Geschichte einer Familie.

Auf ihrem alten Stammsitz Jalna im Kanadischen lebt die Familie Whiteoak in drei Generationen miteinander, von der neunundneunzigjährigen Großmutter und ihren weißhaarigen Söhnen an bis zu dem Jüngsten der Familie, dem neunjährigen Weakefield. Die Möbel im Hause sind alt und wuchtig; eine kleinere Familie hätten sie erschlagen, aber die Whiteoaks sind ein gutes Gegengewicht. Bei ihren Mahlzeiten sitzen sie nach Rang und Ordnung um den großen Eichentisch und essen mit massiven Geräten und von schweren Porzellanen. Herrisch stößt die alte Großmutter den goldbeschlagenen Stock auf den Boden: „Mein Essen will ich, ich will mein Essen." Oder: „Irgendwer soll mich küssen — schnell!" Den Whiteoaks ist das Leben sehr greifbar, sie fassen es fest wie einen Gegenstand. Es hat kräftige Farben, und Eden, der Dichter unter ihnen, ist fast der verlorene Sohn. Sie essen, trinken, zanken und lieben sich, sind zart und derb. Zwei Brüder heiraten und bringen ihre Frauen mit nach Jalna. Mit der ganzen Skala menschlicher Gefühle nimmt die große Familie teil an dieser Veränderung. Bei jeder Gelegenheit entladen sich die verschiedenen Temperamente mit- und gegeneinander. Das ergibt komische, drastisch-derbe, zarte, heitere und tödliche Situationen. An äußerer Handlung geschieht fast nichts, aber mit diesen Spannungen der Temperamente ist das Buch hinreichend geladen. Hier liegt die künstlerische Eigenart und die große Stärke dieses Werkes. Hinzu kommt eine unbedingte Sicherheit und Reife der Gestaltung. Man liest dieses kraftvolle Buch, das von Lulu von Strauß und Torney in ein vorzügliches Deutsch übertragen ist, mit einer großen, aktiven Freude. Es sollte in mittleren und größeren Büchereien bald Eingang finden.

Pieritz

Axel Munthe, Das Buch von San Michele. Roman. Leipzig 1931, List. 483 Seiten. Preis geb. 9.50 RM.

Diesen „biographischen Roman" rein an künstlerischen Maßstäben messen, hieße dem Autor Unrecht tun. Denn man liest sich nicht in dieses Buch, um sich an Stil und Gestaltung, an Darstellung und Form zu ergötzen, sondern

um einen höchst interessanten, höchst klugen und humorvollen und sehr ernsten Menschen ein Stück Wegs zu begleiten. Wie dieser schwedische Arzt seine persönlichen Erlebnisse in Paris und Lappland, in Deutschland und Italien zu erzählen versteht, das deutet schon auf gute nordische Tradition. Man hat fast den Eindruck, daß das Ganze nicht als Buch gedacht war, sondern irgendwie erzählt wurde für einen Freundeskreis, heute abend dieses — morgen jenes. Alles wirkt so lebendig und anschaulich: die Kollegen in Paris, die Leute auf Capri, die Landschaft, die Tiere, selbst die eingestreuten Reflexionen und Phantasien, die unmittelbar die gütige, erfahrene und ausgeglichene Haltung des Autors erraten lassen.

Dieser besondere seelische Unterton, mit einem Wort die Persönlichkeit Munthes selbst ist es, die dem „Roman" Einheit und Rückhalt gibt. Denn künstlerisch gewertet, ist trotz der Fülle der Einfälle, trotz der durchschnittlich guten Darstellung eine gewisse Meisterung des Stoffes, in diesem besonderen Falle eines fast zu umfangreichen Stoffes, nicht ganz geglückt. Eine strengere Sichtung, eine härtere Korrektur und im einzelnen eine sprachliche Überarbeitung wäre dem Buch als „Roman" sicherlich zuträglich gewesen. So aber, als Autobiographie betrachtet, wirken solche Unausgeglichenheiten menschlich sympathisch, ohne dem genialen Arzt in seiner Nebenrolle als Schriftsteller zu schaden.

Rumpf-Fleck

J. B. Priestley, Engelgasse. Roman. Berlin 1931, S. Fischer. 447 Seiten. Preis 6.— RM.

Ein echter englischer Roman, von der epischen Breite und Dichte, die wir an den Werken der Thackeray, Eliot, Dickens, Meredith so lieben, von der Stoffülle alltäglich einfachsten Daseins, das keine Jahre, Jahrzehnte umfaßt, sondern im Ausschnitt einer viel kürzeren Zeitspanne dennoch genügend Ausblick und Einblick in die Totalität des Lebensganzen zu geben vermag. Mit einer der modernen verkürzenden Scheinwerfertechnik abholden, geradezu behaglichen Freude am Schildern schlichtester Einzelheiten gibt Priestley — ein auch in England verhältnismäßig wenig bekannter, weil sehr zurückhaltender und bescheidener Schriftsteller — in diesem sozialen Gegenwartsroman einen Querschnitt durch das trübsinnig-kleinbürgerliche Alltagsleben Londoner Angestellten. Eine reichlich bittere Idylle stellt sich uns mit der Bevölkerung jener kleinen unscheinbaren Geschäftsstraße der City dar, die — wehmütige Ironie des Schicksals — den merkwürdigen Namen „Engelgasse" führt. Nicht die ganze Engelgasse, sondern nur ein einzelnes, aber nicht außergewöhnliches Kontor, das ein wenig finstere, verstaubte Geschäftsbüro von Twigg & Dersingham wird zum Handlungsschauplatz, zum zentralen Ort dieses bei aller Breite an Leben und Wirklichkeit dichtgefüllten Romanes. Aus dem trostlosen Dämmer wirtschaftlicher Erfolglosigkeit wird für Tage und Monate das Leben dieses typischen Geschäftsbüros in Helligkeit, Unruhe, Geschäftserfolg und lebendigste Turbulenz durch das abenteuerliche Auftreten eines Fremden, Mr. Golspie, versetzt, der meteorhaft auftaucht, um eben so rasch und glänzend, trügerisch glänzend zu verschwinden und den untüchtigen Geschäftsinhaber, Mr. Dersingham, den treuen Prokuristen, Mr. Smith, wie die übrigen Angestellten in dem Chaos alltrüber Misere zurückzulassen.

Diese zur Fülle des tatsächlich Erzählten und Geschilderten etwas dürftige Andeutung möge genügen, um sich vom Gegenständlichen des Buches ungefähr ein Bild zu machen. Szene für Szene, im Gefüge des Ganzen locker und doch zusammenhängend gebaut, breitet der Autor die hinter banaler All-

täglichkeit verborgene Lebens- und Seelenwelt dieser typischen Angestellten vor uns aus. Mit einer zum Teil bitter resignierenden und doch gütig teilnehmenden Beobachtungsgabe weiß er vom Lehrjungen an, der nur mit halber oder gar Viertelskraft den Pflichten seines Dienstes nachkommt, mit ganzer Jugendseele aber kindhaft-abenteuerlichen Detektivträumen nachhängt, bis zum unkaufmännischen und echt bourgeoisen Chef die Atmosphäre dieser Schicht, den Kreis ihrer Familie, den Umkreis ihrer Vergnügungen und Zerstreuungen liebevoll-überlegen nachzuzeichnen und darzustellen. Gegenüber so flächenhaften, ja bis zur Oberflächlichkeit dürftigen und einseitigen Schilderungen ähnlichen Milieus (wie z. B. in den Angestelltenromanen Rudolf Braunes oder Anita Brücks) erscheint Priestleys Buch als vielschichtige Wirklichkeitsdichtung, der sich eine Fülle von interessanten, lebenswahren und lebensbedeutsamen Beobachtungen entnehmen läßt. Gleichwohl bleibt das Ganze romanhaft geschlossen, mit einer stillen Ironie des echten gegen den falschen „Roman", mag dieser auch das Leben selbst sein, wie es in Geist und Herz dieser alltäglichen Menschen, z. B. des Bürogehilfen Turgis lebt, dessen liebebedürftiges Herz von der Kitschwelt des Films und der trügerischen Ersatzwelt großstädtischer Vergnügungsstätten selig-unselig erfüllt ist. Hier zieht der Verfasser bewußt die Schranke, die sein Erzählungskunstwerk, ohne daß es dadurch lebensfern wird, von dem unmittelbaren Durchbruch in die alltägliche, nüchterne Wirklichkeit trennt und so von der banaltiefen Realität des Lebens als scheinbar unkämpferisch bleibende, rührend tragische Idylle abgrenzt.

Mag man also soziologisch trotz vieler positiver Einsichten und Ergebnisse die gewisse Unzulänglichkeit eines solchen mit Absicht romanhaft bleibenden sozialen Querschnittes nicht ganz positiv bewerten, für die meisten unserer Leser werden wir gerade die mehr als soziologische Funktion dieser wie jeder echten Zeitdichtung besonders hochschätzen. So kann Priestleys Buch, dessen saubere und anständige Gesinnung auch in den hier nicht übersehbaren Problemen des Erotischen und Sexuellen deutlich sichtbar wird, gerade den Büchereien als ein sehr breit verwendbares und wertvolles Buch warm empfohlen werden, das auch berufstätigen Frauen, Angestellten und Kontoristinnen durch das lebensgetreue Porträt einer ihrer zahllosen Kolleginnen lesenswert sein könnte.

Rang

Heinz Steguweit, Der Jüngling im Feuerofen. Roman. München 1932, Albert Langen. 339 Seiten. Preis 3.50 RM.

Ein nationaler Roman, der mit dem Heeres-Zusammenbruch und Rückzug 1918 beginnt, die Revolution, die Besetzung des Rheinlandes, die Bedrückung durch die Franzosen, die Separatistenkämpfe schildert und mit Anfängen zum Aufbau um die Rentenmarkwende schließt. Diese Geschehnisse verknüpfen sich mit dem Tun und Leiden eines kölnischen Jünglings. Zufolge seines querköpfigen Charakters und heftigen Tatwillens geht seine Lebenslinie im Zickzack auf und ab: er opfert sein Blut für einen verhaßten Leutnant, er stemmt sich gegen die Revolution, er rettet Franzosen vom Ertrinken und infolgedessen wieder Gefangene aus der französischen Haft, er rettet ein Mädchen vom Ertrinken und heiratet sie, er säubert seine Landschaft von den Separatisten, er hilft Verfolgten und hilft im Kampf mit dem überschäumenden Rheinstrom, er beginnt endlich durch Ziegelbrennen und Hausbau eine Siedlung, Bauwerk für die Zukunft. „Der Jüngling im Feuerofen" bewährt sich und wird zum deutschen Mann, stellt also eine Verkörperung des der Erzählung vorangestellten Mottos dar: „Niemals darf ein Volk

wähnen, das Ende sei gekommen; über allen Verlust tröstet die Zeit, nur ein Übel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgibt.“ — Nun, dieser Jüngling gibt sich nie selber auf, er sprüht von Tapferkeit, Tüchtigkeit, Selbstvertrauen; es ist etwas reichlich viel Überlegenheit in allen Lebenslagen, ein reichliches Maß von Gelegenheiten der Bewährung und Ehrung vorhanden. Alle Gefahr droht von außen her, von Feinden, Schurken, Dummköpfen; innere Kämpfe in diesen bitteren Jahren erlebt er so gut wie gar nicht; wer sich dessen einmal erinnert, wie uns jenes Jahrfünft an den Grenzen und gerade im Westen an schwere innere Entscheidungen heranriß, wird das Leben hier zu billig gekauft, die nationale Tendenz zu oberflächlich gewertet finden. Die Schilderung der Rheinlandnot jener Jahre geben die zahlreichen Dokumente und geschichtlichen Zusammenfassungen ebensogut. Mit Phantasie und Psychologie und Tendenz wird ein wahrhaft vaterländischer Roman nicht geschaffen.

Tränckner

Alfred Wegeners letzte Grönlandfahrt

Alfred Wegeners letzte Grönlandfahrt. Die Erlebnisse der deutschen Grönlandexpedition 1930/1931, geschildert von seinen Reisegefährten und nach Tagebüchern des Forschers. Unter Mitwirkung von Fritz Loewe herausgegeben von Else Wegener. Mit 3 Rundbildern, 122 Abb., 11 Karten, Grundrissen und Übersichten. Vorwort von Kurt Wegener. Leipzig 1932, F. A. Brockhaus. 304 Seiten. Preis 6.70 RM.

Einzelnen ihrer Jünger erlegt die Wissenschaft das heroische Schicksal auf, mitten im Vollzuge der Arbeit, knapp vor dem glücklichen Gelingen, abberufen zu werden. Zu diesen Ausgezeichneten gehört Alfred Wegener, der auf mühseliger Eiswanderung, nur von einem Grönländer begleitet, an einem Herzschlag starb. Ihrem Führer setzen die Überlebenden in diesem Buch ein Denkmal, das in gleicher Weise den Menschen wie den wissenschaftlichen Forscher ehrt.

Die Expedition hatte sich das Ziel gesteckt, das unerforschte Inlandeis Grönlands, den einzigen Überrest aus der ehemaligen Eiszeit, erstmalig zu erforschen[1]. Überwinterung unter schwersten Bedingungen, inmitten einer unbekannten Eiswüste, war erforderlich. Die Hilfsmittel mußten, der Armut Deutschlands entsprechend, beschränkt gehalten werden; gleichwohl gelang das Werk.

Die Schrift vermittelt in packender Weise Einblicke in die Eigenart wissenschaftlicher Polararbeit. Zugleich zeigt sie ganz unmittelbar die kaum vorstellbare Summe von täglichen Strapazen, Selbstüberwindungen und Gefahren, die der Forscher in „Nacht und Eis“ auf sich zu nehmen hat. Den Herausgebern ist es restlos gelungen, aus den einzelnen Beiträgen der Expeditionsteilnehmer ein geschlossenes Ganzes zu bilden.

Roellenbleck

[1] Vergl. dazu das von Wegener selbst herausgegebene Werk über seine Vorexpedition: Mit Motorboot und Schlitten in Grönland. Bielefeld 1930, Velhagen & Klasing. Dieses Buch leidet unter einer gewissen Überfülle an Einzelangaben technisch-praktischer Art und der Ungleichwertigkeit der Beiträge, die sich nicht genügend zu einem Ganzen zusammenschließen.

Zur geistigen Situation der Zeit[1]

(Institut)

Karl Jaspers, Die geistige Situation der Zeit. Berlin 1931, de Gruyter. 191 Seiten. Preis geb. 1.62 RM. (Sammlung Göschen.)

„Jedermann weiß, daß der Weltzustand, in dem wir leben, nicht endgültig ist." Mit diesem Hinweis auf das, was offenbar ist, beginnt der Heidelberger Philosoph die Erhellung der geistigen Situation der Gegenwart. Die Besinnung führt ihn zu deren Wesen, das zwar in allen sich auswirkt, aber nur wenigen auch nur in Teilausschnitten sichtbar ist. Er vermag es unter einem bestimmten Gesichtspunkt zu erkennen, weil er es unterscheiden kann von dem einer anderen Zeit, von der er noch den Maßstab in sich trägt. Seine schöne Gedächtnisrede auf Max Weber hat schon vor Jahren erwiesen, wie sehr er den besten Kräften dessen verbunden ist, was uns Jüngeren doch schon Vergangenheit ist und von dem wir uns getrennt fühlen, wir mögen das wollen oder nicht.

Jaspers sieht die Physiognomie der Zeit durch den ungeborgenen Menschen bestimmt. In trotziger Auflehnung, in der Verzweiflung des Nihilismus, in unerfülltem und irrendem Suchen wendet der sich gegen die entgötterte Welt. Die bedroht ihn aber immer erneut mit ihrer technischen Apparatur, sie verhaftet ihn der Masse und der dämonischen Macht des Anonymen und überliefert ihn unlöslicher Lebensangst. Dabei wird das aufgelöst oder in sein Gegenteil verkehrt, was als noch in sich geformtes Gut übernommen wurde. Anderes wird in seinem Sein verunklart, obwohl es noch bestehen bleibt. Dazu gehört das Volk. Es ist heute „fragwürdig, aber nicht überwunden".

Was nicht überwunden ist, besteht und wirkt. Weil es in der Gegenwart solche Positionen des Lebendigen gibt, sind in ihr auch Aufgaben zu erfüllen. Es ist darum nicht angängig, bloßem Pessimismus zu verfallen, wiewohl zum Optimismus wahrlich kein Grund besteht. Die Grundstimmung der Zeit ist vielmehr als eine tragische zu verzeichnen. Das wird vor allem von denen empfunden, die von der Masse als eigenständige Menschen geschieden sind, „Adel der selbstseienden Geister". Sie sind „der Ursprung des höchsten Aufschwungs, der jetzt in der Welt möglich ist. Nur sie gestalten eigentlich noch Menschen". Sie allein vermögen „den Menschen an sich selbst zu erinnern". Indem sie ihm seine Grenzen zeigen, erwecken sie ihn zugleich zu dem allein Notwendigen: Der Mensch ist nicht vollendbar. „Er muß, um überhaupt zu sein, sich in der Zeit verwandeln zu immer neuem Schicksal."

Die Besprechung des kleinen Werkes kann nur die Grundrichtung des in ihr drängenden Denkens nachzuzeichnen versuchen. Von der wirklichen Fülle der Gedanken und dem kaum erschöpfbaren inneren Gehalt kann allein das Selbstlesen eine Vorstellung geben. Zu dem soll aber auch nur hingeführt werden. — Die Lektüre ist schon der außerordentlichen Konzentration des sprachlichen Ausdruckes wegen schwer. Da eine eigentliche Fachsprache aber fehlt, ist die Lektüre jedoch jedem möglich, der sich durch das Thema angesprochen und beunruhigt fühlt. Er allein ist auch der echte Leser der Schrift. Er wird ihre läuternden Wirkungen erleben, und vielleicht wird sie ihn bis zu der Stelle führen, wo die Gegenwart sich mit der Zukunft berührt; dort wird sie sich dann auch noch unter anderen als den von Jaspers auf-

[1] Die Besprechungen dieser Gruppe behandeln Werke, die unabhängig von dem besonderen Stoffgebiet des einzelnen Buches eine besondere Beziehung „zur geistigen Situation der Zeit" besitzen. Sie können daher auch dem Bibliothekar selbst für seine Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen Zeitlage wertvoll werden. D. S.

gewiesenen Aspekten darbieten. Vielleicht wird die geistige Situation der Gegenwart erst ganz gewiß erfahren, wenn die Erkenntnis sich unmittelbar umsetzt in eine Haltung, die dem Werdenden zugewandt ist.

Thier

Hermann Herrigel, Zwischen Frage und Antwort. Gedanken zur Kulturkrise. Berlin 1931, Lambert Schneider. 204 Seiten. Preis 3.80 RM.

Herrigel gibt in lose aneinandergefügten Abschnitten ein philosophisches Buch, durchdrungen von jener neuen Haltung, welche den Leser als den Menschen unserer Zeit möglichst unmittelbar fassen, zur Rede stellen und vor eine unausweichliche Entscheidung bringen möchte, die in seiner Rechtfertigung vor der Wirklichkeit des Lebens bestehen muß. Die Kulturkrise versteht der Autor als jene allgemeine Krise, in die alle Wandlungen, Fragwürdigkeiten und Kursstürze unserer Zeit als Teilkrisen einmünden. Hieraus ergibt sich eine durchgängige Erschütterung der Werte und Wertungen, die jede Verständigung zwischen den Zeitgenossen ungeheuer erschwert, indem sie alle festen Grenzen niederreißt, innerhalb deren allein Gemeinschaft und Gesellschaft möglich ist. „Die Kulturkrise hat die Grenze niedergerissen. Grenze bedeutet Gemeinschaft. Wir müssen die Grenze wieder finden; die Frage des Willens zur Gemeinschaft ist keine theoretisch-philosophische, sondern eine politische Frage.“ Nun besteht unsere Lage aber gerade in der Unmöglichkeit, sogleich wieder begrenzen, d. h. antworten zu können auf alle uns bedrängenden Fragen. „Wie aber nun, wenn wir über keine gesicherten Sätze verfügen, deren Wahrheit außer Frage steht, die für unser Verständnis also kein Problem mehr bilden? Das ist unsere Situation.“ „Wir leben heute nicht in der Antwort, sondern in der Frage, und der Ansatzpunkt der Frage ist nicht bloß das eine und das andere, sondern die Wirklichkeit in ihrer ganzen Breite, alle Normen, Werte, Bindungen, Ideale, kurz alles, was unter dem Begriff der Grenze zusammengefaßt wurde.“ Hier bezieht Herrigel seine Stellung. Er will an verschiedenen Beispielen zeigen, wie außerordentlich viel, ja alles heute darauf ankommt, daß unser Denken nicht vorschnell wieder endgültige Antworten gibt, Bindungen und Grenzen schafft, die uns von irgendeinem a priori her der fordernden Wirklichkeit des Lebens und der Dinge bloß helfen ausweichen, indem sie diese einengen. Nein, der einzige auf dem Boden der vollen und widerspruchsvollen Wirklichkeit mögliche Standort bleibt zunächst ein Relativismus, „der heute noch allgemein nur diesen negativen Sinn eines auflösenden und ausweichenden Denkens hat“, in Wahrheit aber der neue positive Standort ist. Herrigel stellt hier dem Aprioriker den Empiriker gegenüber. „Vom Aprioriker her gesehen ist Relativismus Flucht aus der Verbindlichkeit der Form — der Relativismus des Empirikers dagegen ist der Eintritt in die Verbindlichkeit der Wirklichkeit.“ Herrigel betont freilich, daß diese Forderung des neuen, relativistischen Denkens geschichtlich, in unserer zeitlichen Lage bedingt ist: „die Krise kann nicht Dauerzustand werden!“ Unsere Zeit soll ja gerade hindurchfinden zur neuen Grenze und damit zur neuen Gemeinschaft. Indessen zweifelt er doch auch daran und fragt: „Werden wir die Erfahrung, daß die Grenze vor der Wirklichkeit zerbrochen ist, je wieder vergessen?“ Über der ganzen Frage aber steht ihm die Überzeugung: „Es gibt keine absoluten, sondern nur relative Grenzen. Die Endlichkeit des Menschen verwehrt ihm den unmittelbaren Zugang zum Absoluten, das als Absolutes ungesagt und ungestaltet bleiben muß.“ Seinen Standort verteidigt Herrigel gegen zwei Seiten, die er angreift: einmal gegen den alten Anspruch des prinzipiellen Denkens auf absolute Setzung und Klärung, wie es der humanistischen und idealistischen Welt-

anschauung entspricht. Das Beispiel, gegen das er sich hier wendet, ist die Philosophie Eberhard Grisebachs. Auf der anderen Seite aber bekämpft Herrigel in dem russischen Philosophen Schestow die „Bodenlosigkeit" einer Lehre vom menschlichen Relativismus, der gegenüber der Wirklichkeit des Lebens vor jeder bindenden Antwort flieht und allein die „Frage ohne Ende" (unterm Gebot des Glaubens, so wie etwa der Jude des Alten Testamentes glauben konnte) setzt und fordert. Im Gegensatz dazu findet Herrigel sehr schöne Worte über einen anderen, sinnlicher setzenden Glauben, welcher offenbar doch in einem letzten, gefestigten (also aprioristischen!) Bewußtsein von Notwendigkeit und Wahrheit die grenzenlose Freiheit des Augenblicks aufhebt und sich damit erst den Zugang zur Wirklichkeit erringt (vgl. S. 75 bis 80 und 89/90 mit S. 186f.!).

In der Auseinandersetzung mit Grisebach und Schestow mag für den prüfenden Leser eine letzte philosophische Ungelöstheit bei Herrigel liegen, die von ihm aber keineswegs geleugnet oder verdeckt, sondern eher frei hervorgehoben wird. Er stellt fest, Schestow ende bei religiösem, Grisebach bei ethischem Individualismus. Und Herrigel selbst? Was er Seite 70 von seinem vorausgehenden Buch „Das neue Denken" sagt, muß auch für dies neue Buch selbst gelten: „Ich habe vom neuen Denken nicht als von einer neuen Wahrheit des sich prinzipiell verabsolutierenden und mit der Totalität identisch setzenden Ichs gesprochen, sondern gerade umgekehrt von der Haltung des Denkenden, in der er sich nicht absolut setzt und das, was er denkt, nicht prinzipiell denkt." Das ist Herrigels Stellung „zwischen Frage und Antwort". Doch was entscheidet nach ihm unser Geschick, unser Handeln? Offenbar doch die Gnade (von der nicht gesprochen wird). Nicht nur im letzten, oder in den polemischen Teilen des Buches, sondern in jeder seiner Zeilen wird klar, daß es sich da um eine ausgesprochen protestantische Haltung und Problemstellung handelt, die nah mit der neuen evangelischen Theologie zusammengehört. Auf diese will Herrigel hier offenbar nicht eingehen — anderen Orts hat er es kritisch getan —, und zwar wohl deshalb, weil er schon ihr Dasein als alte Form und alte Grenzsetzung ansieht, und somit ablehnt. Trotzdem geht Herrigel genau denselben Fragen nach, wie diese Theologie. Besser gesagt: er führt unweigerlich auf ihre Glaubensfragen zu. Aber den entscheidenden Schritt, sich und seine Sache als dort zugehörig zu erklären, tut er freilich nicht. Er will auf der Erde bleiben, bei der greifbaren Wirklichkeit. Indessen macht jedes Wort, das er sagt, deutlicher: man kann diese volle Wirklichkeit, wie Herrigel sie auffaßt, niemals ohne ungelöste Reste erklären, wenn man die unbedingten Glaubenssätze einfach ausschließt oder umgeht. Da liegt die Grenze dieses klar geschriebenen Buches. Es muß noch hervorgehoben werden, daß Herrigel nur in einigen Abschnitten, z. B. dem über die „Schwerverständlichkeit" und dem u. a. vom Problem der Sprache handelnden: „Ist der Teil wichtiger als das Ganze?" mit konkreten Beispielen arbeitet. Im ganzen bleibt sein Vortrag zwar immer unschwer verständlich, aber doch abstrakt im Gedankengang und Ausdruck. Es werden sich deshalb nur im elementaren abstrakten Denken bewanderte Leser mit ihm befassen können. Diese mögen freilich großen Gewinn aus dem erquickend ehrlichen Buche ziehen.

Kautzsch

Albert Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken. Leipzig 1932, Felix Meiner. 211 Seiten mit 8 Tafeln. Preis 5.— RM.

Albert Schweitzer ist Musiker und Philosoph, Theologe und Mediziner. Die Leser seiner wissenschaftlichen Werke sitzen in Deutschland und Eng-

land, in Skandinavien, Frankreich und in der Schweiz. Gehören sie der Natur der Sache nach in der Hauptsache gelehrten und künstlerisch interessierten Ständen an, so erreichten die schönen Berichte von seiner ärztlichen Tätigkeit auf der Missionsstation zwischen Wasser und Urwald auch die Laienwelt. Universal wie die Interessen des Mannes ist also auch der Kreis derer, die sein Wort vernehmen. Schon darum verdient seine Selbstbiographie Beachtung. Diese steigert sich zur höchsten Aufmerksamkeit, wenn der eigentliche geistige Gehalt des Werkes erkannt wird. Dann führt es unmittelbar zu Fragestellungen, die das Wesen des gegenwärtigen Menschen betreffen. — Zunächst sei der Inhalt skizziert. Schweitzer erzählt von seiner Jugend, seinem Studiengang und seiner künstlerischen Entwicklung. Er schildert das Entstehen seiner Werke und gibt von ihrem Inhalt kurze Referate. Wie von der selbstverständlichsten Sache berichtet er dann davon, wie er in einer gelegentlichen Bemerkung einer Missionszeitschrift die christliche Aufforderung zur Nachfolge an sich gestellt sah und wie er ihr gehorchte. Er verließ seinen bisherigen Wirkungskreis, studierte noch Medizin und wurde Missionsarzt. Als Geschenk des Lebens erlebte er später die Möglichkeit zur Fortsetzung seiner künstlerischen und seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Dabei bildet er seine philosophisch-theologischen Anschauungen mehr und mehr aus, bemüht, mit ihnen dem sittlichen Verfall entgegenzutreten, den er überall sieht. Im Dienst dieser Aufgabe steht auch die Selbstbiographie.

Ein Wort Schweitzers leitet über zur Erkenntnis des eigentlichen Gehaltes des Buches. „Zwei Erlebnisse werfen ihre Schatten auf mein Dasein. Das eine besteht in der Einsicht, daß die Welt unerklärlich geheimnisvoll und voller Leid ist; das andere darin, daß ich in eine Zeit des geistigen Niedergangs der Menschheit hineingeboren bin. Mit beiden bin ich durch das Denken, das mich zur ethischen Welt- und Lebensbejahung der Ehrfurcht vor dem Leben geführt hat, fertig geworden.“ In diese Sätze faßt er den Ertrag seines Lebens. Das Erlebnis der verworrenen Zeit führte ihn zur Versenkung in das Wesen des Weltgrundes. Von dort her gewann und gewinnt er die Kraft, in und gegen die Zeit zu wirken. Darum kann er, der Mensch europäischster Gesinnung, in der Arbeit an kranken Negern tiefstes Genügen finden. Darum vermag er aber auch aus dem Urwald heraus sich immer erneut mahnend an Europa zu wenden. Die Frage ist nur, ob aus der Botschaft wirklich das herausgehört werden kann, was die Lebensbeschreibung als Tiefstes und Lauterstes der Person ahnen läßt.

Schweitzer wurde von Europa verstanden, weil in Europa noch heute, im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, an vielen Stellen der Geist des 18. Jahrhunderts lebendig ist, und weil Schweitzers Hochschätzung des Denkens und sein Glaube an die einigende Macht des Denkens auch noch 18. Jahrhundert ist. Er weiß, daß es so ist, und weiß allerdings auch, daß die verbindende Kraft dieses Geistes nachläßt. Neuerdings hat er darum dazu aufgefordert, „daß wir in einer Zeit verworrener und humanitätsloser Ideale den großen Humanitätsidealen des 18. Jahrhunderts treu bleiben, sie in die Gedanken unserer Zeit übertragen und zu verwirklichen suchen“. Es ist freilich recht fraglich, ob er mit diesem Wort die wirkliche Not und die dringendste Notwendigkeit der Gegenwart berührte. Und unleugbar ist der Geist des 18. Jahrhunderts, obwohl noch bestehend, in raschem Schwinden begriffen, seit der darüberlagernde Geist des 19. Jahrhunderts der schweren Krise anheimfiel, deren Fortschreiten wir in Deutschland besonders nachdrücklich erleben. Wie kann es dennoch geschehen, daß Schweitzer auch bei uns und auf uns verpflichtend und tiefgreifend wirkt?

Es kann nicht an seinem Denken liegen. Das untersteht im Gegenteil

durchaus einem anderen, von Schweitzer nicht genannten Gesetz des Denkens: der Kritik. Diese kann vor seiner Kulturphilosophie nicht haltmachen, sie wird in ihr kaum die bewegende Kraft erkennen, die von Schweitzer ausgeht. Damit erweist sie mehr als nur die Mängel und das Ungenügen eines Buches. Sie läßt erkennen, daß auch in Schweitzers Erleben ein Bruch ist. Gedanke und Tat sind nicht zur wirklichen Einheit verbunden. Weiter vermag die Kritik nicht zu führen. Der sittliche Mensch aber erkennt, daß gerade diese Gebrochenheit Schweitzer der unmittelbaren Gegenwart verbindet, und daß allein in seiner Tat des schweigenden Gehorsams die Unbedingtheit liegt, die über die Grenzen der Gegenwart und der Zeit überhaupt hinausführt. Weil seine Selbstbiographie von dieser Haltung ungewollt immer erneut Zeugnis ablegt, weckt sie Vertrauen und fördert sie die Ehrfurcht vor dem Leben, die Schweitzers erstes und letztes Anliegen ist.

Thier

Eugen Rosenstock, Die europäischen Revolutionen. Volkscharaktere und Staatenbildung. Jena 1931, Eugen Diederichs. 554 Seiten. Preis 15.— RM.

Wir erleben unsere Zeit als eine Verwandlung der Welt und des Menschen. Die Gegenwart ist bis in ihr innerstes Wesen hinein voll revolutionärer Spannungen, die sie jeden Augenblick auseinanderzusprengen drohen. Alles, was noch gestern galt, ist fraglich geworden, und was morgen sein wird, ist ganz ungewiß. So sind wir in einen Bruch der Zeiten hineingestellt und, so gesehen, scheinbar von jeder geschichtlichen Verbindung gelöst. Es bedarf eines tiefen Blickes, um gerade in dieser Besonderung das zu spüren, was uns der eigentlichen Geschichte, den großen, seltenen Schöpfungsfunden eines neuen Wesens und einer neuen Welt unlösbar verbindet.

Rosenstocks erstaunliches Werk über die europäischen Revolutionen zeugt von diesem Blick. Darum vermag es zugleich auch die Augen dessen für historische Sicht zu schulen, der ganz an das hingegeben ist, was uns chaotisch und verworren umgibt. Es lenkt damit nicht von der Gegenwart ab — Flucht ist sein letztes Anliegen! —, vielmehr erzieht es gerade dadurch zur Erkenntnis des Wesentlichen, weil es die Tiefe der Umwälzung erst ganz offenbart, indem es den weltgeschichtlichen Rhythmus in ihr sichtbar macht. — Aus dem Erlebnis der sich vollziehenden Umwälzung erwuchs eine Gesamtanschauung der europäischen Geschichte als einer Stufenfolge von Revolutionen. Jede dieser Revolutionen war eine Totalumwälzung der bis dahin bestehenden Welt. Und nur insofern sie das war, darf sie als echte Revolution angesprochen werden, gleichviel, ob die Zeitgenossen und die folgenden Geschlechter sie so nannten oder nicht. Rosenstock kann, nachdem er in ausführlichen grundsätzlichen Erörterungen den Begriff so fixiert hat, von der Revolution des Papstes reden, er darf die Reformation und Fürstenemanzipation des 16. Jahrhunderts die große deutsche Revolution nennen und als solche der englischen, der französischen und der jüngsten russischen angliedern. Ausführlich beschreibt er, wie eine jede dieser Revolutionen zunächst den Ort verwandelte, an dem sie geschah, wie sie sich ihr Volk schuf und wie sie dann weiterwirkend ganz Europa in ihren Bann zog. So bewirkten die Revolutionen die Vielheit der Nationen und in ihr doch die europäische Einheit. So schufen sie verschiedene Ausprägungen des Menschen, die dann doch immer Abwandlungen des ganzen Menschen waren und sind. In vielfältigster Weise versuchten sie auf die wesentlichen Fragen Antwort zu geben, die der Kreatur gestellt sind.

Unzweifelhaft muß ein Werk bejaht werden, das überzeugend von den

schon gegebenen Antworten berichtet, das damit das Wissen um den Menschen bereichert und die Substanz der Geschichte sichtbar macht. Es muß ganz unbedingt bejaht werden, weil es so zwingend erweist, daß diese Fragen uns heute erneut und mit ganz besonderer Dringlichkeit gestellt sind. — Das Bejahen bedeutet nicht ein bloßes Hinnehmen. Das ist schon deshalb ausgeschlossen, weil die wirkenden großen und einfachen Grundgedanken des Buches vielschichtig überlagert sind von geistreich-paradoxen Reflexionen, die zwar nicht selten verwickelte Sachverhalte schlaglichtartig erhellen, die aber insgesamt den Zugang eher erschweren als erleichtern. Wird der innerste Gehalt wirklich erschlossen, dann werden dem Leser bedeutende Impulse vermittelt. Er wird zu dauernder innerer Auseinandersetzung genötigt, die ihre Fruchtbarkeit dadurch zeigt, daß sie ihn mehr und mehr in die Situation versetzt, da er das schmerzensvolle Neuwerden der Welt und des Menschen miterlebt, ohne doch das Wissen um sein Einbezogensein in die Kette der Generationen zu verlieren.

Thier

Paul Ligeti, Der Weg aus dem Chaos. Eine Deutung des Weltgeschehens aus dem Rhythmus der Kunstentwicklung. München 1931, Georg Callwey. 308 Seiten und 317 Abbildungen auf 136 Tafeln. Preis 19.50 RM.

Ligeti ist Architekt. Er hat um 1900 die Ansätze zur Erneuerung der im letzten Jahrhundert darniederliegenden Baukunst mit erlebt, und ist dadurch auf die großen kunstgeschichtlichen Zusammenhänge aufmerksam geworden. Er fand, daß die drei bildenden Künste: Baukunst, Plastik und Malerei niemals gleichzeitig blühen und das Leben einer großen Kultur ausdrücken, sondern daß sie sich in dieser Rolle ablösen. Es ist ein typischer geschichtlicher Verlauf, daß eine junge aufsteigende Kultur sich zuerst in einer abstrakten, streng geordneten Formenwelt ausspricht: in der Baukunst, — daß sie weiter eine kurze Reifezeit erlebt, in der sie ihre Ziele plastisch-konkret und noch objektiv in Kunst und Leben realisiert. Schließlich aber ergibt sich die alternde Kultur freiheitlichen, subjektiven Tendenzen, die der Formenwelt der Malerei am besten entsprechen. Aber mit diesem Dreitaktrhythmus im kunstgeschichtlichen Verlauf der Kulturen ist nur das Gröbste gesagt. Es zeigt sich weiter, daß jede große Periode wieder in verschiedene kleinere Zeitwellen zerfällt (die etwa 120 Jahre [durch vier Generationen] dauern). Im typischen Ganzen einer Kultur sind es an Zahl sieben. Auch stehen die großen Kulturen selbst untereinander (sich ablösend) in einem bestimmten Zusammenhang. Die Übergangszeiten zwischen zwei Kulturen tragen besonders abstrakten Charakter und werden von einer vierten Kunst, der Musik, tonangebend beherrscht. Die Kulturen Ägyptens, der Antike und unseres Europa bilden eine große Kulturengruppe: die Bauernkulturen, die sich von einer ebenso großen vorausgegangenen (vorgeschichtlichen) Gruppe der Jägerkulturen und der angesagten nachfolgenden Gruppe von Maschinenkulturen scharf abhebt. Wir stehen am Ausgang der letzten Bauernkultur, in einer Zeit, da sich das kommende Neue bereits deutlich in den verschiedensten Anzeichen der Kunst und aller anderen Kulturerscheinungen ankündigt.

Der Verfasser kennt die bildende Kunst aller der Forschung erreichbaren Zeiten genau und beobachtet sie scharf. Er baut sein imposantes Gebäude der rhythmischen geschichtlichen Entwicklung in jedem Falle zunächst aus den Tatsachenmassen der Kunstgeschichte auf. Dabei bleibt er aber nicht stehen, sondern versucht mit Geschick, die Tatsachen anderer Kulturgebiete,

etwa der Wirtschaftsgeschichte, der Mode oder der Dichtung, des Glaubens, der Philosophie ebenso nach ihren typischen Stilmerkmalen zu befragen, wie die bildende Kunst. Er kommt zu geschlossenen Resultaten, denen auch eine hier und da zutage tretende Kühnheit der Kombination sowie einzelne Fehlgriffe und Irrtümer nicht wesentlich schaden können. Schließlich faßt er die beobachtete Erscheinung typischer Entwicklungen auch psychologisch, und mehr als dies: als seelisch bedingte, aber im organischen Wesen menschlicher Verbände wurzelnde Notwendigkeiten auf. Der ursprüngliche, tragende Glaube jeder Kultur wird von ihm aktiver, willensmäßig und seelisch, verstanden, als dies bei Oswald Spengler der Fall ist. Daher ist es ihm auch möglich, die Verbindungen zwischen den großen Kulturen lebendig zu sehen und sogar ausgesprochen auf das Kommende weiterzuweisen.

Der gegenwärtigen Lage gilt Ligetis ganzes Interesse. Er sieht sie im Zusammenhang seiner Untersuchung (am Schluß) natürlich auf ihre typischen stilistischen Schichten hin an, wie sie sich im neunzehnten Jahrhundert herausgebildet haben. Drei große Erscheinungen formen seitdem die Gesellschaft und die Völker: zunächst die kapitalistische Wirtschaftsgesinnung und die bald darauf einsetzende Gegenbewegung des revolutionären, marxistischen Sozialismus. Beide reißen den alten Aufbau der Gesellschaft auseinander, zersetzen die ehemals verbindende soziale Mittelschicht nahezu vollständig und bilden zwei unversöhnliche „horizontal gelagerte", internationale neue Schichten: Kapitalisten und Proletariat. — Es ist nicht nur höchst reizvoll, sondern m. E. außerordentlich fruchtbar, daß Ligeti diese bis zum Weltkrieg reichende Entwicklung auf dem Felde der bildenden Kunst abzulesen und zu deuten versucht. Die Malerei des französischen Impressionismus einschließlich ihrer Ausläufer (des Expressionismus usf.) wird mit dem Gesamtgeschehen (das wesentlich eine Zersetzung, aber natürlich keineswegs bloß diese darstellt!) einleuchtend verbunden. — Die jüngste kunstgeschichtliche Erscheinung: die neue Baukunst, verknüpft Ligeti als eine sehr versprechende, aber noch keineswegs endgültige oder nur in ihrem Sinn schon geklärte Tatsache mit den ebenso „vorläufigen" Ansätzen der neuesten gesellschaftlichen Bewegung, die man heute als Faschismus bezeichnet. Diese sieht das organische Leben der Völker vom Auseinanderfall der oberen und unteren Schicht infolge der kapitalistischen und sozialistischen Bewegung unmittelbar bedroht. Deshalb formiert sie sich ihrerseits nun „vertikal" im gesellschaftlichen Raum, d. h. sie versucht alle Schichten einer Nation mit eisernen Klammern zusammenzuhalten. Ligeti sieht hinter den jetzigen politischen Auswirkungen dieses Kräftespiels später kommende, im Geist und Glauben begründete neue „architektonische" Bewegungen zur Ordnung und zum Aufbau des Lebens in der Gesellschaft. In diesem Sinne spricht er von kommenden Zeiten der „Ordensgründungen". Er nimmt also das benennende Bild dafür aus Perioden unserer abendländischen Geschichte, die eine neue große Baukunst herausstellten. Ins Einzelne geht Ligetis Vorausbestimmung der Geschichte nicht. Er bleibt methodisch folgerecht bei der Feststellung bestimmter geschichtlicher Formtypen stehen. Deshalb klingt auch seine Deutung der drei mächtigen Verbände unserer Übergangszeit nicht allzu gewagt. Sie hat wirklich das sachliche Ergebnis der vorausgehenden Untersuchung geschlossen hinter sich, und wirkt andererseits doch nicht als ein beschwörender Zwang, der die Zukunft eigensinnig bestimmen möchte.

Es muß noch betont werden, daß Ligeti mit der kunstgeschichtlichen Forschung in recht engem Zusammenhang steht. Er gibt selbst eingangs an, welche Historiker sich auf ähnlichen Wegen derselben Frage nach dem gesetzmäßigen geschichtlichen Ablauf genähert haben. Man wird dem deutschen

Leser besonders die Schriften von Alois Riegl, Max Dvořák und Wilhelm Pinder nennen müssen, wenn er sich auf die hier kühn umrissenen Fragen sorgfältig vorbereiten will.

Ligeti schreibt außerordentlich straff, klar und übersichtlich. Voll verstehen wird ihn nur, wer sich den grundlegenden kunsthistorischen Beweisgang genau zu eigen macht, wozu immerhin eine gewisse Vorbildung gehört. Der Bilderteil ermöglicht es, den Ausführungen sogleich mit dem Auge zu folgen. Und endlich: dies Buch verlangt durchaus nach jugendlichen Lesern, die den hier erklingenden Ruf zur klaren Linie, zur Ordnung, zum „Bauen" im gemeinschaftlichen Geiste auch seelisch heraushören können! Ligeti spricht mit einer durchgehenden letzten Naivität und sinnlichen Frische von all diesen verwickelten Dingen. Das ist sein besonderer Vorzug.

Kautzsch

Hans Freyer, Revolution von rechts. Jena 1931, Eugen Diederichs. 73 Seiten. Preis 2.— RM.

Die Gegenwart soziologisch begreifen, heißt sie in Hinblick auf die gesellschaftlichen Veränderungen ansehen, in denen sie über sich hinausstrebt. Dringt der Blick dabei genügend tief, dann wird in ihr das als Geschehen spürbar, was künftighin als Gestalt erscheinen kann.

Hans Freyer unternimmt den so beschriebenen Versuch der zukunftverhafteten Deutung unserer Zeit. Eine erste selbstverständigende Besinnung verhilft ihm zur Erkenntnis der in die Zeit hineinreichenden bürgerlichen Gesellschaft als der Epoche der permanenten Revolution. Diese Revolution wird näher bestimmt als die Revolution von links, sie ist — konkret gesprochen — der Aufstand des Proletariats. Es ist nun bezeichnend, daß Freyer den Verlauf des proletarischen Emanzipationskampfes zunächst mit Formeln des kommunistischen Manifestes beschreiben kann, daß diese zur Charakteristik der späteren Stadien dieses Kampfes aber nicht geeignet sind. Die Revolution von links hat in ihrem Verlauf gewissermaßen die Richtung geändert. War sie erst gegen die bürgerliche Gesellschaft gerichtet, so wurde sie in der Folge zum Kampf um den berechtigten Platz in ihr. Indem das Proletariat die der revolutionären entgegenstehende Idee des Sozialen ergriff, gelang es ihm, in die bürgerliche Gesellschaft einzudringen. Die Idee einer geordneten Arbeitswelt formte sich dabei. Sie beginnt Wirklichkeit zu werden. Die Revolution von links wird so zuletzt gegenstandslos, die dialektische Spannung läßt nach; das 19. Jahrhundert liquidiert sich selbst. Nur die ihm so eng verhaftete bürgerliche Gesellschaft scheint alle Stürme überstanden zu haben.

In Wirklichkeit war sie niemals mehr in Frage gestellt als heute. Denn nunmehr beginnt in ihr und gegen sie die Revolution des Volkes. Diese ist nicht wie die von links an eine Klasse gebunden. Sie zieht „aus allen Lagern die härtesten, die wachsten, die gegenwärtigsten Menschen in ihre Reihen". „Sie schneidet durch uns hindurch, denn wer wäre ganz Gegenwart?, aber ergriffen hat sie uns alle." In ihr bildet sich ein neuer Staatsbegriff, und schon beginnt die politische Wirklichkeit ihm zuzuströmen. Das Volk wird in ihr zum Subjekt der Geschichte, es führt seine Revolution vermittels des Staates, sie wird von ihm vollzogen. „Noch ist ihre Bewegung ein bloßer Aufmarsch der Geister, ohne Bewußtsein, ohne Symbol, ohne Führung. Aber über Nacht wird die Front stehen." Schon verläßt die industrielle Gesellschaft die Herrschaft über die Geister. „Eben darum ist die Revolution von rechts der Inhalt der Zeit."

Die Revolution von rechts! So benennt Freyer das Geschehen, das er beschreibt. Es ist fraglich, ob der Ausdruck wirklich symbolkräftig ist. Er ist

antithetisch zu verstehen, weil er den Gegensatz zur Revolution von links bezeichnet. Dennoch verführt er zu Analogien, gegen die sich Freyer dann selbst wenden muß. Er weiß, daß die neue Revolution zwar mit den Kräften der alten Rechten mannigfach verhakt ist, sie begreift aber auch die soziale Idee in sich ein. Sie knüpft hier und dort an, muß aber überall das Aufgenommene umschmelzen und ist nicht mit ihm identisch. — Freyer will kein Programm formulieren und kein Postulat aufstellen, sondern ein Geschehen beschreiben. Nun ist — wie wiederum gerade Freyer in seiner „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft" erwiesen hat — der Zukunftsgehalt einer gegenwärtigen Gesellschaft prinzipiell als Mehrzahl der Möglichkeiten spürbar. Daß damit harte Spannungen gegeben sind, wird dem Leser der „Revolution von rechts" unmittelbar gewiß. Er wird zur Auseinandersetzung mit dem gezwungen, was er als Vergangenheit und Zukunft in sich und um sich erlebt. Dem zögernden „Nein" folgt das errungene „Ja", im Hin und Wieder wird der Mensch dabei mehr und mehr der Gegenwart geöffnet. Hat Freyer recht gesehen — wir glauben es —, dann wird gerade so das große Anliegen seiner Schrift gefördert, die Revolution des Volkes gewinnt neuen Raum, weil die Verwandlung des Menschen gefördert wird, in der allein künftige Gestaltung sich vorbereitet.

Thier

Biographisches und Autobiographisches

Zwanglos, ohne Anspruch auf Auswahl seien hier ein paar z. T. schon länger vorliegende Besprechungen von Werken geboten, die biographisches und autobiographisches Material zu einigen Schriftstellern und Dichtern bringen. D. S.

H. C. Andersen

Karl Larsen, H. C. Andersens Leben ohne Dichtung. Mit zahlreichen Illustrationen. Berlin 1926, W. de Gruyter. 175 Seiten Preis geb. 8.— RM.

Sonderlich wie dieser Dichter ist sein Nachruhm. Die Dramen und Romane, an welche er den ganzen Ehrgeiz wandte, gelten den Lebenden nicht mehr viel. Die Märchen, die er als untergeordnete Produkte ansah, beglücken heute noch die Kinder bis nach Japan und Indien hin. Es ist die Beigabe eines Lebenswerkes, die dem Schöpfer eine schönere Unsterblichkeit erwarb, als er sich so heiß wünschte und träumte. Und wir Großen wollen gerne eingestehen, daß auch wir bezaubert und gerührt sind von den wohllautenden, zarten, herzlichen und sentimentalen Geschichten, die wir den Kleinen vorlesen.

Nach dem Leben des Dichters wird in der Bücherei selten jemand fragen. Man verweist ihn auf Andersens eigene Darstellung „Das Märchen meines Lebens ohne Dichtung" (1846), das seinen Aufstieg vom Proletarierjungen zum Fürstenfreund und berühmten Mann — übrigens nicht ganz ohne Dichtung — erzählt. Einem gebildeten Leser soll man nun auch das vorliegende Buch zeigen. Als wissenschaftliche, dokumentarische Biographie fesselt es zwar nicht in dem Maße wie die rein erzählende, doch bleibt es diesem Ideal nahe. Es untersucht nicht, es analysiert nicht, es diskutiert nicht, es fällt keine Urteile: es berichtet, es belegt, es illustriert mit ebenso großer Sachlichkeit und Takt als Liebe zur Figur. Zudem ist es noch in einer anderen Hinsicht beachtlich. Die innigen geistigen und literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark dokumentieren sich gerade an dem

Beispiel Andersen ganz einleuchtend. Unter der Hand aber verwandelt sich die Arbeit mit Hilfe des ausgezeichneten Bildmaterials zu einer kleinen kulturgeschichtlichen Studie über das geistige Leben im 19. Jahrhundert.

Hoyer

Joseph Conrad

Joseph Conrad, Lebenserinnerungen. Deutsch von E. McCalman. Berlin 1928, S. Fischer. 218 Seiten. Preis 3.50 RM.

Wer Conrad kennt und schätzt, wer mindestens drei, vier seiner Romane gelesen hat, wird sich auch über die „Lebenserinnerungen" freuen. Er wird sich nicht wundern über die Freiheit, mit der die zeitliche Ordnung der Geschehnisse durchbrochen ist, nicht über die Abschweifungen in allgemeine Gedankengänge, denn er wird die „Erinnerungen" lesen, wie er vordem die Dichtungen Conrads las. Da findet er also den wirklichen Conrad, der uns in mancherlei Verkleidung — das ist nicht schwer zu sehen — in seinen Romanen schon begegnete: einen selbstbewußten Gentleman voller Menschlichkeit, gefühlsstark und beherrscht, auf eine elegante Weise romantisch, ein wenig gravitätisch und tonvoll in der Sprache. Über seine Herkunft und seinen Lebensgang wurde in den „Heften" bereits berichtet (12. Band, S. 277). Hier hat nun Conrad die Entstehungsgeschichte seines ersten Romans wundervoll verquickt mit Bildern aus seinen Fahrten, mit Erinnerungen an sein Geschlecht und seine Jugendzeit in Polen, und auch mit der Erfahrung seiner poetischen Arbeit. Es sind nicht einmal viele Dinge, die er aus seiner Entwicklung herausstellt, aber es sind Ereignisse, Handlungen, die unbedingte Klarheit über ihn verbreiten. Das Merkwürdigste ist bei alledem, daß er sich nicht imstande fühlt, zu motivieren, wie er Schriftsteller wurde. Aber dafür findet man eine Anzahl Seiten, wo unser „machtvoller Träumer", wie ihn ein französischer Kritiker charakterisiert, über seine poetische Weltansicht und den Romanschriftsteller überhaupt mit völliger Sicherheit spricht. Und das ist entschieden wichtiger.

Hoyer

Friedrich Hebbel

Elise Lensing, Briefe an Friedrich und Christine Hebbel. Herausgegeben im Auftrage des Hebbel-Museums in Wesselburen von Rudolf Kardel, Archivar am Museum. Berlin 1928, B. Behrs Verlag. 254 Seiten mit Bildern und Faksimiles. Preis 7.— RM.

Wem Hebbel als Dichter groß, als Mensch problematisch oder trotz aller Mängel einer Neigung wert erschienen ist, wird an der Persönlichkeit der Elise Lensing Interesse, an dem Problem Lensing-Hebbel einen Gegenstand dauernd schwankender Gefühle gehabt haben. Da nun doch, entgegen bisherigem bedauernden Verzicht, Elises Briefe der Gegenwart erhalten geblieben und hier endlich der Öffentlichkeit zugängig gemacht worden sind, haben wir die Möglichkeit, die schwankenden oder verschwimmenden Linien des Verhältnisses neu nachzuziehen. Vieles wird klarer: Hebbels problematische Natur, Elises zwar schlichtere, aber auch komplizierte Seelenstruktur. Beide werden stellenweise entlastet, stellenweise aber auch belastet. Besonders zu denken geben die beiden beigefügten graphologischen Deutungen der Handschrift Elisens durch zwei so beachtenswerte Deuter wie L. Klages und S. Römer. Im ganzen zutreffend und die Hebbelforschung weiterführend, ist Kardels einleitender Aufsatz doch von dem Gefühl getragen, daß ein seelisches Ge-

heimnis wie das vorliegende immer nur einen Schritt weiter, nie ganz erhellt werden kann. Das Buch gehört in jede Bücherei, die Hebbels Werke enthält; es ist die interessanteste Veröffentlichung über Hebbel im letzten Menschenalter, weil es rein sachliches, objektives Material bringt.

Tränckner

Rudolf Kardel, Hebbel-Dokumente. Unveröffentlichtes aus dem Nachlaß. Heide 1931, Westholsteinische Verlagsanstalt. 175 Seiten. Preis geb. 3.50 RM.

Fast alles, was über, zu und von Hebbel veröffentlicht wurde, wirkt auf den Leser abkühlend oder aufreizend ein; sein spekulierendes, unausgeglichenes, herrisches, egozentrisches Wesen läßt selten den Bewunderer des Dichters zum Freunde werden. Hier ist ein andrer Eindruck vorherrschend: freundlich lächelnd schreitet der Dichter auf dem Titelblatt daher, freundlich lächelnd, fürsorglich, taktisch klug und taktvoll, so schreitet er durch das Buch hin, durch diese kleine Biographie, die der — uns schon durch die Lensing-Veröffentlichung bekannte — Archivar des Dithmarscher Hebbelmuseums feinsinnig aus den zahlreichen neuen Briefen und seinen einführenden oder erläuternden Zwischenfügungen hergestellt hat. Wir empfehlen das (übrigens auch wissenschaftlich bedeutsame) Buch für Leser, die sich an die großen Briefwechsel- und Tagebücher-Sammlungen noch nicht heranwagen sollten, wie für alle Hebbel-Leser und Bewunderer.

Tränckner

Hermann Hesse

Hermann Hesse, Die Nürnberger Reise. Berlin 1927, S. Fischer. 124 Seiten. Preis 3.— RM.

Eine Anzahl Nötigungen mußten sich erst vereinigen, ehe sie den menschenscheuen Dichter aus seinem Versteck herauskriegten und zu dieser Vortragsreise nach Deutschland bewegen konnten. Denn Hesse kennt seine desparate Natur zu genau, um sich arglos auf derartige Abenteuer einzulassen. Also nachdem er — für uns sehr ergötzlich — den nötigen inneren Anlauf genommen und all seine subtilen Ressentiments sorgfältig mit eingepackt hat, geht's auf die Tour, Nürnberg via Ulm. Eine Schwierigkeit besteht darin, daß es Hesse als menschenunwürdig empfindet, länger als fünf Stunden in einem Zug zu verbringen. So ist er genötigt, sehr oft Station zu machen, bei Freunden einzukehren und mit Wein und Gesprächen seine kleinen, immer persönlichen Sensationen zu bestehen. Und davon, nämlich immer von sich, von seinen melancholischen und pessimistischen Zuständen erzählt er, von seinen zahllosen Hemmungen und Sonderheiten, von seiner gründlichen Abneigung gegen die Zivilisation, von seinen Zweifeln an der zeitgenössischen deutschen Literatur (auch an den eigenen Arbeiten). Hier eine Probe seiner klugen Randbemerkungen zur Zeit: „Ich bin auch hierin ein unmoderner Mensch, daß ich Gefühle und Sentimentalitäten nicht verwerfe und hasse, sondern mich frage: Womit erleben wir denn eigentlich, wo spüren wir das Leben, wenn nicht in unseren Gefühlen? Was hilft mir ein voller Geldsack, ein gutes Bankkonto, eine flotte Bügelfalte und ein hübsches Mädchen, wenn ich dabei nichts fühle, wenn meine Seele sich nicht rührt? ... Vom Dichter aber verlangt die jüngste Zeit, und manche junge Dichter verlangen es selbst von sich, daß sie gerade das, was den Dichter ausmacht, die Erregbarkeit der Seele, die Fähigkeit zu lieben und zu glühen,

sich hinzugeben und in der Welt der Gefühle das Unerhörte und Übernormale zu erleben — daß sie gerade diese ihre Stärke hassen und sich ihrer schämen und sich gegen alles wehren sollen, was ‚sentimental' heißen könnte. Nun ja, mögen sie es tun; ich mache nicht mit, mir sind meine Gefühle tausendmal lieber als alle Schneidigkeit der Welt, und sie allein haben mich davor bewahrt, in den Kriegsjahren die Sentimentalität der Schneidigen mitzumachen und für die Schießerei zu schwärmen." — Dem Wesen Hesses gibt das liebenswerte und flüssig geschriebene Büchlein weder neue noch bedeutendere Maße.

Hoyer

Rudolf Huch

Rudolf Huch, Aus einem engen Leben. Erinnerungen. Leipzig 1924, Bernhard Steffler Verlag. 123 Seiten und 2 Tafeln. Preis 2.50 RM.

Ricarda Huchs Bruder ist ein guter Erzähler. Was er von seinem Leben berichtet, führt den Leser in die gut-bürgerlichen Verhältnisse um Braunschweig zur Zeit des Kaiserreichs. Allerdings war die Familie Huch etwas Besonderes an Temperament, Begabung und Lebensauffassung, die sich von der niedersächsischen Umgebung zuweilen kräftig abhebt. Rudolf Huch löst seinen Bericht in lauter kleine, teilweise vollkommene, immer aber fesselnde Einzelgeschichten und Anekdoten auf. Ein großer Kreis von Freunden und Bekannten, von seiner Studienzeit bis zum Kriege, taucht neben der Verwandtschaft auf: Juristen, Ärzte, Offiziere usw. Ihr Wesen und Geschick ist, mit melancholischem Humor durchsetzt, liebevoll gezeichnet. Wenn auch die persönliche Eigenfärbung eines schlichten, aber sehr aufmerksamen Lebensberichtes immer deutlich hervortritt, so übertönt er doch die sachliche und charakteristische Schilderung einer Gesellschaftsklasse nicht. Ohne daß besondere, denkwürdige Begebenheiten hinzutreten, entsteht ein Bild der Zeit in kleinen, aber unverwischbaren und lebendigen Einzelzügen.

Kautzsch

Hermann Löns

Der unbekannte Löns. Gespräche und Erinnerungen von Hermann Knottnerus-Meyer. Jena 1928, Eugen Diederichs. 177 S. Preis 3.50 RM.

Dem Klatsch über Löns einen Damm zu ziehen, schreibt ein treuer Freund diese Erinnerungen nieder. Vermutlich stützen sie sich auf Briefe des Dichters und Aufzeichnungen des Verfassers, denn in den meisten Partien kommt Löns selbst zu Wort. Auf diese Art entsteht zwar keine reine Biographie, aber aus Mosaiksteinen wohl ein Charakterbild in erwünschter Wahrhaftigkeit. Polemik und Verteidigung haben es bisher genugsam verzerrt. Knottnerus-Meyer hält sich zurück und wirbt nur um menschliches Verstehen für ein ungebärdiges, oft mißdeutetes Temperament. Es ist auch nicht uninteressant, was da an mannigfachen Äußerungen und Gedankensplittern Löns' über Politik, Kultur, Kunst, Sitte usw. gesammelt ist. Paradoxa, in denen wahre Einsichten mit ebensoviel unhaltbaren Behauptungen sich vermischen. Da bleibt wirklich nur die Erklärung, daß Löns immer ein Kind gewesen sei, dessen Verstand nur im Dienste seines Affektes und Willens arbeitete, ein krankes Kind oder ein cholerischer, unkonventioneller, räsonierender Subjektivist. „Da Löns, selbst wenn er ruhig und friedlich war, nicht die Art hatte, die Themata und Probleme geschlossen und erschöpfend zu behandeln, sondern, immer von einem ins andere übergehend, oft durch

ein Wort nur angeregt, eigentlich immer nur improvisierte und zwanglos aneinandergereihte Ansichten und Ideen, durchsetzt mit Wortspielen und ständigen Redensarten, vom Hundertsten ins Tausendste kommend, von sich gab, so verloren die Zuhörer meistens den Faden, und es endete häufig damit, daß um irgendeine Behauptung oder Bemerkung ein Disput entstand. Der nahm häufig recht bissige Formen an.“ Dem Leser des Buches würde es kaum anders gehen als den Zuhörern, wenn ihm nicht der Verfasser mit bedachten Verknüpfungen und Erläuterungen zu Hilfe käme und die feindlichen Züge zu einem einzigen, ungewöhnlichen Gesamtcharakter vereinte.

Hoyer

Wilhelm Schäfer

Wilhelm Schäfer, Lebensabriß. Dritte Auflage. München 1928, Georg Müller. 84 Seiten. Preis 2.00 RM.

Wilhelm Schäfer gehört zu der kleinen Zahl der Autoren, die sich nicht um literarische Mode und Marktgeschrei kümmern. Er „beliefert“ nicht, er deckt nicht eine „Nachfrage“; denn er gehorsamt einer Berufung, und zwar so bitterernst, daß er sich selbst in die Gefahr bringt, unter ihr zu stürzen. Das schöne Zeugnis dieser seltenen und wenig Vorteil bringenden Auffassung ist der Lebensabriß, den Schäfer in seinem 50. Jahre verfaßte und jetzt, im sechzigsten, noch einmal weiterführt. Eine Selbstbiographie, die alles Zufällige, Unrichtige, Persönliche überwindet und ausscheidet. Auch beschäftigt sie sich mit den Zeitereignissen nur, soweit sie Schicksal wurden, in der Hauptsache aber mit seinem inneren Wachstum, mit dem Weg seines Geistes und der Arbeiten, in denen er Gestalt fand. So unansehnlich der äußere Lebenslauf erscheint, der innere ist wahrhaftig eigenartig und des Nachdenkens wert; der Vierzigjährige beginnt mit J. P. Hebel erst sein künstlerisches Dasein, stellt sich — durch den Krieg schwer in seinem Gewissen betroffen — die Aufgabe des Dichters als eines Sprechers der Volksseele und Predigers der Kultur, arbeitet — weitab von Ehrgeiz und Ruhmsucht — im Dienste der Gemeinschaft und gelangt zu seiner Form, zur Strenge, zum Sinnbild. So steht in diesem Abriß der Rechenschaftsbericht eines unerbittlich gewissenhaften, suchenden Deutschen. In Demut und Bescheidenheit prüft er nach, was sein Leben sollte und konnte. Auch Irrtum und Unvermögen entgehen ihm nicht, er kennt sie genauer als ein anderer. Ob Schäfer den rechten, dem Geist den gangbaren Weg zeigt? Die Lager antworten verschieden. Aber keine Antwort wird die Ehrlichkeit und Beispielhaftigkeit des Charakters und Bemühens selbst in Frage stellen.

Hoyer

Soziologie

(Fortsetzung)

Im Anschluß an die Soziologie-Besprechungen in Nr. 6 des XV. Bandes 1931 der „Hefte“ (S. 366) werden heute weitere wichtige Werke der Soziologie angezeigt. Die jüngste soziologische Literatur soll noch im Laufe dieses Jahrganges hier besprochen werden. D. S.

Alfred Weber, Ideen zur Staats- und Kultursoziologie. Karlsruhe 1927, G. Braun. 142 Seiten. Preis 6.20 RM. (Probleme der Staats- und Kultursoziologie.)

Dieser erste Band einer angekündigten Reihe von Veröffentlichungen zur Kultursoziologie enthält einige programmatische Aufsätze Alfred Webers

und eine Reihe von „Ideensplittern", kurzen Aufsätzen über Mommsen, über den Beamten usw., die gewissermaßen Übungsbeispiele für die im ersten Teil gewonnenen und verkündeten Sätze sind. Der programmatische Teil läßt erkennen, daß Soziologie bei Alfred Weber im Grunde als eine umfassende Morphologie der Weltgeschichte verstanden wird. (Ob und in welcher Weise seine Lehre vom Gesellschafts- und Zivilisationsprozeß sich dem fügt, kann hier nicht erörtert werden.) Das Wort „Morphologie" soll dabei in dem Sinne verstanden werden, in dem Goethe es in seiner Naturbetrachtung anwendet. Es handelt sich also nicht darum, Gesetze des historischen Geschehens zu finden, auch soll nach dessen Ursachen nicht gefragt werden. Die Aufgabe dieser Soziologie erschöpft sich in der Beschreibung solcher Epochen der Geschichte, in denen das gesellschaftliche Leben über das, was als sein Grund angesehen wird — der durchgehende Gesellschafts- und Zivilisationsprozeß —, hinauswuchs zur Gestalt und die widerstrebenden Kräfte sich banden in dem Sinngefüge, das wir Kultur nennen. Nun darf das nicht in der Weise mißverstanden werden, als handle es sich um ein rein ästhetisches Spiel. Nietzsche schreibt einmal: „Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangene deuten." Weber würde in diesem Satze sein Ziel erkennen und ergänzend sagen, daß dieses Denken zugleich der Gegenwart ihren Ort in der Geschichte des Lebendigen anweist. Mehr als diese Orientierung will er nicht geben. Prognose der Zukunft zu geben, wie Spengler es tut, lehnt er genau so ab wie die Forderung nach „reiner" Erkenntnis, wie sein Bruder Max Weber sie verstand. Da die Kulturen aber jetzt und von hier aus betrachtet werden, so blicken wir gewissermaßen zurück, die Gegenwart messend, richtend und auf ihr eigenes Formgesetz verweisend.

Ob diese Soziologie heute möglich und notwendig ist, stehe dahin. Der Versuch geht aber nicht allein die Fachwelt, sondern jeden am Problemkreis Kultur und Gegenwart Interessierten an. Die geistreiche, lebendige, wenngleich zuweilen reichlich aphoristische Art Webers hilft dazu, Schwierigkeiten zu mildern.

Auf jeden Fall ist zu erwarten, daß das Buch seine Leser finden wird. Diese werden es sicher begrüßen, wenn sie noch hingewiesen werden auf den 55. Band des Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, wo Weber am Beispiel Ägyptens und Babylons einen ersten Versuch der Verwirklichung seines Programms unternahm.

Thier

Othmar Spann, Gesellschaftslehre. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Leipzig 1923, Quelle & Meyer. 594 Seiten. Preis 8.— RM.

Allen Schriften Othmar Spanns ist es eigentümlich, daß sie ausgehen von der Konstatierung eines schroffen Gegensatzes, von ihm als der zwischen Individualismus und Kollektivismus bezeichnet. Individualismus ist ihm dabei die Lehre, die ausgeht von dem Einzelindividuum, die diesem eine Kraft und Mächtigkeit zuspricht, vermöge deren es fähig ist, mit anderen Individuen sich zu vereinigen und mit ihnen in „Wechselbeziehungen" zu treten. Diese Lehre, deren Darstellung Spann allerdings kaum je anders als leicht karikierend gelingt, ist für ihn falsch und verderblich; sie zu bekämpfen, wenn möglich zu vernichten, sein in immer neuen Wendungen formuliertes Ziel.

Ihr gegenüber entwickelt er eine andere, von ihm „Universalismus" genannte Lehre. Sie geht nicht aus vom Individuum, sondern vom Ganzen der Gesellschaft (die als eine geistige Ganzheit zu denken ist). Diese Ganzheit

ist früher da als ihre Teile. Es ist also, um ein Beispiel zu geben, nicht so, daß eine Frau dadurch Mutter wird, daß eine Reihe von Wechselbeziehungen psychischer Art sie mit einem von ihr geborenen Wesen verbinden, sondern: die Ganzheit des Mutter-Kind-Verhältnisses war logisch und ideell früher da und bildete sich in diesen beiden Menschen ihre Glieder, indem sie sich in ihnen verwirklichte. Die Mutter wird am Kind zur Mütterlichkeit „erweckt" und das Kind an der Mutter zur Kindhaftigkeit. „Erweckt werden und erwecken bildet das Wesen der geistigen Gemeinschaft oder, wie wir sie auch nennen wollen, der Gezweiung." Die unzähligen „Gezweiungen" stehen nun unter sich in Verbindung. Jede weist auf andere und über sich hinaus. So bilden sich die Stände des Volkes, über ihnen als „Stand der Stände" der Staat, und noch über diesen weisend gibt es die „Abgeschiedenheit", das Leben in Gott, in dem der hierarchische Aufbau sich vollendet. Wie stark mittelalterliche Vorstellungen und Lehren an dieser Gesellschaftstheorie mitwirken, ist hier am deutlichsten erkennbar. Weitere Kronzeugen findet Spann in der deutschen Romantik, im deutschen Idealismus, bei Plato usw.

Gegen diese Gesellschaftslehre läßt sich viel Kritisches sagen. Man kann wahrscheinlich nachweisen, daß Spanns Behauptung, daß er durch eine Erschließung der gesellschaftlichen Phänomene selbst zu seiner Theorie kam und die philosophischen Folgerungen sich erst als Folge einstellten, unrichtig ist. Es läßt sich zeigen, wie widersprechend und unzureichend die Eingliederung der Geschichte in diesem System ist, wie die Zweiteilung alles gesellschaftlichen Denkens in individualistisches und universalistisches den Tatsachen Zwang antut usw. Hier ist nicht der Ort, diesen Fragen nachzugehen. Denn so viel ist gewiß: Spann hat der Gesellschaftslehre zweifellos wichtige Impulse erteilt, er hat Gesichtspunkte geltend gemacht, die allzulange unberücksichtigt blieben, und fruchtbare Problemstellungen und Methoden erstmalig oder erneut aufgewiesen. Und diese Verdienste bleiben ihm selbst dann, wenn sein System nicht die große Wende bringt, die er von ihm erwartet. Vielleicht ist es mehr Ausdruck einer geistigen Wende als Ursache einer solchen. Doch gleichwohl: es ist so reich an lebendigen Spannungen, so bedeutend im Entwurf und so richtungweisend, daß es in der volkstümlichen Bücherei auf jeden Fall vorhanden sein muß.

Thier

Othmar Spann, Der Schöpfungsgang des Geistes. Die Wiederherstellung des Idealismus auf allen Gebieten der Philosophie. I. Teil: Seinslehre, Gotteslehre, Geisteslehre, Naturphilosophie, Ideenlehre. Jena 1928, Gustav Fischer. 615 Seiten. Preis 16.— RM. (Herdflamme. Ergänzungsbände. Band 3.)

In diesem Werke versucht Othmar Spann, die philosophischen Folgerungen oder Voraussetzungen — je nachdem man es versteht — seiner Gesellschaftslehre auszubauen zu einer umfassenden Darstellung der Philosophie. Zu einer eingehenden Besprechung des Werkes müßten wohl erst der oder die weiteren Bände abgewartet werden. Eine solche — zu der der Referent sich auch nicht für berechtigt hält — soll nun hier gar nicht versucht werden. Schon der erste Band vermittelt den zwingenden Eindruck, daß dieses Werk, in dem die sektiererischen Tendenzen Spanns außerordentlich deutlich zutage treten, für die volkstümliche Bücherei nicht in Frage kommt. Es lassen sich schwer die Leser denken, die den ungeheuren Stoff in für sie fruchtbarer Weise zu bewältigen imstande sind. Daher ist es wohl

ratsam, von der Anschaffung des Buches abzusehen. Sollte die „Gesellschaftslehre“ Spanns größere Beachtung finden, dann dürfte eher zu überlegen sein, ob von den übrigen Werken Spanns nicht seine „Kategorienlehre“ angeschafft werden müßte.

Thier

Jakob Baxa, Gesellschaftslehre von Platon bis Friedrich Nietzsche. Eine dogmengeschichtliche Einführung in die gesellschaftswissenschaftlichen Theorien. Leipzig 1927, Quelle & Meyer. 135 Seiten. Preis geb. 1.80 RM. (Wissenschaft und Bildung.)

Jakob Baxa ist Schüler von Othmar Spann und schwört unbedingt auf des Meisters Wort. Das sei ihm unbenommen. Leider hat er aber nicht die Fähigkeiten, die jenen bei aller schroffen Einseitigkeit zu einem sehr fruchtbaren Denker machen. Spann lehnt alle mechanische Betrachtungsweise in den Gesellschaftswissenschaften (und nicht nur da) ab, ja er haßt sie. Als Programm und Vorsatz findet sich beides auch bei Baxa. Praktisch führt er aber den Beweis, daß man auch antimechanische Begriffe mechanisch, geistige ungeistig anwenden kann. Das Resultat ist dann eine Abstempelung aller gesellschaftlichen Theorien in individualistische und universalistische, und das heißt hier zugleich in böse und gute. (Übrigens lassen sich gegen manche Zuordnungen Baxas sehr lebhafte Einwendungen erheben.) Zu einer individualisierenden — das heißt ja nicht individualistischen — Erfassung der einzelnen Denker kann es dabei natürlich nicht kommen. Baxa bewährt hier, was er schon bei seinem Werke über die Gesellschaftslehre der Romantik zeigte, daß auch ein in sich lebendiges Problem flach und langweilig dargestellt werden kann. Die „Einführung in die romantische Staatswissenschaft“ werden große Büchereien des wichtigen Themas wegen dennoch einstellen. Sie dürfen das um so eher tun, als sie in Carl Schmitts ungleich tieferem Buche über die „Politische Romantik“ ein Gegengewicht besitzen. Die vorliegende Schrift muß aber abgelehnt werden, obwohl leider eine andere einführende Darstellung des wichtigen Themas nicht besteht.

Thier

Hans Freyer, Theorie des objektiven Geistes. Eine Einleitung in die Kulturphilosophie. Zweite, durchgesehene und teilweise veränderte Auflage. Leipzig 1928, B. G. Teubner. 153 Seiten. Preis 4.50 RM.

„Kulturphilosophie ist die Prinzipienlehre der objektiv-geistigen Welt. Sie fragt, was objektiver Geist sei, und sucht das kategoriale Gefüge seiner Formen.“ Zum Unterschied von der bloßen Ausdrucksbewegung wird in eingehender, feinsinniger Analyse aus der darstellenden Gebärde, aus ihrem sinnhaltigen Zeichencharakter die Struktur des objektiven Geistes theoretisch konstruiert. Mit Simmels Begriff „Wendung zur Idee“ wird die erreichte schmale Basis so ausgeweitet, daß nun der Aufbau der ganzen Wirklichkeitssphäre „objektiver Geist“ erfaßt wird. Am Beispiel vom Sinngehalt der kapitalistischen Wirtschaftsordnung werden die Deutungsweisen (gegenständliche und physiognomische) vorgeführt. Das eigentliche Gebilde des Geistes macht erst die Formwerdung. F. führt fünf Haupttypen dieser an: Gebilde, Gerät, Zeichen, Sozialform, Bildung. Der abstrakte Aufriß vom objektiven Geist als Sein wird in einem zweiten Teil in seinem eigentlichen Charakter: objektiver Geist als Prozeß gezeigt. Der seelische Kreislauf des Verstehens und der Prozeß des Schaffens bewegen sich in der Spannung von Seele und Werk. Die Verselb-

ständigung objektiv-geistiger Formen schafft das kulturphilosophische Problem der Tradition und der Revolution. Im dritten Teil wird objektiver Geist als System behandelt. Dort wird die Frage nach der Einheit der Gesamtkultur aufgeworfen. Grundhaltung des Menschentums wird als weltanschauliches Apriori der Kultur aufgestellt. Die Gliederung der Kultureinheit als System der Kultursysteme wird als Problem nur angedeutet, indem auf den Strukturbegriff des Lebens zurückgegangen wird.

Freyer steht mit diesem Werk in einer Linie mit Litt. Beide versuchen, „durch Zurückgreifen auf die Phänomenologie den aufblühenden kulturphilosophischen Forschungen die systematische Grundlegung zu geben, um die Dilthey bis zum Ende ohne vollen Erfolg gerungen hat". Das Buch läßt sich gut lesen. Es gibt die beste Antwort auf die Frage nach dem Begriff des Geistes und der Kultur. Insofern ist es eins der gegenwartsphilosophischen Grundbücher für den sinnenden Laien.

Götze

Hans Freyer, Der Staat. Zweite Auflage. Leipzig 1926, J. Wiegandt. 216 Seiten. Preis 5.50 RM.

Das Buch ist wie eine Wissenschaftsdichtung — im Sinne einer durch Erkenntnis angetriebenen, werklich wie sprachlich schön durchgeformten Deutung. Nur dürftig läßt sich hier die Fabel dieser kulturphilosophischen Erkenntnis darstellen.

Der Grundgedanke: Der Geist ruft uns zum Staat, der Staat bewegt sich zum Geist. — Die Gedankenlinie: Das Leben besinnt sich, es wendet sich zum Geist und schafft Kultur. Im Kreis der Gemeinschaft, in deren Mitte der Held steht, setzt der Geist aus den noch lebengebundenen Formen des Mythos, des Kultus und der Sprache das Gefüge des Glaubens. In seinem zweiten Stadium zerbricht der Geist dieses wieder und baut, dem innern Gesetz seiner Entwicklung folgend, das spannungsreiche Gefüge des Stils. Die neuen Formen der Kultur: Wissenschaft, Kunst, Recht sind vom Leben abgelöst, zu eigenem System isoliert. Herrschaft bindet die Gesellschaft und scheidet in Herren und Hörige. Erst in der politischen Wendung zum Staat ist der Geist am Ziel. Er schafft durch die Hand des Führers das Gesamtgebilde Volk, auf dieses bezieht er die Formen der Kultur zurück, er verbindet sie zur Einheit des Reiches.

Der Weg des Geistes zum Staat vollzieht sich als wirklicher Gang der Kultur. Der Weg des Staates zum Geist ist die zeitlose Tendenz von leerer Macht zu erfülltem Sinn. Zu äußerst ist der Staat Macht, die ihren Raum durch Krieg schafft und erhält. Im Mittelstück seines Wesens ist der Staat Gesetz als notwendige Gegenkraft zur Freiheit seiner Bürger. Das Gesetz aller Gesetze ist die Verfassung, als ursprüngliche Gültigkeit ist sie das Prinzip der Legitimität zur Bildung des Reiches. Dort sind Form und Sinn eins. Die Geschichte eines Staates ist sein Fortschritt in der Offenbarung seines Sinnes. Der letzte Gedanke: Das Wesen des Abendlandes und sein Schicksal ist nicht ein Einheitsreich, sondern eine Vielheit nationaler Kulturen.

Das Buch ist wegen seiner „schönen" Gestaltung als Wissenschaftswerk beargwöhnt und wegen seiner Entscheidungen mißfällig beurteilt worden. Zumal politischerseits wandte man sich gegen die „Staatsmetaphysik", gegen die nichtpazifistische Einstellung zum Krieg, gegen die Abweisung der Idee einer europäischen Staateneinheit. Das Buch schwebt im Streit der Meinungen (wobei die Gedanken leider immer unter ihr Niveau gedrückt werden!). „Die Notwendigkeit des Staats begriffen haben, heißt den Willen der Generation zu seiner Verwirklichung aufrufen." Über einen Aufruf kann erst die Zukunft

entscheiden. Es sind Anzeichen da, daß Freyers Staatsidee von der Mitte einer politisch aktivierten jungen Generation als Wille aufgenommen wird.

Daß es so schwungvoll geschrieben und kunstvoll durchgeformt ist, macht das Buch trotzdem nicht zu einer leichten Lektüre. Sein gedanklicher Reichtum will besinnlich nachgedacht werden. Die Frucht ist dann Erkenntnis, die bei dem, der dazu „bereit" ist, ins Ethos umschlägt.

Götze

Siegfried Landshut, Kritik der Soziologie. Freiheit und Gleichheit als Ursprungsproblem der Soziologie. München 1929, Duncker & Humblot. 159 Seiten. Preis 8.— RM.

Der eigentlichen Besprechung vorangehen darf ein Hinweis darauf, daß der Titel der Schrift schlecht gewählt ist. Gewiß, es handelt sich um Kritik, aber nicht „der" Soziologie, sondern der (nach des Verfassers Meinung) sich selbst mißverstehenden Soziologie. Das Ziel der Kritik ist so nicht Destruktion der Soziologie, sondern der Aufweis ihres echten Ansatzpunktes, ihrer Funktion und ihres wirklichen Problemkreises.

Max Weber hat einst der Soziologie die Aufgabe gestellt, daß sie uns helfe und uns ermögliche, „die uns umgebende Wirklichkeit des Lebens, in welches wir hineingestellt sind, in ihrer Eigenart zu verstehen". Damit erneuerte er eine wissenschaftliche Haltung, die vor ihm Lorenz von Stein und Marx hatten. Beide kamen gleich Max Weber dazu, weil sich ihnen die Fraglichkeit ihrer gesellschaftlichen Wirklichkeit deutlich enthüllte. Ihre Wissenschaft versteht sich darum als der „zu Wort gekommene Widerspruch der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit selbst". Insofern ist sie echte Soziologie, und nur insofern heutige Soziologie diesen Ausgangspunkt gewinnt, trägt auch sie diesen Namen zu Recht.

Das zuletzt Entwickelte ist bereits Referat über einen — den wesentlichsten — Teil des Inhalts des besprochenen Buches. Es zeigt dessen positives Ziel. Hinzuzufügen ist, gegen wen sich die „Kritik" richtet. Sie gilt der Soziologie, die das historische Geschehen aus ihren Begriffen ausschied und Soziologie so zu einer letzthin unverbindlichen gesellschaftlichen Formenlehre oder einem ebenso unverbindlichen Beziehungssystem macht. (Daß dabei auch „die Sicherung des Weberschen Frageansatzes gegen seinen eigenen Abfall" vorgenommen werden muß, darf besonders hervorgehoben werden).

Dem Charakter der Arbeit entspricht es, daß die Kritik sich an wenigen, aber bezeichnenden Beispielen genügen läßt. (Ob diese immer ganz geschickt gewählt wurden und ob die Kritik jedesmal ins Schwarze trifft, stehe dahin.) Sie wird wesentlich ergänzt durch einen ausgezeichneten historischen Bericht. Zu ihm wird an der Geschichte des Freiheits- und Gleichheitsproblems gezeigt, wie die abendländische Gesellschaft in die Fraglichkeit hineinwuchs, die Soziologie forderte und ermöglichte.

Das scharfsinnige und gerade durch die Themenverbindung anregende und fördernde Werk ist Eduard Heimann gewidmet. Unschwer lassen sich auch zu dessen letzter Arbeit über die „Soziale Theorie des Kapitalismus"[1] Verbindungslinien ziehen. Aber auch Freyers „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft" zielt in ähnliche Richtung. Vielleicht darf in dieser Verbindung von in anderer Hinsicht durchaus nicht am gleichen Strang ziehenden Forschern ein bedeutsames Sympton für eine sich vollziehende Wandlung der Soziologie erblickt werden. Wird diese dabei konkreter, so wird das vor

[1] Siehe S. 92 des XV. Bandes 1931 der „Hefte". D. S.

allem auch den soziologischen Werken zugute kommen. Diese werden dann — das besprochene und die letztgenannten Werke beweisen und bestätigen das — bildungswirksamer, weil sie unmittelbar auch die eigene Existenz in die Fragestellung einbeziehen.

Thier

Gesellschaft und Wirtschaft

Gesellschaft und Wirtschaft. Bildstatistisches Elementarwerk. 100 farbige Bildtafeln. Leipzig 1930, Bibliographisches Institut. 100 meist farb. Tafeln, 30 Bl. Erklärungen. Preis in Leinenmappe 65.— RM.

Das Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum in Wien will mit diesen hundert Karten ein Elementarwerk über Produktionsformen, Gesellschaftsordnungen, Kulturstufen und Lebenshaltungen schaffen. Das Bemerkenswerte dieses Versuchs liegt darin, eine große Menge gerade für den Arbeiter bedeutsamen Wissensstoffes in bildhafter Darstellung zu geben. Um die vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten deutlich zu machen, sei hier zunächst der Inhalt kurz angegeben:

Das geschichtliche Werden der gegenwärtigen Weltlage ist auf etwa zwanzig Karten dargestellt: Die Entwicklung der ältesten Kulturen in den Flußtälern des Nil, Euphrat und Tigris, Ganges und Hoangho; es folgt das Mittelmeerkapitel, die Vereinheitlichung des Mittelmeergebietes im Römerreich, dessen gewerbliche Produktion, die Stadt- und Bevölkerungsentwicklung. Mit dem Einbruch der Araber wird das Mittelmeer zum Graben zwischen Islam und Christentum. — Auf der ersten Erdübersicht, Staaten und Bevölkerung um Christi Geburt, finden wir die Kulturzentren, deren Geschicke nun näher geschildert werden: Die altamerikanische, die indische und chinesische Kultur. — Die deutsche Geschichte begegnet uns kurz vor den großen Entdeckungen auf Karten der Stadt- und Klosterkultur. — Danach beginnt das Wachsen der großen Kolonialreiche. Wir sehen das britische Imperium 1783, 1880 und 1930. Durch die Erstreckung des französischen Kolonialreiches nach Süden wird das Mittelmeer, als englischer Hauptweg zum Indischen Ozean, zur Reibungszone zwischen England und Frankreich. Mit der Behandlung von Rußland und den Vereinigten Staaten schließt der geschichtliche Teil.

Die Darstellung des Weltbildes von heute beginnt mit einer Übersicht über die Staaten, besonders die Großmächte. Die Veränderungen der Verfassungs- und Staatsform, sowie die Stärkeverhältnisse der Parteien in den Parlamenten werden durch international vergleichende Darstellung ausgezeichnet beleuchtet. Angaben über den Völkerbund, Heeresstärken, Kriegsverluste und Rüstungen sind gerade jetzt besonders aktuell. — Einen breiten Raum nimmt der wirtschaftliche Stoff ein. Besonders eindrucksvoll ist die weltwirtschaftliche Arbeitsteilung zwischen der Agrar- und Industriewelt herausgearbeitet. Die weltwirtschaftliche Verflechtung wird vor allem deutlich auf den Karten zur Rohstoffwirtschaft. Wir finden nicht nur Erzeugungs- und Verbrauchsgebiete und Mengen der wichtigsten Nahrungsmittel, sondern auch der industriellen Rohstoffe. Zur Bewältigung des weltwirtschaftlichen Austausches steht ein ständig verbesserter Verkehrsapparat zur Verfügung, dessen Entwicklung und Gliederung gezeigt wird. Die moderne Entwicklung zur Monopolisierung wird berücksichtigt, ebenso die internationale Kapitalverflechtung auf Grund des auswärtigen Handels und der Reparationen.

Ein Drittel der Karten sind dem Menschen gewidmet, dem Schöpfer der Wirtschaftswelt und heute fast nur Leidenden in dieser Welt. Er leidet an der Bevölkerungsverteilung auf der Erde. Die Massen Europas, Chinas, Indiens verhungern, während in Südamerika, Afrika und Rußland riesige Räume fast unbewohnt sind. Er leidet an seiner Siedlungsform, den großen Städten; er leidet an seiner Gesellschaftsgliederung und in seinem Erwerbsleben. All das tritt uns entgegen, wenn wir die Karten über die Wohndichte, die Erwerbstätigkeit, die Gewerkschaften, die Reallöhne, die Arbeitslosen betrachten. Die vielen Einzelzüge werden zum Gesamtbild zusammengefaßt in Karten über die Entwicklung, die Gestaltung und die Verbreitung der Wirtschaftsformen auf der Erde.

Schon diese gedrängte Inhaltsübersicht zeigt, welche riesige Menge Stoff in diese hundert bunten Tafeln hineingearbeitet worden ist. Zusammenfassend ist zu sagen: Das Werk ist zu groß und zu teuer, als daß es ein Einzelner kaufen könnte. Aber seine Art, die Dinge darzustellen, die Wiener Methode — größere Mengen von Gegenständen werden durch eine größere Menge von Zeichen wiedergegeben — ist gerade für die Arbeiter- und die Erwerbslosenbildung außerordentlich wertvoll. Denn was dem wissenschaftlichen Betrachter auffällt, das Vermeiden der kurvigen Darstellung, ist gerade für den naiven Betrachter ein Vorzug. In den öffentlichen Büchereien hat das Werk in den Lesesälen seine Brauchbarkeit bereits erwiesen. Aber man sollte auch die Möglichkeit schaffen, dies wertvolle Material durch Ausleihe an Arbeitskreise, an Kursleiter für Volkshochschul- und Erwerbslosenkurse und gegebenenfalls auch an Einzelne in weiterem Umfang nutzbar zu machen.

Martin

Gesellschaft und Wirtschaft. Kalender 1932. Von H. C. B. Sommer u. Ad. Wm. Bauche. Berlin 1931, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung. 56 Bl. mit Abb. Preis 2.50 RM.

Die Herausgeber haben einen guten Einfall gehabt, als sie den Kalender in den Dienst der Arbeiterbildung stellten. „Zur Reife der Köpfe“, wie sie sagen, ist bitter nötig: Kenntnis der kapitalistischen Umwelt. Deshalb gibt es in diesem Kalender, der in diesem Jahre bereits zum drittenmal vorliegt, keine Mondscheinlandschaften und Frühlingsbilder, sondern Produktionszahlen, geschichtliche Darstellungen über die Entwicklung des Imperialismus, Statistiken über seine Rohstoffgrundlagen, Karten der großen Spannungsfelder. Deutschland ist besonders ausgiebig berücksichtigt mit seiner landwirtschaftlichen und industriellen Produktion, seiner Handels- und Zahlungsbilanz, seiner Verflechtung in die europäische und Weltwirtschaft. Soziale Tatbestände prägen sich gut ein, wenn man sie eine Woche vor sich sieht. Das gleiche gilt für das übrige reiche Material über die Gewerkschaftsbewegung und die Grundlagen unseres politischen Lebens. Der Standpunkt, von dem aus das Material zusammengetragen und dargestellt ist, ist eindeutig der des sozialistischen, in Partei und Gewerkschaft organisierten Arbeiters. Etwas Kritisches ist zu sagen: Die wertvollen Anregungen, die die Herausgeber der Wiener statistischen Methode verdanken, sind deutlich zu erkennen. Aber etwas sollten sie noch davon lernen: das Weglassen von Symbolen, die die Deutlichkeit der Darstellung schmälern, und nicht der Vorstellungswelt des Proletariats entstammen. Abgesehen von diesem Schönheitsfehler ist der neuartige Versuch gelungen: Wir haben einen Kalender für Proletarier, der für die politische und wirtschaftliche Schulung wertvolle Hilfe leistet.

Martin

Die deutschen Parteien

Sigmund Neumann, Die deutschen Parteien. Wesen und Wandel nach dem Kriege. Berlin 1932, Junker & Dünnhaupt. 139 Seiten. Preis 5.— RM. (Fachschriften zur Politik und staatsbürgerlichen Erziehung. Herausgegeben von E. von Hippel.)

Von vielen Darstellungen unseres Parteiwesens ist diese die wertvollste — jedenfalls in ihrer Art neu. Neu durch Betrachtungsstandort und Methode. Diese ist weder Schilderung noch Kritik — ist aber dennoch beides. Schilderung will ohne weitere Absicht beschreiben; Kritik ist absichtsvolles Werturteil. Neumann schildert aber derart, daß die kritische Lage des gegenwärtigen Parteiwesens, und damit unserer politischen Lebensform überhaupt, als Betrachtungsmotiv zugrundeliegt, nicht als ein „quod erat demonstrandum" sich herausstellt. Seine Schrift ist Strukturanalyse der Parteien und des Parteientums, und damit ist sie Beispiel einer historisch-soziologischen Behandlung des Themas. Trotz R. Michels' „Soziologie des Parteiwesens" darf man sagen, daß es dergleichen noch nicht gab. Denn Michels sucht nomothetisch allgemeine soziale Bewegungsgesetze der Partei, Neumann zeigt idiographisch soziale Strukturen an den Parteien und damit einen charakteristischen Zug in der politischen Physiognomie dieser Zeit. (Einen andern wies das erste Heft der gleichen Reihe nach, Posses „Politische Kampfbünde"; doch ist die politisch-soziologische Frageabsicht bei Neumann noch klarer und sauberer durchgeführt.) — Was Freyer von der „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft" verlangt, ist hier im thematisch begrenzten Beispiel mustergültig verwirklicht, und es zeigt sich, wie überraschend viel auf diese Weise ausgesagt werden kann, ohne politische Wert- und Willensentscheidungen vorwegzunehmen oder aufzudrängen.

Der Frageansatz führt zu folgenden methodischen Eigenheiten: Obwohl sich die Studie auf die gegenwärtige Struktur unseres Parteientums bezieht, geht sie von den Vorkriegsparteien und dem Vorkriegsbild der heutigen Parteien aus. Das muß sie gerade deshalb, weil sie beim kritischen Zustand des sozialen Phänomens Partei ansetzt; dort, wo der soziologische Typus Partei überhaupt in Frage gestellt ist. Sie muß zeigen, wie und warum diese Fraglichkeit entstand, indem sie die Parteiengeschichte unter den historischen Blickpunkt des Jetzt rückt. Darin liegt die Eigenart des Urteilsgehaltes einer solchen Arbeit; sie ist nicht Organisations- und Aktionschronik der Parteien, teilt nicht mit: So war es (Längsschnitt). Sie ist nicht Darstellung der Parteien in ihrem heutigen Zustand und Befund, stellt nicht fest: So ist es (Querschnitt). Sie ist nicht Parteiengeschichte, die heutige Befunde als vorerst für die Erfahrung abgeschlossene Ergebnisse von Entwicklungslinien aufweist, erklärt nicht: So ist es geworden (Projektion auf die Fläche des Jetzt). Sondern der Strukturbegriff steht in der vierten Dimension der Zeit; Struktur ist wirksame Vergangenheit und mögliche Zukunft; im Begriff der Struktur sind „gestern" und „morgen" in das mit Möglichkeiten und Verantwortungen geladene „jetzt" zusammengezogen. Die Analyse der Struktur macht verständlich: So lebt es (Entfaltung).

Nicht allein um ihres Inhaltes willen also, sondern in viel höherm Grad und tieferem Verstand durch Frageansatz und Methode ist die Studie eine Leistung staatsbürgerlicher Erziehung. Sie zeigt die Partei und den Parteienstaat in ihrem „Zwischen gestern und morgen", in dem — abgesehen von sogenannten „Krisen" — immer kritischen Augenblick des politischen Sub-

jektes, von dem verlangt wird, Seiendes zu verstehen und über das Künftige mit seinem Willen zu entscheiden. Dies aber heißt: Staatsbürger sein.

Die Unterordnung des sozialen Phänomens „Partei" unter den Begriff der lebendigen Struktur hat ihre Bedeutung für den Darstellungsstoff. Parteien sind, was sie sind, nicht kraft ihres Programms; in der starken Berücksichtigung der Mentalität ihrer Anhänger als des eigentlichen Agens der politischen Entscheidungen der Partei offenbart sich der eminent soziologische Charakter von Neumanns Arbeit abermals. Programm und aktuelle Haltung der Partei; die vor aller Parteinahme gegebene Mentalität der typischen Anhängerschichten; die zahlenmäßige Bewegung, die Schichtungen und Umschichtungen der Mitglied- und Wählerschaften; dies alles ist für Neumann Erfahrungsstoff, nicht aber eigentlich bezieltes Darstellungsobjekt. Dieses selbst ist vielmehr das Schicksal des Typus Partei überhaupt. So treten durchweg, auch bei Schilderung der einzelnen Parteien, immer wieder die großen Antinomien thematisch in den Vordergrund: Führung — Funktion; Gefolgschaft — persönliche Autonomie; Wille und Glaube — Ratio und Überzeugung; Eschatologie — Realpolitik; Bund — Organisation; Interesse — Weltanschauung. Tönnies würde sagen: Gesellschaft — Gemeinschaft. Neumann bringt die Antinomien auf die sehr glückliche allgemeine Formel: Integrationspartei — Repräsentationspartei und unterscheidet innerhalb des ersten Typus zwei Unterarten: den demokratischen (SPD, bedingt auch das Zentrum) und den absolutistischen (NSDAP, KPD). Der allgemeine Zug treibt heute zweifellos zum Integrationstypus, und zwar zur Zeit anscheinend zum absolutistischen. Das zeigt sich nicht nur in dem Zulauf zu den so strukturierten Parteien, sondern auch in den sichtbaren Einflüssen, die, von dort ausgehend, sich auch bei bisher repräsentativen Parteien geltend machen.

Die so gekennzeichneten Gedankengänge sind durch eine sehr kluge Skizze über das Wesen der Politik im allgemeinen und der Partei im besonderen eingeleitet und durch einen bibliographischen Notizenanhang ergänzt, der offenbar in sorgsamster Auswahl entstand.

Die vornehm zurückhaltende Form der Beurteilung, deren sich Neumann befleißigt, macht es möglich, sein Buch jedem politisch interessierten Leser ohne Vorbehalt in die Hand zu geben. Gleichviel zu welcher Parteirichtung er sich bekennt, möge er auch von einer „absolutistischen Integrationspartei" noch so sehr fanatisiert sein — er wird nicht Ärgernis nehmen können[1].

Geiger

Übersicht über wichtige naturwissenschaftliche Neuerscheinungen

1. Forscherbiographien[2]

(Institut)

Philipp Lenard, Große Naturforscher. Eine Geschichte der Naturwissenschaften in Lebensbeschreibungen. Mit 67 Bildnissen. München 1929, J. F. Lehmann. 324 Seiten. Preis 10.— RM.

Einer der hervorragendsten Köpfe der noch Lebenden der älteren Physikergeneration hat hier den Versuch unternommen, durch ein aus Lebens-

[1] Wie bereits aus der Besprechung hervorgeht, handelt es sich bei dem Neumannschen Buch, das an sich gut lesbar und auch in büchereipädagogischer Hinsicht besonders bedeutsam ist, keinesfalls um ein „einfaches, etwa zur Einführung geeignetes" Buch. Wir werden in der nächsten Nummer eine Übersicht über wichtige Werke zur Parteiengeschichte bringen. D. S.

[2] Vgl. dazu die in Nr. 1, XVI. Band S. 51 ff. aufgeführten „Forscherbiographien".

bildern zusammengesetztes Mosaik eine lebensvolle Darstellung des naturwissenschaftlichen Weltbildes zu geben, wie es um 1900 von der Forschung als das Ergebnis einer rund zweieinhalb Jahrtausende währenden Entwicklung geschlossen der Zukunft dargeboten wurde. Der Versuch ist mit bemerkenswertem Erfolg geglückt. Leben und Denken der großen Forscher, die Lenard schildert, verschmelzen in seiner Darstellung zu einer unzerreißbaren Einheit. Es ward ihm die wundersame Gabe, das Leben im Denken zu erkennen und das Denken sich im Leben spiegeln zu sehen. Und der Leser gibt sich willig dem Zauber hin, der von dem Geheimnis solchen Zusammenhanges ausgeht.

Die volkstümliche Bücherei hat alle Ursache, Lenard für dieses Buch dankbar zu sein. Denn es ist tatsächlich ein Buch für Laien, das keinerlei Gelehrsamkeit voraussetzt oder zu vermitteln sucht. Es will ganz anderes, es will den Schatz der Geistesart heben, die in den großen Forschern gelebt hat. Mit diesem Wollen steht Lenard den bewegenden Ideen der Volksbildung ganz nah. Um deutlich zu machen, was für ein Mitstreiter der Volksbildung in Lenard erstanden ist, will ich zwei Stellen aus seinem Buche hier mitteilen. Das Lebensbild Watts beschließt er mit folgenden Worten (S. 118): „Watt wurde ein eindrucksvolles Denkmal in der Westminster-Abtei in London errichtet; die Inschrift preist ihn als ‚Wohltäter der Menschheit‘. Er war es auch, soweit es an ihm gelegen war. Er hat, wie ebenfalls die Inschrift sagt, ‚die Kräfte der Menschheit vermehrt‘. Wohl verzehnfacht sind sie bis heute durch die Dampfmaschine. Aber warum findet man die Menschen nicht glücklicher, nicht geistig höher stehend geworden durch Watts Geschenk, das wohlgeleitete Naturkräfte für sie vollbringen läßt, was ihre und der Haustiere Muskeln niemals hätten leisten können? Man kann ebensogut fragen: Wo sind die Unternehmer, die Dampfmaschinen aufstellen, um damit Menschen glücklich zu machen — nicht um wohlberechnete Geldprozente zu erzielen? Watt hat die Gaben seines Geistes anders verwaltet, als diese Geister seine Gabe“.

Und in der Lebensschilderung von Gauß charakterisiert er seine Ansichten mit den folgenden Worten (S. 211): „Möchte die Betrachtung der großen Forscher helfen, die Menschheit von ihren Wahngedanken zu erlösen, sie aus ihrem Mikrokosmos wieder zum Makrokosmos, zur großen Natur zurückzuführen, der man dann aber nicht als ‚Beherrscher‘ gegenüberstehen würde, sondern als bescheidener Bewunderer. Das Herrschen über Motoren und drahtlose Wellen — mittels ‚Wissen‘ — veredelt die Menschheit nicht; es vergröbert und verroht, ja verdummt sie in der ersichtlichsten Weise. Dagegen die Freude an neugewonnener Einsicht erhebt, wo Verständnis dafür gepflegt worden ist.“

Ludwig Darmstaedter, Naturforscher und Erfinder. Biographische Miniaturen. Mit 16 Tafeln und 22 Textabbildungen. Leipzig 1926, Velhagen & Klasing. 182 Seiten. Preis geb. 10.— RM.

Dieses Buch ist bestrebt, „ein großes Publikum mit den Ergebnissen der exakten Wissenschaften, der Medizin und der Technik durch die Biographien führender Größen bekannt zu machen und dasselbe so für die Naturwissenschaft und ihre Bestrebungen zu gewinnen“. Ein Plan, der naheliegt und in volkstümlichen Vorträgen vielfach durchgeführt worden ist. Während aber in solchen Fällen der Einzelpersönlichkeit eines großen Mannes gewöhnlich eine ganze Vortragsstunde gewidmet wurde, begnügt sich der Verfasser mit kurzen Skizzen von drei bis vier Seiten. Seine Methode hat den Vorteil, in einem handlichen Bande eine große Zahl von Persönlichkeiten — es sind deren

fünfzig — besprechen zu können; dagegen den Nachteil, daß die Leistungen im ganzen doch nur aphoristisch behandelt werden können und der Zusammenhang der Entwicklung daher nicht deutlich genug hervortritt. Mit der durch diese Tatsache bedingten Einschränkung ist das Buch aber zu loben. Für die volkstümliche Bücherei kommt es nicht bloß sachlich, sondern vor allem wegen der ethischen Werte in Betracht, die in dem Leben der geschilderten Persönlichkeiten zum Ausdruck kommen.

Alle diese Biographien zeigen die ungeheure Bedeutung des unermüdlichen Fleißes und der zähen Ausdauer in der Verfolgung und in der Durchführung der neuen Ideen, sie erweisen die Bedeutung des Charakters neben der geistigen Kapazität. So ist das Buch insbesondere für die strebende Jugend wertvoll, die an dem Beispiel für ihr eigenes Leben und Handeln mehr lernt als durch theoretische Darlegungen. Im übrigen wird das Buch manchem, der sich mit einem der darin vertretenen Gebiete sachlich beschäftigt, willkommen sein, indem es abstrakte, geistige Leistungen in Beziehung zu lebendiger Menschlichkeit setzt.

Die Biographien sind in Gruppen geordnet: Entdeckung der Welt (5 Biographien); Aus welchen Stoffen besteht das Weltall? (3); Entstehung der Arten (5); Magnetismus und Elektrizität (6); Der Irrsinn des Phlogiston und sein Ende (6); Die Welt des Kleinen (3); Sammelleidenschaft und ihre Folgen (2); Erfinderschicksale (3); Eine Forscherfamilie (3); Berühmtheit nach dem Tode (3); Wohltäter der Menschheit (5); Bau des Menschen und Blutkreislauf (6). Die Abbildungen sind sehr gut, die Ausstattung des Buches läßt nichts zu wünschen übrig.

Das Buch der großen Chemiker. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrter herausgegeben von Günther Bugge. Band I: Von Zosimos bis Schönbein. Mit 62 Abbildungen auf Tafeln und im Text. Berlin 1929, Verlag Chemie. 496 Seiten. Preis geb. 24.— RM.

Über die Absicht, die in diesem Werke verwirklicht werden sollte, sagt der Herausgeber in der Einführung, daß sie dahin ging, „eine einheitliche Sammlung von innerlich zusammenhängenden Biographien zu schaffen, die den Leser — möglichst ohne ihn durch Wiederholungen zu langweilen — durch die ganze Geschichte der Chemie führen sollte“.

Der vorliegende erste Band reicht bis zum Jahre 1868, gibt daher hinreichend die Möglichkeit, darüber zu urteilen, inwiefern das gesteckte Ziel erreicht ist[1]. Man darf sich des Erreichten von Herzen freuen, denn gerade das, was der Herausgeber mit einem gewissen Tone der Entschuldigung bemerkt, die Verschiedenheit in der Auffassung ihrer Aufgabe und deren Lösung bei den verschiedenen Mitarbeitern, verleiht dem Buche besonderen Reiz, sie gibt ihm höchste Lebendigkeit und regt das Interesse an den verschiedenen Persönlichkeiten immer von neuem an, indem gewissermaßen immer wieder neue Gesichtspunkte zur Geltung gelangen. So liest der Leser fort, stets neu interessiert und zu eigener Vergleichung angeregt, wodurch das angestrebte Gesamtbild mit viel größerer Sicherheit erreicht wird als es einer normalisierten Darstellung möglich gewesen wäre.

Die Beiträge der einzelnen Mitarbeiter zeigen mit aller Deutlichkeit, daß sie eigener eingehender Forschung die vertraute Kenntnis des Lebens und der Werke der dargestellten Persönlichkeiten verdanken. Das ist eine wesentliche und besonders wertvolle Eigentümlichkeit des vorliegenden Werkes, die

[1] Der bereits vorliegende zweite Band dieses Werkes wird in einer der nächsten Nummern besprochen. D. S.

ihm eine hohe Stellung in der wissenschaftsgeschichtlichen Literatur anweist. Es muß auch dankend hervorgehoben werden, daß die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge immer berücksichtigt sind, in den der ältesten und älteren Chemie gewidmeten Partien in so hohem Maß, daß man aus diesen Spezialdarstellungen selbst ein ausgezeichnetes Bild der betreffenden Kulturepoche bekommt. Damit erwirbt sich das Buch ein Verdienst um Kultur- und Geistesgeschichte nicht bloß im allgemeinen, sondern auch im besonderen durch die vielen neuen Feststellungen bisher unbekannter und die Erhellungen dunkler Tatbestände, die es einem weiteren Kreise zur Kenntnis bringt.

Das Buch ist eine wertvolle Gabe für die volkstümliche Bücherei, im besonderen ihre naturwissenschaftlich oder kultur- und geistesgeschichtlich interessierten Leser. Es setzt keine speziellen Fachkenntnisse voraus, aber den Willen zu ernster Lektüre, der nicht davor zurückschrickt, zu dem Verständnis einer Stelle, die durch die Diskussion einer dem Leser unbekannten fachwissenschaftlichen Tatsache für ihn tot bleiben müßte, durch Zuhilfenahme eines Spezial- oder Nachschlagewerkes vorzudringen.

Wilhelm Ostwald, Große Männer. Erster Band der Reihe „Große Männer". Studien zur Biologie des Genies, herausgegeben von Wilhelm Ostwald. Sechste Auflage. Leipzig 1927, Akademische Verlagsgesellschaft. 467 Seiten. Preis 18.— RM.

Das bekannte Buch Ostwalds, das im Jahre 1909 das erstemal erschien, liegt nunmehr in sechster Auflage vor. Ein Beweis sowohl für seinen inneren Wert als auch für die Zeitgemäßheit seines Gegenstandes. Die Bedeutung des Problems, das Ostwald den unmittelbaren Anstoß zu seinen Studien über große Männer gegeben hat, ist in der unmittelbaren Gegenwart, wo man sozusagen eine planmäßige Bewirtschaftung des geistigen Reichtums der Nation anstrebt und alle großen Begabungen rechtzeitig entdecken und zur Entwicklung bringen will, weiten Kreisen zum Bewußtsein gekommen. Für die Beantwortung dieses Problems liefern Ostwalds Untersuchungen einen ganz wesentlichen, jedenfalls bis in den Kern der Sache führenden Beitrag.

Die in dem Buche mitgeteilten Biographien oder Psychographien, wie Ostwald sagt, sind an sich interessant und wertvolle Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften. Sie betreffen Humphry Davy, Julius Robert Mayer, Michel Faraday, Justus Liebig, Charles Gerhardt, Hermann Helmholtz und Johannes Müller.

Nicht zuletzt ist das Buch interessant durch seinen Verfasser, der als hervorragender Naturforscher selbst ein großer Mann, durch seine naturphilosophischen Ansichten, durch die von ihm geprägte Spielart des Monismus und durch seine Aktivität in der Verbreitung und Vertretung seiner Anschauungen in weiten Kreisen bekannt geworden ist. Seine Persönlichkeit tritt aus dem Buch sehr lebendig und scharfkantig hervor, seine Auffassungen interessieren durch ihre Originalität und durch ihre bei aller Einfachheit geistreiche Formulierung, sie reizen vielfach, insbesondere die kulturphilosophischen, zu Widerspruch.

Das Buch berührt, wie aus den vorstehenden Andeutungen ersichtlich ist, die Ideenkreise der Kulturpolitik, der Kulturphilosophie, der Naturwissenschaften und ihrer Geschichte, der theoretischen und angewandten Psychologie. Wer es ernsthaft erwägend durcharbeitet, wird bedeutenden geistigen Gewinn daraus ziehen.

Wilhelm Ostwald, Lebenslinien. Eine Selbstbiographie. Berlin 1926/27, Klasing & Co. Drei Bände. 268, 445, 481 Seiten. Preis geb. je 7.—RM.

Die Selbstbiographie Ostwalds hat keinen Vorläufer. Keiner der großen Forscher auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften hat von seinem Lebenslauf so eingehend berichtet, als es Ostwald getan hat. Meist beschränken sich die Forscher auf wenige Zeilen, die sie für das biographisch-literarische Wörterbuch der exakten Wissenschaften von Poggendorf oder ein ähnliches Werk verfassen. Diese biographischen Notizen bringen nicht mehr als die Angabe von Geburtstag und Geburtsort, weiter einige nüchterne Zahlen über die wissenschaftliche Entwicklung und Laufbahn, und endlich, offenbar als das Bedeutungsvollste, die Titel, Erscheinungsstelle und Erscheinungsdatum aller wissenschaftlichen Publikationen. Es kommt weiter vor, daß eine besondere Gelegenheit zu einer Rückschau Anlaß gibt, wie sie z. B. der große Meister Helmholtz in einer Tischrede den Teilnehmern an der Festfeier seines siebzigsten Geburtstages dargeboten hat. Aber so wertvoll solche gelegentliche Erinnerungen für die „intellektuelle Biographie" oder, wie es Ostwald nennt, „Psychographie" eines bedeutenden Mannes auch sein mögen, sie geben nie mehr als Bruchstücke. Und doch wären eingehende Selbstbiographien großer Forscher in mehr als in einer Beziehung von großem Reiz und Wert. Ostwald selbst hat bekanntlich in seinem Buch „Große Männer" die Biologie des Genies als den Kernpunkt für das Studium großer Männer und ihres Lebens zur Geltung bringen wollen. Es ist daher verständlich, daß man in seiner Selbstbiographie nichts vermißt, was für das Problem der großen Männer irgend von Bedeutung ist. Aber seine Darstellung reicht weit darüber hinaus, sie geht allen Beziehungen und Verzweigungen seines reichen Lebens nach und ist, wie sein Dasein selbst, von sprühendem Leben erfüllt.

Man empfindet wohl zuerst eine leise Beklemmung, wenn man diese Selbstbiographie in die Hand nimmt: 1194 Seiten! Aber die Lektüre von einigen Seiten genügt, um ergriffen zu sein und mit wachsender Spannung von Seite zu Seite bis zur letzten weiterzulesen. Wir gehen mit Ostwald seinen Lebensweg von der frühesten Jugend an bis in sein hohes Alter. Er schließt das Buch im Jahre 1927 im Alter von 74 Jahren ab. Noch fünf Jahre waren ihm vergönnt, nachdem er die letzten Zeilen seiner Lebensbeschreibung „sich in den Tagen seines Abschieds vom Flügel der Ewigkeit berührt fühlend" niedergeschrieben hatte. Die Entwicklung des Mannes ist die Entwicklung seiner Arbeit und diejenige der Gebiete, denen sie gilt. Und so ist das Buch insbesondere auch Geschichte der physikalischen Chemie, die ihr Leben als Sonderwissenschaft hauptsächlich drei Männern verdankt: Arrhenius, Ostwald und Van t'Hoff. Ostwald hat ihr nicht bloß sein wissenschaftliches, sondern auch sein nicht geringeres organisatorisches Genie gewidmet und für sie in beispielloser Arbeitsfreudigkeit scheinbar spielend wissenschaftliche und organisatorische Herkulesarbeit vollbracht.

Der erste Band gibt uns Einblick in das Leben einer deutschen kleinbürgerlichen Familie Rigas und des Deutschtums dieser Stadt und des Baltikums überhaupt. Wir lernen das zum Teil unsinnige Studentenleben in Dorpat kennen, an dem Ostwald mit Maß teilnimmt, seine Eigenart behauptend. Schon in den Studienjahren tritt seine Vielseitigkeit und sein ungestümes Arbeitstempo deutlich in Erscheinung. Im Alter von einundzwanzig Jahren beendet er den normalen Studiengang und legt die beiden abschließenden Prüfungen ab. Bald darauf wird die Assistentenstelle am physikalischen Institut in Dorpat frei, die er erhält. Mit fünfundzwanzig Jahren erwirbt er den Doktorgrad und damit nach den geltenden Bestimmungen das Recht, Vorlesungen zu halten. Sein Aufstieg vollzieht sich in demselben stürmischen

Tempo wie seine Arbeit. Mit achtundzwanzig Jahren wird er ordentlicher Professor an der technischen Hochschule in seiner Heimatstadt Riga, im Alter von vierunddreißig Jahren erhält er die Berufung zum ordentlichen Professor der physikalischen Chemie an der Universität in Leipzig. Er übt hier das Lehramt durch achtzehn Jahre aus und scheidet dann freiwillig aus demselben, um ganz der wissenschaftlichen Arbeit leben zu können.

So wie er als Jüngling begonnen, setzt er sein Leben bis in seine letzten Tage fort. Gradlinig, ohne Abirren von der selbst vorgezeichneten Bahn. Sein Leitstern ist die Arbeit. Er hat ein besonderes Ingenium, seine Versuche, in wissenschaftliches Neuland vorzudringen, überlegt und bewußt zu gestalten, so daß ihm seine neuen Funde wie eine Notwendigkeit zuteil werden. Diese Geistesart macht es verständlich, daß er von der Inspiration geringschätzig gedacht hat. Dies bestimmte seine eigentümliche Stellung zur Kunst, zur Musik, zur Malerei, zur Dichtkunst. Er betätigt sich in der Musik und in der Malerei, in dieser recht erfolgreich. Auch in der Abfassung von Gedichten hat er sich versucht, aber das war doch nur ein geistreiches Spiel. Seine malerischen Bemühungen führten ihn zum Problem der Farbe. Seinem Genius gelang die bedeutende Schöpfung seiner Farbenlehre, die noch immer zu wenig bekannt und gewürdigt ist. Die Darstellung in der Selbstbiographie, wie er zu dem Problem gekommen und es Schritt für Schritt gelöst hat, ist nicht bloß eine einzigartige Illustration des Vorganges einer bedeutenden geistigen Schöpfung, sondern zugleich eine ausgezeichnete Einführung in diese selbst. Wie denn überhaupt die „Lebenslinien" eine glänzende, auch dem Laien verständliche Darstellung der wissenschaftlichen Probleme geben, mit denen Ostwald sich beschäftigt hat, und der Weiterentwicklungen und Lösungen derselben, die ihm die Wissenschaft verdankt.

Ostwald arbeitet sein ganzes Leben lang wie im Fieber. Er hält die Vorlesung, er leitet ein großes Institut, in welchem eine Unzahl von Jüngern aus dem In- und Ausland unter seiner Führung Probleme der physikalischen Chemie bearbeiten, er gründet und leitet wissenschaftliche Zeitschriften, die er ständig und ausgiebig mit eigenen Beiträgen bedenkt, er musiziert, er malt, er führt ein glückliches Familienleben und hat für seine Familie immer besorgte Aufmerksamkeit und Zeit, und bei alldem einen offenen Sinn und ein offenes Herz für alles Geschehen in der Welt. Seine Ethik ist die Ethik der Humanität, sein Horizont ist nicht national begrenzt, aber seine weltbürgerliche Gesinnung geht von der Wesenheit aus, in die er durch die Geburt hineingestellt ist. Er ist ein guter Deutscher, er liebt sein deutsches Land und Volk. Ein kritischer Beobachter, betrachtet er lange vor dem Kriege die Gefahren, die Deutschland in einem Kriege erwachsen würden. Deutschland verfügt nicht über Stickstofflager im eigenen Land und wäre, von dem Bezuge von natürlichen Stickstoffverbindungen, welche für die Erzeugung von Munition erforderlich sind, abgeschnitten, aller Verteidigungsmöglichkeit beraubt. Hierdurch veranlaßt, befaßt er sich mit dem Problem der Stickstoffgewinnung aus der Luft und arbeitet ein Verfahren aus, das erst im Kriege zur technischen Ausführung im großen gelangt. Sein Ruhm klingt früh über Deutschlands Grenzen, zahlreiche ausländische Ehrendoktorate zeigen die Achtung für seine Leistungen. Sie geben Anlaß zu Reisen, insbesondere nach England und Amerika. Mit großen Forschern des Auslandes knüpfen sich Bande der Freundschaft. Nachdem er die Universität verlassen, suchen sich verschiedene Organisationen seines Organisationstalentes zu versichern: die Brücke, die Weltsprachebestrebungen, der Monistenbund. Er selbst müht sich um die internationale Organisation der Chemiker. Ostwald ergreift mit seinem gewohnten Feuereifer solche Aufgaben, wenn sie sein Interesse er-

regen. Er ist auch hier großzügig wie immer und bringt in vornehmster Weise persönliche Opfer. Den Nobelpreis, den er 1909 bekommen, hat er vollständig für solche Zwecke verwendet. Seine frische, fest zugreifende Art bewährt sich nicht nur, wie er eine Sache anfaßt, sondern auch darin, wie er sie abstößt, wenn er seine weitere Mitwirkung an derselben für zwecklos erkennt. Es ist immer frischestes Leben auch da, wo er sich zurückzieht, und ungebrochene Energie bis ins höchste Alter. Er hat seinem „energetischen Imperativ" nachgelebt und das höchste Glück gemäß seiner energetischen Theorie des Glücks in seine Scheuern gebracht.

Reizvoll kommt in der Selbstbiographie die Eigenwilligkeit zur Geltung, mit der er Menschen und Dingen gegenübertritt. Humorvoll, trocken, sarkastisch und doch nicht ohne versöhnliche Liebe schildert er die zahlreichen bedeutenden Menschen, mit denen ihn Leben und Arbeit zusammengeführt haben. Er anerkennt gern und mit tiefstem Verstehen die Größe des andern, er vergißt keine Freundlichkeit, keine Liebe, die er in so reichem Maße erfahren, aber er vergißt auch nicht den, der ihn sachlich geärgert hat.

Das Buch ist außerordentlich lebendig und auch, wo es schwierige Dinge auseinandersetzt, einfach und klar geschrieben, so daß es jedem Laien zugänglich ist, der in der Wissenschaft einen Lebenswert erkennt. Es wird besonders solchen Lesern förderlich sein, die Anregung und Führung in ihrem eigenen selbsterzieherischen Bemühen suchen.

Ostwald hat seine Selbstbiographie der deutschen Jugend und dem deutschen Volke zugeeignet. Möchten recht viele den dargebotenen Schatz benützen und von Ostwald insbesondere lernen, daß an unpersönlichen Aufgaben freudig geleistete Arbeit höchstes Glück gewährt.

Lampa

Büchereipolitik und Büchereibewegung

Zur Ausbildung der akademisch vorgebildeten Anwärter

Entschließung Dr. Rothhardt und Kollegen

Im Mai d. J. haben eine Anzahl Kollegen unter Führung von Herrn Dr. Rothhardt-Berlin-Steglitz dem Verband Deutscher Volksbibliothekare folgende Entschließung zugehen lassen:

> „Die Unterzeichneten erheben gegen die Beschlüsse der fünften Jahresversammlung des Verbandes der Deutschen Volksbibliothekare zu Frankfurt am Main und der sechsten Jahresversammlung desselben Verbandes zu Braunschweig vom 29. IX. 1929 und 11. bis 14. Mai 1931 betreffend das Verbandsexamen für den Nachweis für obere und leitende Stellen an Bildungsbüchereien und Büchereisystemen Einspruch. Sie fordern, daß die Gestaltung des Bildungsganges und des etwa einzuführenden Examens für den höheren Büchereidienst den Vertretern dieser Berufsgruppe zur gesonderten Beratung und Beschlußfassung überlassen werde. Sie halten für diese Berufsausbildung ein abgeschlossenes akademisches Studium sowie eine abgeschlossene zweijährige praktische und büchereiwissenschaftliche, erfolgreiche Ausbildung für die gegebene Form. Sie lehnen den Plan ab, die Anwärter für den höheren Büchereidienst durch das Diplomexamen hindurchgehen zu lassen, diese Ausbildungszeit dadurch nach jahrelangem akademischen Studium auf drei Jahre zu

verlängern und den Akademiker zu zwingen, sich mit Schulentlassenen beim Besuch der Bibliotheksschule auf die gleiche Ebene zu stellen. Als theoretische Ausbildung kommen für Akademiker vielmehr nur geeignete besondere Hochschulkurse, die ihrer wissenschaftlichen Vorbildung entsprechen, in Frage.

Für den höheren Büchereidienst sollen bei nachgewiesener hervorragender Berufseignung und nach einer mindestens zehnjährigen besonderen Bewährung in der Berufspraxis des Büchereiwesens auch Nichtakademiker Aufnahme finden können.

Die Unterzeichneten halten diese Forderungen zur Heranbildung eines hochwertigen Nachwuchses für den höheren Büchereidienst und zur Förderung der Einheit des bibliothekarischen Berufs für die unerläßliche Grundlage."

Im Mai 1932 Unterschriften

Gleichzeitig forderten die Unterzeichner die Einberufung einer Sondertagung nach Berlin für Anfang Oktober dieses Jahres, zu der „nur die Kollegen und Kolleginnen des höheren volkstümlichen Büchereidienstes zur Beratung und Beschlußfassung zugelassen werden" sollten.

Die Entschließung war unterzeichnet von einigen Volksbibliothekaren, von einigen wissenschaftlichen Bibliothekaren ohne Beziehung zur Volksbücherei und einigen Anwärtern auf den volksbibliothekarischen Dienst mit akademischer Vorbildung. Der Geschäftsführende Vorstand legte diese Entschließung in Jena den dort anwesenden Mitgliedern des Gesamtvorstandes vor, die einstimmig beschlossen, folgendes zu erwidern:

1. Einen „höheren volkstümlichen Büchereidienst" kennt bisher weder der Verband noch die Prüfungsordnung, die deshalb ausdrücklich bei Volksbibliothekaren, im Gegensatz zu dem Personal an wissenschaftlichen Bibliotheken, das Wort „mittlerer" Dienst vermeidet.
2. Eine Sondertagung der akademisch vorgebildeten Volksbibliothekare darf der Vorstand nicht einberufen, da eine solche Gruppe bisher innerhalb des Verbandes nicht konstituiert ist und sich nur auf einer ordentlichen Mitgliederversammlung mit deren Zustimmung konstituieren könnte.
3. Eine Beschlußfassung über bereits auf zwei Vollversammlungen beratene und beschlossene Forderungen seitens einer Untergruppe würde ohne Einfluß auf die Maßnahmen der Verbandsleitung sein müssen, da weder eine solche Untergruppe noch die Verbandsleitung selbst imstande sind, Beschlüsse der Vollversammlung aufzuheben oder abzuändern.
4. Es verbleibt den Antragstellern also rechtlich nur die Möglichkeit, den betreffenden Antrag der nächsten Vollversammlung zur Beschlußfassung zu unterbreiten.

Inzwischen kam uns zur Kenntnis, daß Herr Dr. Rothhardt, der heute nicht mehr Mitglied des Verbandes ist, die Entschließung gleichzeitig dem Herrn Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und dem Reichsbund höherer Beamten (!) zur Kenntnis vorgelegt hatte. Wahrscheinlich ist sie auch noch anderen Stellen oder Einzelpersönlichkeiten außerhalb des VDV zugeleitet worden. Von allen diesen Maßnahmen sind weder der Erste Vorsitzende noch der Geschäftsführende Vorstand noch der Gesamtvorstand durch Herrn Rothhardt vorher unterrichtet worden, ja nicht einmal die Unterzeichner der Entschließung, die zum Teil diese Art des Vorgehens ausdrücklich mißbilligen, sind alle vorher von Herrn Rothhardt darum befragt worden.

Zu der obigen Entschließung sei hier noch nachgetragen, was Herr Rothhardt ihr brieflich zufügte, und was seine Ziele erst vollständig klärt:

1. Er verlangt tunlichst eine Angleichung an den Berufsbildungsgang der Kollegen an den wissenschaftlichen Bibliotheken „unter weitestgehender Berücksichtigung der Besonderheiten". Daher fordert er:
2. Doktor und Staatsexamen als Vorbildung.
3. Zweijährige Praxis mit nebenhergehender berufswissenschaftlicher Ausbildung.
4. Für die „Mittleren Beamten" Diplomexamen unter Beseitigung der „unglückseligen Gabelung".

Ferner ist nachzutragen, daß die Unterzeichner der Rothhardtschen Entschließung, offenbar von ihm unvollkommen unterrichtet, — wie inzwischen festgestellt wurde — sich diesen Forderungen zum Teil nicht anschließen; weiterhin, daß Dr. R. sich nur an eine kleine Minderheit der akademischen Volksbibliothekare gewandt hat, ohne die Mehrheit von seinen Absichten und der Art seines Vorgehens überhaupt in Kenntnis zu setzen.

Stellungnahme des Geschäftsführenden Vorstandes

Ohne den Maßnahmen des Gesamtvorstandes und der Vollversammlung vorgreifen zu wollen, hält der Geschäftsführende Vorstand sich doch für verpflichtet und berechtigt, seine Ansicht zur Sache schon heute eindeutig bekanntzugeben.

1. Die Einheit des volksbibliothekarischen Berufes, wie sie seinem innersten Wesen und Ethos entspricht, ist unbedingt zu wahren. Selbstverständlich gibt es auch in der volksbibliothekarischen Arbeit verschieden geartete Stellen mit verschieden großem Verantwortungsumfang und dementsprechend mit verschiedenartiger Einstufung und Besoldung. Eine solche Gliederung des Berufes ergibt sich aus der Sache selbst. Dabei sind wir von jeher der Meinung gewesen, daß Voraussetzung auch für die Besetzung der leitenden Stellen nicht ohne weiteres nur die Tatsache der akademischen Vorbildung sein darf, sondern daß ausschlaggebend stets nur die allgemeine berufliche Leistung und Eignung sein darf.

2. Die vom VDV vorgesehene Regelung ist auch für akademisch Vorgebildete von großem Vorteil, denn sie allein gestattet ihnen, gegebenenfalls auch in unterhalb der akademischen Eingangsstufe besoldeten Stellen in praktischer und besoldeter Arbeit die Gelegenheit für die Erreichung einer leitenden Stelle zu erwarten. Die von Rothhardt vorgeschlagene Trennung in einen mittleren und oberen Dienst würde zur unmittelbaren Folge haben, daß Akademiker ohne das (dann „mittlere") Diplomexamen keine Stellen des dann „mittleren" Dienstes mehr besetzen dürften. Sie müßten alsdann jahrelang als unbesoldete Hilfsarbeiter oder „Bibliotheksassessoren" auf eine der seltenen leitenden Stellen warten. Zahlreiche jüngere Kollegen würden damit dem Elend preisgegeben. Wir aber würden für die wichtigen leitenden Stellen eine böse Verschlechterung des Nachwuchses zu tragen haben, denn bekanntlich ist diese jahrelange Anwärterschaft in höchstem Maße destruktiv für einen gesunden, elastischen Nachwuchs.

3. Mit den Verhältnissen im wissenschaftlichen Bibliotheksdienst lassen sich die des volksbibliothekarischen Dienstes nicht vergleichen. In den Volksbüchereien haben alle — auch die niedriger eingestuften — volksbibliothekarischen Stellen notwendig vollen Anteil an der Lösung der geistigen und sozialpädagogischen Aufgaben. Nur in enger Zusammenarbeit der nichtaka-

demischen Volksbibliothekare mit den akademischen, in wechselseitigem Geben und Nehmen, sind die Aufgaben der Volksbücherei überhaupt lösbar. Es liegt ein gänzliches Verkennen des Wesens der volksbibliothekarischen Arbeit vor, wenn man glaubt, man könne, wie bei den wissenschaftlichen Bibliotheken, bibliothekstechnische und wissenschaftliche Arbeiten voneinander trennen und darauf zwei geschiedene Laufbahnen aufbauen. Das Bibliothekstechnische ist bei den wissenschaftlichen Bibliotheken durch die Bestandsgröße, die Differenzierung der bibliographischen Hilfsmittel und der Katalogisierung ein viel weiteres und ganz anders gelagertes Gebiet; bei den Volksbibliothekaren ist die Technik demgegenüber vereinfacht, aber dafür aufs engste verbunden mit den sozialpädagogischen Aufgaben und der Erschließung des Bestandes aus seinen Inhalten heraus. Daran hat die Gesamtheit aller Volksbibliothekare Anteil.

4. Sonach ist die Art des Ausbildungsganges der akademisch vorgebildeten Anwärter für die Volksbücherei eine reine Zweckmäßigkeitsfrage, die nichts mit „höherem" und „mittlerem" Dienst zu tun hat. Aus Zweckmäßigkeitsgründen hat die jetzige Lösung zweifelsohne ihre Mängel, und auch der Geschäftsführende Vorstand sieht sie keineswegs als endgültig an. Unter den herrschenden Umständen und nach unseren derzeitigen Kräften und Möglichkeiten ist es aber die günstigste Lösung, die zur Zeit erreichbar war. Ein anderer, besserer Weg ist bisher nicht gezeigt worden. Die unglückliche Rothhardtsche „Entschließung" läuft lediglich auf die Zerstörung des volksbibliothekarischen Berufes hinaus.

*

Die ganze Frage wird in der Ausbildungskommission erneut behandelt und auf der nächsten Vollversammlung zur Diskussion gestellt werden. Es ist hier nicht der Ort, des näheren darzutun, welche großen Gefahren die Art des Rothhardtschen Vorgehens für viele im Amt befindliche Kollegen und zahlreiche Anwärter birgt. (Man denke nur an die für uns undiskutierbare Forderung von Doktor und Staatsexamen!) Jede solche öffentliche Behandlung der Fragen würde die Gefahren für diese Kollegen vermehren. Wir nehmen hier auch nicht ausdrücklich Stellung zu der Art und Weise des Rothhardtschen Vorgehens, da wir glauben, daß es sich selbst hinreichend charakterisiert.

Hamburg, Berlin, Juni 1932

Verband Deutscher Volksbibliothekare

Der Geschäftsführende Vorstand

Schuster Hans Hofmann Beckmann

Staatlicher Prüfungsausschuß für das Bibliothekswesen in Preußen

Prüfungen

Vom 12.—15. April 1932 fand in der Staatsbibliothek Berlin die erste Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien nach der Bibliotheksprüfungsordnung vom 24. September 1930 statt. Der Prüfung unterzogen sich

5 Praktikanten, von denen drei mit dem Gesamturteil „gut“, zwei mit dem Gesamturteil „genügend“ die Prüfung bestanden.

*

Im Herbst 1932 finden statt: 1. eine Prüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an volkstümlichen Büchereien nach der Prüfungsordnung vom 24. März 1916 vor der bisherigen Prüfungskommission, 2. eine Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien und 3. im Bedarfsfall eine Prüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken, beide auf der Grundlage der Prüfungsordnung vom 24. September 1930.

Die Prüfung nach der Ordnung von 1916 beginnt voraussichtlich Mittwoch, den 12. Oktober. Wenn zwei Einzeltermine nötig sind, beginnt der zweite voraussichtlich Mittwoch, den 26. Oktober. In diesem Falle bleibt die Verteilung der Anwärter auf die beiden Termine vorbehalten.

Die Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien beginnt Montag, den 3. Oktober, im Bedarfsfall die Prüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken voraussichtlich Mittwoch, den 9. November.

Sämtliche Prüfungen finden in der Staatsbibliothek in Berlin statt.

Gesuche um Zulassung nebst den erforderlichen Unterlagen sind für die Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien bis zum 2. Juli, für die Prüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken bis zum 8. August, für die Prüfung nach der Ordnung von 1916 bis zum 14. September 1932 an den Vorsitzenden des Staatlichen Prüfungsausschusses für das Bibliothekswesen in Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen.

Für die Stenotypieprüfung hat jeder Prüfling sich die Maschine selbst und auf seine Kosten zu beschaffen.

*

Die zweite der durch Erlaß vom 25. März 1931 — U V 121.1 U I — angeordneten Zusatzprüfungen zur Aufnahme in die volksbibliothekarische Berufsausbildung wird am 26. September 1932 in der Staatsbibliothek, Berlin, stattfinden. Meldungen sind unter Beifügung der erforderlichen Nachweise bis zum 5. August d. J. an den Staatlichen Prüfungsausschuß für das Bibliothekswesen in Berlin NW 7, unter den Linden 38, Staatsbibliothek, zu richten.

Der Vorsitzende des Prüfungsausschusses
Dr. Krüß

Ausbildung von Praktikanten

für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an volkstümlichen Büchereien

Auf Grund des § 2 der Ausführungsanweisung zur Preußischen Bibliotheksprüfungsordnung vom 24. September 1930 werden die in dem nachgedruckten Verzeichnis aufgeführten Bibliotheken und Büchereien zur Ausbildung von Praktikanten für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an volkstümlichen Büchereien unter folgenden Bedingungen zugelassen:

1. Die Zulassung erfolgt auf Widerruf.
2. Keine der zugelassenen Bibliotheken kann darauf rechnen, daß sie in jedem Ausbildungsabschnitt einen oder mehrere Praktikanten zugewiesen erhält.
3. Es wird vorausgesetzt, daß die zugelassenen Bibliotheken ihr Personal künftig nur durch solche Personen ergänzen, die die vorgeschriebene Fachausbildung besitzen und die entsprechende Prüfung abgelegt haben. Hinsichtlich der außerpreußischen Bibliotheken wird vorausgesetzt, daß freiwerdende Stellen vorzugsweise mit in Preußen geprüften Anwärtern besetzt werden, solange nicht eine Vereinbarung über die gegenseitige Anerkennung der Ausbildung mit den übrigen Ländern vorliegt, die ebenso wie Preußen Fachprüfungen eingeführt haben.
4. Die zugelassenen Bibliotheken haben dem Prüfungsausschuß von Veränderungen im Status der Bibliothek, insbesondere hinsichtlich des Personalbestandes, Mitteilung zu machen, soweit solche Veränderungen auf die Ausbildung der Praktikanten von Einfluß sein können.
5. Bei den außerpreußischen Bibliotheken erfolgt die Zuweisung von Praktikanten im Einzelfalle durch den Prüfungsausschuß nach vorherigem Benehmen mit dem Direktor der betreffenden Bibliothek.

Von einer Anerkennung der Stadtbücherei Zwickau habe ich abgesehen, da in Sachsen eine in manchen Punkten von der preußischen Regelung abweichende Prüfungsordnung besteht und mangels vorliegender Vereinbarungen zwischen der sächsischen und der preußischen Regelung durch die Einbeziehung Zwickaus in die preußische Praktikantenausbildung Mißhelligkeiten entstehen könnten. Ich ersuche, die Leitung der Stadtbücherei Zwickau entsprechend zu bescheiden.

*

Verzeichnis

der zur Ausbildung von Praktikanten für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken zugelassenen Bibliotheken

A. Preußische:

Aachen: Stadtbibliothek, Bibliothek der Technischen Hochschule.
Berlin: Staatsbibliothek, Universitätsbibliothek, Stadtbibliothek, Bibliothek der Technischen Hochschule, Bibliothek des Reichspatentamts, Deutsche Heeresbücherei.
Bonn: Universitätsbibliothek.
Breslau: Staats- und Universitätsbibliothek, Stadtbibliothek, Bibliothek der Technischen Hochschule.
Dortmund: Stadtbibliothek.
Düsseldorf: Landes- und Stadtbibliothek.
Erfurt: Stadtbücherei.
Frankfurt a. M.: Stadtbibliothek, Senkenbergische Bibliothek, Rothschildsche Bibliothek.
Fulda: Landesbibliothek.
Göttingen: Universitätsbibliothek.
Greifswald: Universitätsbibliothek.
Halle: Universitätsbibliothek.
Hannover: vorm. Kgl. und Provinzialbibliothek, Bibliothek der Technischen Hochschule.
Kassel: Landesbibliothek, Murhardsche Bibliothek.
Kiel: Universitätsbibliothek.
Köln: Universitäts- und Stadtbibliothek.
Königsberg: Staats- und Universitätsbibliothek, Stadtbibliothek.
Magdeburg: Stadtbibliothek.
Marburg: Universitätsbibliothek.
Münster: Universitätsbibliothek.
Ratibor: Landesbibliothek.
Trier: Stadtbibliothek.
Wiesbaden: Landesbibliothek.

B. Nichtpreußische:

Bremen: Staatsbibliothek.
Danzig: Stadtbibliothek, Bibliothek der Technischen Hochschule.
Hamburg: Staats- und Universitätsbibliothek.
Lübeck: Stadtbibliothek.

Verzeichnis

der zur Ausbildung von Praktikanten für den Bibliotheksdienst an volkstümlichen Büchereien zugelassenen Büchereien

A. Preußische:

Allenstein: Stadtbücherei und Beratungsstelle.
Berlin-Charlottenburg: Stadtbücherei.
Berlin-Friedrichshain: Volksbüchereien.
Berlin-Köpenick: Stadtbücherei.
Berlin-Kreuzberg: Stadtbücherei.
Berlin-Lichtenberg: Stadtbücherei.
Berlin-Mitte: Stadtbücherei.
Berlin-Neukölln: Stadtbücherei.
Berlin-Pankow: Stadtbücherei.
Berlin-Prenzlauer Berg: Volksbüchereien.
Berlin-Reinickendorf: Stadtbücherei.
Berlin-Schöneberg: Stadtbücherei.
Berlin-Spandau: Stadtbücherei.
Berlin-Steglitz: Stadtbücherei.
Berlin-Tiergarten: Volksbüchereien.
Berlin-Treptow: Stadtbücherei.
Berlin-Wedding: Volksbüchereien.
Berlin-Wilmersdorf: Stadtbücherei.
Beuthen O.S.: Stadtbücherei.
Bielefeld: Stadtbücherei.
Bochum: Stadtbücherei.
Bonn: Zentrale des Borromäusvereins.
Breslau: Städtische Volksbüchereien und Lesehallen.
Düsseldorf: Städtische Volksbüchereien und Lesehallen.
Duisburg: Stadtbücherei.
Elbing: Stadtbücherei.
Erfurt: Städtische Volksbücherei.
Essen: Stadtbücherei.
Flensburg: Städtische Öffentliche Bücherei.
Frankfurt a. M.: Städtische Volksbüchereien.
Frankfurt a. O.: Städtische Büchereien.
Gleiwitz: Stadtbücherei.
Gleiwitz: Verband oberschlesischer Volksbüchereien.
Görlitz: Stadtbücherei.
Guben: Stadtbücherei.
Hagen: Stadtbücherei.
Halberstadt: Stadtbücherei.
Halle: Städtische Öffentliche Büchereien.
Hannover: Stadtbibliothek.
Hannover: Volksbüchereien.
Harburg-Wilhelmsburg: Stadtbücherei.
Hildesheim: Stadtbücherei.
Insterburg: Stadtbücherei.
Kiel: Stadtbücherei und Lesehalle.
Köln: Volksbüchereien und Lesehallen.
Königsberg: Städtische Volksbibliotheken.
Magdeburg: Stadtbibliothek.
Mülheim a. R.: Stadtbücherei.
Saarbrücken: Stadtbücherei.
Solingen: Stadtbücherei.
Stettin: Stadtbücherei.
Stolp i. Pomm.: Städtische Volksbücherei.
Wuppertal-Elberfeld: Stadtbücherei.

B. Nichtpreußische:

Danzig: Städtische Volksbücherei.
Darmstadt: Stadtbücherei.
Dessau: Städtische Bücherei und Lesehalle.
Lübeck: Öffentliche Bücher- und Lesehallen.
Memel: Stadtbücherei.

Berlin, den 28. April 1932.

Der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung
Im Auftrag: Richter.

Bekanntmachung. — U I 40711 U V. (Zentralbl. 1932 S. 158.)

Mitteilungen

Bibliothekartag Jena Pfingsten 1932

Die zwischen dem Verein Deutscher Bibliothekare und dem Verband Deutscher Volksbibliothekare vereinbarten gemeinsamen erweiterten Vorstandsbesprechungen haben in Jena vom 17. bis 20. Mai 1932 stattgefunden. Wir bringen über diese Veranstaltung sowie über die Aussprache des Vorstandes mit den Mitgliedern des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare in der nächsten Nummer einen ausführlichen Bericht.

In Jena ist eine gemeinsame Kundgebung „Die deutschen Bibliotheken und Büchereien in Not" beschlossen. Der Wortlaut dieser Kundgebung ist bereits durch die Presse verbreitet. Der Verband Deutscher Volksbibliothekare hat einen Sonderdruck dieser Kundgebung herstellen lassen, der den Büchereien für Werbezwecke zu folgenden Preisen angeboten wird; bei Abnahme von 1 bis 50 Exemplaren das Stück 10 Pfennig; bei Abnahme von 50 bis 200 Exemplaren das Stück zu 5 Pfennig; bei über 200 Exemplaren das Stück zu 3 Pfennig. Bestellungen sind an die Geschäftsstelle des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare, Berlin W 35, Potsdamer Str. 120 zu richten. Alles Nähere wird der Bericht in der nächsten Nummer enthalten.

Bücherhilfe für Erwerbslose

Nachdem Ende vorigen Jahres die allgemeinen Vorbereitungen für eine bessere Versorgung der Erwerbslosen mit Büchern getroffen sind, sind in den letzten Monaten des Etatjahres 1931/32 bereits eine Reihe praktischer Versuche durchgeführt worden. Im Anschluß daran sind dann während der Sommermonate die Ansatzpunkte für eine weitere planmäßige Arbeit stärker herausgestellt worden. Als allgemeines Ergebnis ist festzustellen, daß fast überall die dringende Notwendigkeit vorliegt, innerhalb und außerhalb der öffentlichen Büchereien dafür zu sorgen, daß durch den großen Ansturm an Erwerbslosen die Büchereien nicht völlig verwirtschaftet werden. Daraus ergibt sich die doppelte Aufgabe, einmal die Büchereien selbst durch zusätzliche Maßnahmen und Mittel in den Stand zu setzen, den außerordentlich erweiterten Betriebsumfang trotz Kürzung der Mittel durchzuhalten und dann neue Lesegelegenheiten außerhalb der Büchereien, aber in engster Verbindung mit ihnen zu schaffen, um auf diese Weise die Büchereien für ihre eigentliche Bildungsaufgabe zu erhalten.

Über zweckmäßige Maßnahmen sowie über die bereits vorliegenden Erfahrungen wird demnächst berichtet. Es ist sehr erwünscht, daß die Büchereileiter sich in ihren Gemeinden oder Beratungsbereichen weiterhin dieser Arbeit annehmen. Nähere Auskunft durch die Geschäftsstelle Berlin W 35, Potsdamer Str. 120.

Lagerbüchereien für den freiwilligen Arbeitsdienst

Bereits in Nummer 1 dieses Bandes der „Hefte" haben wir einen Bericht über „Büchereien für Arbeitslager" gebracht. Nachdem durch die jüngste Notverordnung der Regierung der freiwillige Arbeitsdienst eine weitere Ausdehnung erfahren hat, wird auch die Versorgung der Arbeitslager — soweit sie in geschlossener Form durchgeführt werden — mit Büchern eine immer dringendere Aufgabe. Je nach dem Träger des Arbeitsdienstes werden die verschiedensten Stellen dabei mitwirken. Es dürfte aber auf jeden Fall von

größter Bedeutung sein, daß die Vertreter der Erwachsenenbildung und Büchereiarbeit bei diesen Arbeiten maßgebend beteiligt sind, damit eine möglichst zweckmäßige Einrichtung der Büchereien erfolgt. In vielen Fällen werden die Büchereien vielleicht in der Lage sein, aus ihren Beständen bestimmte Buchzusammenstellungen für die Zwecke der Arbeitslager vorzunehmen und diese leihweise zur Verfügung zu stellen. Bei der ganz außergewöhnlichen Inanspruchnahme der Büchereien dürfte jedoch der Bedarf auf diese Weise kaum gedeckt werden. Wenn Neuanschaffungen erfolgen, ist die Mitwirkung der Volksbibliothekare bei Auswahl, Beschaffung und Verwaltung umso notwendiger.

Die Deutsche Zentralstelle stellt auch für dieses neue Arbeitsgebiet ihre Hilfsmittel zur Verfügung. Sie hat bereits einen möglichst raschen und umfassenden Austausch der an den verschiedenen Stellen gemachten Erfahrungen in die Wege geleitet. In der nächsten Nummer der „Hefte" werden wir sowohl eine Zusammenstellung der wichtigsten Fachliteratur zur Frage des Arbeitsdienstes bringen als auch voraussichtlich eine erste Übersicht über Bücher, die für Arbeitslager in Betracht kommen. Wir würden es begrüßen, wenn alle Kollegen und Kolleginnen, die auf diesem Gebiete tätig sind, mit uns in Verbindung treten.

Neuerscheinungen für die öffentliche Bücherei

Die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen hat in Verbindung mit dem Einkaufshaus für Volksbüchereien Leipzig soeben eine Liste ausgearbeitet, die Neuerscheinungen für die öffentliche Bücherei enthält. In dieser Liste sind ungefähr 150 Bücher aus den Neuerscheinungen der letzten Jahre aufgeführt. In erster Linie ist die Erlebnisliteratur berücksichtigt, die für kleine und mittlere Büchereien in Betracht kommt. Die Liste ist nach Stoff und Erlebniskreisen gegliedert. Außerdem ist jedes Buch mit einer Charakteristik versehen, die über Inhalt und Art des Buches Auskunft gibt. Schließlich ist durch ein besonderes Verfahren versucht worden, auch Verwendungshinweise als Anregung für die Anschaffungsentscheidung zu geben. Nummer 1 dieser Listen ist soeben erschienen und durch das Einkaufshaus für Volksbüchereien, Leipzig N 22, Richterstr. 8, unentgeltlich zu beziehen. Die Listen sollen vierteljährlich erscheinen. Sie werden auf der Besprechungsarbeit der „Hefte für Büchereiwesen" aufbauen, jedoch darüber hinaus besonders auf die Bedürfnisse der kleineren und mittleren Bücherei Rücksicht nehmen. Ein Bericht über diese Arbeit wird in der nächsten Nummer erscheinen. Alles Nähere ist aus dem Inserat auf der dritten Umschlagseite zu ersehen.

Vom Vorstand der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Der Vorsitzende der Deutschen Zentralstelle, Herr Ministerialrat Heinrich Becker, hat den Vorstand der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen gebeten, mit Rücksicht auf seine starke Inanspruchnahme von seiner Funktion zurücktreten zu können. Diesem Wunsch ist in der Vorstandssitzung vom 5. Juni 1932 unter dem Ausdruck herzlichsten Dankes für die geleistete Arbeit und aufrichtigen Bedauerns über den Rücktritt entsprochen worden. Herr Ministerialrat Becker wurde gebeten, weiterhin dem Vorstand als Beisitzer anzugehören, was er gern zusagte. Zum Vorsitzenden der Deutschen Zentralstelle wurde das bisherige Vorstandsmitglied, Herr Büchereidirektor Dr. Adolf Waas-Frankfurt gewählt.

Preußisches Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung

Zum Ministerialdirektor für die Abteilungen Volksschulen, Volkshochschulen und Volksbüchereien im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung wurde als Nachfolger von Herrn Ministerialdirektor Geh. Reg.-Rat Paul Kästner der bisherige Ministerialdirigent Herr Geh. Reg.-Rat Dr. Erich Wende ernannt.

Wer ist's? Was ist's?
„Der Deutsche Frauenbund für das Buch"

Schon vor mehreren Monaten ist uns eine „Denkschrift" des „Deutschen Frauenbundes für das Buch E. V." bekannt geworden, in der — wieder einmal — Rettung aus aller wirtschaftlichen und kulturellen Not mit hochtrabenden Worten versprochen wurde. Die Denkschrift selbst erschien uns als ein so eindeutiges Dokument der völligen Hohlheit dieses Unternehmens, daß wir es nicht für notwendig hielten, unsere Leser auf dieses neue, in mehr als einer Hinsicht eigenartige Unternehmen aufmerksam zu machen, obwohl uns bekannt war, daß auch in diesem Falle sehr bekannte Schriftsteller mit einer ebenso erstaunlichen wie erschütternden Sorglosigkeit den Frauenbund empfahlen, und obwohl nähere Informationen über die an dieser Gründung beteiligten Personen doch recht interessante Aufschlüsse über die Zusammensetzung dieses Frauenbundes ergaben.

Wir können an dieser Stelle allen Neugierigen, die in irgendeiner Weise mit dem „Deutschen Frauenbund für das Buch" in Berührung kommen, nur auf das nachdrücklichste empfehlen, nicht zu ruhen, bis ihre Wißbegier möglichst gründlich befriedigt ist, und möchten sie dringend warnen, nicht dem Beispiel der — ahnungslosen oder gutgläubigen oder gar leichtfertigen — Prominenten zu folgen, die — wie wir zu ihrer Ehre annehmen müssen — ohne jede Orientierung über die tatsächlichen Absichten die Förderung dieses Unternehmens sich zur Ehre anrechnen. Interessante Mitteilungen finden die nach Aufklärung Verlangenden im „Buchhändlergilde-Blatt" 16. Jahrg. Nr. 6 in dem Artikel: „Wer ist's?".

Wir behalten uns vor, über diese Angelegenheit, die uns in vieler Hinsicht symptomatisch erscheint, noch im Einzelnen zu berichten. Hf.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Das Institut für Leser- und Schrifttumskunde veröffentlicht seine für die Fachwelt bestimmten Beiträge in den „Heften". Für diese Beiträge liegt die sachliche Verantwortung bei der Leitung des Instituts. Sie sind durch den Zusatz „Institut" gekennzeichnet.

Dieses Heft enthält Beiträge von John Barfaut, Hamburg-Langenhorn, Moorreye 97a; Prof. Dr. Theodor Geiger, Braunschweig, Hildebrandstr. 45 II; Christel Goebbels, Leipzig N 22, Richterstraße 8; Dr. Walter Götze, Leipzig N 22, Richterstraße 8; Dr. Walter Hoyer, Leipzig-Marienthal, Siedlung S 3, Elfenweg 3; Dr. Wolfgang Kautzsch, Leipzig N 22, Richterstraße 8; Prof. Dr. Anton Lampa, Hadersdorf-Weidlingau b. Wien, Stingelgasse 11; Dr. Walter Martin, Enzberg (Württ.), Heimatwerk; Hilde Pieritz, Berlin-Neutempelhof, Schulenburgring 126 III; Dr. Bernhard Rang, Köln-Thielenbruch a. Rh., Waldhausstr. 40; Dr. Ewald Roellenbleck, Darmstadt, Pädagogstr. 1; Dr. Josefine Rumpf-Fleck, Frankfurt a. M., Burnitzstr. 41; Dr. Wilhelm Schuster, Hamburg 23, Kohlhöfen 21; Dr. Erich Thier, Leipzig W 33, Birkenstr. 9 I; Christian Tränckner, Leipzig-Lindenthal, Heinrichstr. 8; Prof. Douglas Waples, Chicago S 11, University of Chicago.

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Hofmann, Berlin W 35. Potsdamer Str. 120; Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E. V., Leipzig N 22, Richterstr. 8; Druck von Radelli & Hille, Leipzig

Deutsche Erzähler

Bemerkungen zu einem Bücherverzeichnis[1]

(Institut)

Von der Ordnung erzählenden Schrifttums

Die Kunst im Kunstwerk liegt weder im Stoff, noch im seelischen Gehalt. Die Kunst im Kunstwerk liegt allein in der Form. Die Form ist nicht unabhängig von Stoff und Gehalt, aber sie ist mehr als nur Gefäß für Stoffe und Gehalte.

*

Dem Geheimnis der Form nachzugehen, ist hier nicht der Ort. Die ewige Sehnsucht des Künstlers, im Kunstwerk ein in sich ruhendes Ganze herauszustellen; der innere Stil des Menschen, als das, worin diese Ganzheit letztlich gegründet ist; das Hineinwirken von Stoff, Gehalt und sinnlichem Material in diese Ganzheit der Formschöpfung — von all dem kann hier nicht gesprochen werden. Das nur ist festzuhalten: der Sinn des Kunstwerkes als Werk der Kunst vollendet sich in der Form. Der bedeutendste Stoff, der tiefste Gehalt, der nicht in der Form aufgehoben ist, macht das Werk nicht zum Kunstwerk; der belangloseste Stoff, der fragwürdigste Gehalt kann Anlaß zu einem im Sinne der Kunst reinen und echten Kunstwerk sein. Die künstlerische Form ist einer der großen Eigenwerte der Welt, das Ringen um künstlerische Form ist ein selbständiger und hoher ethischer Wert auf der Tafel der menschlichen Werte.

*

An den Stoffen und an den Gehalten der Welt, die dann in das Kunstwerk eingehen, sind wir alle beteiligt, sie sind das Feld der Erlebnisse und der Erfahrungen auch des Nichtkünstlers. Die Form allein ist die Leistung des Künstlers. Er schafft diese Formenwelt, ohne ihn und außer ihm ist sie nicht vorhanden. Dem Künstler ist es auch gemäß, das Kunstwerk ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Form zu betrachten. Und letztlich ist er allein der Mensch, der über Echtheit und Wert der Form eines Kunstwerkes sichere

[1] Das Verzeichnis selbst, dessen Veröffentlichung im Rahmen der Deutschen Volksbibliographie für die nächsten Wochen zu erwarten ist, wird in der folgenden Nummer unserer „Hefte“ vorgestellt werden. D. S.

Aussagen machen kann. Der kunstempfängliche Laie — und dem Kunstwerke gegenüber ist jeder Nichtkünstler Laie — kann zwar den Kunstwert eines Kunstwerkes erleben, kann tief vom künstlerischen Wesen, von der Macht der Form berührt werden, aber er kann den Kunstwert nicht eigentlich erkennen und beurteilen. In diesem Sinne hat das vielzitierte, vielgepriesene und vielgelästerte Wort l'art pour l'art, die Kunst dem Künstler, volle Berechtigung.

*

Damit ist gesagt, daß jede Betrachtung des Kunstwerkes unter stofflichen und gehaltlichen Gesichtspunkten unkünstlerisch ist, vom Wesentlichen des Kunstwerkes als Kunstwerk abführt. Und damit ist zugleich gesagt, daß auch jede Ordnung von Sprachkunstwerken nach Stoff und Gehalt am Wesentlichen der Kunst vorbeiführt. Die öffentliche Bücherei, die seit etwa einem Jahrfünft an solche Ordnungen der Schönen Literatur mit einem gewissen Elan herangegangen ist, wird sich dieses Sachverhaltes immer bewußt bleiben müssen.

*

Aber Stoff und Gehalt sind im Kunstwerk, im erzählenden Kunstwerk: im Roman, in der Erzählung, in der Novelle da. Sie sind, als Bauelemente des Werkes, notwendig da. Sie können nicht eliminiert werden. Und damit sind sie auch an der Gesamtwirkung des Kunstwerkes beteiligt. Auch der im Sinne der Kunst erzogenste Leser, solange er nicht über das Kunstwerk reflektiert, solange er genießend aufnimmt, untersteht wie dem Einfluß der Form, so auch dem Einfluß von Stoff und Gehalt. Und wenn der Erzähler für eine Laienleserschaft schreibt, wenn er außerhalb des kleinen Kreises ebenbürtiger Kunstgenossen gelesen werden will, wenn er hier wirken will, dann muß er sich bewußt sein, daß hier stärker als die Form Stoff und Gehalt wirken, daß daher auch das wirkende Werk unter dem Gesichtspunkt von Stoff und Gehalt ganz wesentlich beurteilt wird. Das soll und darf nicht heißen, daß der Künstler Stoff und Form dem Publikum zu Gefallen wählen soll. Der Erzähler, sofern er Künstler ist, steht zu seinen Stoffen in einem Verhältnis innerer Wahlverwandtschaft, und der Gehalt seiner Werke ist, sofern sie echt, nicht Talmiware sind, mit seiner Individualität notwendig gegeben. (Inwieweit seine Individualität mit der Individualität seiner Zeit und seines Volkes gegeben ist, inwieweit dabei nicht nur Stoff und Gehalt, sondern auch die Form zeit- und volkbestimmt ist, wie sehr der innere Stil des Künstlers, der in der Form sich offenbart, von der inneren Schwingung der Zeit und der Volksart abhängt, wie weit also die Form des Einzelkunstwerkes zugleich den Zeit- und Nationalstil darstellt, welche Verfälschungen hier möglich sind, auf welcher Linie das fruchtbare, die Kunst nicht zerstörende Verhältnis von volklicher und epochaler Produktivkraft zur Produktivkraft des Einzelkünstlers liegt, — auf diesen weiteren Fragenkomplex kann jetzt nur hingedeutet, er kann in diesem Augenblick nicht behandelt werden. Was hier späterhin über deutsche Volksart in deutscher Erzählung gesagt wird, mag als, freilich nur geringfügiger Beitrag zur Klärung dieser Frage gelten.) Aber das ist mit jenem Satze gesagt: Der Erzähler, sofern er nicht nur für sich, sondern für eine irgendwie geartete Laienleserschaft

schreibt, begibt sich damit unter das Gericht dieser Laienschaft. Und gerade weil der Satz l'art pour l'art in dem hier gemeinten Sinne richtig ist, muß das Gericht der Laienschaft vor allem von Stoff und Gehalt ausgehen, von dem sie sich beeindruckt, gefördert oder gehemmt sieht. Das Gericht der Laienschaft kann eng und spießig, kann weit und tief sein, — mit ihrem Gericht spricht sich die Laienschaft (eine bestimmte Zeit, eine bestimmte Gesellschaft, ein bestimmtes Volk) selbst das Gericht. Das ändert aber nichts an dem grundsätzlichen Recht der Laienschaft und ihrer Vertreter, von Stoff und Gehalt aus Kunstwerke abzulehnen oder gelten zu lassen. Die Forderung, daß eine öffentliche Kunstpolitik nur vom Künstlerischen am Kunstwerk, nur von der Form auszugehen und sich um die Wirkungen von Stoff und Gehalt nicht zu kümmern habe, ist übler Snobbismus. Hinter ihm verbirgt sich jener Liberalismus, der indifferent mit allen Stoffen und mit allen Gehalten spielt, oder auch ein Libertinismus, der gerade die Verbreitung von perversen Stoffen und Gehalten meint, wenn er mit Pathos vom Recht des Kunstwerkes spricht, nur unter dem Gesichtspunkt der Kunst, also der Form beurteilt zu werden.

*

Die Würdigung von Stoff und Gehalt ist selbst ein großes, restlos nie zu lösendes Problem. Allgemeinste Leitlinie: was der Gesundheit des Einzelnen und was der Gesundheit des Ganzen, des Volkes dient, das ist das Gültige in Stoff und Gehalt. Was aber „Gesundheit" hier bedeutet, und was das „Dienliche" ist, das ist die Frage. Verschiedene Menschen, verschiedene Zeiten, verschiedene Völker, verschiedene Gruppen in demselben Volke werden sie verschieden beantworten. Und so wie dem Kranken, damit er gesunde, anderes dienlich ist als dem, der noch oder wieder im Stande der Gesundheit steht, so ist auch dem Menschen oder dem Volke in der Krise anderes dienlich als dem Menschen oder dem Volke unerschütterter Entfaltung. In dem Kampf um das, was einer Zeit und einem Volke im Stoff und Gehalt der Kunst gültig sein soll, setzt sich der Kampf um die Sinngebung und Gestaltgebung der Welt fort. Er sollte sich freilich fortsetzen auf einer Ebene tiefer Besinnung und hoher Verantwortung, ungetrübt durch die Atmosphäre und die Schlagworte des Alltags. Aber alle Kämpfer dieses Kampfes bilden eine gemeinsame Front gegen Libertinisten, Liberalisten und Snobbisten, die für Einzelmensch, für Volk und Zeit Stoff und Gehalt des Kunstwerkes für gleichgültig erklären.

*

Sind aber Stoff und Gehalt legitim wirkende Mächte des erzählenden Kunstwerkes, dann ist nicht nur Beurteilung der Kunstwerke in Rücksicht auf Stoff und Gehalt möglich, sondern auch ihre Darbietung und Ordnung, sofern es sich um Darbietung und Ordnung für eine Laienleserschaft handelt. Gerade bei der Frage der Ordnung wird die unauslöschbare Bedeutung von Stoff und Gehalt für die Laienschaft deutlich: eine Ordnung nach Formentypen, nach dem inneren Stil der Erzähler ist zwar in bestimmten Grenzen möglich (wenn auch mit Sicherheit durchzuführen, unendlich schwierig), — für eine Laienleserschaft wäre sie vollständig unfruchtbar. Soll hier geordnet werden, dann kann überhaupt nur nach Stoff und Gehalt geordnet werden.

Dabei ist die Ordnung nach Gehalten, nach Verwandtschaft der geistig-seelischen Charaktere das sehr viel fruchtbarere, aber auch das sehr viel schwierigere Geschäft. Aber auch das Ordnen nach Stoffen bedarf großer geistiger Vorsicht und bestimmter Einsicht in das Verhältnis von Mensch und Buch. Paradox gesprochen: Wenn du erzählendes Schrifttum nach Stoffen ordnest, darfst du nicht nach dem Stoffe ordnen!

*

Stoffgruppen, sofern sie bei der Ordnung erzählenden Schrifttums überhaupt gebildet werden, müssen aus der Natur des erzählenden Kunstwerkes und aus dem Interesse heraus gewonnen werden, das große Lesergruppen und bedeutsame Lesertypen am Stoffe der Erzählung nehmen können. Das legitime Interesse auch des stofflich lesenden Lesers ist stets seelisch, soll heißen: emotional, gemütsmäßig bestimmt: die Sehnsucht nach der Ferne, oder nach idyllischer Nähe; der Zug zu Dorf und Wald und Berg, zu ursprünglicher Lebensechtheit, das Gepacktsein von der Stadt und ihren Lebensformen; der Wunsch nach Untertauchen in die Vergangenheit, der Drang zum Miterleben der Gegenwart; ja, auch die Verirrung in der menschlichen Ebene; das Gelüsten nach Glanz und Pracht der oberen Zehntausend, — alles das sind emotional gemütsmäßige Bewegungen, die in der Lektüre dann zur Wahl bestimmter Stoffe führen. Die Bildung entsprechender Stoffgruppen ist daher methodisch sinnvoll. Hingegen ist eine Stoffordnung, die nicht von der seelischen Funktion der Erzählung und von der seelischen Lage der Leser ausgeht, sondern klassifikatorisch von objektiven stofflichen Merkmalen, die an der Erzählung selbst aufzufinden sind, grundsätzlich falsch. Jene stoffliche Ordnung kommt zu verhältnismäßig wenigen einfachen, großen Stoffgruppen, diese zu einer unendlichen Aufteilung des Stoffes im Sinne einer objektiven Systematik. Die Erzählung wird in ein objektives Begriffsnetz eingesponnen, das von der Funktion der Erzählung nichts mehr ahnen läßt.

*

Das Beispiel des Lesertypus, dem entsprechend eine Gruppe „vom Glanz und Elend der oberen Zehntausend“ gebildet werden müßte, macht deutlich, daß zu dem psychologisch-methodischen Prinzip der Gruppenbildung noch ein anderes treten muß. Psychologisch-methodisch würde die Bildung einer solchen Gruppe richtig sein, im Sinne echten Menschendienstes würde sie falsch sein. Der seelische Antrieb, auf den die Gruppe bezogen würde, würde Zeugnis einer seelischen Mißbildung sein. Seelischen Mißbildungen entgegenzukommen, kann nicht Aufgabe einer aus öffentlichen Mitteln betriebenen Schrifttumspflege sein. In dieser Einsicht kommt die weitergreifende Erkenntnis zum Ausdruck, daß die stoffliche Gruppenbildung nicht nur an einem seelischen Sein der Leser, sondern auch an einem Seinsollenden sich zu orientieren hat. Und das gilt für alle Gruppenbildung überhaupt, also auch für die nach Gehalt. Das Seinsollende kann sich beziehen auf Lebensaufbau und Lebensführung des Einzelmenschen, es kann sich beziehen auf Lebensaufbau und Lebensführung überindividueller Gebilde. Diese Einsicht und diese Verpflichtung haben zum Aufbau eines besonderen Verzeichnisses Deutsche Erzähler im Rahmen der Deutschen Volksbibliographie und im Rahmen der hier versuchten Gesamtordnung des erzählenden Schrifttums

geführt. Auch das Verzeichnis Deutsche Erzähler ist nicht nach einer Qualität der Form, sondern nach Stoff und Gehalt aufgebaut und begrenzt, und die stofflichen und gehaltlichen Kriterien sind aus der kulturpolitischen Gesamtverantwortung der öffentlichen Bücherei gewonnen worden.

Von der Aufgabe des Verzeichnisses

Um unsere Wesensart zur vollen Entfaltung bringen zu können, müssen wir uns mit dem auseinandersetzen, was anders ist als wir selbst, was aus anderem Blute stammt, was die Welt in anderem Sinne und in anderen Formen erlebt. Das gilt für den Einzelnen, es gilt für die Völker. Wie alle großen Kulturvölker, hat auch das deutsche Volk sich in der Berührung, dem Austausch und der Auseinandersetzung mit anderer Volksart entfaltet. Und wenn die großen, uns wesensfremden Völker, von denen wir umgeben sind, ihre eigene Art in mächtigen Werken des erzählenden Schrifttums zum Ausdruck gebracht haben, ist es recht, wenn auch der deutsche Leser bei seinen Ausflügen ins Reich der Phantasie diese andere Art auf sich wirken läßt. Diesem Bedürfnis soll das Verzeichnis „Von Balzac bis Dostojewski“ dienen, an das in unserem Institut jetzt die letzte Feile gelegt wird.

*

So wie wir Kinder unseres Volkes sind, so sind wir auch Kinder unserer Zeit. Diese Zeit hat ein eigenes Gesicht, so wie keine frühere es hatte, wie keine kommende es haben wird. Daß wir dieser Zeit ins Gesicht sehen, daß wir nicht außerhalb der Zeit leben, auch das ist eine Forderung, die an uns gestellt ist. Und sofern die Zeit in dem erzählenden Schrifttum ihren Ausdruck findet, ist es recht, wenn auch der lesende Mensch seine Zeit in diesem Schrifttum aufsucht. Diesem berechtigten Bedürfnis dient das Verzeichnis „Unsere Zeit im Roman“, das im vergangenen Jahr im Rahmen unserer Volksbibliographie erschienen ist. Indem es die großen, unsere Zeit bewegenden Fragen durch alle Nationen hindurch verfolgt, die von dieser Zeit getroffen wurden und die von dieser Zeit in einem eigenen erzählenden Schrifttum sprechen, ermöglicht es zugleich zum zweiten Male Berührung und Auseinandersetzung mit fremdem Volkstum.

*

Aber hier wie überall kann Vernunft Unsinn, Wohltat Plage werden. Nichts kann gut sein, was uns entwurzelt, was uns dem großen Ganzen, dem wir entstammen, das uns trägt und hält, dessen Sprache wir sprechen, dessen Blut uns durchströmt, dessen Luft wir atmen, entfremdet. Nichts kann gut sein, was uns unserem eigenen Volkstum entfremdet. Die Lektüre des Zeitwichtigen und die Lektüre des Fremden birgt diese Gefahr in sich. Auch auf dem Gebiete des erzählenden Schrifttums. Wir leben dann in der Zeit, sind erfüllt von ihren Problemen, bewegt von ihrem Wollen, aber wir leben nicht mehr in dem Dauernden, das durch die Zeiten, die immer wechselnden, hindurchgeht, aus dem wir von unseren Vätern und Vorvätern her kommen, in das wir mit unseren Kindern und Kindeskindern wieder eingehen. Und wir leben im Fremden und verstehen das Fremde, aber wir sind nicht mehr bei uns selbst zu Hause.

Widerfährt eine solche Entwurzelung einem Einzelnen, so ist es schlimm genug für ihn selbst. Denn diese Entwurzelung bedeutet zuletzt Verdorrung. Werden aber durch eine solche, in ihrer Einseitigkeit falsch ausgerichtete Lektüre Menschen in großer Zahl ihrem Volkstum entfremdet, dann entsteht ein Schaden, der weit über die davon unmittelbar Betroffenen hinausgeht: das Volkstum, das uns nährende, tragende, haltende, ist dann selbst in Gefahr, und wir alle mit ihm. Hat also die öffentliche Bücherei der Zeit zu dienen, hat sie den Blick für das Fremde und für die Fremde zu öffnen, so ist doch ihre erste und ihre größte Verpflichtung: zum eigenen Volkstum, zur eigenen Wesensart zu führen. Für das Gebiet der Erzählung, der das Gemüt bewegenden und die Phantasie erregenden, gilt diese Verpflichtung doppelt. Aus dieser Verpflichtung ist das vorliegende Verzeichnis Deutsche Erzähler entstanden. Es soll das eigentliche Kernstück in der Reihe unserer Verzeichnisse zum erzählenden Schrifttum bilden.

*

So wie hier die Aufgabe gestellt war, konnte nicht jeder in Deutschland lebende und in deutscher Sprache schreibende Erzähler in das Verzeichnis Aufnahme finden; auch nicht jeder in diesem allgemeinsten Sinne „deutsche Erzähler" von literarischem Rang. Eine Auswahl war erforderlich, die ausging von dem Sachverhalt: deutsche Volksart, deutsches Volkstum. Was diesem Sachverhalt entsprach, das gehörte in dieses Verzeichnis; was mit diesem Sachverhalt in keinem oder nur in einem sehr losen Zusammenhang stand, konnte hier nicht aufgenommen werden. Nichtaufnahme bedeutet also kein Urteil über den Wert der persönlichen geistigen und literarischen Leistung eines Verfassers. Der hohe literarische Rang Thomas Manns z. B. steht auch den Bearbeitern dieses Verzeichnisses außer Frage; der Verfasser der Buddenbrooks und des Zauberberges gehört in jede größere deutsche öffentliche Bücherei — nur in dieses Verzeichnis gehört er nicht, das eine geistig-seelische Qualität meint, die als volkbildende Kraftlinie durch die verschiedensten Volks- und Leserschichten hindurchgehen sollte, — eine Aufgabe, von der die geistig-seelische Qualität Thomas Manns allzuweit abliegt.

*

Wenn wir von Volkstum sprechen, meinen wir ein Doppeltes. Einmal eine nur unserem Volke eigene Wesensart: eine bestimmte innere Verfassung, eine bestimmte Stellung zur Welt, eine bestimmte Art zu sehen und zu erleben. Zum anderen meinen wir die Formen unseres völkischen Lebens selbst, die aus jener Wesensart hervorgewachsen sind, die aber niemals reine Ausformung dieser Art sind, die vielmehr vielfach bestimmt sind durch das Ganze der räumlichen und zeitlichen Umwelt, in die, wie jeder einzelne Mensch, so auch jedes Volk hineingestellt ist. Also: deutsche Wesensart und deutsche Volksform. Jene, die ureigene schöpferische Art, ist — bei aller Vielfalt und aller Bedingtheit der Entfaltung in den Stämmen, den Epochen und in den Einzelwesen — das Überdauernde, das eigentlich Wesenhafte, das in sich Vollkommene. Diese, die historisch gewordene Form, die Form des sozialen, staatlichen, kulturellen Lebens, ist — bei aller Tendenz zum Beharren und Erstarren — das sich Wandelnde, das, an der Wesensart gemessen, nie Vollkommene, das mit Bestandteilen fremder Volksform Durchsetzte. Die

von der Wesensart in dem Material der zeitlichen und räumlichen Umwelt emporgetriebene Form: ehrwürdig als Manifestation eines ewigen Gedankens Gottes. Höchste Aufgabe eines Volkes: in immer neuen Anläufen, unter immer neuen zeitlichen und räumlichen Bedingungen, ureigene Art zu Form werden zu lassen.

*

Sprechen wir von „deutschen Erzählern", so können wir dabei sowohl an solche Verfasser denken, die die deutsche Volksform zum Gegenstand nehmen, wie an solche, die ohne Bezug auf diese Stoffwelt doch aus deutscher Wesensart heraus sehen, erleben und gestalten. Das Verzeichnis Deutsche Erzähler meint „deutsch" in dem einen wie in dem anderen Sinne. Aber, soweit es deutsch als Gegenstand, als deutsche Volksform meint, doch nie, ohne daß zugleich dieser Gegenstand von deutscher Wesensart aus gesehen, erlebt und gestaltet wäre. So ist die „Art" doch das eigentliche, durchgreifende Kriterium für den Aufbau dieses Verzeichnisses.

*

Ist auch die Auswahl nach diesem Kriterium mit größter Gewissenhaftigkeit getroffen worden, so kann doch keine Rede davon sein, daß nun etwa das gesamte deutsche erzählende Schrifttum nach diesem Gesichtspunkt überprüft worden wäre. Das Verzeichnis heißt ja auch nicht „Die" deutschen Erzähler, sondern Deutsche Erzähler. Entscheidend ist, daß in dem Verzeichnis wirklich nur Autoren der hier gemeinten Wesensart vertreten sind, daß also das Verzeichnis in sich rein ist; weniger wichtig ist, daß es im Sinne der gestellten Aufgabe vollständig ist. Eine solche Vollständigkeit hätte nur erreicht werden können, wenn die Herausgabe des Verzeichnisses auf einen kaum absehbaren Zeitpunkt vertagt worden wäre. Das wurde durch die praktische Aufgabe, die unserem Institut gestellt ist, verboten. Es ist also so, daß zahlreiche Autoren von Namen und Rang zum Zweck der Aufnahme in dieses Verzeichnis überhaupt nicht geprüft werden konnten. Wo aber keine Prüfung ist, dort kann auch keine Bewertung sein! Ist also ein Autor in diesem Verzeichnis nicht vertreten, dann ist ihm damit von unserer Arbeitsstelle weder literarischer Wert, noch deutsche Wesensart abgesprochen. Im Laufe der Zeit sollte sich freilich gerade dieses Verzeichnis Deutsche Erzähler dem Ideal der Vollständigkeit nähern — natürlich immer nur im Blick auf die hier gestellte Aufgabe —, und unserem Institut wird jeder Hinweis auf Autoren, die von den Bearbeitern zunächst übergangen wurden, die aber in dieses Verzeichnis gehören, willkommen sein. Insbesondere werden künftige Auflagen voraussichtlich durch stärkere Einbeziehung deutschösterreichischer und sudetendeutscher Erzähler bereichert werden müssen.

Von deutscher Volksform in deutscher Erzählung

Wo aber ist deutsche Volksform? Sind in jedem Augenblick deutschen Lebens, in jeder Epoche deutscher Geschichte die tatsächlichen Formen, in denen das Volk oder Teile des Volkes leben, „deutsche" Formen? Stellen die Erzähler etwa deutsche Volksform dar, die das Luderleben beschreiben,

das an bestimmten deutschen Fürstenhöfen des 18. Jahrhunderts herrschte, oder die das Berlin zwischen 1918 und 1930, zwischen Kurfürstendamm und Alexanderplatz zum Vorwurf wählen? Stets ist in den Epochen Deutsches und Undeutsches nacheinander und nebeneinander. Deutsche Volksform erzählend darstellen, so daß Deutsches im wesentlichen Sinne getroffen wird, setzt beim Erzähler voraus, daß er selbst aus deutscher Wesensart sich mit der tatsächlich vorliegenden Volksform auseinandersetzt, wesenhaft von unwesenhaft, echt von unecht unterscheidet. Der wesenhaft deutsche Erzähler, der deutsche Volksform darstellt, ist so wie Liebender und Verherrlicher immer zugleich auch Zürnender und Ankläger: Gottfried Keller in den Leuten von Seldwyla, Jeremias Gotthelf in seinen gewaltigen Bauernromanen, Wilhelm Raabe in seinen Kleinstadt- und Bürgergeschichten, Hans Grimm in seinem großen nationalen Epos vom Volk ohne Raum. Der deutsche Erzähler, der deutsche Volksform zur Darstellung bringt, darf weder sachlich indifferenter Ästhet sein, noch positivistischer Apologet dessen, was ist.

*

Liegt auch in jeder Epoche echte, wesensgemäße, und verdorbene, verfälschte Volksform nebeneinander, so gibt es doch in der Geschichte eines jeden Volkes Epochen, in denen echte Volksform sich in höherem Grade von Reinheit herauskristallisiert hat. Und in Zeiten des Verfalles echter Volksform gibt es im Volksganzen immer noch Landschaften, Inseln gleichsam, in denen langsam heraufgewachsene wesensechte Volksform dem Verfall länger Widerstand leistet. Diese noch bestehenden Inseln und jene vergangenen Epochen gewinnen für Zeiten und Orte zerfallender und verlorener echter Volksform hohe Bedeutung. Nicht liegt ihre Bedeutung darin, daß ihre Volksform nun in einer anderen Zeit und unter anderen Verhältnissen wiederhergestellt werden soll: — diesem Irrtum sind viele heimatschützlerische Bestrebungen verfallen. Die Bedeutung jener Inseln und Epochen liegt vielmehr in ihrem symbolischen Charakter: sie geben eine Vorstellung davon, daß der ideale Zusammenhang von wesenhafter Volksart und von Volksform in der Wirklichkeit in einem hohen Maße von Reinheit möglich ist —, Wunsch und Wille werden sich angesprochen fühlen, in einer veränderten Umwelt zu einer Volksform zu kommen, die wiederum (bei vielleicht äußerer Unvergleichbarkeit) Ausdruck derselben wesenhaften Volksart ist. Und damit gewinnt auch die Erzählung, die die Volksform jener Inseln und Epochen darstellt, eine hohe volkspolitische Bedeutung. Selbst die geringere dichterische Kraft, die doch mit lebendig-volkhaftem Empfinden die Welt jener echten Volksform auferstehen läßt, gewinnt hier vom Gegenstand her Daseinsrecht und Würde.

*

Alles das gilt auch für einen Katalog Deutsche Erzähler in unserer Zeit: die kapitalistisch-industrielle Welt hat alle echte, wesenhaft deutsche Volksform in einer bis dahin unerhörten Weise aufgelöst und verdorben, dergestalt, daß der wesenhaft deutsche Erzähler dieser korrumpierten Volksform fast nur noch als Ankläger gegenübertreten kann. Will also unser Verzeichnis durch Sichtbarmachung wesenhafter deutscher Volksform zur Sicherung

und Wiedergeburt eigener Volksart beitragen, dann muß es bei der Auswahl seiner Verfasser in weitem Umfange in die vorkapitalistisch-vorindustrielle Welt zurückgehen: Kleinstadt und Dorf, vorindustrielles und vorkapitalistisches Bürger- und Bauerntum, das sind die Volksformen, die in diesem Verzeichnis einen breiten Raum einnehmen. Noch einmal: der Sinn der breiten Darbietung dieser Welten ist nicht, Flucht ins Vergangene und Abseitige zu fördern, sondern der Gewinnung einer echten Zukunft zu dienen. Das überdauernd Wesenhafte soll erkannt werden, das überdauernd Wesenhafte in uns selbst soll angesprochen werden, der Wille soll gekräftigt werden, aus diesem überdauernd Wesenhaften in einer neuen Volksordnung Volksform entstehen zu lassen, die, äußerlich vielleicht vielfach und tiefgreifend gewandelt, doch wieder Ausdruck der unvergänglichen Wesensart unseres Volkes ist. Damit werden jene Verfasser und ihre Bücher, die bei rein stofflicher, also bei oberflächlicher Betrachtung „veraltet und langweilig" erscheinen können, in einem tieferen Sinne aktuell. Wenigstens für alle die Menschen, denen echte Wiedervolkwerdung des deutschen Volkes das dringendste Anliegen unserer Zeit ist.

*

Die Erzählung, die aus deutscher Wesensart heraus wesenhaft deutsche Volksform lebendig werden läßt, hat ihre symbolische Bedeutung in Zeiten der Auflösung und des Verfalles echter Volksformen. Aber ihren vollen Wert gewinnt sie erst dann, wenn in diesen Zeiten wesenhaft deutsche Erzähler den Verfall selbst zum Gegenstand der Erzählung nehmen. Ist er wirklich seiner Wesensart nach deutscher Erzähler, dann wird ihm der Verfall nicht als interessantes, mit ästhetisch-intellektuellen Mitteln zu erfassendes und zu gestaltendes „Phänomen" erscheinen, sondern er wird den Verfall als eine ihn in seinem Wesen unmittelbar persönlich berührende Not erleben: Verfall der Volksform ist Krise der Wesensart des Volkes selbst — wer dieser Wesensart angehört, steht damit in der Krise seines Volkes, und wer in der Krise ist, ringt um Heilung. Heilung aber kann hier nur heißen: Neugeburt deutscher Volksform. Das Gewicht liegt hier auf „neu" und auf „deutsch" in gleichem Maße: neu, das ist der Gehorsam gegen die Zeit; deutsch, das ist der Gehorsam gegen die ewige Wesensart des eigenen Volkes. Wird in einer verwandelten Zeit nicht die neue Form gefunden, dann kommt in dieser Zeit die Wesensart des Volkes überhaupt nicht zu ihrem Formausdruck. Wird nicht die wesenhafte Volksform gefunden, dann wird diese Zeit nicht Gestalterin, sondern Vergewaltigerin der Volksart. Der Erzähler, der in diesem Sinne Verfall und Zerstörung zu seinem Gegenstand nimmt, gestaltet in den beiden Dimensionen Volk und Zeit. Aktuelles und Überdauerndes verbinden sich in seinem Werk. Damit erlangt er die größte Gewalt über die Gemüter seiner Volksgenossen, und damit wird er zum mächtigsten Wahrer seines Volkstums. Erst wenn Erzähler dieser Art und dieser Sendung in ein Verzeichnis Deutsche Erzähler Aufnahme finden, erhalten jene anderen Erzähler, die von vergangenen oder nur noch inselhaft bestehenden wesenhaften deutschen Volksformen berichten, ganze Lebendigkeit und volles Gewicht. Dieses Verzeichnis wäre kaum möglich, es würde des inneren Gleichgewichtes und der Stoßkraft entbehren, wenn uns nicht der deutsche Erzähler Hans Grimm

mit seinem deutschen Schicksalsroman „Volk ohne Raum“ geschenkt wäre. Daß Erzähler dieser Art und dieser Mission im deutschen Schrifttum überaus selten sind, ist selbst ein schwerer Notstand des gegenwärtigen deutschen Volkstums und damit auch eine Schwäche dieses Verzeichnisses Deutsche Erzähler.

Von deutscher Wesensart in deutscher Erzählung

Jeder Versuch, die Wesensart eines Volkes in Begriffe zu fassen, muß unzulänglich bleiben. Der Reiter im Bamberger Dom, der Ritter im Kupferstich Dürers, der Simplizissimus des Grimmelshausen, Gretchen und Faust in Goethes Weltdichtung, der Hyperion im Roman Hölderlins, der Paracelsus in Kolbenheyers historischem Porträt, aber auch der grüne Heinrich Gottfried Kellers, der Johannes Unwirrsch und alle seine merkwürdigen Brüder und Schwestern im Erzählungswerk Raabes, der Cornelius Friebott Hans Grimms —, wenn wir diese Gestalten erleben, dann fühlen wir uns von deutscher Wesensart unmittelbar und mächtig angesprochen. Von diesem Gefühl dürfen wir uns gestrost leiten lassen, wenn wir deutsche Erzähler von deutscher Wesensart auswählen wollen. Und sofort wird deutlich: deutsch sein, das heißt alles andere als eng sein, und ein auf diesem Boden stehendes Verzeichnis deutscher Erzähler birgt die Möglichkeit von Reichtum, Kraft und Fülle ebenso in sich wie die Möglichkeit von Zartheit, Besinnlichkeit und Stille. Keineswegs aber bedeutet diese Spannweite Charakterlosigkeit: bestimmte Haltungen zur Welt — das wird uns vor jener Gestaltenreihe unmittelbar gewiß — sind mit dieser deutschen Wesensart nicht vereinbar. Erscheint einer jener Gestalten, ihren Brüdern und Schwestern, ihren großen wie ihren kleinen Nachfahren im Geiste, die Welt als ein Rechenexempel, mit den Fähigkeiten des Verstandes zu lösen? Oder als ein Chaos, in dem wir nur untergehen oder aus dem wir uns nur retten können durch Weltflucht und Askese? Oder als die Sinnlosigkeit an sich, die nur im Taumel der Sinne oder in ästhetisch kunstvoller Gestaltung ertragbar gemacht werden kann? Erscheint die Welt diesen Deutschen nicht vielmehr als ein Wunder, nur mit dem Vermögen der Seele und des Gemüts ahnungsvoll zu erfassen, und zugleich als eine Aufgabe, mit allen Kräften des Willens tapfer zu bestehen? Gläubigkeit und männliche Tatkraft; Festigkeit, Zielstrebigkeit des Wollens und tiefinnere Ehrfurcht vor den „Grenzen“ — das Eine in dem Anderen, das Andere in dem Einen: könnten wir es mit einem Worte bezeichnen, dann hätten wir wohl die Formel für die „Art“, die wir meinen, wenn wir von „Deutschen Erzählern“ sprechen. Die Elemente freilich teilt der wesenhaft deutsche Mensch mit anderen deutschen Einzelmenschen und mit anderen Volksarten — in dem Beieinandersein des Entgegengesetzten in einer Seele, besser noch: in der fruchtbaren Spannung zwischen diesen Polen, im Leben und Sichbehaupten in dieser Spannung, darin eben scheint uns das wesenhaft Deutsche zu liegen. Von dieser Spannung her empfängt jeder einzelne der beiden Pole seinen höheren Sinn und seinen tieferen Glanz. Fällt im Seelenbild eines Menschen einer dieser Pole aus, dann entfällt für uns damit nicht nur das wesenhaft Deutsche, sondern es dünkt uns auch, als ob das dann allein verbleibende und herrschende Element sein spezifisches Gewicht verlöre.

Erscheint uns das fruchtbare „Leben in der Spannung" — in der Spannung zwischen jenen qualitativ bestimmten Polen — als wesenhaft deutsch, quillt gerade hieraus die innere Fülle, die Kraft und Wärme deutschen Wesens — wie fröstelt uns, wenn wir von hier aus an Flaubert, den großen Franzosen, oder an Dostojewski, den dämonischen Russen, denken —, so ist doch selbstverständlich, daß diese Spannung in unendlich vielen Graden der Stärke auftreten kann; es ist selbstverständlich, daß innerhalb dieser Spannung harmonischer Ausgleich, beruhigendes Fließen, wie auch höchste „Gespanntheit", ja tragische Zerrissenheit möglich ist; es ist möglich, daß hier der Schwerpunkt der individuellen, wesenhaft deutschen Persönlichkeit bei der Versenkung in das Rätsel des Daseins, dort aber in der Hingabe an die Forderung des Tages liegt; es ist natürlich, daß für alle diese unendlichen Variationen deutschen Wesens das Alter, das Geschlecht und die besondere Stammesart von Bedeutung sein können. All das zusammengenommen aber heißt, daß deutsche Wesensart nicht nur ihrer Grundform nach, als ein fruchtbar-spannungsvolles Beieinandersein verschiedener, ja gegensätzlicher Elemente, von Reichtum und Fülle ist, sondern daß gerade diese Grundform unendlichen Reichtum der Variation in der konkreten Erscheinung der einzelnen, wesenhaft deutschen Persönlichkeit ermöglicht. Darin liegt begründet, daß der deutsche Mensch dem Nichtdeutschen so schwer faßbar, ja immer etwas unheimlich ist, darin liegt aber auch begründet, daß ein Verzeichnis Deutsche Erzähler, trotz der klar gezogenen Grenzlinie, einen unendlichen Reichtum, eine immer neue bewegende Mannigfaltigkeit in sich bergen muß.

*

So wie von Individuum zu Individuum, von Altersklasse zu Altersklasse, von Stamm zu Stamm die Grundform deutscher Wesensart in immer neuen Variationen in Erscheinung tritt, so auch von Generation zu Generation, von Epoche zu Epoche. Dabei wird ein Wechsel vor allem in der Richtung auftreten, daß bald mehr der rationale, bald mehr der irrationale Pol des deutschen Wesens stärker hervortritt. Aber auch für die Epochen und Generationen gilt, was vom Einzelnen schon gesagt wurde: keine ist wesenhaft deutsch, in der die „Polarität" verlorengegangen ist, in der also nur noch ein „Element" der Seele das Leben beherrscht und gestaltet. Das 19. Jahrhundert, die Epoche der kapitalistisch-industriellen Entfaltung, hatte den Zugang zu dem irrationalen Pol des Lebens und damit die Polarität, die fruchtbare Spannung und damit den Reichtum des Lebens fast gänzlich verloren. Diese Epoche wird daher künftigen Zeiten als eine in hohem Grade undeutsche Epoche erscheinen, sie erscheint heute schon vielen, vor allen vielen jüngeren deutschen Menschen so. Eine neue Hinwendung zu den irrationalen Kräften des Lebens — damit, solange der rationale Pol nicht verlorengeht, zur deutschen Wesensart — setzt sich durch. Diese Wendung kann auch an dem Verzeichnis Deutsche Erzähler nicht spurlos vorübergehen.

*

Echte, selbstgegründete Art bewährt sich bei jeder Begegnung mit der Welt. So bleibt deutsche Wesensart auch bestehen, wenn der wesenhaft deutsche Erzähler nichtdeutsche Lebens- und Volksformen zum Gegenstand nimmt. Und deutsche Wesensart wird nicht dadurch gewährleistet, daß sich ein

Erzähler in deutscher Sprache mit deutschen Gegenständen, vielleicht sogar mit Lebensformen ausgeprägt deutschen Charakters beschäftigt. So kann ein „deutscher Erzähler dem Stoffe nach" ein durchaus „undeutscher Erzähler der Wesensart nach" sein. Es treten also in diesem Verzeichnis Erzähler auf, die ihre Stoffe aus der nichtdeutschen Welt wählen, und es fehlen Erzähler, die dem Stoffe nach als betont deutsche Erzähler erscheinen. Dabei bleibt bestehen, daß zwischen innerer Art und dem Stoff, dem sich diese Art zuwendet, so etwas wie eine Wahlverwandtschaft besteht. Im Regelfalle wird daher auch der wesenhaft deutsche Erzähler seinen Stoff aus der deutschen Lebenssphäre wählen. Und im Regelfalle wird sich für die Erweckung und Festigung deutscher Wesensart die Erzählung am fruchtbarsten erweisen, in der Gegenstände des deutschen Lebens aus deutscher Wesensart heraus geschaut, erlebt und gestaltet sind. Die nach Wesensart ihrer Verfasser und nach ihren Gegenständen deutschen Erzählungen bilden daher auch den Kerninhalt dieses Verzeichnisses.

*

Die eigene Wesensart ist der Grundwert eines jeden Volkes. Ohne sie kann kein Volk zum Volke werden, ohne sie verwirkt es das Recht auf Dasein und Selbstbehauptung im Kreise der Völker. Findet diese eigene Wesensart auch im Schrifttum eines Volkes seinen Ausdruck, dann entsteht damit für dieses Volk ein Gut von höchstem Wert: Das Schrifttum wird eines der großen Mittel zur Erhaltung und Festigung der volkhaften Art. Die Pflege eines so bestimmten Schrifttums wird damit zu einer der großen Aufgaben der Volkspolitik und der Volksbildung. Diese Pflege hat in zwei Richtungen zu gehen: sie hat immer wieder dieses wesenhaft volksmäßige Schrifttum herauszustellen, in sinnvoller Weise den Volksgenossen zu erschließen, vor der immer drohenden Überfremdung zu schützen. Im Dienste dieser einen Aufgabe steht das Verzeichnis Deutsche Erzähler. Aber ebenso hat volkdienende Schrifttumspflege das echt volkhafte Schrifttum abzusondern von allen volksmäßigen Surrogaten. Der schlimmste Feind volkhaften Schrifttums und eigenständiger Wesensart ist weder der fremdsprachige Erzähler (auch nicht in deutscher Übertragung), noch der deutsche Erzähler, der ohne Kompromiß, deutlich erkennbar aus anderer Wesensart heraus schreibt, sondern schlimmster Feind ist der Imitator des Deutschen. Durch jede Imitation wird das Empfinden für das Echte abgestumpft — durch die Deutsch-Imitation wird das Gefühl für die Echtheit des Grundwertes der deutschen volkhaften Existenz abgestumpft. Der Schaden, der hieraus für Erhaltung und Entfaltung der Volksart erwächst, ist unermeßlich. Dabei ist es für die volkstumschädigende Wirkung ganz gleich, ob die Deutsch-Imitation unbewußt aus anpäßlicher Schwäche oder bewußt aus Spekulation auf eine Deutschkonjunktur geschieht. Von einem Verzeichnis Deutsche Erzähler ist sie der Absicht nach unter allen Umständen fernzuhalten.

*

Das Verzeichnis hebt eine geistig-seelische Art heraus, aber es ist kein „Weltanschauungskatalog" im Sinne einer ausgeformten, in bestimmten Bekenntnissen ausgesprochenen Weltanschauung. Auf dem Boden dieser

Art sind verschiedene, ja selbst gegensätzliche Weltanschauungen möglich — das Verzeichnis reicht von den Vertretern des deutschen Humanitätsideals bis zu katholischen Erzählern deutscher Wesensart, vom deutsch-protestantischen Christentum bis zum Freidenker und zum Sozialisten. Wer wollte zweifeln, daß Friedrich Theodor Vischer, der trutzige Bekenner von „Wir haben keinen lieben Vater im Himmel", ein durch und durch deutscher Kämpfer, ganz auch im Sinne der hier gemeinten Wesensart war, daß er in einer Zeit deutschen Verfalles für die entscheidenden Werte des Deutschtums Unschätzbares gewirkt hat, daß sein „Auch Einer" nur auf deutschem Boden aus deutschem Blute wachsen konnte? Das freilich ist richtig, daß die überwiegende Mehrzahl der hier vertretenen Erzähler nicht nur in der zeitlosen deutschen Wesensart, sondern auch in der abendländisch-christlich-humanistischen Kulturtradition wurzeln, und daß umgekehrt eine rein rationalistische Weltbetrachtung nicht der Boden ist, auf dem sich deutsches Wesen entfalten kann. Aber es gibt ein Freidenkertum — eben Friedrich Theodor Vischer beweist es —, und es gibt einen Sozialismus — der große dänisch-deutsche Dichter Martin Andersen-Nexö ist des Zeuge — , die die Tiefe und Unergründlichkeit des Lebens mit ahnungsvoll erschüttertem Gemüt zu erfassen vermögen. Es würde eine Versündigung am deutschen Wesen sein und eine spießerhafte Verengung dieses gewaltigen Gedankens Gottes bedeuten, wenn wir Dichter dieser Art, die eben deutsche Wesensart ist, um ihres Bekenntnisses willen vom Katalog Deutsche Erzähler ausschließen wollten. „Weltanschauungskataloge" sind ja außerdem jederzeit möglich.

(Fortsetzung im nächsten Hefte)

Walter Hofmann

Kulturabbau und Büchereien

Referat auf der Jenaer Bibliothekartagung[1]

I

Die öffentlichen Büchereien, Bildungsbüchereien, Volksbüchereien — auch heute noch ohne einheitliche Bezeichnung — sind von der Weltwirtschafts- und Finanzkrise mitten in ihrer ersten großen Entfaltungsperiode, deren Beginn etwa für 1895 anzusetzen ist, getroffen. Erst in diesen letzten Jahrzehnten, besonders nach Krieg und Inflation, haben die öffentlichen Büchereien den Wiederaufbau ihrer Etats, die planmäßige Ergänzung und Erneuerung ihrer Bestände, die Neugestaltung ihrer Kataloge, die Verbesserung ihrer Unterbringung oder die Herstellung von Neubauten sowie die Vermehrung und systematische Ausbildung ihrer volksbibliothekarischen Kräfte durchgeführt.

Man kann wohl sagen, daß die öffentlichen Büchereien bis zum Jahre 1929 in einer außerordentlich glücklichen und verheißungsvollen Entwicklung sich befanden. Das gilt ebenso für die innere Durchdringung der Grundfragen, wie auch für die äußere Entfaltung, die Ausbreitung auf die ländlichen und kleinstädtischen Bezirke, die Arbeitsverbindung mit den sozialen und pädagogi-

[1] Siehe dazu den Bericht auf S. 163ff. dieses Heftes. D. S.

schen Nachbargebieten, wie vor allem auch für die Bildung eines gemeinsamen Berufsbewußtseins und die Bereitschaft zu gemeinsamer sachlicher Zusammenarbeit. Immer deutlicher trat die Gestalt der neuen volkstümlichen Bücherei aus den mancherlei polemischen Diskussionen, programmatischen und theoretischen Überspitzungen oder gefühlsmäßigen Verschwommenheiten heraus. Man schickte sich in den Jahren vor der Wirtschaftskrise gerade an, nach diesen teils fruchtbaren und nötigen, teils wirklich schädigenden retardierenden Momenten einen tüchtigen Sprung vorwärts zu tun. Man wollte nun wirklich an den Gesamtaufbau des öffentlichen Büchereiwesens in Deutschland gehen[1].

Große Aufgaben lagen daher noch vor uns, und es besteht, auf das Ganze gesehen, das Wort durchaus zu Recht, daß die deutsche öffentliche Büchereibewegung auch jetzt noch am „Anfang des Anfanges“ stehe[2], trotz einer dreißigjährigen erfolgreichen Entwicklung, trotz der gerade heute wieder besonders deutlich ins Bewußtsein tretenden Verdienste jener ersten Vorkämpfer der deutschen Bücherhallenbewegung, der Nörrenberg, Roß, Reyer, Schultze, Fritz, Jäschke u. a. Denn wenn man den Blick vorwärts richtet, wenn man nicht auf das einzelne Institut, sondern auf das Büchereiwesen als Ganzes blickt, so muß man sagen:

„Das öffentliche Büchereiwesen hat in Deutschland seine Konsolidierung und Stabilisierung noch nicht erlebt —

weder im Sinne der Sicherung der Sach- und Personaletats

noch im Sinne einer festen Verankerung im Bewußtsein, in der Anerkennung und Wertschätzung der Öffentlichkeit, der Presse, der maßgebenden Behörden und der kulturellen und gesellschaftlichen Gruppen, Organisationen und Verbände.“

Das ist eine grundlegend verschiedene Situation gegenüber dem wissenschaftlichen Bibliothekswesen, und daraus ergibt sich natürlich auch eine andere Dynamik und Tendenz der öffentlichen Büchereien im einzelnen wie der Bewegung im ganzen. Wir haben noch keine Ära Althoff erlebt! Wir haben noch nie eine Finanzierung und Etatisierung unserer Arbeit erlebt, durch die wenigstens die Grundlagen in dem Umfang und in der Stärke geschaffen wurden, daß unsere Büchereien den Stürmen der Mittelbeschränkung, des Stellenabbaues, der Ausgabensperre einmal eine Zeitlang ohne allzu große Schädigungen widerstehen können. Wir haben noch nie ein einigermaßen befriedigendes und erträgliches Verhältnis zwischen Aufgaben und Anforderungen einerseits, Arbeitsbedingungen und Betriebsmitteln andererseits erlebt. So ist es berechtigt, daß neulich einmal davon gesprochen wurde, daß die öffentlichen Büchereien noch keine „saturierten Institutionen“ seien[3], wie man das doch, wenn auch mit vielen berechtigten Vorbehalten im einzelnen, zweifellos mit gutem Grund von unseren Theatern, Museen, Schulen, Universitäten — und auch den wissenschaftlichen Bibliotheken sagen darf, wenn man einmal unvoreingenommen ihre Entwicklung in den Jahren

---

[1] Vgl. Hans Hofmann, Zum kommunalen und staatlichen Aufbau des volkstümlichen Büchereiwesens. Leipzig 1928, Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen (Sonderdruck).

[2] Walter Hofmann bei der Einweihung der III. Leipziger Bücherhalle September 1925, Bericht „Die Leipziger Büchereifeier 17. September 1925“. Ebenda S. 15 ff.

[3] Walter Hofmann auf der Ratssitzung des Instituts für Leser- und Schrifttumskunde März 1932. Der gedruckte Bericht wird demnächst beim Institut erscheinen. Vgl. dazu auch Dr. Rudolf Reuter „Die Aufgabe des Volksbibliothekars in der kommunalen Bildungsarbeit“. In: Der Volksbibliothekar. Leipzig 1927, Quelle & Meyer.

1870/80 bis zum Weltkrieg oder bis zum Beginn der Wirtschaftskrise überblickt.

Für die öffentlichen Büchereien handelt es sich daher in der jetzigen Krise nicht so sehr darum, Erworbenes und Erkämpftes festzuhalten, zu sichern und zu verteidigen, sondern unsere Aufgabe besteht immer noch und immer wieder weitgehend darin, Lebensrecht und Lebensraum für unsere Büchereien erst noch zu erkämpfen und dafür Verständnis und Bundesgenossenschaft zu werben. Das gilt sowohl für die einzelne Bücherei, als auch für den Aufbau des gesamten Büchereiwesens, denn auch heute besitzen zahlreiche Städte, ja sogar einige Großstädte, noch keine neuzeitlichen Büchereien, und auf dem Lande und in der Kleinstadt sind überhaupt erst die allerbescheidensten Ansätze zu verzeichnen. Ich darf Sie in diesem Zusammenhang auf die sehr eindrucksvollen Materialien der Flensburger Büchereiausstellung[1] aufmerksam machen.

II

Dazu kommt nun aber noch ein zweites für die Lage der Büchereien entscheidendes Moment: die Finanznot der Kommunen. Die Finanzreform nach dem Kriege und der Finanzausgleich zwischen Reich, Ländern und Gemeinden hat diesen eine völlig veränderte Situation gebracht. Das ist zunächst für die breitere Öffentlichkeit nicht so unmittelbar in Erscheinung getreten. Aber bald nach Einsetzen der Krise ergaben sich vor allem auch durch die den Gemeinden überlassene Fürsorge für die Wohlfahrtserwerbslosen die bekannten katastrophalen Zustände der Gemeindefinanzen. Erschwerend fällt dabei ins Gewicht, daß bisher weder Reich noch Länder die Sanierung der Gemeinden wirklich systematisch in Angriff genommen haben, trotzdem in den letzten Jahren die verschiedensten Wirtschaftsgebiete und Verwaltungszweige ohne entscheidende Subventionen und Eingriffe seitens des Reiches nicht erhalten geblieben wären. Kein Mensch weiß daher heute, welches das Schicksal unserer Kommunen in den nächsten Monaten sein wird.

Und das ist nun das Entscheidende: Von dieser Finanzkatastrophe der Gemeinden werden unsere öffentlichen Büchereien, wie alle freiwilligen kulturellen Maßnahmen der Gemeinden in allerstärkster Weise betroffen. (Wir haben ja in Deutschland kein Büchereigesetz!)

Dadurch ergibt sich ein wesentlicher Unterschied zu den wissenschaftlichen Bibliotheken, die überwiegend bei den Länderregierungen ressortieren, und die wenigstens bis vor kurzem durch die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft sehr erhebliche Zuwendungen erhalten haben.

Aber auch mit den Zuschüssen, die das öffentliche Büchereiwesen von Länderregierungen erhält, ist es nicht besser bestellt. Das geht in geradezu tragischer Weise aus folgenden Zahlen hervor. In Preußen ist der Etat für das öffentliche Büchereiwesen um 75 Proz. gekürzt, so daß heute für ganz Preußen für diese Zwecke nur noch eine Summe von wenig mehr als 60000 RM. zur Verfügung steht. Auch im Freistaat Sachsen sind diese Beträge um 50 Proz. gekürzt. Die besondere Schwierigkeit liegt nämlich darin, daß es sich hier nicht um feste Etatpositionen handelt, sondern um Dispositions- und dispositionsähnliche Fonds.

Ja, damit nicht genug. Wir müssen es leider immer wieder erleben, daß in den Fällen, in denen große und kleine Gemeinden in richtiger Würdigung der

[1] Das Material ist in ausgezeichneten Photographien, die auch den Text der einzelnen Tafeln lesbar wiedergeben, von der „Zentrale für Nordmarkbüchereien" (Flensburg) als Sammelmappe oder in einzelnen Abzügen zu erhalten. Der Bearbeiter der Ausstellung ist Büchereidirektor Dr. Franz Schriewer. — Vgl. auch „Grenzbüchereidienst und Bildungspflege". Mitteilungen. Nr. 10, S. 5 ff. (Berlin W 30, Motzstraße 22).

Lage den Büchereien noch einigermaßen ausreichende Mittel belassen, sie von den Staatsaufsichtsbehörden daran gehindert werden und durch den Staat den Gemeinden untersagt wird, diese Mittel auszugeben.

Dies ist die allgemeine Situation im öffentlichen Büchereiwesen.

III

Ähnlich wie in den Inflationsjahren besteht die besondere Lage der öffentlichen Büchereien nun aber darin, daß in den letzten Jahren eine ganz außergewöhnliche Steigerung der Benutzung eingetreten ist. Das ist natürlich in erster Linie auf den ungeheuren Ansturm der Erwerbslosen zurückzuführen. So sind Betriebssteigerungen von 30 bis 50 Proz. durchaus normal; in vielen Fällen werden aber Betriebssteigerungen von 60, 70, 80 und noch mehr Prozent gemeldet. Von den neu eintretenden Lesern sind in der Regel über die Hälfte erwerbslos.

Es ist schwer, in Kürze darzulegen, was hinter diesen Zahlen steht. Wenn Sie nur daran denken, wie stark in den letzten Jahren Nervosität und Verbitterung, aber auch Resignation und Radikalismus um sich gegriffen haben, und wenn Sie sich dann vorstellen, daß Tausende und Zehntausende, ja Hunderttausende von Menschen, von denen jeder in seiner Art an diesen Zeiterscheinungen teilhat, mit den verschiedensten Absichten, Wünschen und Bedürfnissen in die öffentlichen Büchereien kommen und hier nun Bücher entleihen wollen; wenn Sie sich vorstellen, welche literar- und sozialpädagogischen Aufgaben hier vorliegen, wo es sich vielfach um Menschen handelt, die bisher kaum ein Verhältnis zum Buch hatten, die kaum Erfahrungen und Kenntnisse im Umgang mit Büchern haben; und wenn Sie sich nun vorstellen, welche Bestände notwendig sind, um diesem Ansturm zu begegnen, wie stark auch die best ausgebauten Buchbestände durch eine so außergewöhnliche Benutzung verbraucht werden, wie viele Maßnahmen zur sachlichen Erschließung der Bestände wie zur technischen Erhaltung notwendig wären, so wird niemand daran zweifeln, daß die bisherigen Mittel und Kräfte einfach nicht ausreichen können. Aber die Büchereien besitzen ja nicht einmal mehr die Mittel und Kräfte, über die sie zu Beginn der Wirtschaftskrise verfügten.

Auf Grund eingehender Erhebungen hat sich vielmehr ergeben, daß der oben erwähnten Steigerung der Benutzung um 50 bis 60 Prozent eine Kürzung der Mittel um 30 bis 40 Prozent und mehr gegenübersteht. Aus dem oben Gesagten geht nun sofort hervor, daß unter Berücksichtigung dieser ungeheuren Steigerung die Mittelkürzung tatsächlich noch viel radikaler ist, als das den Zahlen nach den Anschein hat. Zweifellos wird schon seit den letzten beiden Jahren in den öffentlichen Büchereien von der Substanz gelebt, und zwar von einer Substanz, die schon immer außerordentlich dünn und unzureichend war.

IV

Das ist der äußere Sachverhalt. Es ist aber unbedingt notwendig, sich auch die innere Situation der öffentlichen Büchereien kurz zu vergegenwärtigen. Gerade in den letzten Jahren ist immer deutlicher erkannt worden, welche große sozialpädagogisch-gesellschaftliche Aufgabe dem öffentlichen Büchereiwesen zufällt. Ich darf Sie hier nur an die sehr bedeutsamen Ausführungen des früheren Regierungspräsidenten von Liegnitz, jetzigen Oberbürgermeisters von Stettin, Dr. Hans Poeschel, über „Die staats- und kulturpolitische Be-

deutung der Büchereiarbeit" erinnern[1] und daran, daß noch zuletzt im September v. J. in einem Rundschreiben des Herrn Reichsministers des Innern[2] darauf hingewiesen ist, welche ungeheure Bedeutung den Volksbüchereien und den Volkshochschulen gerade in der gegenwärtigen Notzeit zukommt. Gerade jetzt also müßten die öffentlichen Büchereien nicht in ihren Mitteln und Möglichkeiten gekürzt, sondern ausgebaut und ergänzt werden. Jetzt müßte eine ausreichende Vermehrung der Bestände, die planmäßige Anschaffung der Neuerscheinungen — denken Sie nur an die außerordentlich wichtige Literatur zu den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Tagesfragen — erfolgen. Gerade jetzt müßte durch Bereitstellung von wertvollem, aber leicht zugänglichem Lesestoff den unheilvollen Wirkungen der Leihbüchereien entgegengearbeitet werden. Gerade jetzt müßte durch weiteren Ausbau der sozialpädagogisch-individuellen Ausleihe und Leserberatung, durch Vorlesestunden, Besprechungsabende usw. den Tausenden von Erwerbslosen geholfen werden, einigermaßen sinnvoll ihre Zeit zu benutzen. Eine große gewaltige Aufgabe, die den Büchereien ebenso wie allen pädagogischen und sozialen Einrichtungen jetzt angesichts der Massenarbeitslosigkeit zufällt. Noch vor kurzem hat der bekannte Göttinger Pädagoge Herman Nohl darauf hingewiesen, welche ganz neuen nationalpolitischen Aufgaben gerade jetzt sich ergeben[3]. — Jetzt also besteht eine Chance von größtem Ausmaß, jetzt schlägt eine entscheidende Stunde für wirklich volkspädagogische Arbeit, für nachhaltige nationalpolitische Maßnahmen. — In diesem Augenblick aber werden nicht nur Mittel, die für die Durchführung dieser Aufgaben notwendig sind, verweigert, sondern es werden sogar an den bisherigen Etats radikalste Abstriche vorgenommen.

Hier liegt unserer Überzeugung nach die eigentliche zentrale Not der Büchereien. Das ist die wahrhaft kritische Situation, die eine Entscheidung im wahrsten Sinne fordert. Die Entscheidung nämlich, ob die Büchereien und das Büchereiwesen weiterhin zu den zahlreichen mehr oder weniger bedeutenden Unternehmungen gehören sollen, die einen mehr oder weniger großen Zuschuß der öffentlichen Körperschaften erhalten und damit schlecht und recht, wahrscheinlich in Zukunft mehr schlecht als recht, gewisse Leistungen durchzuführen suchen, oder ob gerade jetzt im Blick auf die ungeheure innere und äußere Bedrohung unseres Volkes die volkstümlichen Büchereien als lebensnotwendige Institutionen anerkannt und in die öffentliche Kulturwirtschaft aufgenommen werden sollen.

Das ist die Frage. Es nützt unseres Erachtens bei dem immer weiteren Verfall unserer Finanzen, besonders auch der Gemeindefinanzen, nichts, die unvermeidlichen Kürzungen um ein paar Prozente zu verringern. Es ist nicht schwer, sich heute schon auszurechnen, wann bei dieser Entwicklung der Nullpunkt erreicht ist. Sondern auf eine grundsätzliche Entscheidung kommt es an, nämlich auf eine Neugestaltung der Rang- und Wertordnung der öffentlichen Bildungsinstitutionen, die ausgeht von der gesellschaftlichen Situation der Gegenwart und dabei mit neuem Maßstab feststellt, welche heute wesent-

[1] „Hefte für Büchereiwesen" XV. Band, 1931, Seite 241, auch als Sonderdruck durch die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, Leipzig N 22, Richterstraße 8 u. Berlin W 35, Potsdamer Straße 120 zu erhalten.

[2] Vom 25. September 1931 Nr. 4030/12. 9. an die Unterrichtsministerien und Innenministerien der Länder betr. Notlage der Volksbüchereien und Volkshochschulen. „Hefte" ebenda, S. 373 ff. Auch als Sonderdruck.

[3] „Landbewegung, Osthilfe und nationale Aufgabe der Pädagogik" in „Die Erziehung" 7. Jg., 1931, Heft 2. Leipzig. Siehe auch: „Freie Volksbildung." 6. Jg., 1931, Heft 11 ff.

lichen und entscheidenden Funktionen von den einzelnen Einrichtungen ausgeübt werden.

Wenn es daher einen Sinn haben soll, gemeinsam eine Aktion für die Erhaltung der deutschen Bibliotheken und Büchereien zu unternehmen, so darf diese besondere Lage und diese Eigentümlichkeit der öffentlichen Büchereien nicht außer acht gelassen werden. Dabei sind wir uns wohl bewußt, welches Maß von Verständnis und Uneigennützigkeit — ganz abgesehen von der notwendigen Übereinstimmung in der sachlichen Beurteilung der Lage — erforderlich ist, um eine Aktion mit dieser Richtung und von dieser Überzeugung aus mit zu unterstützen. Aber wenn dann eine solche Zusammenarbeit zustande kommt, wäre das dann auch ein besonders bedeutungsvolles Zeugnis für den Weitblick und die Sachlichkeit derer, die bei klarer Erkenntnis der verschiedenen Lebensnotwendigkeiten und Ziele der beiden Einrichtungen doch zu einem gemeinsamen Hilferuf sich verbinden, überzeugt davon, daß im letzten, nämlich in der Beziehung auf das Volksganze, dennoch eine gemeinsame Aufgabe vorliegt.

V

Lassen Sie mich nun nur noch ein paar Einzelbemerkungen anschließen. Nach dem, was wir feststellen konnten, haben sich die Kürzungen und Abbaumaßnahmen bisher vor allem in folgender Weise ausgewirkt.

Besonders stark ist der Abbau natürlich in den Sachpositionen. Die Beträge für Bücher und Einbände sind fast durchschnittlich um 50 Prozent, vielfach sogar schon um 60 und 70 Prozent gekürzt worden. Es wäre nun eigentlich meine Aufgabe darzulegen, daß diese Tatsache für die öffentlichen Büchereien als sogenannte „Verbrauchsbüchereien" von ganz katastrophaler Wirkung sein muß, handelt es sich doch bei diesen Positionen nicht allein um die Vermehrung der Bestände, also die Anschaffung der Neuerscheinungen u. ä., sondern muß doch von diesen Beträgen in den allermeisten Fällen ein sehr beträchtlicher Teil zur Erhaltung der Bestände, für Beschaffung des Ersatzes für die ausgeschiedenen Bücher und für die heute sehr bedeutenden buchbinderischen Reparaturen verwandt werden[1]. Also auch hier ein entscheidender Unterschied zur Situation der wissenschaftlichen Bibliotheken.

Wieweit die Kürzung dieser Positionen geht, ersehen Sie daraus, daß es Büchereien, ja großstädtische Büchereien gibt, die schon seit Jahresfrist über keinerlei Mittel für Neuanschaffungen verfügen.

Nicht ganz so schlimm, aber doch kritisch genug, ist die Situation beim Personaletat. Hier handelt es sich meist nicht um offenen Abbau des Personals, sondern um einen versteckten, oft in der Form, daß freiwerdende Stellen einfach nicht wieder besetzt werden. Das muß natürlich bei der oben erwähnten Betriebssteigerung zu ganz unhaltbaren Situationen führen. — Daß unverständlicherweise sowohl bei den leitenden Beamten wie bei den allgemeinen volksbibliothekarischen Kräften in der jetzigen Zeit sogar — mit der völlig unzutreffenden Parole der Angleichung der kommunalen Gehälter an die staatlichen Besoldungsordnungen — Rückstufungen und Gehaltskürzungen versucht und leider z. T. auch vorgenommen werden, kann ich hier nur noch kurz erwähnen.

Eine besondere Schwierigkeit ergibt sich dann auch daraus, daß bei der ganz außergewöhnlichen Kürzung der Sachetats sehr bald für den Außen-

[1] Siehe dazu die beiden Beiträge aus einer Denkschrift: „Neuerscheinungen und Etatkürzungen" sowie „Die Erhaltung der Bestände und die Etatkürzungen" in „Hefte für Büchereiwesen" XV. Bd, 1931, S. 137 ff. u. S. 403 ff.

stehenden scheinbar ein Mißverhältnis zwischen dem Personal- und dem Sachetat entsteht, und daraus wieder trotz der ungeheuren Vermehrung des Arbeitsumfanges ganz unsinnige Forderungen nach Senkung des Personaletats abgeleitet werden.

Und schließlich muß auch darauf noch hingewiesen werden, daß bei der starken Einschränkung der Betriebsmittel und bei dem ungeheuren Wachsen des Betriebsumfanges es auf die Dauer außerordentlich schwer, wenn nicht unmöglich sein wird, das in den letzten Jahren gerade erreichte sachliche Niveau unserer Arbeit zu erhalten. Geschieht dies aber nicht, so muß zweifellos damit gerechnet werden, daß die ganzen mühsam errungenen Erfolge der letzten Jahrzehnte in Frage gestellt werden, und das öffentliche Büchereiwesen in Deutschland wieder auf die Stufe einer unqualifizierten, dürftigen, dilettantischen Arbeit zurücksinkt. Und das in einem Augenblick, wo überall im Auslande, gerade auch in den neu entstandenen Staaten wie Polen, Tschechoslowakei u. a., mit größten Mitteln eine neuzeitliche Büchereiarbeit aufgebaut wird.

Sie sehen, die Lage unserer öffentlichen Büchereien ist wirklich katastrophal, und wenn wir an den Schluß die Frage stellen: „Welche Maßnahmen zur Erhaltung der deutschen öffentlichen Büchereien sind gegen diese Entwicklung zu treffen?“, so müssen wir offen gestehen, daß wir darauf nur eine Antwort wissen: die Öffentlichkeit und jeden Einzelnen, ebenso wie die verantwortlichen Behörden und Organisationen immer wieder über diese Lage aufklären und ihnen vor Augen führen, was auf dem Spiele steht. Ob das dann heute noch nützen wird, vermag niemand zu sagen; aber eins ist sicher: Dringende Hilfe tut not, wenn nicht unersetzliche Werte zugrunde gehen sollen!

Hans Hofmann

Gemeinsame erweiterte Vorstandsbesprechungen des Vereins Deutscher Bibliothekare und des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare Jena, Pfingsten 1932

Vom 17. bis 20. Mai 1932 fanden in Jena gemeinsame Vorstandsbesprechungen zwischen dem Verein Deutscher Bibliothekare und dem Verband Deutscher Volksbibliothekare statt. Bereits in Verbindung mit dem Internationalen Bibliothekskongreß und der Büchereiausstellung in Rom 1929, bei der die deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken und volkstümlichen Büchereien gemeinsam vorgegangen waren, war der Gedanke aufgetaucht, ob es nicht zweckmäßig sei — unbeschadet aller Verschiedenheit der Aufgaben und Arbeitsformen der beiden Bibliotheksgattungen und der dadurch gebotenen Selbständigkeit der Organisationen und Gruppen —, nicht nur dem Ausland gegenüber, sondern auch „fallweise in bestimmten innerdeutschen Angelegenheiten“ eine Fühlungnahme herzustellen und unter Umständen auch zu gemeinsamen Maßnahmen zu kommen. Nachdem die Mitgliederversammlungen beider Vereine die Zustimmung zu solchen Besprechungen gegeben hatten (vgl. „Zentralblatt für Bibliothekswesen“ 47. Jg., 1930, S. 532 und „Hefte für Büchereiwesen“ XV. Bd., 1931, S. 222), war auf Grund einer besonderen Anregung von Herrn Generaldirektor Geheimrat Dr. Krüß für dieses Jahr die Form gemeinsamer erweiterter Vorstandsbesprechungen, die allen Mitgliedern beider Vereine zugänglich sein sollten, gewählt.

Diese Veranstaltung hat bei den Kollegen beider Fakultäten soviel Interesse gefunden, daß sich unter der Hand eine richtige Bibliothekarversammlung — der 28. Bibliothekartag in „eckigen Klammern", wie Kollege Praesent im Stile der Fachsprache meint — daraus entwickelte. Etwa 100 Kollegen und Kolleginnen von den wissenschaftlichen Bibliotheken und Büchereien, darunter auch aus Österreich und Danzig, hatten sich in Jena eingefunden (von unserer Seite waren es wohl etwa zwei Dutzend) und wurden vom Direktor der Universitätsbibliothek Jena, Dr. Lockemann, und seinen Mitarbeitern während herrlicher Pfingsttage aufs freundlichste aufgenommen sowie durch reiche Gaben der Universitätsbibliothek und führender Verlage erfreut.

Über den Verlauf der Veranstaltungen sei kurz folgendes mitgeteilt. Sie bestanden aus gemeinsamen Besprechungen der beiden Verbände sowie aus den besonderen Beratungen, die jede Gruppe durchzuführen hatte. Ein ausführlicher Bericht, der auch die Einzelheiten der Diskussion wiedergibt, findet sich im „Zentralblatt für Bibliothekswesen" 49. Jg. 1932, Heft 8 (Otto Harrassowitz, Leipzig). Auf diesen sei hier zur weiteren Orientierung über alle Einzelheiten verwiesen.

Schon der Begrüßungsabend am 17. Mai vereinte eine stattliche Anzahl Kollegen und Kolleginnen aus allen Teilen. Die Begrüßungsworte von Dr. Lockemann wiesen auf den letzten Bibliothekartag in Jena vor 30 Jahren hin, während die Vorsitzenden der beiden Vereinigungen, Bibliotheksdirektor Dr. Fick-Göttingen und Büchereidirektor Dr. Schuster-Hamburg, die Beweggründe und Ziele, die mit dieser gemeinsamen Besprechung verbunden waren, andeuteten.

Kulturabbau, Bibliotheken und Büchereien

Am Nachmittag des 18. Mai fand dann die erste offizielle gemeinsame Sitzung statt. Als Vertreter des Thüringischen Staatsministeriums begrüßte Herr Oberregierungsrat Dr. Stier die Anwesenden und wies auf die interessante Entwicklung des Bibliotheks- und Büchereiwesens in Thüringen hin, das nach der Zusammenlegung der einzelnen Staaten vor außerordentlich wichtigen Problemen der neuzeitlichen Büchereipolitik stand. Seitens der Universität brachte Seine Magnifizenz der Rektor Professor Dr. Esau Grüße und Wünsche. Darauf erteilte Dr. Fick, der an diesem Tage den Vorsitz führte, Herrn Dr. Georg Leyh, Direktor der Universitätsbibliothek Tübingen, das Wort zu einem groß angelegten, mit reichem statistischen Material unterbauten Vortrag über „Kulturabbau und Bibliotheken". Das Referat von Dr. Leyh ist im vollen Wortlaut im „Zentralblatt für Bibliothekswesen" (a. a. O. S. 379—402) abgedruckt. Es ist unmöglich, hier die Fülle der Tatsachen sowie der außerordentlich wichtigen Urteile und Anregungen auch nur anzudeuten, die in diesem Referat vorgetragen wurden. Mit aller Deutlichkeit ging daraus hervor, daß auch die wissenschaftlichen Bibliotheken, deren Lage im einzelnen ja so ganz verschieden von der unserer Büchereien ist, in den letzten Jahren in eine außerordentlich schwierige Situation geraten sind, die sich ganz besonders zugespitzt hat durch die radikale Kürzung der Unterstützungen, die bislang die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft (jetzt Deutsche Forschungsgemeinschaft) den Bibliotheken in sehr beträchtlichem Maße gewährt hatte. Diese Frage stand daher auch im Mittelpunkt nicht nur des Referates, sondern auch der nachfolgenden außerordentlich lebhaften Aussprache. Aber auch bedeutsame andere Fragengebiete wurden vom Referenten angeschnitten, so z. B. die Preisgestaltung des deutschen wissenschaftlichen Buches.

Hatte Dr. Leyh die Lage der wissenschaftlichen Bibliotheken dargestellt,

so gab Bibliothekar Hans Hofmann-Berlin einen Einblick in die Schwierigkeiten, in die die öffentlichen Büchereien durch die Weltwirtschaftskrise und den Kulturabbau geraten sind. Das Referat ist an anderer Stelle dieses Heftes wiedergegeben.

Auf Grund der von beiden Seiten erstatteten Referate wurde eine gemeinsame Kundgebung der beiden Verbände beschlossen. Der von Dr. Schuster und Dr. Leyh ausgearbeitete Entwurf fand die Zustimmung der Versammlung. Er wurde am nächsten Tage einstimmig angenommen. Den Wortlaut finden unsere Leser auf S. 172 dieses Heftes. Wie schon angedeutet, wurde die Diskussion, die sich an die Referate anschloß, ganz von den Fragen beherrscht, die mit dem Verhältnis der deutschen Bibliotheken zur Notgemeinschaft zusammenhängen, ein bedeutsames Zeichen dafür, wie einschneidend die Maßnahmen der Notgemeinschaft für die gegenwärtige Lage der wissenschaftlichen Bibliotheken sind. In einer besonderen Resolution wurde daher auch vom VDB die dringende Notwendigkeit einer Revision der jetzigen Regelung gefordert („Zentralblatt" a. a. O. S. 410). Im Anschluß an die Nachmittagsveranstaltungen fand eine Besichtigung der Universitätsbibliothek Jena statt. Die öffentliche Bücherhalle Jena wurde von den volksbibliothekarischen Teilnehmern noch am Abend besucht.

Am Vormittag des 19. Mai wurden die gemeinsamen Besprechungen fortgesetzt. Zunächst wurde die Debatte über die Notgemeinschaft beendet, im Anschluß daran die Resolution über die Notgemeinschaft und die gemeinsame Kundgebung diskutiert. Nach Abschluß dieses Punktes der Tagesordnung wurden — nunmehr unter dem Vorsitz von Dr. Schuster-Hamburg — die übrigen Punkte der Tagesordnung behandelt.

Zusammenarbeit zwischen den Bibliotheken und den Büchereien

Hier wies zunächst Dr. Heiligenstaedt-Hannover auf die Fragen hin, die sich vom Standpunkt einer preußischen Volksbücherei-Beratungsstelle aus ergeben. Er regte an, daß für die kleineren und mittleren städtischen Büchereien, soweit für sie der Anschluß an den deutschen Leihverkehr in Betracht kommt, die Zulassung über die Beratungsstellen gehen soll, da nur diese in der Lage sind zu beurteilen, ob die für den deutschen Leihverkehr erforderlichen Voraussetzungen bei der betreffenden Bücherei gegeben sind. Im übrigen zeigt es sich, daß es zweckmäßig ist, die Dinge zunächst von Fall zu Fall zu regeln, da die Verhältnisse sehr oft außerordentlich verschieden sind. Die wichtigste Voraussetzung ist nur die, daß auf beiden Seiten ein Entgegenkommen vorhanden ist.

Auf die Frage von Dr. Wahl — Staatsbibliothek Hamburg —, ob auch die wissenschaftlichen Bibliotheken von den öffentlichen Büchereien die Literatur im Leihverkehr beziehen könnten, die ihnen größtenteils fehle, nämlich die moderne schöne Literatur, antwortete Dr. Schuster, daß, wenn beide Bibliotheken an einem Ort sind, sich ja leicht — innerhalb der leider heute sehr stark begrenzten Möglichkeiten — eine Vereinbarung erzielen lasse, während Hans Hofmann darauf aufmerksam machte, daß heute leider vielfach die großen öffentlichen Büchereien nicht einmal in der Lage seien, die Wünsche, die von den Büchereien auf dem Lande und in der Kleinstadt nach dieser Richtung geäußert würden, zu erfüllen. Frau Schultz-Schmula-Görlitz schilderte eingehend den Leihverkehr ihrer Anstalt mit den wissenschaftlichen Bibliotheken. Im übrigen wurde dann noch darauf hingewiesen, daß der Leihverkehr nur zu erhalten ist, wenn auf eine möglichst exakte bibliographische Bearbeitung der Bestellungen immer mehr geachtet würde.

Zusammenarbeit mit Persönlichkeiten und Institutionen, die in mittelbarer Beziehung zum Aufgabenbereich der Bibliotheken und Büchereien stehen

Dr. Krüß-Berlin berichtete über die Gründe, die zur Behandlung dieses Punktes geführt hätten, nämlich die Überlegung, daß es dringend notwendig sei, aus der fachlichen Zurückgezogenheit herauszutreten und eine stärkere Anteilnahme der Öffentlichkeit an den Fragen der Bibliotheken und Büchereien, wie sie z. B. seit Jahrzehnten in den angelsächsischen Ländern vorhanden ist, zu erzielen. Wenn die Verhältnisse anders wären, käme vielleicht die Gründung einer deutschen Bibliotheksgesellschaft in Frage; das sei aber unter den gegenwärtigen Umständen keinesfalls zweckmäßig. Es müsse daher versucht werden, auf anderen Wegen die Öffentlichkeit stärker an unseren Angelegenheiten zu interessieren.

Darauf berichtete Dr. Schuster-Hamburg über die Maßnahmen, die seitens der Volksbibliothekare und öffentlichen Büchereien in dieser Richtung bereits getroffen seien. Er deutete an, welches denn die Organisationen, Gruppen und Persönlichkeiten seien, die auf Grund ihrer eigenen Arbeiten und Bestrebungen am Büchereiwesen interessiert seien. Er erinnerte daran, daß bei den wissenschaftlichen Bibliotheken wohl in erster Linie die Welt der Wissenschaft, die Rektoren und Professoren, Universitäten, Hochschulen, wissenschaftlichen Forschungsinstitute und Akademien, die Gesellschaften der Bibliophilen sowie vom Buchhandel insbesondere der wissenschaftliche Verlag sowie die großen Antiquariate in Betracht kommen. Ganz anders bei den öffentlichen Büchereien. Hier sind es, um beim Kind anzufangen, die Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen, in deren Ausbildung gerade jetzt die Frage der Kinder- und Jugendliteratur eine verstärkte Beachtung gefunden hat. Dann stehen an hervorgehobener Stelle die Lehrer aller Schulgattungen, weil in den letzten Jahren auch in Deutschland die Schülerbüchereiarbeit immer stärker ausgebaut oder wenigstens beachtet worden ist, und das ganze große Gebiet der ländlichen und kleinstädtischen Büchereiarbeit ohne die Lehrerschaft sowie auch die Mitarbeit der Geistlichen, der Sozial-, vielfach auch der Gewerkschaftsbeamten u. a. nicht zu denken ist. Sinngemäß ergeben sich von da aus sehr enge Beziehungen zu den Lehrerausbildungsstätten, insbesondere zu den Pädagogischen Akademien. Dann kommt das weite Feld der Erwachsenenbildung, mit dem die öffentlichen Büchereien in vielfach engster Arbeitsbeziehung stehen, so den Volkshochschulen, der Kulturlichtbildpflege, der Volksbühnenbewegung, dem Laienspiel, der neuen Musikpflege usw. usw. Aber auch das gesamte Gebiet der sozialen Hilfspädagogik, der Krankenhaus- und Anstaltsbüchereien, des Gefängnisbüchereiwesens ist für uns von größter Bedeutung und verbindet uns mit den Trägern der sozialen und pädagogischen Arbeit dieser Gebiete. Schließlich, aber keinesfalls an letzter Stelle, ist unser Büchereiwesen in mannigfacher Hinsicht auch mit dem Buchhandel eng verknüpft. Bei diesem sind es nun aber in erster Linie die Verleger der aktuellen erzählenden und belehrenden Literatur, sowie die Bestrebungen, die innerhalb des Buchhandels die vertiefte Ausbildung der Buchhändler zum Ziele haben (wie z. B. die Bildungsarbeit des Börsenvereins und der Kreisvereine sowie der Jungbuchhandel), mit denen wir durch gemeinsame Arbeit verbunden sind. Aus dieser Übersicht ergab sich dann ohne weiteres der Hinweis, daß die von Dr. Krüß vorgeschlagenen Maßnahmen zur Interessierung der Öffentlichkeit sicher dringend notwendig seien, und daß darüber auch zweckmäßigerweise eine Aussprache und Verständigung zwischen den beiden Vereinen erfolgen müsse, daß es aber doch ganz ver-

schiedene Sektoren der Öffentlichkeit seien, auf die sich solche Maßnahmen der beiden Verbände erstrecken würden. Trotzdem begrüße er sehr den Gedanken, gelegentlich auch gemeinsam alle Gruppen, Persönlichkeiten und Verbände über die Arbeit der Bibliotheken wie der Büchereien zu unterrichten, wie das ja in der schon beschlossenen gemeinsamen Kundgebung der Fall sei. In der sich anschließenden Diskussion, an der sich Dr. Füchsel-Göttingen, Dr. Reismüller-München, Dr. Predeek-Berlin, Dr. Waas-Frankfurt a. M. beteiligten, wurde teils auf die zahlreichen ausländischen Beispiele für ein ähnliches Vorgehen hingewiesen, teils auf die großen gemeinsamen Aufgaben, die z. B. auch in der Zusammenarbeit mit Presse und Rundfunk sich ergeben.

Im Anschluß an diese Debatte wurde von Dr. Hülle-Berlin ein Antrag des Landesverbandes der wissenschaftlichen Bibliothekare Preußens verlesen, der anknüpfte an die gemeinsame Besprechung zwischen dem VDB. und dem VDV., die bereits am 26. 3. 31 in der Staatsbibliothek unter Vorsitz von Dr. Krüß stattgefunden hatte, und die die Bildung eines Ausschusses aus Vertretern der beiden Verbände empfahl.

Dr. Schuster-Hamburg wies darauf hin, daß der VDV. bereits durch die Mitgliederversammlung in Braunschweig zur Bildung eines solchen Ausschusses berechtigt sei. In einer kurzen Pause wurde auf Grund der in der Versammlung aufgestellten Gesichtspunkte ein neuer Antrag gleichen Sinnes von den Herren Füchsel, Predeek und Hans Hofmann formuliert, der nach Wiederbeginn der Verhandlungen nach kurzer Debatte einstimmig angenommen wurde. Er lautet:

Beschluß

„Die beiden Pfingsten 1932 in Jena tagenden Verbände, der Verein Deutscher Bibliothekare und der Verband Deutscher Volksbibliothekare, bilden, unbeschadet ihrer Selbständigkeit, einen Ausschuß zur Vertretung der gemeinsamen Interessen der Bibliotheken und Büchereien gegenüber der Öffentlichkeit, den nahestehenden Organisationen, den in Betracht kommenden Behörden und dem Auslande. Die Mitgliederzahl dieses Ausschusses wird zunächst auf 8 festgesetzt, von denen jeder Verband 4, unter ihnen auf jeden Fall je 2 Mitglieder aus den Vorständen wählt. Dem Ausschuß ist es unbenommen, für bestimmte Zwecke weitere Mitglieder zu kooptieren. Den Vorsitz führt im Wechsel der jeweilige 1. Vorsitzende, die Stellvertretung der Vorsitzende des anderen Verbandes. Der Ausschuß ist das Verbindungsorgan zwischen den beiden Verbänden, denen aber die Beschlußfassung über seine Anregungen und Vorschläge zusteht.“

Vertretung der deutschen Bibliotheken und Büchereien gegenüber dem Ausland

Über diesen Punkt wurde zuletzt berichtet. Dr. Schuster weist darauf hin, daß, aus finanziellen Gründen, es vielfach nicht möglich sein wird, zu allen internationalen Tagungen Vertreter beider Verbände zu entsenden. Soweit es nach dem Gegenstand der Verhandlungen möglich ist, soll dann versucht werden, einen gemeinsamen Vertreter zu entsenden, der entweder aus den Reihen des Vereins Deutscher Bibliothekare oder des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare zu wählen ist. Es hat sich allerdings schon vielfach ergeben — darauf wiesen besonders Dr. Waas-Frankfurt und Dr. Fick-Göttingen auf Grund eigener Erfahrungen hin —, daß bei der besonderen Struktur z. B. des angelsächsischen Büchereiwesens es doch sehr zu wünschen

ist, daß auf den wichtigsten internationalen Tagungen möglichst beide Büchereigattungen vertreten sind.

Das ist natürlich nur möglich, wenn die deutschen Behörden aller Art gerade auch den internationalen Angelegenheiten das erforderliche Interesse entgegenbringen. Dankenswerterweise konnten ja bereits bei der diesjährigen Tagung des internationalen Verbandes der Bibliothekarvereine in Bern sowohl Vertreter der wissenschaftlichen Bibliotheken wie der volkstümlichen Büchereien anwesend sein. Daß, abgesehen von internationalen Tagungen, noch eine Reihe von sehr wichtigen kulturpolitischen Aufgaben dem Ausland gegenüber gerade auf dem Gebiete des Bibliotheks- und Büchereiwesens für beide Zweige vorliegen, wurde noch angedeutet, konnte aber nicht mehr behandelt werden. Erfreulicherweise ist in den letzten Jahren, trotz der großen Schwierigkeiten, der internationale Austausch stärker vorangekommen. Das ist, wie Dr. Fick mit Dankbarkeit betonte, in erster Linie auf das Wirken von Generaldirektor Dr. Krüß zurückzuführen. Es muß unbedingt versucht werden, trotz der gegenwärtigen Autarkie-Bestrebungen auch auf geistigem Gebiete, an diesem Austausch festzuhalten.

Verschiedenes

Unter Punkt „Verschiedenes“ der Tagesordnung wurden noch einige Einzelfragen der wissenschaftlichen Bibliotheken behandelt. Dr. Teichl-Wien machte sehr interessante Mitteilungen über die vorbildliche Zusammenarbeit zwischen dem Rundfunk und den österreichischen Bibliotheken. Im Winter 1931/32 haben zahlreiche Radiovorträge über die wissenschaftlichen Bibliotheken stattgefunden. Im kommenden Winter sollen die volkstümlichen Büchereien behandelt werden. Schließlich übergab Dr. Schuster an Dr. Fick den Vorsitz für das Schlußwort. Dieser sprach seine Freude darüber aus, daß die ersten gemeinsamen Vorstandsbesprechungen einen so überaus ertragreichen Verlauf genommen hätten. Er dankte allen vortragenden Teilnehmern sowie den Jenaer Kollegen für ihre Gastfreundschaft und die Vorbereitung der Tagung. Dr. Krüß wies auf die Skepsis hin, mit der wohl von beiden Seiten diese Veranstaltung betrachtet wäre. Er dankte den beiden Herren, die die Geschäfte geführt haben, daß trotzdem eine so zweckmäßige Regelung erfolgt sei, die auch für die Zukunft Aussicht auf Gewähr böte, und gab seiner besonderen Freude noch Ausdruck, daß Kollegen sowohl aus Danzig wie aus Österreich an den Verhandlungen teilgenommen hätten.

Zusammenfassung

Wie schon aus diesem, bewußt ausführlicher gehaltenen Bericht hervorgeht, würde man Absicht und Charakter dieser ersten gemeinsamen Veranstaltung wie auch der beschlossenen zukünftigen regelmäßigen Fühlungnahme verkennen, wenn man glaubte, daß nunmehr die grundlegenden Unterschiede zwischen den wissenschaftlichen Bibliotheken und den volkstümlichen Büchereien irgendwie geleugnet oder verwischt werden sollten. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Sowohl bei den im kleineren Kreise vorher veranstalteten vorbereitenden Besprechungen wie auch bei der Tagung in Jena selbst und in den dort geführten Einzelgesprächen wurde von beiden Seiten immer wieder festgestellt, daß ja die Entwicklung der letzten Jahre mit aller Deutlichkeit dazu geführt hat, die verschiedene Struktur der beiden Typen: wissenschaftliche Bibliothek und volkstümliche Bücherei stärker herauszuarbeiten und zu erkennen. Dabei hat sich gezeigt, daß zwar eine ganze Reihe Berührungspunkte vorhanden sind, daß es sich aber grundsätzlich um ganz

verschiedene Funktionen bei den beiden Typen handle. Die Überzeugung war wohl allgemein, daß es daher zweifellos einen Rückschritt bedeuten würde, würde man diese Verschiedenheit außer acht lassen, oder gar durch allgemeine Ideologien verwischen. Und das war m. E. das Erfreuliche und für die Zukunft Erfolgversprechende an den Jenaer Verhandlungen, daß trotz der erkannten Eigenart und anerkannten Selbständigkeit der beiden Bibliothekstypen der Wunsch nach Aussprache und regelmäßiger Fühlungnahme so stark zum Ausdruck kam. Mir scheint es wichtig, daß, gerade wenn diese Verschiedenheit besteht, es doch Möglichkeiten gibt, um sich gegenseitig genauer und unmittelbarer zu orientieren, als das etwa durch die Fachliteratur allein möglich ist, daß es ferner gerade dann notwendig ist, das Besondere und Spezifische nicht nur des eigenen Typs, sondern auch des anderen möglichst klar zu erkennen. Wenn eine solche Gelegenheit zu regelmäßiger Aussprache und Fühlungnahme geschaffen ist, dann wird sich ganz zwanglos auch die Frage lösen lassen, ob in der Vertretung der Interessen jeder Gruppe der Öffentlichkeit gegenüber von Fall zu Fall ein gemeinsames Zusammengehen möglich ist oder ein getrenntes Operieren erforderlich ist.

In dieser Hinsicht wird der gemeinsame Ausschuß, dessen Bildung in Jena beschlossen wurde, sicherlich sehr gute Dienste tun. Er soll, das sei ausdrücklich noch einmal betont, ein Verbindungsorgan zwischen den beiden Verbänden sein. Er besitzt also keinerlei legislative und exekutive Befugnisse. Sollen einmal gemeinsame Maßnahmen getroffen werden, so müssen nach wie vor die beiden Verbände diese beschließen.

Diese Regelung wird m. E. der gegenwärtigen Situation, wie sie sich jetzt auf den beiden Arbeitsgebieten herausgebildet hat, durchaus gerecht. Sie ist daher nur auf das lebhafteste zu begrüßen.

Der gemeinsame Ausschuß ist unterdessen gewählt worden. Der VDB. hat als Vertreter bestimmt die Herren Prof. Dr. Glauning-Universitätsbibliothek Leipzig, Dr. Schulz-Stadtbibliothek Dortmund (vom Vorstand), sowie Dr. Predeek-Technische Hochschule Berlin-Charlottenburg, und Dr. Kindervater-Universitätsbibliothek Göttingen.

Vom Verband Deutscher Volksbibliothekare wurden als Vertreter des Vorstandes die Herren Dr. Schuster-Hamburg, Hans Hofmann-Berlin sowie von der Mitgliedschaft Frau Direktorin Schultz-Schmula-Görlitz und Dr. Maria Steinhoff-Köln gewählt.

Hans Hofmann

Jahresbesprechung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare, Jena 1932

Im Anschluß an die gemeinsamen Besprechungen mit dem Verein Deutscher Bibliothekare fand in Jena zugleich eine erweiterte öffentliche Vorstandssitzung unseres Verbandes statt, an der vom Gesamtvorstand außer dem Vorsitzenden und dem Schriftführer der zweite Vorsitzende, Dr. van der Briele, sowie Dr. Waas teilnahmen. Anwesend waren ferner Dr. Beer, Dr. Busch, Dr. Fritz, Dr. Heiligenstaedt, Hans Nicklich, Dr. Roellenbleck, Frau Schultz-Schmula, Dr. Taupitz, Dr. Thier, Fräulein Lily Volbehr u. a. Bei dieser Gelegenheit wurde nahezu über alle gegenwärtigen Fragen unseres Berufes und des Verbandes gesprochen.

Zunächst wurde die gemeinsame Vorstandsbesprechung mit dem VDB. behandelt; die Richtlinien für ein solches gemeinsames Vorgehen wurden festgelegt. Betont wurde dabei, daß es sich um eine allgemeine Füh-

lungnahme handle, und daß der zu bildende Ausschuß lediglich die Funktion eines Verbindungsorganes behalten müsse. Man wies auch darauf hin, daß nicht beabsichtigt sei, in diesem Kreise etwa einzelne Fachfragen, die beide Verbände angehen, zu behandeln. Der Entwurf für eine Kundgebung wurde durchgesprochen.

Sodann ergab sich eine Aussprache über die Jahresversammlung 1933 des VDV. Herr Dr. Schuster schlug vor, diese zu einer größeren Kundgebung auszugestalten, bei der die Zusammenarbeit der öffentlichen Bücherei mit anderen pädagogischen und sozialen Institutionen, wie z. B. Schule, Wohlfahrt, Arbeitsamt, Strafvollzug u. a. zu behandeln sei. Er hielt es z. B. für sehr günstig, wenn dabei auch die Fragen der Gefängnisbüchereien und Krankenhausbüchereien behandelt würden. Die Versammlung stimmte dem zu. Der Vorstand wurde beauftragt, rechtzeitig einen Entwurf für die Gestaltung der Tagung auszuarbeiten sowie die Tagung selbst möglichst intensiv vorzubereiten.

Für den Ort der Veranstaltung wurde einstimmig der Wunsch ausgesprochen, die Tagung diesmal im Osten des Reiches stattfinden zu lassen. Für die engere Wahl wurden vorgeschlagen: Stettin, Frankfurt (Oder), Görlitz, weil Breslau selbst oder eine ostpreußische Stadt als zu schwer erreichbar bezeichnet wurden. Vermutlich wird Stettin als Tagungsort gewählt werden.

Unterdessen sind in einer Sitzung des Geschäftsführenden Vorstandes am 23. Juni 1932 in Berlin weitere Einzelfragen erörtert. Darüber wird demnächst besonders berichtet.

Zur Frage der Leihbibliotheken wurde festgestellt, daß die öffentlichen Büchereien ein lebhaftes Interesse daran haben müssen, alle die Bestrebungen zu unterstützen, die der Schund- und Schmutzverbreitung durch die Leihbibliotheken entgegenwirken wollen. Seitens des Verbandes soll durch ein Anschreiben an die zuständigen Ministerien und an den Städtetag, sowie durch Mitwirkung bei Maßnahmen anderer Institutionen, auf diese Frage hingewiesen werden.

Besonders zu klären war nach Ansicht der Anwesenden auch die Frage, inwieweit es berechtigt sei, daß der Buchhandel den Leihbibliotheken, die doch eben auch Bibliotheken sind und durchaus noch ein besonderes Geschäft machen, ohne weiteres Rabatt gewährt, während die öffentlichen Büchereien diesen Vorzug nicht genießen. Es wurde mitgeteilt, daß ein führender rheinischer Oberbürgermeister bereits in dieser Angelegenheit einen Antrag eingereicht hätte.

Einige wichtige Gesichtspunkte wurden auch zur Frage des Leihverkehrs herausgestellt, der aber in den einzelnen Städten und Beratungsbezirken außerordentlich verschieden gehandhabt wird.

Über die wirtschaftliche Lage der Büchereien sowie die Maßnahmen für die erwerbslosen Leser berichteten die Kollegen und Kolleginnen von den verschiedenen Büchereien und Beratungsstellen. Es war außerordentlich interessant festzustellen, in welcher Weise die verschiedenen Stellen versuchen, einmal die finanziellen Verhältnisse tragbar zu gestalten und dann den Ansturm der Erwerbslosen so zu regeln, daß die Bildungsaufgabe der Bücherei erhalten bleibt. Man war einstimmig der Meinung, daß die grundsätzliche und praktische Klärung dieser Probleme in der nächsten Zeit zu den dringendsten Aufgaben des Büchereiwesens gehöre.

Berichtet wurde über die Maßnahmen für die erwerbslosen Kollegen und Kolleginnen sowie über einen Antrag Hedda Guradze-Hamburg, die den Austausch bereits angestellter Bibliothekare und Bibliothekarinnen für kürzere Zeit anregt, da unter den gegenwärtigen Verhältnissen die

im Interesse der Einzelnen wie des Berufes dringend erwünschte Freizügigkeit der Kräfte nicht mehr vorhanden sei.

Auch die Ausbildungsfrage wurde in den Kreis der Besprechungen gezogen. Man war sich im Anschluß an die bisherige Diskussion in den Fachzeitschriften einig darüber, daß bei der Auswahl und Annahme der Praktikanten weder die Schulen noch die ausbildenden Büchereien allein das Recht des Einflusses und der Begutachtung haben dürften, sondern daß in dauernder, möglichst enger Zusammenarbeit zwischen ausbildenden Büchereien und Schulen eine zweckmäßige Auswahl unter der großen Zahl der sich für die Ausbildung meldenden Bewerber und Bewerberinnen getroffen werden müsse. Nur auf diese Weise könne die Entscheidung des Staatlichen Prüfungsausschusses für Bibliothekswesen möglichst gut vorbereitet werden. Was die Auswahl der anzunehmenden Praktikanten anbetrifft, so war man sich auch darüber einig, daß es wünschenswert und notwendig sei, neben älteren Menschen mit einer gewissen Lebenserfahrung und Reife geeignete Abiturienten und Abiturientinnen zur Ausbildung zuzulassen. Unbedingt erforderlich ist auf jeden Fall, eine möglichst ausführliche Begutachtung dem Gesuch beizufügen, aus der die Eignung oder die mangelnden Voraussetzungen klar ersichtlich sind. Auf welchem Wege zweckmäßigerweise diese Eignung festzustellen ist, soll ein Austausch zwischen den Büchereien und Schulen noch ergeben. Auf jeden Fall muß darauf hingearbeitet werden, daß die Büchereien wie die Schulen nur nach sehr gründlicher Orientierung und Prüfung ihre Empfehlung aussprechen. Diese soll keinesfalls den Charakter eines Zeugnisses haben, sondern einen Bericht darstellen, der selbstverständlich bei den Akten des Prüfungsausschusses bleibt und nicht nach außen verwandt werden dürfte.

Neben einem möglichst engen Zusammenarbeiten der Büchereischulen wurde vor allem auch eine regelmäßige Information der ausbildenden Büchereien durch die Schulen gewünscht: Bericht über Lehrplan, allgemeine Erfahrungen usw. usw. Ebenso wurde eine möglichst weitgehende Information der ausbildenden Büchereien über die Ergebnisse und die Erfahrungen bei den staatlichen Prüfungen für unbedingt wichtig erachtet, während die ausbildenden Büchereien ihrerseits möglichst eingehend die Schulen über die Anlage und den Verlauf der Praktikantenausbildung und des Praktikantenunterrichts, der trotz der Einführung eines obligatorischen Schulbesuches für wünschenswert erachtet wurde, unterrichten sollen.

Schließlich wurde noch über das Jahrbuch, dessen neue Auflage an sich fällig ist, gesprochen. Der Vorstand soll versuchen, Mittel wenigstens dafür flüssig zu machen, daß die Erhebungen von den Büchereien eingefordert werden und in die Zentralkartei des Verbandes eingetragen werden, damit für die Zukunft die sehr wichtigen Angaben über die Betriebsjahre 1930/31 und 1931/32, die bisher noch nicht veröffentlicht sind, vorhanden sind. Ebenso soll versucht werden, die vom Verband gemeinsam mit den Beratungsstellen, der Berliner Bibliotheksschule und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen erworbene Büchereiausstellung möglichst weitgehend nutzbar zu machen, obwohl dem beträchtliche finanzielle und sachliche Schwierigkeiten entgegenstehen.

Die Stellungnahme des Geschäftsführenden Vorstandes in Sachen der Buchspende der Deutschen Buchgemeinschaft (siehe „Hefte für Büchereiwesen“ XV. Bd., 1931/32, S. 377) wurde von allen Anwesenden ausdrücklich gebilligt. Ebenso wurden die Maßnahmen zur Pressepropaganda und die Neuregelung der Mitgliedsbeiträge gutgeheißen.

*

Der Verbandsvorstand hat es auf das lebhafteste begrüßt, alle die Fragen, die die gegenwärtige schwierige Situation mit sich bringt, im Kreise der Kollegen und Kolleginnen ausführlich besprechen zu können. Besonders erfreulich war, daß neben den hier erwähnten Fragen in den Einzelgesprächen und bei dem geselligen Zusammensein auch die eigentlich zentralen fachlichen und beruflichen Probleme immer wieder zur Erörterung gelangten. Gerade unter den jetzigen Verhältnissen ist ja eine solche Aussprache doppelt wertvoll, nicht zuletzt, weil sie wesentlich dazu beiträgt, die Überzeugung zu stärken, daß nur durch immer stärkeren Zusammenschluß und durch möglichst intensive Zusammenarbeit die großen inneren und äußeren Schwierigkeiten, die der Büchereiarbeit drohen, behoben werden können.

Es wäre daher lebhaft zu begrüßen, wenn auch an anderen Orten die Gelegenheit dazu wahrgenommen würde, daß Kollegen und Kolleginnen sich im kleineren Kreis über diese Fragen besprechen und ihre Ergebnisse und Wünsche dem Vorstand mitteilen. Bei den gegenwärtigen finanziellen Schwierigkeiten ist das Zusammenkommen der Mitglieder sehr erschwert. Um so notwendiger ist es, daß die Kollegen und Kolleginnen an den verschiedensten Arbeitsstellen auf diesem Wege den Austausch mit dem Verbandsvorstand sowie untereinander herstellen. An vielen Orten finden solche Zusammenkünfte und Aussprachen schon seit Jahren regelmäßig mit gutem Erfolg statt.

In Berlin hatte der Verbandsvorstand gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft Berliner Bibliothekare zum 14. Juni einen Ausspracheabend über die Jenaer Tagung einberufen, der überraschenderweise trotz des sommerlichen Wetters sehr gut besucht war und ein erfreuliches Zeichen für die Anteilnahme der Berliner Kollegen und Kolleginnen darstellte. Ebenso hat aus Anlaß der Sitzung des Geschäftsführenden Vorstandes am 23. Juni in einem kleinen Kreise der Berliner Bibliothekare eine Besprechung aller schwebenden Verbandsfragen stattgefunden.

Über die weiteren Vorbereitungen zur Jahresversammlung sowie die in diesem Bericht erwähnten anderen Maßnahmen und Arbeiten wird durch den Verbandsvorstand in den Fachzeitschriften oder durch Rundschreiben berichtet werden.

Hans Hofmann

Die deutschen Bibliotheken und Büchereien in Not[1]

Die in Jena Pfingsten 1932 gemeinsam tagenden Verbände, der „Verein Deutscher Bibliothekare“ und der „Verband Deutscher Volksbibliothekare“, sehen in den jüngsten Spar- und Abbaumaßnahmen bei den deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken und volkstümlichen Büchereien eine Gefahr für das deutsche Kulturleben, in deren Auswirkung das deutsche Volk auf Jahre hinaus in seiner Entwicklung zurückgeworfen werden und ein auch in kommenden besseren Zeiten nicht wieder gutzumachender Schaden entstehen muß.

Die Wiederherstellung der Wirtschaft kann nicht auf Kosten der

[1] Diese Kundgebung ist als Sonderdruck beim VDV. erschienen und steht zum Preise von 10 Pf. das Stück zur Verfügung. Bei Abnahme von mehr als 50 Stück beträgt der Preis 5 Pf., bei über 200 Stück 3 Pf.

lebensnotwendigen Forschungs- und Bildungsanstalten geschehen. Weder fallen die hierdurch gewonnenen Mittel dafür irgend entscheidend ins Gewicht, noch ist es überhaupt möglich, ein Volk wirtschaftlich hochzubringen, indem man es geistig knebelt und verkümmern läßt. Am wenigsten in unserem armen Lande, das immer darauf angewiesen bleiben wird, die Mängel seiner geographischen Lage durch die Qualität seiner Arbeit, die Wendigkeit seines Geistes, die Vermehrung technischer Hilfsmittel und die Steigerung seiner Geschicklichkeit in ihrem Gebrauch auszugleichen.

Die geistige und technische Arbeit schlägt sich in wesentlichen Stücken im Schrifttum nieder. Dieses ist nicht ein Luxus und eine Erscheinung wirtschaftlichen Wohlstandes, sondern ein notwendiges Glied im kulturellen und wirtschaftlichen Arbeitsprozeß. Es ist Arbeitsgerät des Forschers, des Technikers, des Wirtschaftlers, des Landwirtes, des Siedlers, des Arbeiters. Bibliotheken und Büchereien, die dieses Arbeitsgerät auswählen und bereitstellen, machen es erst nutzbar, indem sie es ordnen, erschließen und jedem zugänglich machen.

In einer Zeit allgemeiner Verarmung kann auch die geistige Produktion nur erhalten bleiben, wenn hinreichend dotierte Bibliotheken und Büchereien dem wesentlichen Schrifttum ein Mindestmaß an Absatz sichern.

Da Bibliotheken und Büchereien nicht mehr in der Lage sind, den Hunger des Volkes nach geistiger Nahrung — insbesondere auch der Arbeitslosen — zu stillen, so blüht bereits auf Kosten des wertvollen Buches die Produktion eines Schrifttums schlimmster Art, und in minderwertigen Leihbibliotheken entstehen an allen Straßenecken Zellen, die den kulturellen Zersetzungsprozeß beschleunigen. Volkswirtschaftlich aber werden Werte und Arbeit fehlgeleitet, die nun der Zerstörung anstatt dem Aufbau dienen.

Die wissenschaftlichen Bibliotheken sind in ihrem organischen Aufbau nicht nur gefährdet, sondern sie befinden sich in einer katastrophalen Lage, wenn das Lebensgesetz ihrer Entwicklung, die Stetigkeit, in krassester Form verletzt wird. Die Abstriche in ihren ordentlichen Einnahmen und den Zuschüssen der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft belaufen sich auf über 50%. Die Bibliotheken sehen sich daher außerstande, auch nur die führenden ausländischen Zeitschriften noch fortzusetzen. Die Verarmung der wissenschaftlichen Bibliotheken muß in kürzester Zeit eine in hohem Maß schädigende Rückwirkung auf die produktive deutsche Wissenschaft und ihre Weltgeltung auslösen.

Die volkstümlichen Büchereien als sogenannte „Verbrauchsbüchereien" müssen ihre Bestände in kürzester Frist verwirtschaftet haben, zumal sie sich überall für die Behebung der geistigen Not der Erwerbslosen rücksichtslos einsetzen. Während ihnen also auf der einen Seite neue Aufgaben von größtem Ausmaße und höchster Bedeutung zuwachsen, die ihnen eine durchschnittliche Betriebssteigerung von 50—60% brachten, sind auf der anderen Seite ihre Mittel und ihr Personal in rigorosester Weise eingeschränkt. Es ist leicht abzusehen, daß auf diese Weise das vor der Krise in verheißungsvoller Entwicklung sich befindende Büchereiwesen Deutschlands in kurzer Zeit gänzlich vernichtet sein wird, wenn nicht schleunigst Hilfe einsetzt.

Die unterzeichneten Verbände wenden sich in dieser Not an die Öffentlichkeit. Wenn nicht unersetzliche Werte zugrunde gehen sollen, wenn das deutsche Volk seinen Rang im Rahmen der Kulturnationen bewahren will, wenn es verhindern will, daß der geistige Produktions- und Verteilungsapparat an seiner empfindlichsten Stelle tödlich getroffen wird, so tut schnelle und gründliche Hilfe not.

Verein Deutscher Bibliothekare — Verband Deutscher Volksbibliothekare

Politisches Schrifttum zum deutschen Parteiwesen

Eine Sammelbesprechung

I

Die Politik steht im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Nicht nur die häufigen Wahlen zwingen zur Entscheidung. Es ist der Sinn jeder ernst gemeinten Demokratie, die Gesamtheit zur Mitverantwortung aufzurufen. Was die Parole der deutschen Republik hätte sein können, hat nun die Verschärfung der Gegensätze und die Erbitterung des innenpolitischen Kampfes zum allgemeinen Bewußtsein gebracht. Auch der unpolitischste Mensch kann sich gegenwärtig diesen Auseinandersetzungen nicht entziehen. Mit dieser Entwicklung im engen Zusammenhang steht aber zugleich die Durchpolitisierung aller Lebensbezirke. Es gibt heute kein Gebiet, das nicht von den politischen Bewegungen ergriffen und mitbestimmt wird — Staat und Wirtschaft, ebenso wie Kunst und Wissenschaft, wie geistige und körperliche Erziehung. Politik ist zum Schicksal geworden, das es zu erkennen und zu meistern gilt.

In solcher Lage ist Orientierung dringend erforderlich. Wie kaum auf einem Gebiete und zu je einer Zeit wird hier fundiertes Wissen zur dringlichen Forderung. Es muß als Grundlage zukünftiger Gestaltung zur pädagogischen Aufgabe unserer Tage werden[1].

[1] Aus diesem Grunde sind in dieser und in der folgenden Sammelbesprechung auch stärker als sonst üblich die hinter den Büchern stehenden Sachprobleme aufgezeigt. Wir nehmen an, daß auch die Leser der „Hefte" dies begrüßen. D. S.

„Objektivität und Wertfreiheit der Erkenntnis" — ein jahrzehntelanger Streitpunkt der gesamtwissenschaftlichen Diskussion — können von politischer Forschung am wenigsten beansprucht werden. Sie würden ihre lebendigsten Impulse vernichten. Mitten im großen Meinungsstreit, wo jeder Schritt Entscheidung fordert, kann Standpunktlosigkeit nicht der rechte Ort zur Erfassung politischer Vorgänge sein. Aber auch eine dogmatisch eingeengte Sicht muß den Blick für das tatsächliche Kräftefeld trüben und wird allzu leicht an Stelle der Realität ein Wunschbild setzen. Es erfordert eine außerordentliche Disziplinierung und eine in Deutschland wenig gepflegte Schulung, die politische Wirklichkeit in ihren Tatbeständen, ihren bestimmenden Willenskräften und ihren Strukturzusammenhängen aufzudecken, um somit ein sachliches Fundament für eine verantwortliche und umfassende politische Entscheidung zu schaffen. In der politischen Literatur fehlt es hierfür fast vollkommen an Beispielen. Die Radikalisierung der politischen Fronten, die Undurchsichtigkeit der entscheidenden Vorgänge auf politischem Felde, die beinahe täglichen Wandlungen nehmen schließlich das Maß von Beständigkeit und personeller Distanz, die für jede sachliche Darstellung erforderlich sind. Dies gilt im besonderen für das umstrittenste Gebiet der gegenwärtigen Politik: die deutschen Parteien.

II

Wie sind bei solchen Schwierigkeiten lebendiger Zugang und sachliche Orientierung zu finden? Am einfachsten und sichersten scheint es, die Programme der Parteien zu studieren. Hierfür steht seit Jahren die ausgezeichnete Quellensammlung von Felix Salomon (1) zur Verfügung, die in drei schmalen Bändchen alle wesentlichen programmatischen Äußerungen der politischen Gruppen Deutschlands gewissenhaft zusammengetragen hat. Die kürzlich erschienene Neuauflage[1], die nach dem Tode Salomons von Wilhelm Mommsen und Günther Franz bearbeitet wurde, hat eine wertvolle Erweiterung erfahren. Die Herausgeber lassen die Sammlung nicht erst wie Salomon im Jahre 1845 beginnen, sondern bereits mit Äußerungen aus der Zeit der Befreiungskriege. Sie gehen dabei von der richtigen Erkenntnis aus, daß die politische Frontenbildung in Deutschland in diesen Jahren ihren lebendigen Ursprung hat und gerade in der Restaurationszeit ihre klarere ideologische Gestalt findet, um sich schließlich mit der März-Revolution zu festeren Parteien zu formieren. Solche Einbeziehung der Anfangsstadien macht einen Rückgriff auf nur persönliche Äußerungen und vornehmlich theoretische Formulierungen notwendig. Sie verdeutlicht zugleich die weitere Abwandlung dieser Neuauflage durch Aufnahme privater Zeugnisse repräsentativer Denker und Politiker. Diese Dokumente sind grundsätzlicher und lebendiger zugleich als die allzu stereotypen und oft (durch die taktische Lage bedingt) kompromißhaften Parteiprogramme, auf die sich Salomon fast ausschließlich beschränkt hatte. Die vorgenommene Erweiterung ist ein gewagter und schwieriger Versuch, der ohne die sichere Leitlinie der Parteiprogramme leicht ins Uferlose verschwimmen läßt. Um so mehr ist die gut abgewogene Auswahl anzuerkennen. Das abwechselnde Nebeneinander von parteioffiziellen Kundgebungen deutet die Wechselwirkung von Persönlichkeit und Massenorganisation auch auf parteipolitischem Gebiete und läßt den Wandel der parteipolitischen Programmatik anschaulicher werden. Im dritten Heft, das die deutschen Parteiprogramme nach dem Kriege zusammenfaßt, fallen nicht zufällig solche persönlichen Äußerungen so gut wie voll-

[1] Die vollständigen bibliographischen Angaben siehe in der Bücherliste am Schluß des Beitrages.

ständig fort. Dafür wird der Wandel und die Krise des modernen Parteiwesens durch die verstärkte Aufnahme von Wahlaufrufen der führenden Parteien zu den Reichstagswahlen 1930 und von Kundgebungen überparteilicher Bünde verdeutlicht. Dankenswert ist auch die anhangweise Anfügung des Organisationsstatuts der SPD., um hiermit einen näheren Einblick in den typischen Aufbau einer massendemokratischen Partei zu geben. Eine tabellarische Übersicht über die Mandatstärke der Parteien (1919—30) schließt die Sammlung ab, die noch mehr als in ihrer ursprünglichen Fassung geeignete Lesebücher für die politischen und geistigen Strömungen Deutschlands stellt und sie bis in das Sprachliche hinein lebendig werden läßt. Allerdings müssen hierfür historische Kenntnisse und politisches Verständnis vorausgesetzt werden, so daß diese Hefte nur unter kundiger Führung Grundlage politischer Arbeitsgemeinschaften sein können.

Das gleiche gilt von den kurz gefaßten Quellenheften (2), die ebenfalls von Mommsen und Franz vornehmlich für den Geschichtsunterricht herausgegeben sind. Sie versuchen, in geschichtlichen Längsschnitten die wesentlichen Äußerungen der konservativen, liberalen und sozialistischen Parteien sowie des politischen Katholizismus von den Anfängen bis 1918 zusammenzufassen. Auch hier kann allein der Kenner das ausgezeichnet und unvoreingenommen gesichtete Material in die notwendigen historischen Zusammenhänge stellen und allgemein lebendig machen. Gerade diese Einschränkung zeigt, daß diese Sammlungen unmittelbar als Einführung in das moderne Parteiwesen kaum angesehen werden können.

Dies gilt vor allem für die Gegenwart, die in ihrer Bewegtheit am wenigsten durch Parteiprogramme zu erfassen ist. Darüber hinaus tritt heute ganz allgemein die Bedeutung der Programmatik für die Parteien zurück. Nicht allein — der landläufige und moralisierende Tadel —, weil die politisch agierenden Gruppen ihren vor Wählern und Anhängerschaft gelobten Prinzipien in der Praxis untreu werden und die Programme unwahr oder inhaltlos geworden sind. In Wirklichkeit steht hinter diesem Bedeutungswandel ein entscheidender Entwicklungsprozeß der deutschen Parteien, den man schlagwortartig als Übergang von Programm- zu Plattformparteien bezeichnet hat. Darin ist häufig eine Angleichung an angelsächsische Parteiformen gesehen worden. Diese Wandlungen nach dem Kriege beruhen einmal auf dem Heranrücken der deutschen Parteien an die Macht, deren praktische Bestimmung und tägliche Bewältigung damit viel mehr über das Gesicht einer Partei aussagen als ein theoretisch streng abgewogenes Parteiprogramm. Daneben darf auch der Einfluß der Tagespublizistik auf die politische Linie einer Partei nicht unterschätzt werden. Sie gewinnt durch ihre Presse ein Sprachrohr konstanter Beeinflussung ihrer Anhängerschaft und kann das — die Aktionsfähigkeit hemmende — Parteiprogramm zurücktreten lassen. So kommt es, daß fast jeder Parteianhänger die Tagesstellung seiner Presse weit besser kennt als das Programm seiner Partei.

III

Wie aber kann es gelingen, durch die verwirrende Fülle der Tagesereignisse hindurchzufinden und die Praxis der politischen Parteien zu verstehen? Die Zeitung — das lebendigste Organ im Alltagskampf — ist nicht der beste Führer in diesem Labyrinth. Über die Problematik der Presse ist hier kein Wort zu verlieren, auch nicht über die Tatsache, daß die meisten, die sie täglich lesen, damit noch nicht sie zu „lesen“ gelernt haben. Es gibt kaum ein Gebiet politischen Lebens, das so einer kritischen Schulung und Führung bedarf wie die Lektüre der Zeitung. „Objektivität“ kann es bei ihr gewiß nicht geben,

„Sachlichkeit“ ist oft zu vermissen. Selbst ihren „Tatsachen“-Berichten gegenüber ist Vorsicht geboten. Eine kritische Übersicht ist nur durch die regelmäßige Lektüre mehrerer Zeitungen verschiedenster und entgegengesetzter Position zu gewinnen. Bei der Differenzierung der politischen Meinungen und des Pressewesens in Deutschland leistet das ausgezeichnete, vom Deutschen Zeitungsinstitut herausgegebene „Handbuch der deutschen Tagespresse“ (3) gute Informationsdienste. Also könnte man aus der sachlichen Orientierung eine ganze Wissenschaft machen und würde darüber leicht das Gesamtbild verlieren.

Für eine chronologische Ordnung und Sichtung bietet das umfangreiche Buch von Cuno Horkenbach „Das Deutsche Reich von 1918 bis heute“ (4) eine wertvolle Hilfsstellung. Es stellt sich zur Aufgabe, lediglich eine Tatsachenwiedergabe ohne Kritik, Tendenz und Schlußfolgerung zu geben und hierbei besonders die Interessen des Politikers und Publizisten zu berücksichtigen. Die sachliche und unparteiische Sammlung eines so geordneten Quellenmaterials ist dem Verfasser durchaus gelungen. Zunächst wird ein datenmäßiger Überblick der geschichtlichen Entwicklung des Deutschen Reiches in ihren wichtigsten Ereignissen und unter Abdruck des ausschlaggebenden Aktenmaterials gegeben. Die wesentlichen Bestimmungen des Versailler Vertrags und des Young-Plans sind angefügt, ebenso tabellarische Übersichten über die früheren deutschen Kolonien, über die Stärke und die Menschenverluste der Heere im Weltkriege und über den Stand der Heere und Marinen im Jahre 1930. Der zweite Teil des Handbuches gibt einen Überblick über die politische und Verwaltungsstruktur des Deutschen Reiches. Die Weimarer Verfassung ist im Wortlaut aufgenommen. Ihr folgt ein Bericht über den Reichspräsidenten (Personalien, Beamtenstab, die wesentlichen Daten der Wahlgänge), die Parlamente der Nachkriegszeit (unter wahlkreismäßiger Aufführung sämtlicher Abgeordneten; eine ausgezeichnete angefügte Tabelle gibt einen Überblick über die Zusammensetzung der Reichstage von 1871 bis 1930), über den Reichsrat, den vorläufigen Reichswirtschaftsrat und den Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich. Anschließend wird ein genauer Überblick der Reichsregierungen nach dem Kriege gegeben und die personelle Zusammensetzung sowie sachliche Funktionsverteilung der Reichsministerien aufgezeigt. In gleicher Weise sind weitere obere Reichsbehörden, Reichsanstalten und Reichskommissionen sowie Banken öffentlichen Rechts für das Deutsche Reich, die Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft, Reichsvertretungen der Städte, Landkreise und Landgemeinden, die öffentlichen Berufsverbände, die Zentralen der Religions-Gesellschaften und schließlich die diplomatischen Vertretungen zusammengestellt. Der dritte Teil gibt eine Übersicht der Gebietseinteilung und Statistik des Deutschen Reiches, wobei auch die Länderregierungen in ihrer personellen Zusammensetzung aufgeführt werden. Das Werk schließt ab mit einer knappen Bibliographie führender Persönlichkeiten im politischen Leben Deutschlands. Das bis zum 31. Dezember 1930 reichende Buch wird in monatlichen Berichtsheften fortgeführt und stellt somit ein oft entbehrtes Nachschlagwerk der deutschen Nachkriegsgeschichte dar, das dem vielberühmten „Handbuch des öffentlichen Lebens“ von Müller-Jabusch zur Seite tritt.

Mit solchem Material ist allerdings noch nicht viel über Wesen und Praxis der politischen Parteien ausgesagt. Dies alles ist nur Katalog. Der lebendigste Zugang ist heute wie je durch die Biographien führender Politiker zu finden, vor allem, wenn sie die Persönlichkeiten in den großen Zusammenhang von Zeitgeschichte und politischen Bewegungen hineinstellen. Zu verweisen wäre hierfür etwa auf die Schriftenreihe des Historisch-Politischen

Verlags und auf die Sammlung „Männer und Mächte" (Kittler, Leipzig[1]). Über eine erste Skizzierung kommen jedoch solche Schriften kaum hinaus. Sie können es auch schwerlich, da sie meist von noch mitten in der Aktion stehenden Politikern handeln.

Vielleicht ist es am angemessensten, die Vorläufigkeit solcher Charakterisierung in der Form anzudeuten, wie es O. B. Server in seinen 26 Politiker-Porträts „Matadore der Politik" (5) tut. Hinter diesem Pseudonym verbirgt sich ein gut informierter Publizist, der seinem Namen alle Ehre macht und sich als feiner, kenntnisreicher Beobachter erweist. Treffende Anekdote und interessanter Klatsch, die dabei immer ein Stück Persönlichkeit aufdecken, machen das Buch zu einer lebendigen Einführung in die Politik. Die knappen Lebensskizzen mit Zitaten aus Rede und Werk seiner Gestalten — auch die Gegner kommen zu Wort — geben zugleich Einblick in Geschichte und Soziologie des deutschen Parteiwesens. Gewiß läßt es der Autor sich mitunter anmerken, wo seine Sympathien liegen, und daß sie weniger Herrn Göring als Herrn Otto Braun gehören. Trotzdem überschreitet sein Bericht nicht die sachlichen Grenzen und zeigt das Bemühen, die wesentlichen Tugenden und Untugenden zu treffen, wobei er von sarkastischen Bemerkungen Freund wie Feind nicht verschont. So werden Prominente und weniger Prominente unter die Lupe genommen und mit buntem Firmenschild versehen: Hugenberg, der Prokurist der nationalen Sache; Drewitz, der Diktator vom Backtrog; Georg Schreiber, der allmächtige Prälat; Breitscheid, der SPD.-Lord; Rosenfeld, der Spalter wider Willen; Heinz Neumann, der commis voyageur der Revolution. Leider fehlen einige der ganz „großen Kanonen". Vielleicht, daß Herr O. B. Server zu viel Anekdoten von Hitler, Goebbels, Gregor Strasser, von Brüning, Dietrich und Severing wußte, oder daß er ihren größeren Biographen keine Konkurrenz machen wollte. So ist die Auswahl gewiß nicht frei von Zufälligkeiten, aber gerade dieses ohne Anspruch auf abgewogene Vollständigkeit und absichtsvolle Exaktheit gewonnene Panorama macht eine solche Porträtsammlung so amüsant und unterhaltend und, obwohl im Grunde anspruchslos, zu einer aufschlußreichen Lektüre. Die jeder Skizze vorgestellten Karikaturen von Goltz (am gelungensten: Breitscheid, Leicht, Gröner, Reventlow, Leipart, Mierendorff) werden vielleicht mehr lebendige Vorstellungen vom „Gesicht" der heutigen politischen Führung vermitteln als manche gelehrte Studie. In solcher personellen Einführung erschöpft sich allerdings der Wert eines Buches wie die „Matadore".

IV

Wer mehr von den politischen Parteien selbst und ihrem sachlichen Gehalt, von ihrer Theorie und Praxis, ihrer Geschichte und Soziologie, ihren Problemen und Leistungen erfahren will, findet einen ersten Überblick in der kürzlich eröffneten Schriftenreihe „Die geistige Struktur der politischen Parteien Europas". Hier sprechen meist repräsentative Politiker und Denker von Geschichte und Problematik ihrer eigenen Partei. Orientiertheit und Liebe am Thema fehlt somit den Autoren bestimmt nicht. Wenn sie darüber hinaus sich von grober Voreingenommenheit freizuhalten wissen, so kann ihr Beitrag ein gutes Bild über die einzelnen Parteien geben.

In vorbildlicher Weise ist dies Frh. von Freytagh-Loringhoven in seiner Untersuchung über die „Deutschnationale Volkspartei" (6) gelungen. Er hat damit die erste Geschichte der DNVP. geschrieben. Es gelingt ihm, die zentrale Fragestellung dieser gegen die November-Revolution gegrün-

[1] Siehe hierzu die Besprechungen im XV. Band, 1931, S. 464 der „Hefte". Die beiden Sammlungen sind jetzt bis zur jüngsten Zeit fortgeführt.

deten Partei herauszustellen und durch ihre ganze Nachkriegsgeschichte hindurch zu verfolgen: das Problem der Opposition. Er zeigt, wie bis zu Hugenbergs Führung die Partei zwar das Weimarer Regierungssystem prinzipiell ablehnt, aber dennoch zur Mitarbeit bereit ist. Diese Haltung entsprach sowohl der traditionell gouvernementalen Gesinnung der neuen Parteiführung als auch der notwendigen Interessenvertretung breiter Massen, zu denen neben den agraren Kreisen der Vorkriegs-Konservativen weite Schichten großstädtischen und mittelständischen Bürgertums hinzugetreten waren. Damit war aber zugleich eine prinzipielle Opposition gegen die parlamentarische Demokratie entkräftet. Auch das Anwachsen von Mandatziffern konnte die Schwäche und den inneren Zwiespalt der Partei nicht verdecken, der in den Dawes-Abstimmungen von 1925, dann in den Kämpfen um die Parteiführung Hugenbergs und schließlich in den Spaltungen von 1929—30 sichtbaren Ausdruck fand. Die Skizze zeigt dabei klar den Weg der DNVP. von Westarp zu Hugenberg und entwickelt präzis dessen Hauptpositionen: seine innerparteiliche Politik („Block, nicht Brei"), sein parlamentarischer Kampf gegen die Schlüsselstellung des Zentrums, das Bemühen um die Schaffung einer nationalen Opposition in Zusammenarbeit und doch gleichzeitiger Distanzierung von den halbsozialistischen Nazis, die sich mehr von „Gefühl und Glauben lenken lassen" und denen dafür „die geschichtliche Erfahrung, die Erkenntnis der menschlichen Seele, die nüchterne Kritik" fehlen. Die entschiedene Hugenberg-Position führt dabei Freytagh zu einer bis ins Menschliche abschätzenden Kritik gegen die „Absplitterer" und macht das Buch zu einer eindeutigen Kundgebung des herrschenden deutschnationalen Kurses, an dessen Führung Fr.-L. selbst maßgebend teilhat. Gerade diese eindeutige Frontbestimmung gibt der Schrift ihren Quellenwert. Gute Disposition und klare Sprache machen sie weitesten Kreisen zugänglich.

Noch bemerkenswerter ist die hochqualifizierte Arbeit von Siegfried Marck über die „Sozialdemokratie" (7). Ihre langwierige und außerordentlich problemreiche Geschichte findet hier eine glückliche Zusammenfassung, wie sie nach dem breiten Standardwerk von Mehring schon lange gesucht wird und auch mit den Arbeiten von Lipinski und Klüß nicht voll geglückt ist. Die Schrift geht aus von einer Charakterisierung der „marxistischen Grundlage" der deutschen Sozialdemokratie, die M. in der „Überzeugung von der entscheidenden theoretischen und praktischen Bedeutung des proletarischen Klassenbegriffs, der Einsicht in die Abhängigkeit der politischen Zielsetzung von den gesellschaftlichen Wirklichkeiten und der Forderung der unlösbaren Verbundenheit von Theorie und Praxis, von sozialistischer Idee und wirklicher Arbeiterbewegung" sieht. Marck gibt sodann an Hand der Geschichte der sozialistischen Parteiprogramme vom Kommunistischen Manifest über das Gothaer und Erfurter Programm zu den Nachkriegsthesen von Görlitz und Heidelberg die Entwicklung der sozialdemokratischen Ideologie. Der abschließende Hinweis auf das Linzer Programm der deutsch-österreichischen Sozialdemokratie entspricht dem starken Einfluß des Austromarxismus auf den deutschen Sozialismus. Die knappe Skizzierung der Parteientwicklung von 1848 bis 1918 (die doch nichts Wesentliches ausläßt) führt zu einer breiteren Darstellung der Richtungskämpfe in der Sozialdemokratie und ihrer Stellung in der deutschen Innenpolitik. Besonders reizvoll ist das Schlußkapitel, das die Fortbildung der sozialdemokratischen Ideologie in ihrer Auseinandersetzung mit gegnerischen Ideenkreisen überprüft. Marck scheut hierbei zwar nicht vor scharfen Urteilen zurück, bleibt aber in Beschreibung und Argumentation immer sachlich. Seine eigene Position als führender Theoretiker des deutschen Linkssozialismus ist dabei durchzuspüren. Als Grund-

axiom für die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie gilt für Marck die These von der „inneren Zusammengehörigkeit von Reformismus und Radikalismus und ihrer notwendigen Synthese in der Sozialdemokratie". Diese Fragen hatte er bereits früher in einer sehr lesenswerten Studie über „Reformismus und Radikalismus in der deutschen Sozialdemokratie" (7a) entwickelt. In beiden Arbeiten versteht es Marck, auch komplizierteste Gedankengänge in systematischer Klarheit knapp zu entwickeln. Selbstverständlich stellt eine solche konzentrierte Leistung gewisse Ansprüche an die Lektüre des Buches. Für den interessierten und einigermaßen geschulten Leser jedoch ist sie unbedingt zu empfehlen.

In der gleichen Schriftenreihe veröffentlicht Friedrich Dessauer eine Abhandlung über „Das Zentrum" (8). Sie trägt mehr skizzenhaften Charakter und zeigt nicht die strenge Systematik der zuvor genannten Arbeiten. Darauf verweisen schon die Kapitelüberschriften: „Notizen aus der Entstehungszeit. Wesen. Konsequenzen (Kulturpolitik, Gesellschaft, Vaterland, Staatsform, Fremde Völker). Zentrumspolitik in der Nachkriegszeit. Weitere Konsequenzen (Wirtschaftspolitik). Zentrum und Jugend. Unsere Feinde. Characteristica aus dem Parteileben." Dessauer stellt den beiden Typen der betonten Interessenpartei und der von Ideen geschichtlicher Herkunft getragenen Grundsatzpartei das Zentrum als bewußt religiöse Partei gegenüber, wobei ihm „religio das Band bedeutet zwischen dem zeitlich Wandelbaren mit dem Unwandelbaren". Durch solche ewigen Gegebenheiten im politischen Raum als Grundlagen vermag das Zentrum nach Dessauer — „im Assimilieren des Wertvollen jeder historischen Idee sich selbst stets zu erneuern" und so im Tagespolitischen eine große Elastizität und Wandelbarkeit zu zeigen, ohne in opportunistische Haltung zu verfallen. Die Schrift versucht, diese Grundhaltung durch eine gedrängte Skizze der Nachkriegszeit zu illustrieren und durch den besonderen Hinweis auf die Zentrumsstellung zur Wirtschaftspolitik, zu deren programmatischer Ausrichtung der Verfasser selbst durch bedeutsame Veröffentlichungen („Kooperative Wirtschaft", Bonn 1929, Cohen) beigetragen hat. In der Gesamtanalyse vom Wesen und vor allem der praktischen Politik des Zentrums tritt zwar die Linksstellung des Autors deutlich in Erscheinung. Trotzdem ist seine Schrift charakteristisch und repräsentativ für die geistige Grundhaltung der offiziellen Zentrumskreise. Dabei wird die eigenwillige Persönlichkeit Dessauers hinter allen Äußerungen spürbar. Sie bleiben jedoch zu sehr im Allgemeinen für den nichtunterrichteten Leser. Ihm dient auch heute noch besser die bekannte Schrift eines anderen Zentrumsführers, Josef Joos, „Die politische Ideenwelt des Zentrums" (8a).

Als letztes Buch der Schriftenreihe zur geistigen Struktur der politischen Parteien ist die Arbeit von Pidder Lüng „National-Sozialismus" (9) zu nennen. Der anonyme Verfasser spricht nicht als „Tribun einer Volksbewegung, nicht als Beauftragter oder Abgeordneter einer Organisation, sondern nur als ein Mensch, der aus persönlichen Beobachtungen und Erfahrungen heraus diese logisch auf Formeln zu bringen versucht". Er fühlt sich dabei der nationalsozialistischen Bewegung innerlich verbunden, und also müßte sein Versuch, den Nationalsozialismus zu beschreiben, von allgemeinem Interesse sein. Leider erfüllt er nicht die an ihn gestellten Erwartungen. Zwar werden alle in der gegenwärtigen politischen Auseinandersetzung gefallenen politischen Schlagworte berührt. Es ist vom Volk als Organismus, von Nation und Rasse, von Staat und Recht, Wehr und Wirtschaft, von Gott und den Bonzen, von der Jugend, vom deutschen Schrifttum und deutscher Kultur die Rede. Nirgends jedoch dringt die Schrift zu begrifflicher Klarheit vor. Ge-

wiß ist es schwierig, diese Klärung gegenüber dem Nationalsozialismus heute schon zu schaffen, da seine programmatischen Äußerungen zwiespältig sind, und seine vieldeutbaren Gedankengänge durch politische Praxis und Bewährung noch keine Festlegung erfahren haben. Die Schrift weicht darüber hinaus geradezu vor dieser Beziehung der Ideen auf praktische Verwirklichung aus. Ein Beispiel von vielen: „Der Sozialismus ist dem Nationalsozialismus zugleich eine Erkenntnis und eine große Aufgabe; nämlich die Erkenntnis, daß die Natur nur die Art, das Volk, nach menschlichen Begriffen also die Idee zu erhalten bemüht ist, das einzelne Wesen dagegen mitleidlos dahinrafft, nachdem es diese Idee einmal verkörpert und in seiner Nachkommenschaft verewigt hat; und die Aufgabe, sich dieser Idee ganz hinzugeben, für sie zu leben und zu sterben und sie der Ewigkeit weiterzugeben, weil die Natur es so befahl." — Es ist bedauerlich, daß gerade in der Gegenwart, da die Auseinandersetzung mit der NSDAP. in den Mittelpunkt gerückt ist, das politische Schrifttum über den Nationalsozialismus fast ausnahmslos entweder unkritische Lobhymnen oder ebenso unsachliche Verdammung der Bewegung enthält. Dem aufrichtigen Freund wie dem ernsthaften Gegner ist damit ebensowenig gedient wie der volkspädagogischen Aufgabe. Hier wird besonders deutlich, wie niedrig oft noch in Deutschland das Niveau des politischen Kampfes, die sachliche Schulung und die politische Disziplinierung sind.

V

Einen Gesamtüberblick über die „Geschichte der politischen Parteien in Deutschland" (10) gibt Ludwig Bergsträssers gleichnamige Untersuchung. Ihre Qualitäten sind zu bekannt, als daß sie hier nochmals ausführlich gewürdigt werden müßten. Das Buch ist eine gewissenhafte Chronik der reichlich komplizierten deutschen Parteiengeschichte und nicht zuletzt durch seine ausführliche Bibliographie ein Nachschlagewerk von bleibendem Wert. Die soeben erschienene Neuauflage trägt den Gang der Ereignisse bis zu Brünings Sturz nach. Im ganzen wird die Nachkriegszeit (auf knapp 30 kleinen Seiten) nur kursorisch behandelt, während das eigentliche Gewicht auf der Vorkriegsgeschichte liegt. Den besonderen Charakter des Buches verdeutlicht am besten die von Bergsträsser selbst im Vorwort der Neuauflage vorgenommene Abgrenzung gegenüber neueren Publikationen des politischen Schrifttums durch die ausdrückliche Betonung, daß er „weder eine Soziologie oder auch nur eine Strukturanalyse, noch eine Geschichte politischer Ideen, sondern eine Geschichte der Parteien, ihrer Entstehung, ihrer Politik, ihrer Wandlung geben will"[1].

Für die prinzipielleren Fragen des modernen Parteiwesens ist auf das ausgezeichnete Buch von Otto Koellreutter „Die politischen Parteien im modernen Staate" (12) zu verweisen. Der erste Teil behandelt Begriff und Wesen der politischen Parteien, untersucht sodann die Entstehung des Zweiparteien-Systems in den angelsächsischen Ländern und stellt dem die ganz andersartige Entwicklung der politischen Parteien in Deutschland gegenüber, wo „die im absoluten Staate entwickelten Kräfte des Heeres und der

[1] An dieser Stelle ist die in der vorigen Nummer der „Hefte" (S. 128) besprochene Schrift des Referenten: Die deutschen Parteien. Wesen und Wandel nach dem Kriege (11) einzuordnen. Ihr kommt in der gegenwärtigen Parteienliteratur eine zentrale Bedeutung zu. Die Besprechung von Dr. Geiger hob ihre hohen fachlichen Qualitäten hervor. Für die Volksbücherei besitzt sie auch einen eminent praktischen Wert, weil sie ihrer Haltung nach von vorbildlicher Objektivität ist, ohne dadurch den Willen zum persönlichen politischen Einsatz zu schwächen. Die volkspädagogisch-methodischen Fragen dieser Literaturgruppe sollen später noch besonders erörtert werden. D. S.

Bürokratie, auf die die Monarchie sich stützen konnte, der Entfaltung des Parteiwesens zumindest fremd gegenüberstanden". Damit ergab sich für die deutschen Parteien eine Reihe entscheidender Probleme, die gerade für die Nachkriegsgeschichte und vor allem für den gegenwärtigen Machtkampf von ausschlaggebender Bedeutung geworden sind. Außerordentlich wertvoll ist das anschließende Kapitel über „Die Typisierung der politischen Parteien durch die moderne Parteienlehre". Es gibt nicht allein einen Überblick über die Grundvorstellungen bedeutender Theoretiker (Friedr. Rohmer, Bluntschli, Friedrich Julius Stahl, Treitschke, Heinrich Merkel, Radbruch, Max Weber, Spengler), sondern damit zugleich eine lebendige Beleuchtung der prinzipiellen Problematik und der inneren Wandlungen des modernen Parteiwesens selbst. Im Anschluß hieran werden die in der gegenwärtigen Diskussion besonders interessierenden Fragen: „Parteiprogramme und Parteidoktrin. Die Organisation der politischen Parteien (sehr instruktiv wieder die Gegenüberstellung von England, USA. und Deutschland). Parteimaschine und Parteiführer" behandelt. Der bedeutende Jenenser Staatsrechtslehrer hat dabei (schon 1925!) „feststellen müssen, daß die cäsaristischen Tendenzen im heutigen Parteileben einen Höhepunkt erreicht haben".

Der zweite Teil der Untersuchung behandelt „Das Verhältnis der politischen Parteien zum Staate". Er geht aus von den soziologischen Grundlagen der gegenwärtigen Parteien, wobei die Einflüsse städtischer Zivilisation auf ihre Zusammensetzung und — vor allem im Anschluß an einen Aufsatz von Emil Lederer „Das ökonomische Element und die politische Idee im modernen Parteiwesen" (Zeitschrift für Politik, Band 5, Seite 535ff.) — der Wandel von der Weltanschauungs- zur Interessenten- oder Klassen-Partei betont werden. Koellreutter behandelt dann die zentralen Fragen von „Parteien und Verfassung, Parteien und Regierung, Parteien und Beamtentum". Die tatsächliche Außerkraftsetzung des Repräsentativsystems durch die (in der Verfassung positiv gar nicht genannten) Parteien, der gefährliche Einfluß des mechanistischen Verhältniswahlsystems werden dabei ebenso deutlich wie die inzwischen noch weitergeschrittene Machtverschiebung vom Parlament zur Regierung. Diese Entwicklung schreibt Koellreutter mit Recht nicht zuletzt den traditionellen Kräften des deutschen Fachbeamtentums und Militärs zu, die von den herrschenden Parlamentsparteien nicht einbezogen werden konnten. Hiermit sind auch die Grenzen der Wirksamkeit des deutschen Parteienstaates angedeutet, die Koellreutter schließlich beschäftigen. Er sieht dabei als Gegengewicht neben Fachbeamtentum und Militär vor allem den plebiszitären (also im stärkeren Maße parteiunabhängigen) Reichspräsidenten. Auch auf die Bemühungen um die Schaffung einer ersten Kammer und das Problem der berufsständischen Vertretung verweist er, allerdings mit gewisser Skepsis, wohingegen er die außer- und antiparlamentarischen Massenorganisationen (so die politischen Kampfbünde) als bedeutsame Gegenspieler der politischen Parteien ansieht.

Diese knappe Übersicht zeigt den reichen Inhalt der Untersuchung, die trotz notwendiger Skizzenhaftigkeit der gedrängten Darstellung einen ausgezeichneten Überblick über die wichtigsten Probleme des modernen Parteiwesens gibt. Die leichtverständliche und klare Sprache macht sie zur gegebenen Lektüre für breitere Schichten.

Das in diesem Buche nur gestreifte Problem von „Parteien und Verfassung im heutigen Deutschland" (13) behandelt der gleiche Verfasser in einem Artikel, der in der Festgabe für Richard Schmidt erschienen ist und nun als Sonderdruck weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird. Die Untersuchung beschäftigt sich vor allem mit der viel diskutierten Frage der Ver-

fassungsmäßigkeit der radikalen Parteien — ein Problem, das nicht nur für die Stellung der Beamten von Wichtigkeit ist, sondern woran sich gerade in letzter Zeit grundsätzliche Diskussionen zur Wandlung auf dem Gebiete des Verfassungs- und Staatsrechts, der ideenpolitischen Grundlagen und des Parteiwesens angeschlossen haben. Für diese wissenschaftlichen Auseinandersetzungen stellt die Arbeit einen interessanten und wesentlichen Beitrag dar.

Weitestes Interesse verdient die gedanken- und materialreiche Broschüre „Reichstagswahlen und Volksgliederung“ (14) von Arthur Dix. Der bekannte Publizist zeigt vor allem die Bedeutung der wirtschaftlichen und sozialen Strukturveränderungen im deutschen Volkstum für die politische Parteientwicklung und gibt somit glückliche Ansatzpunkte für eine soziologische Betrachtung. Auch das viel diskutierte und oft mißverstandene Generationsproblem wird hier in seinem Gewicht für die politische Willensbildung klar erkannt und in einer instruktiven Tabelle zum Aufbau der Altersschichten, ihrer entscheidenden Jugendeindrücke und ihrer politischen Entscheidung fast auf eine gesetzmäßige Formel gebracht. Die Abhandlung als Ganzes stellt eine — im deutschen politischen Schrifttum selten — großzügige und anregende Arbeit dar, die ganz neue Gesichtspunkte und Fragen für das moderne Parteiwesen aufwirft.

Die am meisten interessierende Frage ist selbstverständlich die nach dem Gesamtschicksal der politischen Parteien, das heute vollkommen offen ist. Von besonderer Bedeutung sind hierfür die innerparteilichen Strukturwandlungen, aber auch die Entwicklung neuer Formen politisch-geistiger Repräsentation. Bereits Koellreutter hatte in seinem Buche über die politischen Parteien auf die außerparlamentarischen Massenorganisationen hingewiesen, die neben und über den modernen Parteien zunehmend an Bedeutung gewinnen. Die gegenwärtige Diskussion spitzt sich geradezu auf die Formel „Partei oder Bund“ zu. In dieser Situation ist es besonders dankbar zu begrüßen, daß Ernst H. Posse in einer knappen, aber inhaltreichen Untersuchung: „Die politischen Kampfbünde Deutschlands“ (15) den Versuch unternimmt, einen ersten Überblick über Entstehung und Eigenart dieser politischen Gruppenbildungen im Nachkriegs-Deutschland zu geben. Er zeigt klar als Wurzeln dieser Bewegungen: die Jugendbewegung, das Fronterlebnis, die Revolutions- und Inflationsperiode, und gibt dann eine kurz gefaßte sachliche Darstellung der Geschichte und Idee der einzelnen Kampfbünde (Stahlhelm, SA. der Nationalsozialisten, Oberland und Werwolf, Der Jungdeutsche Orden, Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, Roter Frontkämpferbund). In einem Schlußabschnitt versucht Posse ein zusammenfassendes Bild der Ideologie des neuen Nationalismus zu geben, von dem die entscheidenden Kräfte der politischen Kampfbünde beseelt sind. Als Wortführer dieser oft noch chaotischen Gedankenströme gilt ihm insbesondere Ernst Jünger. Das Buch, das durch seine lebendige Sprache zu fesseln versteht, gewinnt durch reiche Zitierung oft mühsam gesammelten Quellenmaterials über die täglichen Wandlungen der Kampfbünde hinaus bleibenden Wert.

Das Gewicht der politischen Bünde liegt nicht zuletzt in ihrem Einfluß auf die politischen Parteien selbst, die — wenigstens im Kern ihrer politischen activitas — in immer stärkerem Maße „bündischen Charakter“ annehmen. Dies gilt vor allem von den im inneren Umschmelzungsprozeß der letzten Jahre erfolgreichen Gruppen. Nicht nur der Nationalsozialismus, sondern auch seine politischen Gegner haben sich immer mehr von den ursprünglichen liberal-parlamentarischen Formen des Parteilebens entfernt. Hierin spiegelt sich die Wirkung der Krise von Demokratie und Parlamentarismus auf parteipolitischem Gebiete wider, aber auch die gerade durch diesen Umwandlungs-

und Verfestigungsprozeß der politischen Parteien verstärkte Erschütterung des gesamtpolitischen Raumes.

Damit ist gewiß noch nicht das letzte Wort über die deutschen Parteien gesprochen, auch nichts Endgültiges über ihre zukünftige Struktur, sondern allein: Wie die geistigen, wirtschaftlich-sozialen und politischen Grundlagen Deutschlands im Gesamten, so sind auch die alten Parteifronten erschüttert und in Frage gestellt.

Bücherliste

(1) Die deutschen Parteiprogramme. Begründet von Felix Salomon, neu herausgegeben von Wilhelm Mommsen und Günther Franz. Leipzig, B. G. Teubner. (Quellensammlung zur deutschen Geschichte.)

Heft 1: Vom Erwachen des politischen Lebens in Deutschland bis zur Reichsgründung 1871. 4. Auflage. 1932. 179 Seiten. Preis 3.96 RM.

Heft 2: Im Deutschen Kaiserreich 1871—1918. 4. Aufl. 1932. 147 S. Preis 3.80 RM.

Heft 3: Das Deutsche Reich als Republik 1918—1930. 5. Auflage. 1931. 139 Seiten. Preis 3.60 RM.

(2) Wilhelm Mommsen und Günther Franz, Deutsche Parteiprogramme. Leipzig 1932, B. G. Teubner. 4 Hefte. Je 32 Seiten. Preis je —.68 RM. (Teubners Quellensammlung für den Geschichtsunterricht, herausgegeben von P. Rühlmann und E. Wilmanns. II 126/128 u. 130.)

(3) Handbuch der deutschen Tagespresse. Herausgegeben vom Deutschen Institut für Zeitungskunde. 4. Jahrgang. Berlin 1932, Carl Duncker. 600 Seiten. Preis geb. 20.— RM.

(4) Cuno Horkenbach, Das Deutsche Reich von 1918 bis heute. Berlin 1931, Verlag für Presse, Wirtschaft und Politik. 852 S. Preis geb. 15.— RM.

(5) O. B. Server, Matadore der Politik. 26 Politikerporträts mit 26 Karikaturen von E. Goltz. Berlin 1932, Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 176 Seiten. Preis 4.50 RM.

(6) Axel Frh. v. Freytagh-Loringhoven, Deutschnationale Volkspartei. Berlin 1931, Pan-Verlagsgesellschaft. 90 Seiten. Preis 2.40 RM. (Die geistige Struktur der politischen Parteien Europas. Herausgeber Kurt O. Fr. Metzner.)

(7) Siegfried Marck, Sozialdemokratie. Berlin 1931, Pan-Verlagsgesellschaft. 67 Seiten. Preis 1.80 RM. (Die geistige Struktur der politischen Parteien Europas. Herausgeber Kurt O. Fr. Metzner.)

(7a) Siegfried Marck, Reformismus und Radikalismus in der deutschen Sozialdemokratie. Berlin 1927, Pan-Verlagsgesellschaft. 47 Seiten. Preis —.85 RM.

(8) Friedrich Dessauer, Das Zentrum. Berlin 1931, Pan-Verlagsgesellschaft. 54 Seiten. Preis 1.80 RM. (Die geistige Struktur der politischen Parteien Europas. Herausgeber Kurt O. Fr. Metzner.)

(8a) Josef Joos, Die politische Ideenwelt des Zentrums. Karlsruhe 1928, Braun. 79 Seiten. Preis 2.50 RM.

(9) Pidder Lüng, National-Sozialismus. Berlin 1931, Pan-Verlagsgesellschaft. 64 Seiten. Preis 1.80 RM. (Die geistige Struktur der politischen Parteien Europas. Herausgeber Kurt O. Fr. Metzner.)

(10) Ludwig Bergsträsser, Geschichte der politischen Parteien in Deutschland. 6. Auflage. Mannheim 1932, J. Bensheimer. 226 Seiten. Preis 3.60 RM. (Schriftenreihe der Verwaltungsakademie Berlin Bd 4.)

(11) Sigmund Neumann, Die deutschen Parteien. Wesen und Wandel nach dem Kriege. Berlin 1932, Junker & Dünnhaupt. 139 S. Preis 5.— RM. (Fachschriften zur Politik und staatsbürgerlichen Erziehung. Herausgegeben von E. von Hippel.)

(12) Otto Koellreutter, Die politischen Parteien im modernen Staate. Breslau 1926, Ferdinand Hirt. 96 Seiten. Preis geb. 2.85 RM. (Jedermanns Bücherei.)

(13) Otto Koellreutter, Parteien und Verfassung im heutigen Deutschland. Leipzig 1932, C. L. Hirschfeld. 35 Seiten. Preis 2.20 RM.

(14) Arthur Dix, Die deutschen Reichstagswahlen 1871—1930 und die Wandlungen der Volksgliederung. Tübingen 1930, J. C. B. Mohr. 54 Seiten. Preis 1.50 RM. (Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart.)

(15) Ernst H. Posse, Die politischen Kampfbünde Deutschlands. 2. Auflage. Berlin 1931, Junker & Dünnhaupt. 103 Seiten. Preis 4.— RM. (Fachschriften zur Politik und staatsbürgerlichen Erziehung. Herausgegeben von E. von Hippel.)

Dr. Sigmund Neumann

Arbeitslager, Arbeitsdienst, Lebensraum für die deutsche Jugend

Eine Literaturübersicht

Durch die große Bedeutung, welche die Fragen des freiwilligen Arbeitsdienstes und der Arbeitsdienstpflicht in den Erörterungen der letzten Zeit erlangt haben, sind die öffentlichen Büchereien in die Notwendigkeit versetzt, einschlägige Literatur bereitzuhalten. Namentlich die jugendlichen Benutzer werden immer wieder nach geeigneten Werken fragen, um sich über die vorhandenen Möglichkeiten zu orientieren, oder um Unterlagen für Diskussionen und Arbeitsgemeinschaften zu erlangen. Die Büchereien werden sich demgemäß nicht darauf beschränken dürfen, nur ein paar Führer durch die Praxis des freiwilligen Arbeitsdienstes einzustellen, sondern werden auch das Bedürfnis nach grundsätzlicher Klärung befriedigen müssen, das auch in den Kreisen der politisch Interessierten heute sehr lebhaft ist. Die Auswahl aus der Literatur, welche die Problematik des Arbeitsdienstes behandelt, muß daher sehr sorgfältig getroffen werden. Es sind von vornherein alle die Schriften auszuschließen oder wenigstens genau kenntlich zu machen, die ohne Erfahrungsgrundlage, nur auf der Basis bestimmter politischer oder wirtschaftspolitischer Wünsche, eine Theorie des Arbeitsdienstes aufbauen. Die in den Kreisen jugendlicher Interessenten naheliegende Gefahr von Erörterungen ohne Fühlungnahme mit der Wirklichkeit würde durch eine Literatur, welche

diese Fühlungnahme ebenfalls vermissen läßt, nur noch vergrößert werden. Der in der Ausleihe tätige Bibliothekar wird dem Leser, der sich mit der Problematik des Arbeitsdienstes auseinandersetzen will, daher zunächst die Bücher empfehlen, die aus dem Kampf um die wirkliche Gestaltung erwachsen sind.

Die Arbeitslager

Es bieten sich zwei Schriften über die dem freiwilligen Arbeitsdienst vorangegangenen Arbeitslager an. Trotz ihres Ursprungs in verwandten akademischen Schichten offenbaren sie eine grundsätzlich verschiedene Haltung. Es dürfte sich empfehlen, dem Leser gleich beide Schriften mitzugeben, damit er aus der Verschiedenheit der Haltung lernt, wie ungeheuer weit sich die Problematik des Arbeitsdienstes spannt. Es handelt sich um die beiden ersten der folgenden Bücher:

(1) Eugen Rosenstock und Karl Dietrich von Trotha, Das Arbeitslager. Berichte aus Schlesien von Arbeitern, Bauern, Studenten. Jena 1931, Eugen Diederichs. 160 Seiten. Preis 4.60 RM.

(2) Georg Keil, Vormarsch der Arbeitslagerbewegung. Geschichte und Erfahrungen der Arbeitslagerbewegung für Arbeiter, Bauern, Studenten 1925—1932. Unter Mitarbeit von Hans Dehmel, Richard Gothe und Hans Raupach. Herausgegeben vom Deutschen Studentenwerk. Berlin 1932, Walter de Gruyter. 144 Seiten. Preis 2.50 RM.

(2a) Peter Martin Lampel, Packt an, Kameraden! Erkundungsfahrten in die Arbeitslager. Berlin 1932, Rowohlt. 331 S. Preis 4.50 RM.

Das Buch von Rosenstock und Trotha (1) läßt den historischen Zusammenhang der Arbeitslagerbewegung mit der Jugendbewegung deutlich erkennen. Unter dem Eindruck des hochgespannten Glaubens an die Gemeinschaft, von der die Jugend der 20er Jahre beseelt war, und von dem kein damals geistig Lebendiger unberührt geblieben ist, war in der Erwachsenenbildung der Wille zur „Volk"-Bildung entstanden. Im Zusammentreffen von Jugendbewegung und Erwachsenenbildung wurde die Form des Arbeitslagers gefunden. „Volk"-Bildung als geistiger Prozeß wurde pädagogisches Ziel. Das Lager sollte die Stände des Volkes einen. Es suchte seine Teilnehmer daher unter Arbeitern, Bauern und Studenten. Das gemeinsame Leben der ersten schlesischen Arbeitslager war stark durch die eine bestimmte Richtung der Erwachsenenbildung vertretende Persönlichkeit Rosenstocks bestimmt. Er übertrug die in seinem Buch von den Europäischen Revolutionen lebende Geistigkeit auf das geistige Ringen des Lagers. Die Berichte zeigen deutlich das Überwiegen, ja die Überbewertung der geistigen Komponente, hinter der die körperliche Arbeit oft sehr stark zurücktritt. Man sieht das Zentrum des Lagerlebens in den Vorlesungen Rosenstocks und in den sehr eingehenden, manchmal breiten Diskussionen, die sich um das dem Lager aufgegebene Thema gruppieren. Die Sprache der Teilnehmer ist dabei nicht immer von der Einfachheit, die für Klarheit zeugt. Solche Unvollkommenheiten sind jedoch kein Argument gegen den zugrunde liegenden Willen. Die schlesischen Arbeitslager stellen einen erwachsenenbildnerischen Typus dar, den zu kritisieren niemand ein Recht hat. Der Typus ist aus einer besonderen geistigen Situation erwachsen, hat eine historische Mission zu erfüllen gehabt

und darf es seinerseits nicht übelnehmen, wenn die Weiterentwicklung andere Formen hervorbringt.

Das Buch des Studentenwerkes (2) erscheint, mit den schlesischen Berichten verglichen, wie eine aus breiterer Wirklichkeit wachsende Korrektur an einer, in einem umgrenzten Garten möglichen Romantik. Die Entwicklung der Jugend von der Bewegtheit zur Sachlichkeit unserer Tage ist nicht zu verkennen. Die körperliche Arbeit wird stärker betont, weil man nicht im geistigen Kampfe, sondern im gemeinsamen Leben und Wirken das Erzieherische sieht. Das Wort Gemeinschaft wird durch den Begriff Kameradschaft verdrängt.Damit ist eigentlich alles gesagt. Man berichtet nüchtern über Aufbau und Ablauf der Arbeitslager in den vergangenen Jahren und zieht die aus den gewonnenen Erfahrungen folgenden Schlüsse. Das Arbeitslager ist eine Angelegenheit der jungen Generation, ein Werk ihres eigenen Aufbauwillens und ihres Willens zur kollektiven Selbsterziehung. Gegen den Einbau von Militäranwärtern als kommandierende Funktionäre wendet man sich ebenso wie gegen den Versuch der Beeinflussung durch eine an das Lager herangetragene geistige Welt. Aus der Gruppenbegegnung, der auch das Rundgespräch dient, muß wenigstens im „Volkslager“ (Gegensatz zu Verbandslager) der gestaltende Einfluß auf den Lagerteilnehmer erwachsen. Der Gedanke des Dienstes, der bis in die Freizeit hinein den Einzelnen an die Werk- und Lebensgemeinschaft bindet, hat die Diskussionssucht früherer Jugendbewegung völlig verdrängt. Man kann die Reaktion der heutigen Jugend auf die ihr fremden Pläne von Politikern, Wirtschaftlern, Pädagogen und Romantikern nicht verstehen, wenn man nicht ihren eigenen ernsten und oft erfreulich klaren Ausführungen nachgeht.

Den Bericht eines Außenstehenden und eines Schriftstellers bringt das Buch von Lampel (2a), der die Arbeitslager bereiste — und die Beteiligten interviewte. Das Buch zeigt Vor- und Nachteile solcher Berichte. Die Lebendigkeit des Stils könnte auch den fesseln, der widerwillig an die Fragen herangeht. Man könnte die Schrift benutzen, um Zögernde zu gewinnen. Lampel läßt lebendige Menschen sprechen — aber die Menschen sprechen fast alle so wie der Dichter — vom Regierungsbeamten bis zum Lagerführer und Arbeitsdienstwilligen. Urkundliche Genauigkeit wird niemand erwarten, es erscheint aber selbst fraglich, ob Stimmung und Sinngehalt immer dem Tatbestand entsprechen. Der Schimmer einer, an manche Kriegsbücher gemahnenden Romantik liegt über dem Ganzen — und droht auch das härteste Siedlungsschicksal mit einem berückenden Glanz zu verklären. Darin liegt eine Gefahr. Wir dürfen das Buch an unkritische Leser nicht geben, obwohl es auf sie am stärksten wirken wird — und von ihnen verlangt werden dürfte. Oder wenn wir es geben, dann nur in Verbindung mit einem der aus dem Kreis der Bewegung selbst stammenden Bücher, um so mehr, als die Kritik an dem organisatorischen Aufbau des FAD von den nicht mehr geltenden Bestimmungen ausgeht — und es dem mit der Materie nicht Vertrauten schwer fallen wird, die mangelnde Aktualität unter dem journalistischen Gewande zu bemerken.

Ein Versuch, zu anderen Formen des Arbeitsdienstes zu kommen, geht von den freien Gewerkschaften aus (vgl. Gewerkschaftszeitung 1932, S. 468). Unbedingte Ablehnung der Arbeitsdienstpflicht und schärfste Kritik an den bestehenden Formen des FAD, der nach Auffassung des ADGB in den meisten Fällen den Arbeitsmarkt verschlechtert, verbinden sich mit der Forderung nach einer „Arbeitshilfe für die erwerbslose Jugend“[1]. Die Denkschrift des Bundesausschusses versteht hierunter zusätzliche Schulung

[1] Die Stellung der Gewerkschaften zum freiwilligen Arbeitsdienst. Hrsg. vom Bundesvorstand des ADGB. Berlin 1932. 8 Seiten.

in Volks- und Berufsschulen, gemeinsame Betätigung in zusätzlicher und gemeinnütziger Arbeit, vor allem aber „kollektive Selbsthilfe“ im Sinne des Ledererplanes. In leeren Werkstätten sollen Arbeitslose für Arbeitslose Gegenstände des täglichen Bedarfs reparieren und herstellen oder in geeigneten Arbeits- und Gemeinschaftslagern Nahrungsmittel für den eigenen Bedarf der Arbeitsgruppen erzeugen. Auch an die Schaffung von Gemeinschaftsheimen und an die Herrichtung und Ausgabe verbilligter Mahlzeiten wird gedacht.

Lebensraum für die deutsche Jugend

Vollständig ist das durch die beiden an erster Stelle genannten Bücher zu gewinnende Bild nicht. Trotz Heranziehung von Mitarbeitern aus anderen Berufen überwiegt die aus der Not des Akademikers geborene geistige, revolutionäre Haltung. Sie ist radikal, weil nur eine radikale Umwertung der Berufsauffassung und des Berufsaufbaues eine Lösung des Überzähligen-Problems verspricht. Das gleiche gilt von allen Schichten des Volkes; der Schicht literarisch begabter Akademiker ist es nur leichter gemacht, ihre Not eindrucksvoll zu schildern. — Ihre Bücher müssen deshalb vielfach in einem stellvertretenden Sinne genommen werden. Sie sprechen vom Akademiker und sprechen doch von der Not des ganzen Volkes, weil die Not des geistigen Arbeiters Teilerscheinung der Gesamtnot ist. Mit diesem Hinweis können auch dem proletarischen Arbeitslosen Bücher vermittelt werden, die für das Verständnis des in der Arbeitslagerbewegung sich zeigenden Willens zu neuer Gestaltung notwendig sind und die trotz ihres akademischen Ursprungs für alle aufgeschlossenen Menschen der jüngeren Generation grundsätzliche Bedeutung haben. Es sind zu nennen:

(3) E. W. Eschmann, Wo findet die deutsche Jugend neuen Lebensraum? Bericht über die Rundfrage des Deutschen Studentenwerks E. V. Berlin 1932, Walter de Gruyter. 195 Seiten. Preis 3.50 RM.

(4) Reinhold Schairer, Die akademische Berufsnot. Tatsachen und Auswege. Jena 1932, Eugen Diederichs. 164 Seiten. Preis 3.80 RM. (Mit ausführlicher Bibliographie.)

Lebensraum für die Jugend ist die Frage unserer Zeit. Der im Arbeitslager zutage tretende Wille findet in der Notwendigkeit solcher Forderung seine ausreichende Erklärung. Wenn nur eine grundlegende Wandlung des Berufs- und Wirtschaftslebens Hilfe bringen kann, so können Arbeitsdienst und Arbeitslager nicht als vorübergehende Notmaßnahmen angesehen werden. Das wird im Arbeitslager-Buch des Studentenwerks (2) ausdrücklich betont. Es geht um die beispielhaften Versuche, neue Lebensformen zu finden. Die enge Verbindung der „Lebensraumbücher“ mit den Arbeitslagerwerken wird dadurch verständlich. Die Generationen scheiden sich deutlich und hart. Die auf die Umfrage des Studentenwerks eingegangenen und in Eschmanns Buch (3) abgedruckten Antworten der Jugend von heute scheuen sich nicht, einen Kampf der Generationen in Aussicht zu stellen, gegen den die Revolution der Jugendbewegung ein Theater-Coup war. Die vorgeschlagene Lösung des Lebensraumproblems stellt das positive Programm dieser revolutionären Ankündigungen dar. Die Rückkehr aufs Land steht im Vordergrund. Der mit der Siedlung verbundene Rückfall ins Primitive wird bejaht. Die ge-

steigerte Wertschätzung der Handarbeit zeigt die Krise der Intellektuellenschicht im grellsten Licht. Der Forderung nach einem Arbeitsdienstjahr wird damit der Boden bereitet. Einzelne Vorschläge wie Verlängerung der Schulzeit, frühzeitige Pensionierung, Verkürzung der Arbeitszeit treten hinzu. Das Buch von Schairer (4) nimmt diese Vorschläge mit besonderer Berücksichtigung der akademischen Berufsnot auf. Er verlangt für alle Jung-Akademiker ein Werkjahr, welches zum Teil in Arbeitslagern, zum Teil in handwerklicher Lehre verbracht werden soll. Neben die Verbesserung der späteren Verwendungsmöglichkeit tritt der pädagogische Wert des Zusammentreffens mit Angehörigen anderer Berufe und die Entlastung des Arbeitsmarktes durch den um ein Jahr hinausgeschobenen Eintritt in das Berufsleben. Für die Alt-Akademiker wird ein Freijahr zur Weiterbildung gefordert, ein Freijahr, in dem die Alt-Akademiker den Jungen Gelegenheit zu Vertretungen geben sollen, und das durch eine besondere Abgabe vom Gehalt zu finanzieren ist.

Überblickt man die Vorschläge, so zeigen sich neben einzelnen Meinungen deutlich zwei „Bewegungen", die mit den Begriffen „Siedlung" und „Arbeitsdienstjahr" gekennzeichnet sind. Die Siedlungsliteratur[1], der die Bücherei ebenfalls ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden hat, kann hier nicht besprochen werden. Es sei nur auf eine einzige kleinere Schrift hingewiesen, weil sie die Möglichkeit einer Verbindung der pädagogischen Auswertung der Arbeitslagerbewegung mit Siedlungsproblemen zeigt. Es ist die Schrift von

(5) Günther Krolzig, Die wirtschaftliche und geistige Struktur eines Siedlungsdorfes. Eine Untersuchung des Volkshochschulheimes Tempelhof. Berlin 1932, Paul Parey. 70 Seiten mit Abb. Preis 4.80 RM.

Krolzig ging mit den Schülern seines Heimes in die Siedlung Poltnitz, arbeitete und lebte mit den Siedlern und ließ die nach einem besonderen Plane angestellten Erhebungen in täglichen Arbeitsgemeinschaften klären. Das Ergebnis ist eine sehr instruktive Darstellung der wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der Siedler, eine Darstellung, deren Lektüre jedem an dem Problem Interessierten angeraten werden kann. Die ungeheueren Schwierigkeiten, mit denen der Siedler zu kämpfen hat, werden nüchtern geschildert. Der Zwang zum kollektiven Zusammenschluß für Bewirtschaftung und Absatz ergibt sich als dringende Forderung. In den Diskussionen der Jugend über den Siedlungs-Gedanken kann die Schrift von Krolzig sicher aufklärend wirken, da sie ganz aus dem Geiste jugendlicher Arbeitsgemeinschaften heraus entstand. Sie ist im besten Sinne pädagogisch; pädagogisch auch durch das Beispiel kollektiver geistiger Arbeit, durch das Beispiel einer wirklich produktiven Arbeitsgemeinschaft, zu der sich ein gemeinsamer Arbeitsdienst ausbauen läßt.

Freiwilliger Arbeitsdienst und Arbeitsdienstpflicht

Neben Büchern über das Siedlungsproblem wird im Anschluß an die von uns behandelte Frage von den Büchereien vor allem Literatur über die Arbeitsdienstpflicht verlangt werden, da es sich bei der Forderung nach der Arbeitsdienstpflicht ebenso um eine heiß umstrittene Bewegung handelt, wie beim Willen zur Siedlung. Gemäß dem eingangs aufgestellten Grundsatz sind vor allem Bücher, deren Erörterungen auf praktischen Erfahrungen fußen, zu empfehlen. Da es in Deutschland keine Arbeitsdienstpflicht gibt, kann eigentlich nur ein Buch dieser Art genannt werden:

[1] Siehe hierzu die Übersicht in Nr. 7/8 des XV. Bandes, 1931, S. 455 der „Hefte". Die Liste wird demnächst ergänzt.

(6) Hans Raupach, Der Arbeitsdienst in Bulgarien. Studienergebnisse der Schlesischen Jungmannschaft. Berlin 1932, Walter de Gruyter. 109 Seiten. Preis 3.35 RM.

Die Arbeit kam in ähnlicher Weise zustande wie die obengenannte Schrift von Krolzig und zeigt, daß die Pioniere der Arbeitslagerbewegung ihre Arbeitsgemeinschaften produktiv zu gestalten verstanden. In klarer Weise wird der Zusammenhang der bulgarischen Arbeitsdienstpflicht-Gesetze mit den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen Bulgariens erläutert, wobei sich tiefgreifende Unterschiede zu den Bedürfnissen in Deutschland ergeben. Vor allem kann man in Bulgarien weder von einer Volksbewegung noch von einer allgemeinen Dienstpflicht sprechen, da, zum Teil durch den Einspruch der Entente, weitgehende Loskaufmöglichkeiten eingebaut wurden. Die Arbeitsdienstpflicht verwandelte sich damit für die Intellektuellen in eine Steuer und wurde zu einem Machtmittel der Herrschenden. Die Befreiung der Gebildeten verhindert einen pädagogischen Ausbau in dem von der deutschen Arbeitslagerbewegung erstrebten Sinne. Abschließend sagen die Verfasser: „Das bulgarische Experiment lehrt, daß eine allgemeine Arbeitsdienstpflicht nur denkbar ist auf der Grundlage einer weitgehenden sozialen Gleichheit des Volkes, als Mittel zur Bewältigung von Aufgaben, die rein ökonomisch unentbehrlich sind, die mit Mitteln der freien Wirtschaft nicht bewältigt werden können und deren Erfüllung von der Allgemeinheit als gemeinnützig anerkannt werden kann, auf der Grundlage einer Idee, die sich aus der ökonomischen und geistigen Lage des Volkes folgerichtig ergibt.“

Die Frage der Arbeitsdienstpflicht ist eine politische, eine wirtschaftspolitische und eine pädagogische. Die Wünsche nach einer militärischen Disziplinierung der Jugend spielen ebenso hinein wie der unverhüllte Wille zur Ausnutzung der Arbeitskraft. Man wird, da sich auf diesem Gebiet alles im Stadium der Wünsche oder der Ablehnung befindet, entgegen dem oben aufgestellten Grundsatz auch Propagandaschriften und Kritiken bereithalten müssen. Es sei eine jeder Art genannt:

(7) W. Wilhelm, Volk im Dienst. Wesen und Wirkung der allgemeinen Arbeitspflicht. Leipzig 1931, P. List. 227 Seiten. Preis 4.95 RM. (Mit sehr ausführlicher Bibliographie auch der Tagespresse.)

(8) Eugen Rosenstock, Arbeitsdienst — Heeresdienst? Jena 1932, Eugen Diederichs. 80 Seiten. Preis 1.80 RM. (Mit Bibliographie.)

Das Buch von Wilhelm (7) zeigt, wenn es nach den Arbeitslager- und Lebensraumbüchern gelesen wird, die Kluft, die sich zwischen der älteren Generation und dem Willen der Jugend auftut. Schon das Titelbild — ein militärisch uniformierter Arbeitsdienstsoldat — beweist, daß sich viele Angehörige der älteren Generation den Arbeitsdienst nur nach dem Schema des früheren Heeres vorstellen können. Dafür spricht auch die Gründlichkeit, mit der Einzelheiten der Uniform, der Disziplin, der Strafordnung, der Organisation und des Einbaues beamteter Führer besprochen werden. Das Interesse an der Eingliederung des Arbeitsdienstes in die ökonomischen Bedürfnisse des Mittelstandes und der Privatwirtschaft wird nicht verleugnet. Als Gegenstück zu den aus dem eigenen Willen der Jugend geborenen Schriften kann das Buch von Wilhelm empfohlen werden, es setzt aber, stärker als die bisher genannten Werke, kritische Leser voraus, weil es nicht mit den Problemen ringt und dadurch den Leser zur Mitarbeit zwingt, sondern für eine bestimmte feststehende Idee Propaganda macht.

Das Büchlein Rosenstocks (8) sei als kritische Äußerung dagegengestellt. Rosenstock sieht in der Arbeitsdienstpflicht eine Gefahr, wenn sie nach dem Plan von Wilhelm unter einen fertigen Apparat von Offizieren und Unteroffizieren gestellt wird. Arbeit darf nicht uniformieren, sondern muß die eigenen persönlichen Fähigkeiten entwickeln und damit den Menschen gestalten. Arbeitsdienst unterscheidet sich nach Rosenstock grundsätzlich vom Heeresdienst, wenn er sagt: „Das Militär nahm den ungehobelten Sohn des Volkes und schliff ihn zurecht. Der Arbeitsdienst empfängt den abgeschliffenen Arbeitslosen aus der Gesellschaft und macht ihn wieder zum Volksgenossen. Der Heeresdienst rechnete noch in die Vorbildung der Arbeitskräfte hinein; der Arbeitsdienst rechnet in ihre Umbildung! Das Heer entwickelte aus dem ruhenden Volksleben zur modernen Arbeitsdisziplin; der Arbeitsdienst erzieht die moderne Arbeitskraft zum ruhigen Gemeinschaftsleben."

Aus den Diskussionen über die Arbeitsdienstpflicht und nach der Ablehnung der Arbeitsdienstpflicht durch den Gutachterausschuß der Reichsregierung entstand ohne nähere Fühlungnahme mit der bisherigen Arbeitslagerbewegung im Juli 1931 der freiwillige Arbeitsdienst. Er befindet sich dieser Geschichte entsprechend zur Zeit in der Auseinandersetzung mit den verschiedensten Kräften. Von seiten der Arbeitsämter werden arbeitsmarktpolitische Erwägungen in den Vordergrund gestellt, von seiten der Volksbildner pädagogische, von seiten der Wohlfahrt fürsorgerische, von den Verbänden konfessionelle oder verbandsmäßige, von seiten der Arbeitsträger wirtschaftliche, von seiten der Wehrverbände sportliche usw. Das Bild der Praxis muß deshalb ein sehr uneinheitliches sein. Eine erste Orientierung über bisherige Erfahrungen geben:

(9) Aus der Praxis der Erwerbslosenhilfe an Jugendlichen. Bearbeitet vom Deutschen Archiv für Jugendwohlfahrt und vom Archiv für Volksbildung im Reichsministerium des Innern. Eberswalde 1931, Müller. 56 Seiten. Preis 1.20 RM. (Mit Bibliographie.)

(9a) Ernst Schellenberg, Der freiwillige Arbeitsdienst auf Grund der bisherigen Erfahrungen. Untersucht auf Grund einer Erhebung des Kommunalwissenschaftlichen Instituts. Berlin 1932, Franz Vahlen. 150 Seiten. Preis 3.85 RM. (Mit ausführlicher Bibliographie.)

Die am freiwilligen Arbeitsdienst interessierten Leser werden meist nach Büchern fragen, welche ihnen Aufklärung über die für sie bestehenden Möglichkeiten der Teilnahme an Unternehmungen des freiwilligen Arbeitsdienstes vermitteln. Es seien darum am Schluß noch einige Kommentare zu den Gesetzen und Verordnungen genannt:

(10) L. von Funcke, Handbuch für den freiwilligen Arbeitsdienst mit Erläuterungen. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin 1932, Carl Heymann. 102 Seiten. Preis 3.60 RM. (Nach dem Stand der Gesetze bis Ende Mai 1932.)

(11) Gerhard Jaerisch, Der freiwillige Arbeitsdienst im Deutschen Reiche. Nebst einem Anhang über das Siedlungswesen. Breslau 1932, Priebatsch. 188 Seiten. Preis 3.— RM.

(12) Viktor Engelhardt, Gesetze, Verordnungen und Verfügungen über die pädagogische Betreuung Erwerbsloser. Breslau 1932, Neuer Breslauer Verlag. 35 Seiten. Preis —.75 RM. (Ein Deckblatt, welches die neuesten Gesetze und Verordnungen berücksichtigt, ist in Vorbereitung.)

v. Funcke (10) ist Sachbearbeiter in der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung. Im Zweifelsfalle wird daher auf seinen Kommentar, von dem ja eine Neubearbeitung zu erwarten ist, zurückgegriffen werden müssen. Der Kommentar von Jaerisch (11), eines Beamten des Landesarbeitsamts Schlesien, richtet sich mehr an den Laien, sieht die Frage des freiwilligen Arbeitsdienstes aber fast nur vom wirtschaftlichen Standpunkt. Er wird daher vor allem den Träger der Arbeit interessieren, um so mehr, als auf die Kostenanschläge genau eingegangen wird. Die neueren Gesetze sind noch nicht berücksichtigt.

Der Kommentar des Referenten (12) sucht vor allem die für den Sozialpädagogen wichtigen Bestimmungen zusammenzustellen und berücksichtigt hierbei nicht nur Reichsgesetze und -verordnungen, sondern auch die Verfügungen der Länder[1].

Dr. Viktor Engelhardt

Erzählende Literatur

Warwick Deeping, Hauptmann Sorrell und sein Sohn. Bremen 1932, Carl Schünemann. 485 Seiten. Preis 2.85 RM.

Der Übersetzer und der Autor widmen das Buch ihrem eigenen Vater. Das ist für beide Väter wie ein großer Nachruf, denn die Geschichte vom „Hauptmann Sorrell, Ritter p. p." ist in der breiten Ausführlichkeit ihrer 500 Seiten eine einzige frohe und dankbare Gestaltung des Kameradschaftsverhältnisses von Vater und Sohn. Sorrell, vom Krieg zerrüttet, durch eine Frau arm und unglücklich gemacht, rafft sich zusammen, wirft sein Standesbewußtsein über den Haufen, wird unter schwierigsten Verhältnissen Hausdiener in einem mäßigen Gasthaus und arbeitet sich nun in mühsamer Kleinarbeit herauf, um „Kit", seinem Sohn Christoph, eine Existenz zu schaffen. Wie das gelingt über Schule und Universität hinweg bis zur Bestallung als medizinischer Professor, bis zur Heirat, ist mit sichtlicher Freude an allen Einzelheiten erzählt, so daß auch sicher die Leser, die die Handlung durch den Film kennen, noch genügend Neues finden. Merkwürdig, wie sehr man von der ersten bis zur letzten Zeile spürt, daß es ein ausländisches Buch ist, eins von diesen englischen, zweitrangigen Büchern, bei denen die Engländer auf einer starken literarischen Tradition fußen (Dickens, Scott usw.). Bücher, wie wir sie in dieser Höhenlage verhältnismäßig selten haben, getragen von der so viel einheitlicheren gesellschaftlichen Kultur und von einer Art „gesundem Menschenverstand", die den Engländern Lebens- und Weltanschauungen so sehr erleichtert, und der wir zu problematisch und zerrissen gegenüberstehen. Nicht alle Leser, die Galsworthy geliebt haben, werden Geduld zu diesem Buch Hauptmann Sorrell aufbringen, aber es wird immer einige geben, die Freude

[1] Eine ausführliche Bibliographie auch der wichtigsten Zeitschriftenaufsätze (nach dem Stand vom 30. Juni 1932) über Arbeitslager und Arbeitsdienst ist in der „Freien Volksbildung" VII. Jg. 1932, Heft 7/8 und 9 erschienen. Dort finden sich auch zwei Aufsätze des Referenten, die über die neuen Verordnungen vom Juli und August 1932 und ihre sozialpädagogische Auswertung berichten.

an einem Werk haben, das ein einfaches Mitleben mit Menschen, ein Mitschwimmen in dem langsamen Fluß von Schicksalen ermöglicht. Auch die Freunde von David Copperfield sind noch nicht ausgestorben. Dahin gehört das Buch.

von Kirchbach

Carl Haensel, Zwiemann. Roman. Jena 1930, Eugen Diederichs. 271 Seiten. Preis 4.— RM.

Seien wir rückhaltlos offen: der Roman ist schlecht, im ganzen langweilig, ja unerträglich zu lesen als Roman. Das Titelmotiv — zwei körperlich gleiche Menschen, innerlich verschieden begabt, der eine Erfinder, der andere Dichter, einen sich unter dem Namen Zwiemann zu einem einheitlich und gleichgerichtet wirkenden Wesen und nehmen den Kampf mit der großkapitalistischen Welt auf — ist nicht bloß widernatürlich, sondern als maschinell-konstruierte Idee auch unkünstlerisch. Infolgedessen kommen keine Menschen darin vor, nur mathematische Gedankengebilde, wie denn auch die einzelnen Szenen nach dem erklügelten System der geometrischen Legespiele zusammengefügt und die Dialoge, Winkel in Winkel, nach den Regeln einer niederen Analysis ineinandergeschoben sind, da doch das Dichterische erst jenseits von Integral und Differential beginnt. Der Verfasser beherrscht die Welt der Technik, Chemie, Medizin und Ästhetik, ja auch diese; aber der Ästhetiker hat den Poeten zerfressen, seine oft frappanten Bilder, Symbole und Parallelismen sind nichts als ästhetische Fiktionen. Die Atmosphäre im Triangel zwischen Chemikalien, Dichtung und kapitalistischer Internationale ist poetisch steril. Das Buch ist (wie so mancher andre Zeitroman) nichts als ein Essay, als solcher freilich glänzend, eine stimmungserfüllte Schilderung des amerikanisierten Zeitgeistes in Deutschland. Wer da glaubt, das Buch einstellen zu sollen, gebe es als naturwissenschaftlich-volkswirtschaftliche Utopie an intellektualisierte Leser.

Tränckner

Manfred Hausmann, Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken. Bremen 1932, Carl Schünemann. 258 Seiten. Preis 2.85 RM.

Diese Vagabundengeschichte von Hausmann, die sich weithin durchgesetzt hat, ist nun in einer 2.85 RM.-Ausgabe erschienen. Die Enkel vom „Taugenichts“ haben es alle nicht leicht, sie können noch so begeistert über die Erde wandern, noch so stark verbunden und verliebt sein in Sterne, Bäume, Bäche und Flüsse, in alle Gerüche und Geräusche des Waldes, Eichendorffs „Taugenichts“ ist einmalig, und bei jedem Wanderbuch, und gerade bei solchen wie Hausmann, die ihm an manchen Stellen naherücken können, fällt einem mit Sehnsucht dieser wirklich unbeschwerte, dieser klassische Vagabund ein. Lampioon wandert nicht nur von Dorf zu Dorf, von den kleinen Städten zu den großen, sondern auch von Mädchen zu Mädchen, die er entdeckt und liebt, wie ein Stück Landschaft, das er neu betritt, mit einer Selbstverständlichkeit des Besitzergreifens, aber auch mit dem Wissen, daß man leise sein muß und warten können, wenn die Landschaft sich erschließen will. Ab und an gelingt es ihm, eine Winternacht, eine Meerlandschaft, ein kleines einfaches Dorf, aber auch eine Eisenbahnfahrt wirklich zum Greifen nahe zu bringen. Über allem liegt eine verdeckte Müdigkeit, es wandert der Mensch von 1930, und der wandert zerrissen und voll Not. Junge Menschen werden das Buch immer sehr lieben, aber es sind doch einzelne Geschichten darin, die machen, daß man ihnen das Buch wenigstens nicht ganz unbesprochen in die Hand geben möchte.

von Kirchbach

Isolde Kurz, Der Meister von San Francesco. Tübingen 1931, R. Wunderlich. 117 Seiten. Preis 2.— RM.

Das kleine Buch, das in der Hauptsache eine Darstellung von Hildebrand und seiner Freundschaft mit Isolde Kurz und zum Schluß einen 1927 in Florenz gehaltenen Vortrag „die Deutsch-Florentiner von ehedem" enthält, gehört inhaltlich sehr nahe an die Bücher, in denen Isolde Kurz von ihrem Vater, von ihrer Mutter und ihrem Freunde Ernst von Mohl erzählt. („Hefte" XIV. Bd., 1930, S. 383.) Ich habe es zu gern, wenn eine alte, kluge Frau zu erzählen anfängt! Natürlich wird sich ihre Beurteilung Hildebrands etwas abheben von dem, was wir Heutigen über sein Werk sagen würden. Aber es handelt sich auch in diesem Buche weniger um eine kunsthistorische Beurteilung als die Darstellung dieser eigentümlichen geistig-lebendigen Atmosphäre in Florenz, die gewiß in ihrer Art eine Blüte des Idealismus gewesen sein mag. Gerade weil diese Zeit so völlig abgeschlossen ist, ist uns die wehmütig verklärende Sehnsucht, mit der sie beleuchtet wird, so begreiflich; freilich nur für den, der historischen Sinn genug hat, um dieser Zeit in ihrer Art gerecht zu werden, und der Romantiker genug ist, um sich auch an Zeiten zu freuen, die wir um unserer eigenen Zukunft willen jetzt überwinden müssen.

von Kirchbach

Otto Ernst Hesse, Isolde Kurz. Dank an eine Frau. Tübingen 1931, Rainer Wunderlich. 25 Seiten. Preis kart. 1.50 RM.

Otto Ernst Hesse gibt in einer kurzen Darstellung eine Einführung in das Werk von Isolde Kurz und deutet es von ihrem Leben her. Es wird von Menschen, die in ihre Romane eindringen, gern gelesen werden, besonders weil gerade Isolde Kurz so bewußt und froh mit ihrer Umwelt verbunden ist und ihre väterliche und ihre mütterliche Verwandtschaft so stark in sich selbst fühlt. Im ganzen bringt ja ein solches Buch immer die Gefahr, zu gehäuft zu loben, zu starke Ausdrücke zu nehmen und damit dem Besprochenen selbst einen schlechten Dienst zu erweisen. Sehr gut sind die Bemerkungen über die Novelle, die ja auch Isolde Kurz' besondere Kunst ist.

von Kirchbach

Richard von Kühlmann, Der Kettenträger. Deutsches Leben um 1930. Roman. Berlin 1932, S. Fischer Verlag. 303 Seiten. Preis 4.50 RM.

Wie einst der Staatsminister am Weimarer Hofe, Herr von Goethe, Romane aus den Kreisen des Adels, über die geistigen Interessen des damaligen Adels und in der Sprache des Adels schrieb, so hier (wohl in selbstsicherer Anlehnung an den Meister) ein Adeliger und Diplomat der Kriegszeit, Herr von Kühlmann, bekannt durch die östlichen Friedensverträge. Gewiß mutet seine Darstellung mit den geistreichen Dialogen über Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft, mit Tagebuchaufzeichnungen, Vorträgen, Erzählung von Geschehenem, mutet auch die Sprache klassizistisch und in Wortwahl wie Fügung standesgemäß an. Aber das Problem, um das es dem Verfasser geht, ist aktuell und bedeutsam genug und sollte nicht aus politischen oder sozialen Gründen unterschätzt werden: die Zukunft des deutschen Adels. Kühlmann ist ein moderner Mensch und betrachtet das Problem mit den Augen des erfahrenen, gereiften Weltmannes. Er schildert, wie ein alter fürstlicher Besitz zusammenbricht, aber der adlige „Kettenträger", ein Mensch von Charakter, Geist und Gesinnung, die Brücke zur neuen Zeit sicher überschreitet. Er stellt sich mitten in die moderne Wirtschaft und Politik hinein mit dem Willen, am deutschen

Aufbau jenseits von 1930 mitzuschaffen. Freunde, darunter ein großer angelsächsischer Finanzmagnat („Margon"), fördern ihn. Unreife Fanatiker unter seinen Standesgenossen (den „Bombenwerfer" Vetter Dieter) weist er ernst ab. — Ein Buch der Gegenwart, das Büchereien in Distrikten mit interessierter großagrarischer Bevölkerung, aber auch solche in geistig bewegten Städten beachten sollten.

Tränckner

David Herbert Lawrence, Die gefiederte Schlange. Roman. Übertragen von G. Goyert. Leipzig 1932, Insel-Verlag. 480 S. Preis 6.— RM.

Stofflich behandeln alle Bücher dieses für die Fortentwicklung der künstlerischen Romantechnik hochbedeutsamen Dichters das gleiche Thema, die mannweibliche Liebe. Die Verschiedenheit wie der hohe Reiz dieser Werke stammen u. a. daher, daß jedes von ihnen einen neuartigen Vorstoß in Seelenschichten darstellt, die dank unseres modernen, mit höchstgesteigerter Bewußtheit gelebten Daseins verschüttet, also an nennenswerter Auswirkung behindert sind. Im allgemeinen kommt ein starker Einschlag von Gesellschaftskritik hinzu.

Diese für den Verfasser bezeichnenden Elemente weist auch das vorliegende Buch auf. Seinen besonderen Stempel erhält es dadurch, daß die — irische — Heldin durch ihren Aufenthalt in Mexiko entscheidende Wandlungen in sich erfährt.

An Mexiko interessiert den Dichter ausschließlich die alte indianisch-heidnische Kultur, insbesondere ihre Mystik des Blutes. Zwei modern geschulte Söhne des Landes wollen die alten Götter wieder lebendig machen, geben sich als deren neue Verkörperungen aus, suchen durch fortgesetzte Übungen wieder jene Verfassung des Geistes und der Seele in sich aufzurichten, wie sie den Ureinwohnern vor der spanischen Eroberung eignete. Von diesen Männern wird die Heldin immer stärker in den Bann gezogen, fortschreitend löst sie sich von ihrem europäisch-modernen Bewußtsein; zuletzt wird sie die Gattin des einen von ihnen.

Es handelt sich um ein rein seelisches Geschehen, um Vorgänge von unerhörter Kompliziertheit. Angaben über die Natur des Landes, die Formen des Staatslebens werden nur in schmalen Andeutungen gebracht. Dabei ist an zahlreichen Stellen geradezu Letztes über das innerste Wesen Mexikos ausgesagt. Das Buch ist jedoch so schwer zugänglich, die Lösung der Konflikte, vorgelebt von der Heldin, so wenig allgemeingültig, daß die volkstümliche Bücherei im allgemeinen auf seine Einstellung verzichten wird. Für uns ist einstweilen Guzmáns „Adler und Schlange" die geeignete Schrift. („Hefte", XVI. Bd., 1932, S. 103.)

Roellenbleck

Thomas Olesen-Lökken, Das große Moor. Ein Roman. Berlin 1930, Safari-Verlag. 399 Seiten. Preis 5.— RM.

Die Natur verstreut ihre Keime über die Erde ohne erkennbare Ordnung, schwächliche in fetten, kraftstrotzende auf Sandboden, auch die Menschenkeime. Hier taucht eine napoleonische Kraftnatur in der Moor- und Sandheide des nördlichen Jütland auf, Reitsmann, Gutsherr eines riesigen Moores, das bisher ungestört schlummerte. Nun reißt er es auf zum Leben in menschlicher Region, ringt mit ihm, es zinsbar und fruchtbar zu machen, und muß erfahren, daß der Dämon der dunklen Landschaft stärker ist als der eines Individuums. Wenn jener sich mit den todstarren Finanzmächten, mit Schuld

durch Leidenschaften, mit den widerstrebenden Kräften des Himmels verbindet, was ist dagegen menschliche Kraft? Reitsmann verläßt als Besiegter seinen stolzen Gutshof und geht in die tatenlose Verbannung in der nahen Kleinstadt. — Das ist so gut erzählt, wie ein gebildeter Erzähler des literarischen Dänemark von heute, der sich an Hamsun und andern großen Nordländern geschult hat, es tun muß. Aber weder in der Idee noch im Stil ragt der Roman besonders hervor, in der Sprache mag die landläufig brave Übersetzung von Erwin Magnus mit schuld daran sein, daß einige feine Naturschilderungen und einige großangelegte Szenen (so die letzte große Geburtstagsfeier auf Lundborg) nur matt wirken. Warum muß denn dergleichen Mittelmaß übersetzt werden, dem wir im Deutschen Stärkeres und Gehaltvolleres gegenüberzustellen haben?

Tränckner

Ferdinand Mainzer, Clodia. Politik und Liebe auf dem Palatin. Berlin 1931, Klinkhardt & Biermann. 232 Seiten. Preis 5.— RM.

Diesmal schildert der Autor, der bereits durch eine „schmissig" geschriebene Sammlung lebensvoller Geschichten aus dem alten Sizilien bekannt geworden ist (siehe „Hefte" XV. Bd., 1931, S. 86), die letzten Jahre der römischen Republik, also die verworrene Übergangszeit Ciceros, Caesars, Pompejus', Catilinas. Die verwickelten Streitigkeiten der führenden Machthaber und Parteien, die Einflüsse locker lebender großer und halbweltlicher Damen auf die Entschließungen der politischen Halbgötter, das Geschäftsgebaren einer korrupt gewordenen Staatsverwaltung und der Bohemebetrieb der zeitgenössischen jungen Literaten, all dies und vieles mehr verwebt sich in Mainzers Darstellung zu einem Bild von erstaunlicher Unmittelbarkeit, von verblüffender Gegenwartsnähe. Leben, Leiden und Sterben des großen Liebesdichters Catull gibt den Einschlag des Privaten in diese Wirren von weltgeschichtlichem Ausmaß.

Das Geheimnis der Wirkung ist auch bei diesem Autor im Stil zu suchen. Mainzer macht aus den Heroen Menschen mit ihrem Allzumenschlichen. Indem er sie von ihren erhaben-langweiligen Denkmalssockeln herabholt auf die gewöhnliche Erde, auf der wir alle wandeln, schärft er unser Augenmaß für perspektivisches Vergleichen und damit gerade für das Überragende seiner Helden. Außerdem bedient sich der Verfasser bei der Darstellung jener zweitausend Jahre alten Ereignisse der heutigen politischen Ausdrucksweise, und zwar der in Parteiversammlungen wirklich gesprochenen, in der Parteipresse aller Schattierungen täglich gedruckten Sprache. Man versteht, daß durch diesen sprachtechnischen „Kniff" mit einem Schlag aller zeitliche Abstand überbrückt ist, zugleich auch, daß diese Verwendung unserer eigenen allerunmittelbarsten Umgangssprache in dem Sinne als Ausleseprinzip wirkt, daß dadurch das Ähnliche und Vergleichbare gegenüber dem Andersgearteten von vornherein stärker hervortritt.

Bestimmt wird man nicht wünschen, daß künftig die gesamte Geschichte des Altertums in dieser Manier erzählt wird. Solche Versuche müssen auf einzelne Zeitabschnitte, deren Grundzug eben das Nachlassen überkommener Formungen ist, beschränkt bleiben. Wird diese Rücksicht gewahrt, und gesellt sich zur Beherrschung des Materials schriftstellerisches Können, wie es bei Mainzer der Fall ist, so wirken Bücher dieser Art in eminentem Sinn auflockernd.

Gelegentlich ist ein lateinisches Wort unverdeutscht geblieben, das man gern übersetzt sähe.

Roellenbleck

H. S. Milde, Liebe der Armen. Wien 1931, Tal. 263 S. Preis 4.50 RM.

Die Luft der Hinterhöfe: sexuelle Verderbtheit der Kinder, Verführung Minderjähriger, Bordelleben, Heiratsschwindel, die Talmiwelt eines Hochstaplers — es fehlt fast nichts. Es ist alles illustriert, was eine auf diesem Gebiet gebildete Phantasie sich ausdenken kann. Die Liebe der Armen kommt schlecht dabei weg; ihr wird in diesem Buche sehr unrecht getan. Es scheint, als sei diese Liebe ein einziger Kehrichteimer sexueller Verdorbenheiten. Ein Beispiel dafür, wie ein sozialer Vorwurf nicht gestaltet werden darf. Im übrigen schreibt der österreichische Autor ein schlechtes Deutsch. Satzbildungen wie: „Es wäre an diesem Seitensprung gar nichts dabei gewesen", sind nicht selten.

Pieritz

Wilhelm von Scholz, Unrecht der Liebe. Leipzig 1931, Horen-Verlag. 249 Seiten. Preis geb. 6.80 RM.

Es ist kein Zufall, daß die Landschaft des Buches und seine Gestalten französische Namen haben, denn fremd und fern mutet die Erzählung an, fast wie ein Märchen.

Ein alternder Lebemann heiratet ein sehr junges Ding, das an ihn vom Vormund verkuppelt wird. Sie wird ihm untreu mit einem jungen Edelmann, dem sie sich schon vor der Trauung geschenkt hatte, und entflieht. Trotzdem sie in Männerkleidung im Schloß verborgen ist, spürt er sie auf, und in der Verwicklung der Verfolgung, in einem Gemisch von Sehnsucht, Ärger, Eifersucht und Beschämung erstickt er sie. Es gelingt ihm, diese Tat als einen Selbstmord glaubhaft darzustellen. Das Leben geht über das Erlebnis hin; der betrogene Ehemann selbst nimmt eine Geliebte, aber die alte Geschichte läßt ihn nicht in Ruh, und während er gegen seinen Vorgesetzten und Nebenbuhler die Heirat mit der Kleinen betreibt, findet sie ihn eines Morgens am Schreibtisch, den Federhalter wie einen Dolch noch einmal erhoben — danach bricht er röchelnd zusammen. Um diesen Gang der Erzählung sind viele Geschichten und Beschreibungen von Arten und Irrungen der Liebe gelegt, Beschreibungen von menschlicher Schönheit und menschlicher Hinterlist, von Verführungen und Täuschungen.

Die Begabung von Scholz, Dämmerung, Spannung und Angst eindringlich darzustellen, wird an manchen Stellen des Buches deutlich. Sie sind aber doch wohl nicht häufig und stark genug, um das Lesen dieses Buches besonders empfehlenswert zu machen. Man wird es im ganzen mit einem Gefühl der Leere aus der Hand legen.

von Kirchbach

Antoon Thiry, Das schöne Jahr des Carolus. Roman. Aus dem Flämischen übersetzt von Elisabeth und Felix Augustin. Berlin 1932, Transmare-Verlag. 282 Seiten. Preis geb 5.50 RM.

Thiry ist ein Landsmann und Jugendfreund Timmermans', mit ihm zusammen in Lier aufgewachsen. Sein Entzücken gilt derselben Landschaft, die wir von Timmermans kennen, den Feldern und Wiesen zwischen Nethe und Schelde, mit ihren Kreuze schlagenden Mühlen, den weißen Beginenhöfen, den winkeligen Städtchen mit Kirchtürmen und Glockenspiel. Auch die gleichen tanz-, bet- und trinklustigen Menschen trifft man wieder, und alles steht in herrlichen Farben: rahmgelb, lenzblau, apfelsinen- und tomatenrot. Man könnte meinen, einem neuen Timmermans zu begegnen. Aber es ist nicht so.

Der junge Carolus hat dem Priesterseminar den Rücken gekehrt und lebt herrlich unbekümmert und in Freuden auf seinem schönen Landgut an den flachen Ufern der Nethe. Es macht ihm Spaß, die ehrbaren Bürger des kleinen Städtchens durch sein bloßes, unbändiges Dasein zu entsetzen. Er wird Beschützer der aus der bürgerlichen Gemeinschaft Verstoßenen. Mit feierlicher Begeisterung bietet er allen Aufnahme und Hilfe: „gefallenen" Mädchen, einem unschuldig verfolgten Verbrecher, einer geliebten jungen Zigeunerin. Als die Pest ausbricht, wird Carolus, berauscht von dem Bußgedanken, der herrlich singende Führer einer Bußprozession, „... er, dessen Seele Genuß fand beim Anblick des Todes ..." (!). Als ihm die Liebe seines Herzens fehlschlägt, verläßt er das Land, das sein schönes Jahr sah, und geht nach Italien.

Was dieses Buch — bei starker äußerer Verwandtschaft — von den Dichtungen Timmermans' unterscheidet, ist ganz Wesentliches: Wo Timmermans' Menschen (die Parallele zu Pallieter liegt sehr nahe) aus einer starken Lebenskraft heraus leben und handeln, ist der Carolus des Thiry begeistert, gesteigert, in sehr jugendlichem Enthusiasmus befangen und ins Sentimentale verkehrt. So entstehen geschmackliche Unmöglichkeiten wie: „... Blumendüfte sind die Seele der Erde im Gewande der Grazie"; „Es jauchzte in ihm wie Sonnenaufgang"; oder „Es ging ein frohes Klingen durch seine Seele". Auch an Einheitlichkeit der Gestaltung fehlt es dem Buche sehr. Trotz dieser starken Mängel, die den Gehalt wesentlich bestimmen, gibt es schöne Absätze, die Timmermans geschrieben haben könnte. Die Farben sind frisch und kräftig, und manche kleinen Dinge werden vertraut wie auf Bildern der alten holländischen Meister.

Pieritz

Carl Tinhofer, Lukas Hain. Ein Arbeiterroman. Innsbruck 1930, Verlagsanstalt Tyrolia. 558 Seiten. Preis 7.— RM.

Der Verlag braucht es gar nicht mitzuteilen, daß der Verfasser noch sehr jung und selber Arbeiter (gewesen?) ist, man spürt es auf jeder Seite: an der jugendlichen Leidenschaftlichkeit, an manchem Stil- und Konstruktionsfehler, an der inneren Wahrheit der Gesamtstimmung wie der Einzelschilderung. Es ist kein Studienprodukt, kein Schreibtisch-, kein Gedanken-, kein Mitgefühls-Erzeugnis, sondern aus eigenstem Erleben, Schauen und Miterleben entsprossen, kein literarisches, sondern ein poetisches Werk, ein Arbeiterroman voll von proletarischer Poesie, Gott sei Dank aber ohne Tendenz. Er führt den kraftvollen Lukas von der Knabenzeit am Krankenbett der Mutter bis zu seiner Erblindung. Szene auf Szene, darunter manche von innerer Wucht, legen seinen Entwicklungsgang dar: Ablehnung des Gangs durch die höhere Schule, Ablehnung aller Hilfe von außen und von oben, Sprung in früheste Selbstsorge, in die proletarische Klassenbewegung, in die Liebe, treueste Liebe zu Eltern und Geschwistern bei trotzigstem Fernhalten von ihnen, Ehrgeiz nach Führerstellung, Führung im Kampf mit einem diabolisch verbohrten Werkdirektorium (hier die Schwäche des Autors zutage tretend, der den „Kapitalisten" nicht kennt und mit dem Stift des Unterdrückten zeichnet), endlich Unterliegen durch Feigheit und Dummheit der Genossen, denen er gerade um seines Idealismus willen innerlich fremd geblieben ist. Hält „der Bauer zum Bauern ohne Hehl, gibt sich der Werkmann dem Werkmann zu kennen, der Arbeiter steht dem Arbeiter fremd gegenüber": — Tragik der proletarischen Bewegung, selbst erlebt in Schmerzen, das ist die eine Idee des Romans. Über sie hinaus führt eine zweite Idee. Die moralische Verfehlung des einzelnen, auch im opfernden Streben für die Gesamtheit, ist mehr als nur dies, sie ist „Sünde", Erschütterung des Seins im

Ganzen und darum Schuld am ewigen Gesetz und Gesetzgeber. Lukas leidet und geht letzten Endes an seiner „Sünde“ unter, sein Zusammenbruch wird Heimkehr zu Gott, in die Schar derer, die ihm in der Umkehr und im Aufschwung vorangegangen sind, Vater und Pate, Mutter und priesterlicher Freund. Darin sieht der Verfasser die letzte Entscheidung über den sozialen Kampf: „Kampf, weil's keinen Herrgott gibt — oder Kampf, weil's einen Herrgott gibt!“ Nicht, daß es ein „Arbeiterroman“, sogar ein guter ist, gibt diesem Buche seinen Wert, sondern daß es die soziale in die religiöse Frage einbettet, das gibt ihm seine eigene Note, und wenn auch das Milieu katholisch ist, die Haltung wie die Idee bleiben durchaus im Christlichen an sich, so daß auch der evangelische Leser in allem religiös Wesentlichen bejahen muß.

Tränckner

Otto Bernhard Wendler, Laubenkolonie Erdenglück. Berlin 1931, Der Bücherkreis. 228 Seiten. Preis geb. 4.80 RM.

Der Verfasser berichtet ohne psychologische Deutungsversuche über die Menschen, die in der Laubenkolonie Erdenglück leben: der Vater Dingelmann, der auf Ordnung in der Familie und im Garten hält; sein Schwiegersohn Paul Lukassowitz, der wegen der Arbeitslosigkeit mit seiner Zeit nichts anzufangen weiß und deshalb — um den Ton des Buches wiederzugeben — fremd geht; der lange Eisendreher Gregor, der Spaßmacher der Kolonie; der Rollkutscher Dingelstedt; Grete Lukassowitz und ihr Liebesverhältnis zu Harry Vogelbein, dem jungen Marxisten, — alle diese Menschen mit ihren Geschichten und Geschicken sind hingestellt in einer Art, die keinen Wert auf Durchformung legt, die aber einen sicher richtigen Ausschnitt aus dem Leben der kleinen Budenvorstädte einer Großstadt geben kann. Ein packendes Schicksal, das das Klassenschicksal dieser Menschen symbolisiert, wird nicht gezeigt. Es geschehen nur die Dinge des Alltags an Menschen des Alltags.

Der Eindruck des Buches verwischt sich rasch. Das liegt daran, daß Sachlichkeit der Sprache und der Schilderung, wenn sie den Eindruck des Gewollten erwecken, nicht natürlich und eindrucksfähig genug sind, um haften zu bleiben. Ein Beispiel dafür: „Herr Theo Reckwaldt mußte nun seine Stulle über das links verankerte Gebiß hinweg in einem anderen Geschäft kauen, nicht mehr im ersten Haus am Platz.“

Was man am Buch direkt vermißt, zumal bei dem Verlage, der es herausbrachte, ist irgend eine Aussage über das Winterleben in der Laubenkolonie. Da fängt heute, wo so viele Arbeitslose dort den Winter verbringen — und von Arbeitslosen ist sonst im Buch viel die Rede —, das Problem der Laubenkolonie erst an.

Propach

Ernst Wiechert, Jedermann. Geschichte eines Namenlosen. München 1932, G. Müller. 244 Seiten. Preis geb. 6.— RM.

Eigentlich müßte ich hier bitten, noch einmal die Besprechung der beiden vorangehenden Bücher Wiecherts: „Die kleine Passion“ und „Geschichte eines Knaben“ („Hefte“, Bd. XV, 1931, S. 296) zu lesen, denn dies neue Buch ist eine Fortsetzung beider und fällt auch wieder unter dasselbe Urteil. Die Knaben von dort, Johannes, Klaus, Percy, sind hier Jünglinge und Weltkriegssoldaten, die von Anfang bis Ende das grausige Geschehen im Felde miterleben und von denen Percy fällt und Klaus beinlos zurückkommt. Der Krieg wird aus dem Erlebnis der drei und ihrer Frontfreunde, vor allem des

komischen, prächtigen Landstreichers Oberüber, szenisch wundervoll geschildert, aber ein „Kriegsbuch“ ist die Geschichte trotzdem nicht. Sein Thema ist das Menschenwesen, der seltsame Zustand des Kulturmenschen im Krieg. Ob Dichter (Johannes), Graf (Percy), Kind (Klaus), Landstreicher (Oberüber), hier macht das Schicksal, die graue, gestaltlose Angst in Todesnähe, die Heimatlosigkeit und Rechtlosigkeit des in Uniform Verkleideten aus ihnen, aus allen einen „Namenlos“, einen „Jedermann“. Namenlos sind sie in den verwüsteten Wäldern Polens, in den Schützengräben des Westens; namenlos im Lazarett, in der Totenkammer, im Schoß flüchtiger Liebe; namenlos in der Million und in der Einsamkeit; namenlos im Gefühl inneren Gespaltenseins zwischen einst und jetzt. Und erst daheim, wo sie wieder die Erde fühlen, die auch im grausen Strudel ihr Gesetz bewahrt, die unvergänglichen Ufer der Ewigkeit innegehalten hat, kehren sie zum Namen-Haben, zum Ich-Wesen, zu höherer Bestimmung zurück. — Ein Buch voller Innigkeit und Schönheit — und doch zögere ich auch hier, es ohne Vorbehalt zu empfehlen, weil es zu lyrisch, stellenweise wertherisch empfindsam ist und an die Grenze der Echtheit, die Sachlichkeit über Stimmung setzt, rührt.

Tränckner

Ludwig Winder, Dr. Muff. Berlin 1931, B. Cassirer. 316 Seiten. Preis 4.— RM.

Es gibt Menschen, die dazu geboren scheinen, alles Unheil an sich zu ziehen. Sie haben eine dünne Haut über dem Herzen, und die anderen leben auf ihre Kosten. So der Gymnasiallehrer Muff, der einen überaus hohen Begriff hat von der Würde des menschlichen Seins, und den die menschliche Gesellschaft ausgespieen hat wie einen schlechten Geschmack. Da streckt eines Tages ein ehemaliger Kriegskamerad, der Großindustrielle Garban, seine energische, griffsichere Hand nach ihm aus. Muff wird mit dem Unterricht an der Fabrikschule betraut und heiratet Garbans Schwester, das Mädchen mit der Feuerwange und der schlimmen Vergangenheit. Wie magnetisch war Muff angezogen worden von Ännes Unglück, von der Entwürdigung, die ihr geschah und täglich geschieht. Sein nutzloses Leben hat eine Aufgabe bekommen. Änne soll bei ihm ausruhen dürfen von den furchtbaren Jahren der Erniedrigung wie in Gottes Hand. — Da sieht Muff eines Tages Alice, die Frau, die der Großindustrielle Garban heiraten wird. In dem Augenblick stürzt sein ganzes bisheriges Leben wie eine Unwirklichkeit zusammen. Nach außen hin geschieht nichts. Muff lebt weiter wie vorher, voller Bereitschaft und Güte. Aber das Werk seines Herzens gelingt nicht. Seine Frau hintergeht ihn auf furchtbare Weise. Die Kinder hat er fortgeben müssen. Er selbst kommt und geht, einsam in dem verlassenen Hause, mit stummer Leidenschaft hinter verschlossenen Lippen und kämpft um die Bereitwilligkeit, das Leben zu ertragen. Da wirft ihn das Schicksal noch einmal in schwindelnde Höhe. Alice scheint ihn zu lieben. Als er erfährt, daß sie sein Gefühl auf schändlichste Weise mißbraucht, ist sein Glaube an die Würde des menschlichen Seins erschüttert, so daß ihm kein anderer Ausweg bleibt als die Selbstvernichtung. — Ludwig Winder hat es unternommen, in einer Zeit, die sich mehr denn je auch literarisch mit dem Schicksal der Masse beschäftigt, einen ganz individualistischen Roman zu schreiben. Er befaßt sich mit dem Schicksal eines Einzelnen, eines Menschen, der nicht einmal einen Typus darstellt für irgendeine Art Mensch. Denn diese Art Mensch scheint es heute nicht mehr zu geben; sie hat in dem Leben unserer Tage keinen Raum. Und gerade hierin liegt, so paradox das klingen mag, der — überzeitliche — Wert dieses Buches, durch den es sich aus der Masse des modernen Schrifttums heraushebt. Es ist die Tragödie eines

Menschen, der um seinen Glauben an die Würde des menschlichen Seins heldenhaft bis zur Selbstvernichtung kämpft. Winder hat das Schicksal dieses Menschen, das von außergewöhnlichen äußeren Umständen bestimmt wird, doch mit einer unantastbaren inneren Konsequenz gestaltet. Darüber hinaus schreibt er eine gepflegte Sprache. Seine Darstellungsart ist knapp und von großer Eindruckskraft, auch in den Nebenpersonen: dem Großindustriellen Garban, dessen Hirn eine ganze Fabrikstadt entsprungen ist, der energischen, klugen Alice und der hemmungslosen, dem Untergange geweihten Änne — Menschen, denen der Gymnasiallehrer Muff so sehr unterlegen zu sein scheint, und deren Gesichter doch flüchtig werden vor seinem großen menschlichen Antlitz.

Zur Anschaffung kommt das Buch nur in Betracht für große und mittlere Büchereien zur Ausleihe an differenzierte Leser.

Pieritz

Oskar Wöhrle, Jan Hus. Der letzte Tag. Geschichtlicher Roman. Berlin 1932, Der Bücherkreis. 271 Seiten. Preis geb. 4.80 RM.

Wie bei einem Mosaik sind in diesem Buch die Szenen zusammengefügt, die in ihrer Gesamtheit ein kräftig buntes Gemälde vom Konstanzer Konzil 1415 ergeben. Es wird also nicht etwa fortlaufend das ganze Leben des böhmischen Reformators Jan Hus erzählt; überhaupt tritt dieser Vorläufer Luthers kaum selbst auf. Gleichwohl ist er die beherrschende Gestalt. Es geht, im Geschehen des Romans, um den einen Tag, an dem Hus verurteilt und auch sofort hingerichtet wird. Ferner um die voraufgehende Nacht, in welcher der große Böhme die mühsam vorbereitete Befreiung und heimliche Flucht ablehnt, um trotz aller Ängste der an ihn ergangenen Berufung treu zu bleiben bis hinauf auf den Scheiterhaufen.

In das Allzumenschliche dieser irdisch-politischen Machenschaften gegen das Leben des Jan Hus werden wir eingeweiht. König Sigismund läßt ihn fallen, weil er die Geistlichkeit zur Stütze seines Königtums braucht. Die Kirche vernichtet ihn, weil sein Christentum des persönlichen Gewissens ihre Herrschaft über die Gemüter erschüttert, weil seine Lehre Ruhe und Ordnung, die Staatsräson, gefährdet. Für die böhmischen Adeligen aber wird sein schmählicher Tod zum Anlaß der — 1419 — ausgebrochenen Hussitenkriege.

Die Sprache ist derb, gelegentlich betont kraß. Als Querschnitt durch die mittelalterliche Gesellschaft ist der Roman vortrefflich. Das eigentliche Wollen des Jan Hus aber, die Bedeutung seines Auftretens für die Geistesgeschichte der Menschheit bleiben ungeklärter, als es der Rolle des großen Mannes im Leben wie in der Komposition des Buches entspricht. Nicht für katholische Leser.

Roellenbleck

Zur Frage der Justizkrise

Bruno Nelissen Haken, Angeklagter Schleppegrell. Roman. Jena 1932, Eugen Diederichs. 319 Seiten. Preis 4.— RM.

Der nicht vorbestrafte Mühlenbesitzer Schleppegrell, parteilos, aber den Kommunisten nahestehend, wird Zeuge eines Vorgangs, während dessen beleidigende Äußerungen gegen einen Polizeibeamten fallen. Die — wirklichen oder nur angeblichen — Urheber dieses Schmährufes werden wegen Beamten-

beleidigung angeklagt. Schleppegrell meldet sich freiwillig als Zeuge und sagt unter seinem Eid aus, was er wahrheitsgemäß bekunden kann, ohne Zusatz und Weglassung, ohne Deuteln und Tüfteln. Da die Polizeibeamten aber das inhaltlich Entgegengesetzte beschwören, wird Schleppegrell im Gerichtssaal als Meineidiger verhaftet und in einer späteren Verhandlung zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Die Haft verbüßt er. Anschließend gelingt es ihm nach unsagbaren Schwierigkeiten, ein Wiederaufnahmeverfahren zu erreichen. In diesem stellt sich seine Schuldlosigkeit heraus, er wird freigesprochen, und es erweist sich, daß die Polizeibeamten damals Falsches beschworen haben.

Dieser Prozeßfall, durch alle Instanzen durchgeführt, will den heutigen Justizbetrieb darstellen und kritisch beleuchten. Soll an einem einzelnen, bestimmten Rechtsvergehen wie an einem Schulbeispiel das durchgängig geübte Verfahren der Gerichte dargelegt werden, kommt offenbar vieles darauf an, daß dieser Fall nicht nur möglich ist, sondern daß er sich häufig gerade so ereignet, wie er in seiner angeblichen Beispielhaftigkeit erzählt wird. Die Erkundigung bei einer maßgebenden juristischen Stelle ergab jedoch an Hand breiter Unterlagen — was auch andere Kritiken bereits betonten —, daß der hier geschilderte Fall so, wie er vorgetragen wird, durchaus nicht dem in Eidesfragen üblichen Verfahren entspricht. Juristisch betrachtet, st der Fall Schleppegrell gelagert wie ein Kunstfehler, der einem Arzt innerhalb seiner Behandlungspraxis unterläuft.

Doch sei dies Fachliche nur am Rande vermerkt. Weiter trägt die Feststellung, daß hier ein ausgesprochenes Tendenzbuch vorliegt. Die Polizeibeamten schwören nicht nur einen Meineid, sondern sie begehen seit Jahren schimpfliche Betrügereien an Kameraden und Fremden, üben fortgesetzt Mißbrauch ihrer Amtsgewalt. Richter und Staatsanwälte kümmern sich innerhalb der Gerichtssitzungen kaum um Tatbestand und Gesetz; ihre ebenso leidenschaftliche wie unbekümmerte Teilnahme gilt lediglich der rechtsgerichteten Politik und der Unterdrückung der linken Oppositionspartei. Es ist daher nur folgerichtig, wenn der einzige menschlich erfreuliche Richter seines Amtes entsetzt und später eingeschriebenes Mitglied der Oppositionspartei wird.

Angeklagter Schleppegrell hätte den Vorwurf abgeben können zu einer einzelmenschlichen Tragödie des unschuldig ins Unrecht gesetzten Rechtssuchers. Zum wirklichen Zeitbild des heutigen Justizbetriebes samt den ihm anhaftenden Mängeln fehlen ihm der Tiefgang wie der richtige Ansatzpunkt. Doch sei anerkannt, daß manche Einzelheit gut gesehen und wirkungsvoll geschildert ist.

Ernst Ottwalt, Denn sie wissen, was sie tun. Ein deutscher Justizroman. Berlin 1931, Malik-Verlag. 404 Seiten. Preis 2.85 RM.

Im „Angeklagten Schleppegrell" wurde das Justizproblem dadurch aufgerollt, daß ein Rechtsfall sachlich den Instanzenzug durchlief; hier gibt die Person eines Richters die Achse ab, um die sich alles bewegt.

Ottwalt beabsichtigt nicht, einen auf den Schwerpunkt des rein Menschlichen bezogenen Lebensroman vorzulegen, worin aus mehr oder weniger äußerlichen Gründen ein Richter die Mittelpunktsgestalt abgibt. Vielmehr liegt auf dem Richtersein des Helden der Nachdruck, und die Absicht des Buches geht dahin, in diesem einen Richter den deutschen Juristen unserer Tage schlechthin zu zeichnen. Die menschliche Unzulänglichkeit dieses Einen, womit zugleich das geistig-sittliche Untermaß aller seiner Amtsgenossen gemeint ist, soll die gegenwärtige Justizkrise erklären.

Der Autor stattet seinen Mann mit Zügen aus, die ihn befähigen, sich reibungslos in die „herrschende Klasse“ von George Groß einzufügen. Wo er diesen Rahmen überschneidet, gibt stets eine Schwachheit — in dieser Form äußern sich gelegentlich Menschlichkeit, gesunde Kritik und sachliches Denken — die Ursache zu seinem nicht standesgemäßen Verhalten ab.

Also auch dies ein ausgesprochenes Tendenzbuch, das ebensowenig wie der „Angeklagte Schleppegrell“ allgemein zur Einreihung in die Abteilung Erzählende Literatur empfohlen werden kann. Büchereien, die einen stärkeren Bestand an gesondert auszuleihenden aktuellen Schriften zu Zeit- und Streitfragen unterhalten, müssen im Blick auf die aufgezeigten Mängel zu beiden Büchern selbst Stellung nehmen.

Roellenbleck

Ludwig Ebermayer, **Fünfzig Jahre Dienst am Recht. Erinnerungen eines Juristen. Leipzig 1930, Grethlein & Co. 304 Seiten. Preis 5.50 RM.**

Der Oberreichsanwalt a. D. und Universitätsprofessor Ebermayer erzählt sein Leben. Er tut es mit Gehaltenheit und Form. Man merkt die Corpserziehung; aber die gesellschaftliche Korrektheit verdeckt den Menschen nicht; dessen Anteilnahme ist trotzdem zu spüren. Das Deutsch ist sehr gut, die Worte sind gebraucht nach ihrem Sinn. Hier ist der Jurist als Logiker am Werke, und sein gesunder Sinn für Sprache ist so ausgeprägt, daß niemals in den meist juristischen Erörterungen überflüssige Verschnörkelungen und Haarspaltereien entstehen.

Es geht Ebermayer nicht darum, den Leser mit seinem persönlichsten Leben bekanntzumachen; darüber berichtet er nur in großen Zügen, er will „keine Psychoanalyse seines eigenen Selbst“ geben. „Lediglich die sachliche Erwägung, daß ich in mehr als sieben Jahrzehnten manches erlebt habe, was vielleicht auch für einen größeren Kreis von mehr oder weniger Interesse sein dürfte“, ist der Anlaß seiner Biographie gewesen. Ebermayer war lange Jahre mit der Strafrechtsreform beschäftigt und gibt eine sehr gute und verständliche Einführung in diese nicht einfache Materie. Als Oberreichsanwalt war er Ankläger in einigen großen politischen Prozessen der Nachkriegszeit. Die Berichte über die Strafrechtsreform, über die Geschichte und den Prozeß des Kapp-Putsches und über den Erhard-Prozeß nehmen über die Hälfte des Buches ein. Die interessante und gut lesbare Darstellung dieser Dinge von so berufener Seite — als Anhang ist noch ein umfangreiches Sachverzeichnis zugefügt — ist die beste Empfehlung für die Anschaffung des Buches, das, wohlgemerkt, den Nachdruck auf das Sachliche legt.

Propach

Martin Beradt, Der deutsche Richter. Frankfurt a. M. 1930, Rütten & Loening. 230 Seiten. Preis geb. 4.80 RM.

Es handelt sich bei diesem Buch nicht um eine Biographie, sondern um die Auseinandersetzung eines Rechtsanwaltes mit der Rechtsprechung unserer Zeit. Die Lage des Richters und seine Unabhängigkeit in der Theorie und Praxis kommt — in Beradts Auffassung — schon sehr beredt in der Umschlagzeichnung zum Ausdruck. Da ist ein Richter in Robe und Barett, neben seinem Kopf ein großes Paragraphenzeichen, das Gesicht ist ausgelöscht, ist leere Fläche. So sieht Beradt den deutschen Richter: seine richterliche Unabhängigkeit steht auf dem Papier, der Paragraph spricht allein, der gesunde Rechtssinn schweigt.

Beradt bemüht sich um Gerechtigkeit und zeigt deshalb den psychologischen und sozialen Standort des modernen Richters mit all seinen Unzulänglichkeiten. Das Buch ist darin das Gegenstück zu den Büchern, die den Standort des Angeklagten feststellen. Besonders weist es auf, wie der Richter oft selbst vom Gesetz gefesselt ist. Beradts Kampf richtet sich daher gegen die unsinnige Anwendung des Paragraphen durch den Richter, er übt scharfe Kritik an der meist unzulänglichen Rechtsprechung und macht der Richterschaft der Nachkriegszeit den schweren Vorwurf, sie spräche Recht zugunsten politisch Rechtsgesinnter, schiele nach früheren Zeiten zurück und wünsche im Grunde den alten Staat zurück. (Das Buch ist 1930 erschienen.) Er sagt: Der neue Staat hat keine Stütze in der Richterschaft. „Den Gerichten war der Offizier der schwarzen Reichswehr der ungebärdige liebste Sohn, der Kommunist ein Raubmörder."

So spricht der Rechtsanwalt. Es wäre wünschenswert, auch den Richter selbst zu diesen Fragen zu hören.

Das Buch ist im Aufbau ziemlich zerrissen, ist sprachlich nicht so klar wie das von Ebermayer. Man hat den Eindruck, das Buch schrieb einer, der eigentlich keine Zeit dazu hatte. Das ist schade, denn es werden viele wichtige Probleme angeschnitten, und mancher kluge Gedanke, der aufmerksam und nachdenklich macht, ist ausgesprochen. Das Schlußkapitel ist sehr gut und ganz einheitlich. Beradt gibt hierin Richtlinien für den „guten Richter" in Form von Ratschlägen an seinen Sohn und zeigt das, was dem deutschen Richter not tut. Es heißt da: „Es kann deine Bildung nicht zu breit sein, und deine Studien der Psychologie, deine Studien der Geschichte, der Literatur, der Kunst können nicht genug umfassen — gib sie niemals auf, auch nicht, wenn du schon zwanzig Jahre im Amte bist. ... Du mußt dich auch mit vielen Menschen einlassen und mit allen Ständen abgeben, ja geradezu in der ganzen Welt behaust sein."

Das Buch kommt hauptsächlich für städtische Büchereien in Frage, in denen für Fragen der gegenwärtigen Rechtspflege Interesse vorhanden ist.

Propach

Fliegerbücher

Ernst Schäffer, Glück ab. Bahnbrecher der Lüfte. Mit 12 Abb. Berlin 1931, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 217 S. Preis 6.80 RM.

Behandelt sind in untereinander unverbundenen Kapiteln zehn Männer: neben den Erfindern Lilienthal, Schwarz, Zeppelin und Junkers die Flieger Andrée, Eckener, Lindbergh, Hünefeld, Nobile und Byrd. Die Absicht, das Werk der Dargestellten verständlich zu machen und sie zugleich als Menschen dem Leser nahezubringen, kann nur stellenweise als erreicht gelten. Im allgemeinen bleibt es bei einer äußerlichen Nachzeichnung der sichtbaren Leistungen. Da diese zehn Männer zum Teil selbst in Schriften über sich und ihre Arbeiten ausgesagt haben, und die übrigen bereits in anderen Büchern tiefer gedeutet sind, entfällt die Notwendigkeit zur Anschaffung.

Ernst Schäffer, Pour le mérite. Flieger im Feuer. Mit 16 Abb. Berlin 1931, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 180 Seiten. Preis 6.80 RM.

Herkunft und Lebensgang, insbesondere die kriegerischen Leistungen von vierzehn der berühmtesten deutschen Militärflieger aus dem Weltringen 1914—1918 werden in diesem Buch geschildert. Der Verfasser bemüht sich,

nicht nur die Kampfhandlungen seiner Helden darzustellen, sondern lebendige junge Menschen erstehen zu lassen. Das einfach geschriebene Buch befriedigt zwei verschiedene Leseantriebe, das Interesse an Flugtechnik und Fliegerleistung sowie das Verlangen nach Schilderungen aus dem Weltkrieg. Überall zu gebrauchen.

Marga v. Etzdorf, Kiek in die Welt. Als deutsche Fliegerin über drei Erdteilen. Geleitwort von Hugo Junkers. Mit 34 Abb. und 2 Karten. Berlin 1931, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 172 Seiten. Preis 6.80 RM.

Marga v. Etzdorf hat als erste Frau, ohne jede Begleitung, die gewaltige Strecke Berlin—Tokio in einem Flugzeug bezwungen. Bereits vorher hatte sie durch Überfliegen von fünf hohen Gebirgen und sechs Meeren Proben eines hervorragenden technischen Könnens und besonderer Charakterstärke abgelegt. Im vorliegenden Buch erweist sie sich als geradlinige, sympathische Persönlichkeit sowie als ausgeprägte Vertreterin des modernen, auf Aktivität gestellten Frauengeschlechts. Anspruchslos, anschaulich und im besten Sinne gewinnend schildert sie ihren Weg als Fliegerin. Ohne Einschränkung und in allen Verhältnissen verwendbar.

C. M. Holzapfel, Käte und Rudolf Stocks, Frauen fliegen. Sechzehn deutsche Pilotinnen in ihren Leistungen und Abenteuern. Mit 38 Abb. Geleitwort von Hauptmann a. D. Dr. e. h. H. Köhl. Berlin 1931, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 95 Seiten. Preis 3.— RM.

Unter mannigfachen Blickpunkten wird eine gute Schrift über diesen Gegenstand von Wert sein. Die vorliegende ist zu oberflächlich und schematisch abgefaßt, treibt zu oft peinlichen Mißbrauch mit Goethezitaten, macht es sich in jeder Beziehung zu leicht. Da dies Thema schließlich nicht das brennendste für die Bücherei ist, kann man das Erscheinen eines wirklich brauchbaren Buches über diese Fragen abwarten.

Roellenbleck

Hindenburg-Bücher

(Institut)

Über den Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg, der am 2. Oktober 1932 seinen 85. Geburtstag begangen hat, gibt es ein umfangreiches Schrifttum. Aus dieser Fülle heraus bringen wir hier eine Auswahl von besonders charakteristischen Büchern, die Entwicklungsgang und Persönlichkeit des deutschen Reichsoberhauptes zur Darstellung bringen.[1]

Aus meinem Leben. Von Paul von Hindenburg. Mit Abbildungen. Leipzig 1920, Hirzel. 409 Seiten. Preis 6.— RM.

Den nachhaltigsten Eindruck von der Persönlichkeit Hindenburgs geben seine 1919 abgeschlossenen Erinnerungen. Über seine Absichten mit diesem Werk sagt er: „Nicht ein Geschichtswerk wollte ich verfassen, sondern die Eindrücke wiedergeben, unter denen mein Leben sich vollzog, und die Richtlinien klarlegen, nach denen ich glaubte, denken und handeln zu müssen . . . Am fernsten aber war mir der Gedanke an Selbstverherrlichung“.

[1] Siehe dazu die Mitteilung über „Kurzkataloge“, am Schluß dieses Heftes. D. S.

Paul von Hindenburg. Ein Lebensbild von Bernhard von Hindenburg. Mit Abbildungen. Berlin 1915, Schuster & Löffler. 74 Seiten.

Als der bis dahin der deutschen Öffentlichkeit unbekannte General von Hindenburg seinen Sieg von Tannenberg erfochten hatte, schrieb ein naher Verwandter das erste Lebensbild. Im Mittelpunkt der Schrift steht eine sehr anschauliche Schilderung der Jugendjahre Hindenburgs.

Paul von Hindenburg als Mensch, Staatsmann und Feldherr. Von Erich Marcks und Ernst von Eisenhart Rothe. Herausgegeben im Namen der Hindenburgspende von Oskar Karstedt. Mit Abb. Berlin 1932, O. Stollberg. 223 Seiten. Preis geb. 3.50 RM.

Wie durch Pflicht und Notwendigkeit aus dem Soldaten Hindenburg der Staatsmann wurde, schildert der Historiker Erich Marcks. Er legt dar, wie unverwandelt in allen Wendungen und Wandlungen das Menschentum des heute 85jährigen geblieben ist. — Dieser Darstellung geht eine Skizze des Generals Eisenhart Rothe über Hindenburg als Feldherr voran; den Abschluß des Buches bilden Daten und Bilder aus der Zeit der Reichspräsidentenschaft Hindenburgs.

Hindenburg. Dargestellt von F. W. Schaafhausen. Mit Abbildungen. Jena 1931, Diederichs. 84 Seiten. Preis 2.— RM. (Deutsche Volkheit.)

Am Entwicklungsgang Hindenburgs vom jungen Leutnant bis zum Feldmarschall und Reichspräsidenten versucht der Verfasser den wesentlichen Charakterzug Hindenburgs aufzuzeigen: das preußische Pflichtgefühl, das ihn immer ausharren oder neue Verantwortung übernehmen läßt, wenn die Not des deutschen Volkes es erfordert.

Hindenburg. Was er uns Deutschen ist. Eine Festgabe zum 80. Geburtstag. Herausgegeben von Staatsminister v. Loebell. Mit Abbildungen. Berlin 1927, Hobbing. 287 Seiten. Preis 6.— RM.

Aufsätze führender Deutscher über Hindenburg in der Kriegs- und Nachkriegszeit. Diese Beiträge sind zugleich Bekenntnisse zu Hindenburg. Vertreten sind u. a. Gröner, Batocki, Winnig, Spahn, Schnee, Borsig, Lambach, Schauwecker.

Hindenburg. Drei Zeitalter deutscher Nation. Von Gerhard Schultze-Pfaelzer. Mit Abbildungen. Leipzig 1930, Grethlein & Co. 370 Seiten. Preis 5.— RM.

Eine flott geschriebene Biographie Hindenburgs, bei der die Nachkriegszeit besonders ausführlich behandelt ist, dargestellt vom Standpunkt eines betont nationalen Demokraten. Der Verfasser ist Journalist.

Hindenburg. Von Horst von Metzsch. Mit Abbildungen. Leipzig 1932, Kittler. 92 Seiten. Preis 1.50 RM.

Eine politische Auseinandersetzung des Kämpfers für deutschen Wehrwillen. Dem Hindenburggedanken der Sammlung und der Einigkeit gegenüber betont er die Schwierigkeiten, die sich aus der Tatsache des Parteienstaates ergeben. Eine Lösung gibt es seiner Meinung nach nur, wenn Hindenburg und die nationale Bewegung zusammengehen.

Mitteilungen / Materialien

Kurzkataloge

Die Städtischen Bücherhallen zu Leipzig geben seit kurzem in Verbindung mit dem Institut für Leser- und Schrifttumskunde für ihre Leser thematische Übersichtslisten, sog. „Kurzkataloge" heraus, die bei den heutigen schwierigen finanziellen Verhältnissen in einfachster Form eine Erschließung der belehrenden Literatur versuchen. Die Listen enthalten jeweils nur fünf bis zehn Werke mit kurzen Charakteristiken und sind bisher nur vervielfältigt. Als Beispiel veröffentlichen wir in dieser Nummer die Liste „Hindenburg-Bücher". Es liegen solche „Kurzkataloge" für folgende Themen vor:

Krisenwende — Planwirtschaft / Autarkie — Geistige Situation der Zeit — Frankreich und Deutschland — Volk ohne Jugend — Wehrfrage — Siedlung — Segelflug — Hindenburg — Arbeitsdienst — Deutschlands mitteleuropäische Aufgabe — Kultur und Technik — Preußenfrage / Reichsreform — Umbau der Verfassung — Sowjetrußland.

Das Institut für Leser- und Schrifttumskunde Leipzig N 22, Richterstr. 8, ist bereit, auch anderen Büchereien dieses Material zugänglich zu machen.

Neuerscheinungen für die öffentliche Bücherei

Die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen wird in Verbindung mit dem Einkaufshaus für Volksbüchereien, Leipzig, regelmäßig Listen ausarbeiten, die über die wichtigsten Neuerscheinungen für die öffentliche Bücherei informieren sollen. In der vor kurzem erschienenen Liste I sind ungefähr 150 Bücher aus den Neuerscheinungen der letzten Jahre aufgeführt. In erster Linie ist die Erlebnisliteratur berücksichtigt, die für kleine und mittlere Büchereien in Betracht kommt. Die Liste ist nach Stoff- und Erlebniskreisen gegliedert. Außerdem ist jedes Buch mit einer Charakteristik versehen, die über Inhalt und Art des Buches berichtet. Schließlich ist durch ein besonderes Verfahren versucht worden, Verwendungshinweise als Anregung für die Anschaffungsentscheidung zu geben. Diese Liste ist durch das Einkaufshaus für Volksbüchereien, Leipzig N 22, Richterstraße 8, unentgeltlich zu beziehen. Die Listen sollen vierteljährlich erscheinen. Sie werden auf der Besprechungsarbeit der „Hefte für Büchereiwesen" aufbauen, jedoch darüber hinaus besonders auf die Bedürfnisse der kleineren und mittleren Bücherei Rücksicht nehmen. Alles Nähere ist aus der Anzeige auf der dritten Umschlagseite zu ersehen.

Materialien

Notzeit und Büchereiarbeit. Von Rudolf Reuter. Westdeutsche Blätter für Büchereiberatung. 4. Jahrgang 1931, Heft 3/4. (Sonderdruck.)

Die Not des gemeindlichen Volksbüchereiwesens. Von Oberbürgerr meister Dr. Hans Poeschel-Stettin. In: Frankfurter Zeitung. 26. Septembe- 1932. Nr. 720. (Hochschulbeilage.)

Friedrich Bartsch, Volksbildungspolitische Perspektiven. Zur geistigen und politischen Funktion der Volksbücherei. In: Die Buchberatung. Blätter für evangelisches Büchereiwesen. 5. Jg. Nr. 1/2, Mai 1932.

Besprechende Fachschriftenverzeichnisse der Stettiner Volkshochschule. Bearbeitet von den Stettiner Städtischen Büchereien. Teil I. Stettin 1932, Bücherei und Bildungspflege. 108 Seiten. Preis 2.— RM.

Johannes Braun, Gesicht und Recht katholischer Büchereiarbeit. Der Borromäusverein, seine Aufgabe und sein Ziel. Sonderdruck aus der Kölnischen Volkszeitung.

Handwörterbuch des Deutschen Volksbildungswesens. Hrsg. von H. Becker, G. A. Narciß, R. Mirbt. Erste Lieferung. Buchstabe A. Von Abbe bis Aufstieg. Breslau 1932, Neuer Breslauer Verlag. 159 S. Preis 5.— RM.

Paul Hermberg und Wolfgang Seiferth, Arbeiterbildung und Volkshochschule in der Industriestadt. Breslau 1932, Neuer Breslauer Verlag. 163 Seiten.

Walter Hofmann, Zur Volksbildung. In: Deutsches Volkstum. Hrsg. W. Stapel u. A. E. Günther. 14. Jg. 1932. Zweites Augustheft.

Walter Hofmann, Wissenschaftliche Bibliothek und Laienbücherei. In: Die Erziehung. 7. Jg. 1932, Heft 12.

A. Kloß, Geschichte der Breslauer Volksbüchereien. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volksbüchereiwesens und zur Heimatkunde Breslaus. Breslau 1932, Neuer Breslauer Verlag.

Albert Mirgeler, Das Schicksal der Volksbildung. In: Der Zwiespruch. 14. Jg. 1932; Blatt 18.

Hermann Pachnicke, Die Neuen und „die Alten". Aus einer Rundfunkrede. In: Volksbildung. Zeitschrift der Gesellschaft für Volksbildung. Berlin 1932, 62. Jg., Juli-Heft.

Josef Peters, Von der Idee der deutschen Volksbücherei. In: Internationale Zeitschrift für Erziehungswissenschaft. Jg. 1932/33, Heft 2.

Johannes Tews, Geistespflege in der Volksgemeinschaft. Beiträge zur Förderung der freien Volksbildungsarbeit. Berlin 1932, Gesellschaft für Volksbildung. 184 Seiten.

Der güldne Schrein. Ein Jahrbuch für die Freunde der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg. 1932. 165 Seiten.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Das Institut für Leser- und Schrifttumskunde veröffentlicht seine für die Fachwelt bestimmten Beiträge in den „Heften". Für diese Beiträge liegt die sachliche Verantwortung bei der Leitung des Instituts. Sie sind durch den Zusatz „Institut" gekennzeichnet.

Dieses Heft enthält Beiträge von Oberregierungsrat Dr. Viktor Engelhardt, Berlin-Tempelhof, Hohenzollernkorso 42d; Bibliothekar Hans Hofmann, Berlin W 35, Potsdamer Str. 120; Büchereidirektor Dr. Walter Hofmann, Leipzig N 22, Richterstraße 8; Esther v. Kirchbach, Dresden-A. 16, Hähnelstraße 6; Dr. Sigmund Neumann, Deutsche Hochschule für Politik, Berlin W 56, Schinkelplatz 6; Bibliothekarin Hilde Pieritz, Berlin-Neutempelhof, Schulenburgring 126 III; Bibliothekarin Elisabeth Propach, Berlin-Hermsdorf, Fronauer Str. 97; Büchereidirektor Dr. Ewald Roellenbleck, Darmstadt, Pädagogstr. 1; Studienrat Christian Tränckner, Lindenthal b. Leipzig, Heinrichstr. 8.

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Hofmann, Berlin W 35. Potsdamer Str. 120; Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E. V., Leipzig N 22, Richterstr. 8; Druck von Radelli & Hille, Leipzig

Emile Zolas Bedeutung für unsere Zeit

In allen Büchereien, vor allem in denen mit größerer Arbeiterleserschaft, ist auch heute noch ein bedeutendes Interesse nicht nur für einzelne Romane Zolas, sondern auch für sein Gesamtwerk anzutreffen. Der folgende Beitrag zeigt die große gesellschaftskundliche Bedeutung des Zolaschen Schaffens auf und dürfte damit wenigstens von einer Seite her die Erklärung für diese starke Beliebtheit Zolas geben. Darüber hinaus werden aus dieser sozialkundlichen Analyse wichtige Anregungen für die weitere Verwendung Zolas in der Bücherei und Volkshochschularbeit zu gewinnen sein. *D. S.*

I

Was Zola der Leserschaft von heute sein kann, darf nicht allein mit literarisch-ästhetischen Maßstäben und Wertungen ausgemacht werden. Wohl ist er der Klassiker des französischen Naturalismus; können wir aber ein so über die Maßen reiches Werk, eine so lebensprühende Persönlichkeit in die armselige Formel irgendeines „ismus“ zwängen, deren enger Bezirk vielleicht ausreichen mag, die Leistungen der Epigonen zu fassen?

Sogar innerhalb rein literarischer Beurteilung hat es mit Zolas Naturalismus eine eigenartige Bewandtnis. Mögen „Doktor Pascal“, „Lourdes“ und „Die Wahrheit“ kaum noch genießbare Bekenntnisse zu Freidenkertum und weltanschaulichem Naturalismus sein — ihnen steht „Die Arbeit“ gegenüber, eine Romanutopie des utopischen Fourierismus. Und was — vom weltanschaulichen Gehalt zu schweigen — den literarischen Stil angeht, so sind in die zwanziggliedrige Kette der Rougon-Macquart-Romane Stücke eingefügt, die nach Thema und Darstellungsform mit Naturalismus nichts zu tun haben: „Eine Liebesgeschichte“[1], „Die Sünde des Abbé Mouret“ oder „Der Traum“. Dieser letzte Band gar ist so sehr Unwirklichkeit und Dichtung, daß es den Anschein hat, als wollte Zola den Kritikern und Literaturhistorikern, die zufrieden waren, ihn als Naturalisten sauber untergebracht zu haben, ein Schnippchen schlagen[2]. Oder wollte sich der Naturalist ab und zu im Märchenhaften von seinen sonst allzu wirklichen Gegenständen erholen, für eine Weile der Schilderung heischenden Realitäten ledig sein?

[1] „Page d'amour“, in der bei Wolff verlegten deutschen Ausgabe wörtlich (und somit falsch) übersetzt: „Ein Blättchen Liebe“.

[2] Zola selbst bemerkt zum Erscheinen von „Page d'amour“ in einem Brief an Goncourt: „Man wird mich noch unter die anständigen Schriftsteller zählen.“ Vor Niederschrift des „Traum“ äußerte er: „Ich möchte ein Buch schreiben, wie niemand es von mir erwartet.“

Einige Bemerkungen in „Das Werk“ sind dieser Deutung günstig; der Maler Claude Lantier, in dem Zola den Anbruch des Impressionismus darstellt, leidet qualvoll unter solchen „Rückfällen in die Romantik“; wußte sich etwa Zola , der auch sonst in „Das Werk“ (wie ein andermal im „Dr. Pascal“) manche Züge eines Selbstbildnisses zeichnet[1], als Opfer ähnlicher Anfechtungen aus dem Dunstkreis einer fanatisch bekämpften Vor-Epoche?

Dies und anderes mögen die Literarhistoriker und Psychologen ausmachen. Hier interessiert das Werk mehr als der Mann. Es gibt aber für diese Abweichungen vom naturalistischen Stilprinzip einen gewichtigen Grund im Gesamtwerk selbst; es schildert nicht in absichtsvoller Auswahl die bevorzugten Gegenstände des Naturalisten — faulenden Abfall der Hallen, Stank der Käse und schmutzigen Hemden, Klatsch der Hallenweiber und Dienstmädchen; Sadismus, Suff, Zuhältertum und Schiebertricks, — es will das Leben fassen, wie es ist. Durchs Leben aber wandert auch der Träumer, der Priester Serge mit seinem verdrängten Trieb, die phantastische Albine (Sünde des Abbé), die zugleich begehrliche und keusche Hélène (Liebesgeschichte), die märchengläubige Angélique (Traum). Man stellt nicht das Leben dar, wenn man sie vergißt, und man schildert diese Gestalten nur, indem man ihre Welt schildert; ihre Welt aber sind Märchen, Traum, empfindsames Sinnen. So wahrhaft und mit solcher Kraft der Wirklichkeitsliebe hat Zola das Leben geschaut, daß er es verschmähte, die psychische Realität des Unwirklichen einem literarischen Programm aufzuopfern.

Darum ist Zolas Wert und Bedeutung unabhängig davon, wie unsere oder sonst eine Zeit zum literarischen und weltanschaulichen Naturalismus steht. Wenn der volkspädagogisch aufgebauten Bücherei etwa Bedenken kommen sollten, durch Aufnahme von Zolas Werken in die Bestände der „schönen Literatur“ gewissermaßen ein positives Werturteil über den Romandichter zu bekunden, so möge sie die Werke des Soziologen Zola bei den Bänden belehrenden Inhalts aufstellen.

II

Zola selbst hätte nichts dagegen. Er hat sich lebenslang viel — ein wenig zu viel — darauf zugute getan, ein Wissenschafter zu sein, und er hat die „Nur-Dichter“ nicht sonderlich geschätzt. Nun wird freilich vielfach der wissenschaftliche Gehalt seines Werkes und seine Methode, sich wissenschaftlich zu orientieren, scharf bemängelt. Aber bemängelt, soweit es sich dabei um Bücher-Wissenschaft handelt, bemängelt von Kritikern, die sich Wissenschaft nur als ein Folianten-Wälzen denken können. Es ließe sich an hundert Beispielen zeigen, welche Fülle naturwissenschaftlicher, medizinischer und anderer Irrtümer in Zolas Werk steckt, wie oft seine Psychologie aus dem Handgelenk danebenhaut, wie wahllos er las und exzerpierte, wie er ohne viel Kritik verwertete, was ihm gelegen kam[2]. Henri Martineau („Le Ro-

[1] „Claude“ war das Pseudonym, unter dem Zola seine provozierenden Kunstkritiken für die Zeitung „L'Evénement“ schrieb.

[2] Ein Beispiel für viele: im „Doktor Pascal“ stirbt der alte Säufer Antoine Macquart an „Selbstverbrennung“. Im Rausch schlafend gerät er durch glühende Pfeifenasche in Brand, sein ganzer Körper, Muskeln, Fett, Knochen, sind „mit Alkohol ge-

man scientifique d'Emile Zola") hat sich die Mühe gemacht, Zolas wissenschaftliche Irrtümer und deren Quellen mit philologischer Pedanterie nachzuprüfen. Das Ergebnis spricht gewiß nicht für Zolas naturwissenschaftliche Zuverlässigkeit; aber die Mängel in diesen Einzelheiten sind durch die Zeit belanglos geworden. Heute, wo wir soviele biologische und medizinische Lehrsätze, noch mehr psychologische, irrenärztliche und vererbungstheoretische Anschauungen der achtziger Jahre belächeln, kommt es kaum noch darauf an, ob Zolas Werk nur durch die wissenschaftlichen Irrtümer entstellt ist, die dem Forschungsstande seiner Zeit entsprachen, oder ob da und dort noch persönliche Unzulänglichkeiten hinzukommen. Wir lesen ja Zola nicht, um uns naturwissenschaftlich zu unterrichten; gleichviel mit welchen Ansprüchen Zola selbst sein Werk in die Welt gab, wir lesen ihn als Schilderer der Gesellschaft seiner Zeit. Seine Darstellung des Lebens um ihn her, des menschlichen Verhaltens und täglichen Geschehens, trägt auch dort, wo Nachprüfung nicht möglich ist, den Stempel gewissenhaftester Beobachtung und sicherer Sachkenntnis.

Gleichwohl ist für das, was Zola uns heute noch bedeutet, die Bezeichnung „sozialer Roman" nicht ganz treffend; wir sind kaum gewohnt, sie ohne den Gedanken an eine gewisse Tendenz und Parteinahme zu gebrauchen, die Zola fernlag. Das neue Wort „Reportage" wäre wohl richtiger, wenn wir nicht vorziehen, dem Gewicht seines Werkes dadurch gerecht zu werden, daß wir es kurzweg als soziographische Leistung bezeichnen. Eine Soziographie oder beschreibende Gesellschaftskunde seiner Zeit verdanken wir ihm; ihren Rang kann kein Zweifel am rein künstlerischen Wert seiner Werke schmälern, wie uns ja auch der Streit um den Dichter Galsworthy unberührt lassen kann, wenn wir als Gesellschaftshistoriker in der Forsyte-Saga die klassische Verewigung des Viktorianischen Bürgers schätzen.

Das Wort Reportage ist durchaus nicht bildlich, sondern im strengen Sinn gemeint. Man lese zur Probe die Darstellung des Lebens und der Berufspraxis der Verkäuferinnen in „Paradies der Damen" — bis auf diesen Tag eine unübertroffene Lektion in Verkäufertechnik und „Dienst am Kunden". Man lese im gleichen Band die Schilderung eines großen Sonderverkaufstages im Warenhaus vom Augenblick des ersten Kundenbesuchs bis zum Kassenrapport am späten Abend. Dergleichen ist in den Angestellten- und Großstadtreportagen unserer Tage noch nicht wieder erreicht; bei Zola sind es Stückchen aus einem Stück seines Hauptwerkes. — Ein in Deutschland kaum bekanntes Buch, „Die Geheimnisse von Marseille" (später erschien es als „Ein soziales Drama", dann endlich als „Familie Cazol"), war vom Verleger als Knallroman Sue'scher Gattung bestellt; Zola schreibt das Buch — nach eingehendem Studium von Prozeßakten. In dieser Vorarbeit empfing

tränkt". Zola müßte gewußt haben, daß die „Selbstverbrennung" ein Ammenmärchen ist; schon 1850 war anläßlich des Mordprozesses Goeritz die physikalische und physiologische Unmöglichkeit des Vorgangs durch Sachverständigen-Gutachten einwandfrei dargetan worden, die französische Fachliteratur hat die Frage ausgiebig erörtert. Zola aber macht für diesmal von der dichterischen Freiheit Gebrauch; es ist doch zu verlockend für den Naturalisten, lebendes Fett schmelzen und auf dem Boden eine Lache bilden zu lassen, einen alten Säufer in Qualm aufgehen und als leimigen Fettruß an den Wänden kleben zu sehen.

der „Penny-a-liner“ Emile Zola die Grundidee zu den Rougon-Macquart. Die Erhebung der Reportage zur ernsthaften Literaturgattung kann nicht eindrucksvoller illustriert werden.

Es liegt denn auch nahe, die neu erstarkende Vorliebe des lesenden Volkes für Zola mit dem lebhaften Beifall in Verbindung zu bringen, den die neue Literaturgattung der Reportage findet. Was steckt dahinter denn anderes als die zeitgemäße Wertung: nie können die Hervorbringungen dichterischer Phantasie so fesselnd sein, wie die nüchternen und brutalen Tatsachen des Lebens. Zeigt uns Tatsachen und behaltet eure Phantasien! — Sehen wir aber Zolas Rougon-Macquarts als Reportage an, so erhebt sich sein Werk zu turmhohem Abstand über das meiste, was uns unter diesem Namen in den letzten Jahren beschert wurde. Zola verdient geradezu, unsern Reportage-Verfassern als Musterbeispiel vorgehalten zu werden, und vier Fünftel der zeitgenössischen Reportagen verdienen kein besseres Schicksal, als daß eine an der Lektüre Zolas geschulte und anspruchsvoll gewordene Leserschaft sie an diesem Maßstab mißt, mit diesem Lot wägt — und zu leicht befindet.

Aber auch Zolas eigenes Spätwerk muß sich den Vergleich gefallen lassen. Schon in den „drei Städten“ zeigt sich die Neigung, nicht mehr so sehr darzustellen, als gesellschaftskritische Leistung zu vollbringen. Vielleicht steckt dahinter die Enttäuschung Zolas darüber, daß die neue Republik nicht besser war als das begrabene zweite Kaiserreich. Es scheint, als habe sich die Wandlung in Zola unter der Erschütterung seines Lebens durch die Affäre Dreyfus und im Londoner Exil vollendet; die drei (von den geplanten vier) Evangelien-Romane sind in ihrem prophetisch-utopischen Gehalt als Werk des einst begeistert-sachlichen Zola nur zu begreifen, wenn man annimmt, daß er den Glauben an seine Zeit und ihr Geschlecht verloren hat; nur die Verzweiflung an der Mitwelt kann so in Utopie und Zukunft flüchten. (Die Stammbäume der Froments in den Evangelien-Romanen reichen bis 1960!) Es nimmt dann nicht wunder, daß dieser Zug in dem während der Verbannung geschriebenen ersten Roman „Fruchtbarkeit“ noch nicht so kraß hervortritt, wie in „Die Arbeit“ und in dem ungenießbaren antiklerikal-philosemitischen Hetzroman „Die Wahrheit“, einer Paraphrase auf den Fall Dreyfus. Aus dem leidenschaftlich gerechten und sachlichen Schilderer der Gesellschaft ist ein sozialistischer Schwärmer und Prophet geworden; bezeichnenderweise hat Zola nämlich den wissenschaftlichen Marxismus (schon in „Das Geld“) als Utopie behandelt, dafür in „Die Arbeit“ die Verwirklichung des utopischen Fourierismus verkündet. Diese späten Romane sind nicht mehr „Kunstwerke, gleich Fenstern, durch die man die Schöpfung erblickt“ (seine eigenen Worte), sondern Gehäuse, in die man sich einkapselt, um die Schöpfung, an der man leidet, nicht mehr erblicken zu müssen.

Ich würde als Volksbibliothekar mindestens „Die Arbeit“ und „Die Wahrheit“ aus dem Bestand streichen — und ich weiß nicht, welcher Antrieb dabei der stärkere wäre: die volkspädagogische Verantwortlichkeit gegenüber dem Leser oder die Verehrung für „den andern Zola“, den jüngeren, sachlichen, lebensmutigen . . .

III

Da es hier nicht um Zola als literarische Gestalt, sondern um das heutige Volk als Zola-Leser geht, dürfen wir uns auf die Reihe der Rougon-Macquart-Romane beschränken.

Die Tainesche Dreiheit der Geschichte-bestimmenden Faktoren: Rasse — Moment — Milieu hat Zola zur Zweiheit „Milieu und Vererbung“ vereinfacht, und sein im „Roman experimental“ dargelegtes Programm der Rougon-Macquart war: einen Strom von Leben aus diesen Faktoren „wie im Experiment“ zu entwickeln. Darum verknüpft der Untertitel der Reihe: „Die Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich“ das Moment der Vererbung mit dem des geschichtlichen Milieus.

Sprechen wir es getrost aus: uns ist daran nur noch die Sozialgeschichte des zweiten Kaiserreichs wichtig; als Naturgeschichte einer Familie ist das Riesenwerk belanglos geworden. Das harte Urteil fordert Begründung. Zola hat den Stammbaum der Familien Rougon, Macquart und Mouret am Schreibtisch erdacht. Er ging von einem angenommenen Bestand an Erbanlagen aus, mischte aus diesen Elementen die Persönlichkeiten und vergaß auch nicht. Mutationen einzustreuen (Pascal, Angélique). Zola selbst hielt dies für ein „Experiment“. Aber das wirkliche Experiment beruht darauf, natürliche Bedingungen in kontrollierbarer Weise zu setzen; das ist bei einem konstruierten Stammbaum nicht der Fall; er ist daher erbbiologisch belanglos. Selbst wenn die Konstruktion auf erbbiologisch richtigen Erkenntnissen beruht, so bleibt sie doch nur eine der unendlich vielen Möglichkeiten, die auf Grund eines und desselben Ausgangsbestandes von Erbanlagen möglich wären. Es ist zuzugeben, daß erbbiologisch betrachtet kaum eine offensichtliche Unmöglichkeit oder nur Unwahrscheinlichkeit in dem Stammbaum nachzuweisen ist; das liegt aber nur daran, daß im Erbgang beinahe alles möglich ist.

Dazu kommt aber, daß die erbbiologischen Voraussetzungen Zolas heute nicht mehr standhalten. Er kannte Mendel, dessen Theorien die Grundlage der heutigen Erblehre bilden, nicht einmal dem Namen nach[1]. Seine Quellen sind längst überholt und waren zudem teilweise obskur. Wir finden bei Zola noch die „Vererbung aus der Seitenlinie“ neben dem ein Glied überspringenden Erbgang in direkter Abstammung; wir finden noch den Aberglauben, die Abkömmlinge eines Paares könnten durch eine frühere Paarung der Frau mit einem andern Mann erblich beeinflußt werden — ein Aberglaube, der biologisch völlig haltlos ist, wenn ihm auch heute noch Tierzüchter anhangen.

Die „erblichen Eigenschaften“, mit denen Zola arbeitet, sind nach dem heutigen Stand der Forschung hoch zusammengesetzt; einerseits trennt Zola in unzulässiger Weise zwischen körperlichen und geistigen Eigenschaften, anderseits läßt er im Erbgang Eigenschaften übertragen, die auf verschiedene Faktoren, oft gar nicht eindeutig auf Erbanlagen zurückzuführen sind: so gibt es mindestens vier verschiedene Arten von Trunksucht, und nie-

[1] Er konnte ihn kaum kennen, denn auch bei uns wurde Mendel erst lange nach seinem Tod, nämlich um 1900, im Zusammenhang mit den Forschungen von Czermack und de Vries „entdeckt“. Zolas Quellen waren Bernard und Lucas.

mals vererbt sich diese selbst; dagegen kann Alkoholismus der Eltern die Nachkommen in sehr verschiedener Weise schädigen, und Alkoholismus selbst kann die Folge mancher Erbübel sein (z. B. Flucht des Manischdepressiven, des Epileptikers, in den Rausch). Auch „Geiz", „Habsucht" u. ä. Eigenschaften sind viel zu kompliziert, um sie als Gegebenheiten „experimentell" zu handhaben usw. — Endlich hatte Zola, teils auf Grund des damaligen Standes der Forschung, teils weil er persönlich unzureichend unterrichtet war, eine recht mangelhafte Kenntnis der nervösen und geistigen Erkrankungen sowie ihrer Ursachen.

Diese wenigen Punkte, wenn auch von einer erschöpfenden Aufzählung der Mängel in Zolas physischer Familiengeschichte weit entfernt, genügen doch, um zu zeigen, was behauptet war: die Familiengeschichte ist als erbbiologisches Beispiel für uns wertlos.

*

Das hat für die Gegenwartbewertung des Gesamtwerkes eine wichtige Folge: Zola wollte zugleich die Sozialgeschichte des zweiten Kaiserreichs und die Erbgeschichte einer Familie schreiben. Es müssen im Rahmen seiner Absicht Rougons, Macquarts und Mourets sein, an denen die verschiedenen sozialen Milieus des Zeitraums 1848—1871 gezeigt werden. Fällt der familiengeschichtliche Wert für uns fort, so bleibt nur die Schilderung sozialer Typen belangvoll und es wird gleichgültig, ob und wie der Schieber Aristide Rougon-Saccard (Jagdbeute; Das Geld) mit dem Rentner François Mouret (Die Eroberung von Plassans) verwandt ist.

In der Anlage des Gesamtwerkes stehen aber keineswegs die Mitglieder der Sippe Rougon-Macquart zugleich auch überall im Mittelpunkt der „soziologischen" Handlung. Die Gewichte fallen eigentlich nur in „Excellenz Rougon", „Jagdbeute", „Schnapsbude", „Paradies der Damen", „Das Werk" und „Das Geld" zusammen. Sonst werden entweder in eine „soziologische Handlung" Sippenmitglieder irgendwie als bevorzugte Nebenfiguren verstrickt, oder ein soziales Milieu, das im Gesamtwerk nicht fehlen darf, wird als Hintergrund für den psychologischen Roman eines Sippenmitgliedes gewählt.

Beispiele: B a u c h v o n P a r i s. Die Haupthandlung ist soziologisch; die Hauptperson darin, der Revolutionär Florent, gehört nicht zur Familie. Lisa Quenu-Macquart und die Ihren sind in die Statisterie der Hallen eingereiht. — E r o b e r u n g v o n P l a s s a n s. Die soziologische Haupthandlung ist um den Abbé Faujas und die Beamtenschaft von Plassans (darunter die alten Rougons) gruppiert; das Familienschicksal der Mouret ist Nebenhandlung; die Verbindung ist künstlich konstruiert: Faujas ist Untermieter der Mouret. — E i n e L i e b e s g e s c h i c h t e: Psychologische Haupthandlung um Hélène Mouret. Milieu des gehobenen Bürgertums als Kulisse. — A m h ä u s l i c h e n H e r d: Hauptthema: die Sorge des Kleinbürgers um den „äußeren Schein". Octave Mouret ist hier eine Figur unter vielen. Zur Kernfigur wird er im „P a r a d i e s d e r D a m e n", wo das soziologische Thema (Warenhaus-Unternehmertum) an seiner Person entwickelt wird. — L e b e n s f r e u d e. Psychologisches Hauptthema: die Verfeinerung der soliden Bürgerlichkeit in Pauline Quenu. Der rechtliche, aber etwas massive Erwerbssinn der Lisa wendet

sich in der Tochter zu Menschenliebe und Humanität. Sozialer Hintergrund: untüchtiges, habgieriges Kleinbürgertum, heruntergekommene Landbevölkerung. — Germinal: Etienne Lantier(-Macquart) ist eine unter vielen Bergarbeiterfiguren. Hauptthema: Soziales Schicksal des Arbeiters in der Zeit der Entwicklung zum industriellen Großunternehmen. — Die Erde: Jean Macquart ist eine bevorzugte Figur in der Darstellung des ländlichen Lebens und agrarischen Denkens. — Der Zusammenbruch. Derselbe Jean — ein belangloser Unteroffizier bei Sedan und dann in den Kommunekämpfen. Er ist die Figur, in der einer unfähigen Generalität der brave und patriotische Poilu gegenübergestellt wird.

Zweierlei wird ersichtlich: 1. Wie die handelnden Personen in den einzelnen Bänden heißen und verwandt sind, daß sie überhaupt verwandt sind, ist für den heutigen Leser von untergeordnetem Interesse. Für uns könnte Zola ebensogut die Sozialmilieus seiner Zeit an beliebigen erdachten Personen und Familiengruppen dargestellt haben. Zola meint seine Figuren als Biotypen oder Charaktere und als Sozialtypen in Einem — uns sind sie wichtig als Typen ihrer Zeit und Umgebung. Zola will Persönliches und Familienschicksal auf dem Szenarium sozialer Zustände schildern — uns fesselt die Schaubühne, wir fassen die Zustände, lassen uns die Zeit interpretieren; die Figuren und ihr Schicksal treten in den Hintergrund der Unbenanntheit. Der genuß- und geltungssüchtige Sohn der Félicité, Aristide Saccard, wird uns zum Typus des Börsenspekulanten seiner Zeit — sein Name versinkt in Belanglosigkeit; Lisa muß nach Zolas Absicht eine Macquart sein, Tochter des Genießers Antoine und der unermüdlichen Arbeiterin Josefine Gavaudan — für uns bleibt sie nur die aus kleinstädtischem Proletariat aufgestiegene Vertreterin brutal rechtschaffener, tüchtig erwerbsgesinnter Kleinbürgerlichkeit.

2. Diejenigen Bände, die in erster Linie den sippen- und erbgeschichtlichen Absichten Zolas ihre Entstehung verdanken, sind für uns verzichtbar; der soziologische Wert des Gesamtwerkes wird durch ihr Fehlen nicht beeinträchtigt. Hervorragende Beispiele dafür sind: „Die Sünde des Abbé Mouret“, „Lebensfreude“, „Traum“ und wohl auch „Die Bestie im Menschen“[1].

Die beiden Grundlinien, auf denen Zola sein Werk aufgerichtet hat, treten viel deutlicher, als es hier bisher gezeigt wurde, im Abschluß der Reihe auseinander: das Werk hat in der Tat „zwei Schlüsse“. Die Sozialgeschichte des zweiten Kaiserreichs endet mit dem „Zusammenbruch“ — mit Sedan und der Commune. Im „Doktor Pascal“, dem letzten Bande, wird nur noch die

[1] Damit ist nicht über den sonstigen Wert der Bände geurteilt. Auf literarisch-künstlerische Wertung möchte ich verzichten. Dagegen ist wohl „Die Bestie“ als psycho-pathologisches Dokument des Sadismus unübertroffen (Zola selbst fürchtete, sie würde nur als solches gewertet, während er doch die Korruption der Rechtsprechung und das technische Wunder der Eisenbahn vor allem schildern wollte); die andern oben genannten Bände dagegen scheinen mir psychologisch schwach und unwahrscheinlich. — An Schilderungen sozialer Typen und Milieus fehlt es wohl auch in diesen Bänden nicht; aber sie treten hinter dem familien- und erbgeschichtlichen Interesse des Verfassers zurück, und die geschilderten Typen sind nicht in besonderm Maße für das zweite Kaiserreich kennzeichnend.

Familiengeschichte zu Ende geführt, z. T. in recht langatmigen genealogischen Zusammenfassungen, unterbrochen durch die erbbiologischen Lehrmeinungen Zolas, der hier sichtlich selbst durch die Maske Pascals spricht. Dieser letzte Band wäre nur als Zeugnis positivistischer Weltanschauung geistesgeschichtlich belangvoll, hätte für den heutigen Durchschnittsleser geringen Wert, wenn nicht der stille, zurückgezogene Gelehrte und Menschenfreund doch zur vollständigen Reihe der Sozialtypen gehörte.

IV

Den gesellschaftskundlichen Gehalt der Rougon-Macquart auch nur im Auszug auf Seiten zusammenzupressen, ist schon wegen der Eigenart aller soziographischen Leistung unmöglich; sie beruht ja gerade auf der Beschreibung, also auf dem Zusammenspiel der Details, nicht in der Durchführung und Belegung eines als These formulierbaren Grundgedankens.

So läßt sich also allgemein und summarisch nur sagen: das soziale Leben einer Epoche, nämlich des zweiten Kaiserreichs, wird in einer großen geschichtlichen Revue dargestellt, indem die Kulissen der verschiedenen Soziallagen, der Schichten und ihrer Milieus, mit zeittypischen Figuren bevölkert werden. Der Sozialstil, die politische Atmosphäre, das geschichtliche Seinsprinzip des zweiten Kaiserreichs gibt, allenthalben durchscheinend, die Szenenbeleuchtung.

In etwas deutlicheren Umrissen können Szenenfolge und Figurenbestand auf den sozialgeschichtlichen Wert des Gesamtwerkes hinweisen[1]. Die Einzelheiten, die zu diesem Zweck aufgeführt werden müssen, sind zwar bekannt; dennoch ist es nicht überflüssig, sie vorzuführen, weil die gedrängte Zusammenstellung in dieser Form einen starken, aus der bloßen Erinnerung des Zola-Lesers nicht zu schöpfenden Eindruck von dem umfassenden Reichtum der Situationen vermittelt.

1. Zuerst seien die großen Szenarien genannt. Revolution (I), Auflehnung (III) und politisch-militärischer Zusammenbruch (XIX) stehen am Anfang und Ende, in schicksalhafter Folgerichtigkeit die Epoche umspannend. Wo das politische Intrigenspiel der abseitigen Provinz (I, IV) die Vorderszene einnimmt, wird die große Politik der Metropole nur als ferner, unheimlicher Hintergrund geahnt. Bald aber wird sie zum Hauptthema (VI), begleitet (II, XVIII) kontrapunktisch das Motiv der Finanzspekulation und wirft endlich ihre Schatten über die Schlachtfelder (XIX). — Zustand und Umwälzung des Wirtschaftslebens bilden das Haupt- oder Neben-Motiv in vielen Bänden: Kleinhandel (III, als Nebenmotiv in VII und XI), Groß-

[1] Aus Gründen der Raumersparnis lasse ich hier die Liste der einzelnen Bände folgen und führe diese weiterhin nur mit ihren Ziffern an: I. Das Glück der Rougon, 1871 — II. Die Jagdbeute, 1874 — III. Der Bauch von Paris, 1874 — IV. Die Eroberung von Plassans, 1875 — V. Die Sünde des Abbé Mouret, 1875 — VI. Excellenz Rougon, 1876 — VII. Die Schnapsbude, 1877 — VIII. Ein Blättchen Liebe, 1878 — IX. Nana, 1880 — X. Am häuslichen Herd, 1882 — XI. Das Paradies der Damen, 1883 — XII. Die Lebensfreude, 1883 — XIII. Germinal, 1885 — XIV. Das Werk, 1886 — XV. Die Erde, 1889 — XVI. Der Traum, 1889 — XVII. Die Bestie im Menschen, 1890 — XVIII. Das Geld, 1891 — XIX. Der Zusammenbruch, 1892 — XX. Doktor Pascal, 1893.

handel (XI), Großindustrie (XIII) und Landwirtschaft (XV). Klassenkampf und Arbeiterbewegung sind der Inhalt von XIII, das künstlerische und literarische Gesicht der Epoche ist in XIV dargestellt. Das gesellschaftliche Leben der großen und halben Welt, Dekadenz, vergoldeter Sumpf und Genußjagd erfüllen mit ihrer Buntheit II, VI, IX und XVIII.

2. Die Reihe der Schauplätze ist minder reich, doch erschöpfend genug. Plassans in Südfrankreich, die kleine Provinzstadt (Aix), in der das große Geschehen der Haupttstadt in verkleinertem Abklatsch sich spiegelt, nur durch ferne Ausläufer seiner Erschütterungen spürbar wird (I, IV, V, XX), dann aber die Hauptstadt, die in Frankreich und für das französische Volk mehr bedeutet als sonst in irgendeinem Lande der Regierungssitz (II, III, VI bis XI, XIV, XVIII). Das Bauerndorf (XV), die Industriesiedlung (XIII), das Küstendorf (XII), das verschlafene, von der Zeit vergessene Landstädtchen der Picardie (XVI).

3. Keine soziale Schicht oder Berufsgruppe, deren Zustand und Lebenswelt nicht geschildert wäre. Der Hof, die Männer der hohen Politik und die Abgeordneten (VI), die immer eifersüchtigen und karrierehungrigen Beamten der Provinz (I, IV, VI), die politisierende Geistlichkeit (IV, VI). Der Revolutionär aller Typen (I, III, VI, XIII, XVIII). Das Heer (XIX), Börsianer und Spekulanten (II, XVIII), der Unternehmer der frühkapitalistischen Epoche und der Industrieritter (XIII); der weitschauende Gründer (X, XI) und der phantastische, unsolide Projektemacher (XII, XVIII). Die kleinen Kaufleute der Provinz (I) und der Hauptstadt (II, XI), die „kleinen Leute" schlechthin in ungezählten Typen (vor allem II, VII, X, XI, XVII). — Die Rentiers aller Grade (I, IV, XII). — Das politisierende Bürgertum (I, IV), der Provinzadel, der sich beleidigt zurückzieht (I, IV), der hauptstädtische Adel, der mit dem Zeitstrom schwimmt (II, VI, XVIII). Der Künstler (XIV), die Boheme (IX, XIV), die Halbwelt und Prostitution (IX). — Die bürgerliche Intelligenz (VIII, XX), die intellektuelle Halbwelt der Presse (II, VI, XIV, XVIII). — Der Handwerker (VII, XI), der Bauer (XV), die Handelsangestellten (XI) und der Arbeiter (VII, XIII).

Worauf es aber ankommt: diese Soziallagen sind nicht durch einzelne Beispiele, sondern je in einer Fülle von Sondertypen vertreten, sie sind in ihrem Element, an ihrem sozialen Standort mit unübertroffener Scharfsichtigkeit belauscht, bis ins Innerste durchleuchtet, ihre Art zu denken ist uns in farbigsten Abwandlungen nahegebracht. Man denke nur an die Arbeitergestalten im Germinal: sie stellen eine vollständige Reihe der Arbeitertypen von 1890 dar, vom resignierten Paria bis zum Gewerkschaftsfunktionär, vom gottergebenen Dulder bis zum Anarchisten. Mit den kleinen Leuten im „Bauch von Paris" und „Am häuslichen Herd" ist es nicht anders, und so fort in unabsehbarer Folge.

4. Die Situationen. Kein wichtiges Ereignis aus der Zeit des zweiten Kaiserreichs, das nicht als Anstoß oder Hintergrund des erdichteten Geschehens spürbar würde, vom italienischen Feldzug über den Krimkrieg, das mexikanische Abenteuer und die große Weltausstellung bis zur Commune. Im eigentlichen Sinne thematisch sind aber für den Historiker Zola nicht die Ereignisse, die eine Geschichtstabelle nennt, sondern die Vorgänge, die das Antlitz der Epoche prägen. Nur Beispiele: der Kampf zwischen Libera-

lismus und Kirche, auch sonst ein von Zola bevorzugtes Thema (IV, VI). Der Verzweiflungskampf des Kleinunternehmertums gegen das Großkapital ist in zwei Bänden dargestellt; Einzelunternehmer und anonyme Aktiengesellschaft sind das Motiv, aus dem im „Germinal“ das Thema „Arbeiterbewegung“ entwickelt wird; „Das Paradies der Damen“ dagegen schildert (heute so zeitgemäß wie nur je), wie der Kleinhändler vom Warenhaus übergeschluckt wird. Agrarpolitik, Schutzzoll und Freihandel sind Begleitthema zu der Schilderung des Bauern- und Farmertums in „Die Erde“. — Da ist die ganze auf äußeren Schein und Glanz gestellte, innerlich anbrüchige Zeit in erschütternden Bildern: die Ära der politisch-finanziellen Spekulation in den 50er Jahren (II), die französische Gründerzeit der 60er Jahre (XVIII) mit ihrem Börsenfieber, dem Größenwahn des konjunktur- und projektseligen Unternehmertums; Suezkanal, Weltausstellung und der Haussmannsche Umbau von Paris. Die wilde Genußjagd der Neureichen (II), die Demoralisation und Würdelosigkeit der großen Gesellschaft und des verbürgerlichten Adels (IX); einige Schritte tiefer in der sozialen Stufenleiter das gleiche Bild: der Mittelstand, der mehr scheinen möchte, als er ist, der den Leibriemen enger schnallt, um nach außen „auftreten“ zu können, Sitte und Moral auf der Zunge trägt und seine Schleichwege geht, in schmierigem Ehebruch, Mitgiftschwindel, Erbschleicherei und tausend kleinlichen Lastern (X)[1]. — Wer das Warenhaus (XI) schildert, wird nicht vergessen, worauf es ruht: den Verfall solider Konsumgewohnheiten, die Besessenheit von Flitterstaat und billiger Massenware; das ist nur Seitenstück zu den Stuckfassaden der neuen Boulevards und ein Abschnitt im großen Kapitel „Scheinwelt“. Noch eine Stufe tiefer, in „Die Schnapsbude“, strandet die Arbeiterfamilie nach kurzem Ansatz zum Aufstieg in Trunksucht und im Schmutz lumpenproletarischer Verkommenheit. — Die großen kulturellen Strömungen der Epoche ziehen in Bildern vorüber: das Motiv der modernen Technik klingt im Germinal an, „Die Bestie im Menschen“ ist nicht nur Kritik an der Justiz, sondern zugleich ein Denkmal für den Eisenbahnverkehr; „Das Geld“, voll von Luftgeschäft und Aktienschwindel, läßt doch Segen und solide Größe eines entstehenden Welthandels und Seeverkehrs ahnen. Sind im Germinal die Anfänge der Arbeiterbewegung geschildert, so fügt „Das Geld“ die Erscheinung des wissenschaftlichen Sozialismus in das Zeitbild ein; „Das Werk“ endlich enthält in den Disputen der Künstler und in einigen Schlüsselfiguren Theorie, Programm und Entstehungsgeschichte des Impressionismus[2], und in der Person des Doktor Pascal sind die modernen Naturwissenschaften, das materialistische Weltbild und die Humanität verkörpert.

Nur im Vorübergehen sei daran erinnert, mit welcher Meisterschaft in

---

[1] „Pot-bouille“, wörtlich der „Suppentopf“ (Zusammengekochtes) ist in der deutschen Ausgabe übersetzt „Am häuslichen Herd“. Das trifft an der Meinung vorbei. Eine richtige Übertragung wäre „Schmalhans Küchenmeister“, vielleicht auch „Außen hui, innen pfui“, oder „Fassade und Hinterhaus“. Thema ist das hinter äußerm Staat versteckte Darben, die moralische Anbrüchigkeit, die sich mit biedermännischer Achtbarkeit drapiert.

[2] Das zu Anfang geschilderte große Bild, das Claude ausstellen will, ist bis in Einzelheiten Manets berühmtes „Frühstück im Grünen“ (Galerie Martinet, Paris). Die Künstlerfiguren Cézanne und Manet sind verschmolzen.

„Das Paradies der Damen" die Organisation des Warenhauses bis in die Einzelheiten festgehalten ist, mit welcher Eindringlichkeit die neuen Methoden geschildert sind: Ausbau und Wirkungsweise des modernen Reklamewesens, die neuartige Verkäufertechnik u. a. m. Das alles ist nicht nur in Szenen als kleines Zeitbild hingemalt, sondern dargestellt als Begleiterscheinung und Folge des Grundprinzips eines Warenhauses: billig, aber in Massen verkaufen, und des Grundgedankens hochkapitalistischer Wirtschaft: Bedarfweckung, statt Bedarfdeckung.

Kein Charakterzug der Zeit, ihres sozialen und geistigen Lebens fehlt in dem großen Bilde.

5. Am Anfang fast jedes Bandes wird, wie in der Exposition eines Bühnenstückes, das Thema oder Milieumotiv durch eine charakteristische Szene angeschlagen. Der Zug der revolutionären Bauern und sein blutiges Ende durch feige List gesinnungsloser Bürgergarden leiten den ersten Band und damit die politische Handlung aller folgenden ein; wir spüren: auf Unterdrückung des Volkswillens und Macht der Bajonette stützt sich das zweite Kaiserreich, der Kaiser selbst ist willenlose Schaufigur in den Händen gesinnungsloser Cliquen (I). Der Nachmittagskorso der großen Welt und der Neureichen im Bois de Boulogne gibt den Auftakt zum Roman der Korruption, der Geld- und Genußjagd (II). Mit dem Erwachen der Hallen und der heimlichen Rückkehr des Deportierten beginnt die Schilderung der kleinen, satten Händlerwelt und der erbitterten Auflehnung im Volk (III). Ein fremder, unscheinbarer Abbé nistet sich als Untermieter in einem Bürgerhaus ein — und es folgt, wie er zäh und unscheinbar eine kleine Stadt sich botmäßig macht (IV). Eine Parlamentssitzung, von der Tribüne aus beobachtet, — so hebt das Schauspiel des Ringens um die Macht, der Ranküne und des politischen Cliquenwesens an (VI). Eine fleißige Wäscherin aus der Provinz wird vom Liebhaber bestohlen und mit ihren Kindern in der Großstadt verlassen — dieser Szene folgt kurzer Aufstieg, unverschuldetes Unglück, schuldiges Abgleiten in den Sumpf des Lumpenproletariats und Halbverbrechertums (VII). Die Lebewelt im Foyer des Revuetheaters — so geht der Vorhang zum Hexensabbat um die Dirne Nana auf (IX). Das läuferbelegte Treppenhaus eines bürgerlichen Miethauses, mit Stuck und imitiertem Marmor, einem Hof, der vom Unrat der Abfallkübel, vom Gekreisch des Hinterhausklatsches erfüllt ist — dies ist die gedrängte Vorschau auf die Komödie erheuchelter bürgerlicher Solidität (X). Der werbende Glanz der Warenhausschaufenster, ihnen gegenüber die eingeengte Armseligkeit des wackern alten Tuchhändlers — daraus entfaltet sich die Tragödie des Kleinhandels, der Siegeszug des Warenhauses (XI). — Das Zwiegespräch des jungen Arbeitsuchenden und des stumpf gewordenen Arbeitsinvaliden vor dem Hintergrund der Essen und Hochöfen, — so beginnt die graue Welt des Bergmannslebens mit Elend, Trunk und Familienzerfall, Solidarität und Angeberei, Streik, Sabotage, Aussperrung (XIII). Im geschäftigen Restaurant der Börsianer schürzen sich die Fäden zum phantastischen Aufstieg eines schon einmal Gestrandeten in die schwindelhaften Höhen der Finanzmacht (XVIII).

V

Ist die Geschichte des zweiten Kaiserreichs so wichtig, um sie auf Tausenden von Seiten zu lesen? Nein — nicht gerade diese Epoche ist wichtig, wohl aber das Werk als einziges Beispiel für die literarische Gestaltung des sozialen Gesamtbildes einer Zeit. Wir könnten höchstens wünschen, es möge uns ein Zola erstehen und er möge unsere eigne Epoche, die uns innerlich näher ist, gleich meisterhaft fassen und formen. Der Wert von Zolas Werk leuchtet erst voll auf beim Vergleich mit Balzacs „Menschlicher Komödie". Balzac und Zola — das ist eine Reihe von Gegensätzen: Revueartige Zufälligkeit der Szenen und planvoller Aufbau; literarische, ein wenig leichtfertige Grazie und schwerer Ernst des Gesellschaftskritikers; Groteske und Realität; Karikatur und Typus; interessierte Beobachtung und menschenbrüderliche Anteilnahme; Ironie und Gravität; Komödie und Schauspiel ... Die Reihe könnte lang werden — und unter unsern Gesichtspunkten nicht zu Balzacs Gunsten, mag er auch als Dichter ungleich größer gewesen sein. Das ist es: Balzac war Dichter, er hat „schöne Literatur" geschaffen, die uns vielleicht bezaubert. Was Zola uns gab, kann nur der Realist geben: ungeschminkten Bestand dessen, was ist.

Zola beschreibt; er retuschiert und stilisiert nicht; seine Gestalten sind Menschen, nicht mit Charakterzügen behangene Figuren. In seiner Schilderung ist er nicht parteiisch. Der Schieber Saccard ist Mitmensch, ein schlechter Mensch zwar, aber kein Teufel; den Politiker Eugen Rougon hätte ein anderer zum Tartüff gemacht — bei Zola bleibt er ein machtgläubiger, machthungriger Mensch mit viel Verstand, so intrigant wie geschickt, schmutzigen Mitteln nicht abgeneigt, wenn sie zum Ziel führen, aber er bleibt so, daß wir ihm sein eignes leidlich gutes Gewissen glauben können. Der zeitgenössische Kritiker ahnte kaum, daß er ein hohes Lob spendete, das Lob nüchterner Aufrichtigkeit, indem er schrieb: „Zola bezeugt nur mäßige Sympathie für seine unerquicklichen Helden." Er hätte richtiger schreiben sollen: das sind Romane, in denen es Hauptpersonen — aber keine Helden gibt. Zola spricht mit spürbarer Liebe von den Bauern — was ihn so wenig wie unsern gut deutschen Ludwig Thoma dazu verführt, eine Idylle des „unverdorbenen Landlebens" zu schreiben. Es ist ihm genau so ergangen, wie Thoma: man suchte ihn bei der Landbevölkerung anzuschwärzen, er verhöhne und verunglimpfe sie. Sein soziales Gerechtigkeitsgefühl steht beim Arbeiter — und doch schildert er ihn im Germinal gar nicht schmeichelhaft, sondern so, wie er ist. In Wahrheit hat sich Zola gerade durch diesen Mangel an Einseitigkeit unbeliebt gemacht; hätte er wirklich eine Schicht verleumdet, dafür einer andern zu Gefallen geschrieben, er wäre der blinden Zustimmung der Interessierten sicher gewesen. Herriot sagt richtig, Zola hätte sich weniger Feinde gemacht, wenn er sich darauf beschränkt hätte, die Laster bestimmter einzelner Volksschichten zu geißeln. In „Die Wahrheit" tut er es, den Liberalen und Sozialisten zu Gefallen. Gervaise („Die Schnapsbude") ist heruntergekommen — aber zugleich ein bedauernswertes Weib. Die untergehenden Kleinhändler können einem leid tun, und ihr Kampf gegen das wirtschaftliche Schicksal ist heroisch — soll man deshalb das Warenhaus verfluchen?

Im „Zusammenbruch“ gar steht Zola auf der Höhe der Objektivität. Die Härte des Siegers, deutsche Spionage, Heckenschützen und Standrecht, der etwas lächerliche Herr von Gartlauben — das alles steht außerhalb von Haß, Weinerlichkeit und moralischer Entrüstung. So war es — so ist der Krieg. Preußische Disziplin und die Planlosigkeit der eigenen Führung entscheiden; der französische Soldat könnte vielleicht für sein Land siegen; für seine Regierung vermag er nicht die letzten Kräfte einzusetzen. — Am „Ursprung“ (I) erschleicht die kaiserliche Herrschaft den Schein der Legitimität; mit den „gesetzlichen Machtmitteln“ drückt sie zwanzig Jahre lang dem Willen des Volkes die Kehle ab, überlärmt die Stimme der Nation mit prahlerischen Scheinerfolgen und erlogener Größe. Vor dem Ernst der Entscheidung zerflattert der Schein; offen gähnt der Abgrund zwischen Volk und Regierung, zwischen williger Gefolgschaft und Zwang. An seiner eigenen Hohlheit und Heuchelei geht das Kaiserreich zugrunde.

Als drapiertes Gespenst irrlichtert der Kaiser über die Felder und Hügel von Sedan. Krank, vom Tod gezeichnet, hoffnungslos, nur noch krampfhaft um Schein und Würde bemüht, die graue Haut mit Schminke übermalt — ein Opfer der verlogenen Rolle, die zu spielen und auf die zu verzichten er gleichermaßen zu schwach war. So ist er, eine grausige Wachsfigur, das Abbild seiner politischen Epoche. Was aber zwanzig Jahre lang verächtliche Schwäche und heuchlerischer Trug war, wird im Getümmel des Zusammenbruchs zur echten menschlichen Tragödie. Darin offenbart sich Zolas eigne sittliche Größe: wie er dem Kaiser, Inbegriff des politischen Trugspiels, das ihm, Zola, so hassenswert war, die menschliche Anteilnahme eines tragischen Untergangs gewährt.

Diese Unbestechlichkeit bei aller inneren Beteiligung ist vielleicht der höchste ethische Wert des Zolaschen Werks. Daraus ergibt sich aber eine wesentliche Folgerung für das Verhältnis des lesenden Volkes zu Zola. Der „Germinal“ ist in Deutschland geradezu eiserner Bestand der Arbeiterbüchereien geworden; die übrigen Bände der Reihe können sich — wenigstens im Leserkreis der Volksbüchereien — nicht gleicher Beliebtheit rühmen, manche sind kaum dem Namen nach bekannt. Diese einseitige Bevorzugung degradiert den „Germinal“ zu einem beliebigen Industrieroman und verbaut geradezu den Weg zum Verständnis dessen, was Zola zu bieten hat: nicht Darstellung dieser und jener Schicht, des einen oder andern Milieus, sondern eines Volkes, einer Gesellschaftsepoche in ihrer Gesamtheit. Daß der Arbeiter zuerst nach dem „Germinal“ greift, ist durchaus verständlich, aber es wäre höchst wünschenswert, daß man ihn dazu bewegen könnte, wenigstens die wichtigsten der übrigen Bände zu lesen. Das Bild des zum Klassenbewußtsein erwachenden organisationsreifen Arbeiters im „Germinal“ ist nicht vollständig ohne das Gegenbeispiel in „Die Schnapsbude“ — also des großstädtischen Arbeiters der proletarischen Frühzeit, der seinem Klassenschicksal nicht gewachsen ist und verkommt. Dieses Bild wiederum gewinnt perspektivische Tiefe aus dem ersten Bande; denn das Schicksal der in Paris sich verlierenden Gervaise ist als sozialer Typus nur ganz erklärt durch den Ursprung in der Schicht kleinstädtischer Gelegenheitsarbeiter. Die Wäscherin Gervaise aber hat Geschwister: jene Lisa, die in der Kleinstadt schon vom zwölften Jahr ab als Dienstmädchen dem elterlichen Milieu

entzogen ist, nicht mit einem Liebhaber, sondern unterm Patronat einer Dienstherrin in Paris einzieht, als Fleischersfrau zu Wohlstand kommt und ihre Tochter als Rentnerin hinterläßt; da ist weiter der Bruder Jean: Tischlergeselle (I), Solferino-Kämpfer, dann Landarbeiter in der Loir-Ebene, durch Einheirat Bauer (XV), Unteroffizier bei der Sedan-Armee (XIX), und wieder Bauer in der Nähe des Heimatstädtchens (XX). In solchen Zusammenhängen werden die typischen Wege der sozialen Umschichtung deutlich und sie gehören als wesentlicher Bestandteil zum sozialen Zeitbild.

Hier wird eine Einschränkung notwendig; wenn früher gesagt wurde, der familiengeschichtliche Zug in Zolas Werk sei überholt und belanglos, so bezog sich das (in der Begründung deutlich genug) auf die Naturgeschichte der Familie, den vererbungstheoretischen Gehalt. Das soziale Familienschicksal bleibt wesentlich. Nicht notwendig für den heutigen Wert des Gesamtwerkes ist der durchgehende Blutzusammenhang, notwendig aber sind die Zusammenhänge in engeren Bezirken der Sippe, nämlich eben so weit, wie sie sozial wirksam sind. Gerade dieses Motiv gewinnt in der Gegenwart wieder aktuelle Bedeutung, angesichts einer neuen und erstarkenden Forschungsrichtung: die Genealogie tritt aus der Enge chronistischen Interesses heraus und verbindet erbbiologische mit soziologischen Fragestellungen; sie wird zur soziologischen Sippenforschung. —

Wer „Nana" oder „Das Geld" je für sich als einen beliebigen Gesellschaftsroman nimmt, wird weder aus künstlerischen noch aus thematischen Erwägungen Anlaß sehen, den Benutzer der Volksbücherei auf diese Werke eigens hinzuweisen. Wer aber die „Rougon-Macquart" als Ganzes nimmt und von ihrem Bildungswert überzeugt ist, wird es tun. Nur solange diese Bände allein und zusammenhangslos stehen, wird etwa der Arbeiter sie nur „zu Entrüstungszwecken" lesen, wird er in ihnen eine Stütze für seine „klassenbewußte" moralische Selbstgerechtigkeit finden, in dem Sinne: „Da sieht man wieder einmal die Verkommenheit des Bürgertums." Er kann es nicht mehr, wenn die moralischen Bilder der „Schnapsbude" und „Erde" danebenstehen.

Die Unbestechlichkeit von Zolas sozialer Schau und Kritik offenbart sich nicht so sehr im einzelnen Bild als in der ganzen Bilderfolge; und nur aus der Bilderfolge gewinnt der Leser die unendlich farbige und bei aller Kritik nirgends bösartig verzerrte Schau einer Epoche und ihrer Gesellschaft. Im einzelnen Bande begegnen dem Leser „gute" und „böse", glückliche und unglückliche Menschen; über die Kette der Bände[1] hinweg verblassen diese Wertungen hinter der bewegten Dramatik eines gewaltigen, überpersönlichen Geschehens.

*

Nach Niederschrift des vorstehenden Aufsatzes gehen mir zwei neue Zola-Bücher zu, beide aus dem Französischen übersetzt:

Denise Leblond-Zola: Zola, sein Leben, sein Werk, sein Kampf. Hrsg. u. komm. von F. C. Weiskopf. Berlin 1932, Malik. 329 S. Preis geb. 5.50 RM.

[1] Einzelne Bände sind gleichwohl — aus früher genannten Gründen — entbehrlich: V. Die Sünde des Abbé Mouret. VIII. Ein Blättchen Liebe. XII. Die Lebensfreude. XVI. Der Traum. Vielleicht auch: XVII. Die Bestie im Menschen.

Henri Barbusse: Zola. Der Roman seines Lebens. Deutsch von Lyonel Dunin. Berlin 1932, Zsolnay. 346 Seiten. Preis geb. 6.50 RM.

Beide Werke lassen uns nur um so stärker eine deutsche Ausgabe der großen Biographie von Lepelletier vermissen.

Das Buch der Tochter Zolas (aus den Beziehungen, die der schon alternde Mann, späterhin mit Wissen seiner Frau, zu Jeanne Rozerot hatte) gibt ein im ganzen recht lebendiges Bild von seinem an Arbeit und Erfolgen, aber auch an Fehlschlägen so reichen Leben. Wo von seinem Privatleben die Rede ist, konnte die Verfasserin nicht ganz die Mängel vermeiden, die sich allzuleicht einstellen, wenn nächste Angehörige über ihre vergötterten Toten schreiben: für meinen Geschmack ein wenig zu persönliche Erinnerungen und Einzelheiten.

Die künstlerische Entwicklung und die politischen Kämpfe Zolas sind dagegen in deutscher Sprache bisher noch nicht so eindrucksvoll dargestellt. Es ist dankenswert, daß der Übersetzer durch Einschaltungen aus eigenem Wissen ergänzt, was dem deutschen Leser an Kenntnis der französischen Literatur- und damaligen Zeitgeschichte fehlt. So ist das Buch zugleich eine gute Einführung in die Entstehungsgeschichte des französischen Naturalismus, wirkungsvoll illustriert durch Karikaturen aus der Zeit, die teilweise zeichnerisch auf hohem Niveau stehen. (Zu begrüßen ist, daß André Gill nur mit einer seiner zahlreichen Karikaturen vertreten ist; er hat ja 1880 in aller Form bei Zola Abbitte getan.)

Bitter enttäuschen muß dagegen das Buch von Barbusse. Warum es als Roman bezeichnet wird, ist unerfindlich, denn es ist in Wahrheit eine Chronik (einschließlich der Skandalchronik) des französischen Naturalismus, stellenweise verbunden mit einer recht herben Literaturkritik — natürlich von dem nachgerade verletzend einseitigen politischen Standpunkt Barbusses aus. Für den Volksbibliothekar sei nur vermerkt: bei flüchtiger Zählung stellte ich gegen 300 Namen von Künstlern, Literaten, Journalisten und Politikern des damaligen Frankreich fest — Namen, von denen auch der recht gut gebildete deutsche Leser die meisten zum erstenmal hört, die ihm also gar nichts sagen.

Das persönliche Leben Zolas ist eigentlich nur in drei kurzen Abschnitten nebenher berührt. Auch die Affäre Dreyfus ist kurz abgetan.

Barbusses Kritik an Zola und seinem Werk ist — wie man sich denken kann — der dem vorausgehenden Aufsatz zugrundeliegenden Würdigung gerade entgegengesetzt. Bezeichnend ist z. B. für die Art der Bewertung ein Satz auf S. 245: „er war patriotisch, also sentimental-nationalistisch gesinnt". Der Zola der Rougon-Macquart erscheint Barbusse zu bürgerlich, zu neutral, zu objektiv. Auch er hebt die Wandlung hervor, die mit den „drei Städten" einsetzt und sich im Londoner Exil vollendet. Aber gerade der späte Zola ist ihm erst der vollendete, und mit einer kaum noch zu verstehenden Gedankenwendung sucht er davon zu überzeugen, die utopischen Evangelienromane seien erst der richtige Naturalismus.

Bei alledem ist das Buch mit bedeutendem Geschick geschrieben; sonst wäre es ja auch unmöglich, die Chronik einer literarisch-künstlerischen Epoche mit Spannung, wirklich mit Spannung, zu lesen. Dazu trägt nicht wenig die Tatsache bei, daß Barbusse im Dialog den auftretenden Personen Redewendungen in den Mund legt, die — durch unveröffentlichte Briefe belegt — in der Tat auf sie zurückgehen. Warum aber: „Zola. Der Roman seines Lebens"? Von Zola ist nicht mit einem Wort mehr die Rede, als es auch in einem Buch nötig wäre, das den Titel führte: „Ursprung und Entfaltung des französischen Naturalismus".

Dr. Theodor Geiger

„Dichterglaube"

Man könnte versucht sein, angesichts des vorliegenden Buches[1] an eine Legende zu denken. Man würde dann von Petrus erzählen, der vor Gott Vater tritt und sich über die Dichter beklagt. Sie redeten ja oft von Gott und über Gott in ihren Werken, aber keiner wisse, wie es eigentlich gemeint sei. Und wenn man glaube, sie einfangen und einordnen zu können, dann entwichen sie wieder, und wenn man sie gar mit Worten zitiere, so könnten sie immer noch sagen, sie hätten mit diesen Worten gar nicht sich selber sprechen lassen, sondern einen andern. Und so wisse man nie, woran man mit ihnen sei. Und ob man nicht einmal eine große Umfrage veranstalten solle, bei der sie endlich Farbe bekennen müßten. Darauf Gott Vater gütig verweisend: Sie würden ja wohl auf ihre Werke zeigen, wo er schon inne wohne, und wenn Er dort nicht sei, so würde Ihn auch die Umfrage kaum zutage fördern. Aber Sankt Petrus voller Eifer: Das würde nur einigen einfallen, und die andern könne man getrost antworten lassen. Und Gott Vater würde sacht überlegen, in welchem Jahrhundert sich die Menschheit befände, denn dem Scheiterhaufen wolle er seine lieben Dichter nicht ausliefern, und als er merkte, daß es das immerhin ungefährliche 20. Jahrhundert war, würde er lächelnd seinen eifrigen Petrus gewähren lassen und ihm erlauben, daß er auf eine oder die andere Art schon einmal eine solche Umfrage zustandebringen dürfe. Worauf dann das Buch „Dichterglaube", von Harald Braun herausgegeben, entstanden sei, das 90 europäische Autoren über ihre Stellung zur Religion befragt.

Wir kommen aus einer Zeit, in der es weithin zum guten Ton gehörte, nicht über Religion zu reden. Man pflegte es mit Keuschheit und Ehrfurcht zu entschuldigen, aber neben mancher berechtigten Scheu stand eine ganze Welt von Zaghaftigkeit, Unbeholfenheit, Angst vor Auseinandersetzungen. Und die Tatsache einer solchen Umfrage, die Tatsache, daß ihr wirklich von Autoren aller Typen, Dichtern von Ruf geantwortet wurde, erleuchtet blitzartig die neue Lage, in der wir uns befinden. Nämlich die einer Zeit, die das Bekenntnis neu wertet, und der der „l'art pour l'art-Standpunkt" nichts mehr zu sagen hat. In einer Zeit, die ein Mißtrauen gegen Worte verbindet mit der Sehnsucht nach festen Antworten, in denen der ganze Mensch eingefangen ist. So ist das Entstehen des Buches, seine Fragestellung und seine Bereitwilligkeit zur Antwort ein Zeitdokument und muß als solches gewertet werden.

Und die Autoren selbst?

Das Buch ist kein Dichterlexikon. Es steht nichts vom Leben darin — nicht einmal das Alter, nicht die Werke der Dichter neben ihren Autoren, und wir müssen uns auf unsere eigene Kenntnis verlassen, um den Boden zu wissen, auf dem die Bekenntnisse wachsen, und von dem her sie allein beurteilt werden können. Der auch eingerechnet werden muß, wenn man sie miteinander vergleichen möchte. Paul Claudels Äußerung und die von August Winnig (um einen herauszugreifen) zu vergleichen, wie sie dastehen, wäre, wie wenn man zwei Brüche mit verschiedenen Nennern von einander abzöge.

Aber dieser eine Nenner, wie fern liegt er uns! Über die Einheitlichkeit, die aus der Fragestellung kommt, geht es kaum noch hinweg.

Vier „Angelpunkte der Überlegung" wurden genannt: Religion — Christentum — Konfession — Kirche. Und man könnte versucht sein einzuteilen: in

[1] Dichterglaube. Stimmen religiösen Erlebens. Herausgegeben von Harald Braun. Berlin 1931, Eckart-Verlag. 357 Seiten. Preis 8.50 RM.

die wenigen, denen die vier in eine Ganzheit zusammenfallen, aus der sie ihr Leben leben: Paul Claudel — Gertrud von le Fort — Paula Grogger — Ruth Schaumann — Richard von Schaukal (die Katholiken); Agnes Miegel — Gerhard Menzel — Hildur Dixelius — Emmanuel Stickelberger — Hesselbacher (die Protestanten); weiter in die, denen noch die drei ersten Begriffe von der Klammer ihres Erlebens zusammengehalten werden, und die gerade dadurch in eine ablehnende Stellung ihrer Kirche gegenüber gedrängt werden — es sind vor allem Dichter, die sich noch zum Protestantismus rechnen, wie: Otto Brües, Hermann Claudius, Johst, Hermann Krüger, oder auch Jakob Schaffner, Ricarda Huch, Anna Schieber, um einige herauszugreifen, aber auch Schnacks kluge Worte über den fehlenden gemeinsamen religiösen Grund der Deutschen begegnen sich hier mit Frieda Krazes katholischem Heimweh.

Und dann die vielen, die von einem Christentum sprechen, das sie über den Konfessionen sehen, und die meisten, die sich flüchten in die Religion schlechthin und im großen ignoramus, ignorabimus ihr religiöses Gefühl suchen und entladen.

Und schließlich wieder wenige, die knapp und tapfer sagen: „Ich glaube an nichts. Besser: ich bin nicht imstande, an irgend etwas zu glauben“ (Manfred Hausmann), oder wie Ernst Toller: „In der sozialen Ordnung ist der Mensch alles. In der kosmischen . . . Was wissen wir? Daß jeder allein stirbt.“ Menschen, für die die Antwort von Paul Gurk gilt: „Wer um Gott verzweifelt, der ist ihm am nächsten.“

Aber indem man so zu ordnen versucht, erkennt man gleichzeitig die Unmöglichkeit, dadurch dem Buch gerecht zu werden, sieht, daß etwa die großen Beiträge von Paul Alverdes, Frank Thieß, Albrecht Schaeffer überhaupt noch keinen Platz fanden. So versucht man das Ganze zu fragen. W a s i s t n u n n e u ? W a s f ö r d e r t u n s e r e E r k e n n t n i s ? Wo gehen Türen auf?

Ich glaube nicht, daß das Ergebnis des Buches nach dieser Richtung hin groß ist. Gogarten hat mit der ungeheuren Schärfe seiner Position in einer Besprechung im „Eckart“ nachgewiesen[1], wie gerade in den Bedenken, Anmerkungen, Zweifeln gegenüber den einzelnen Konfessionen nichts wäre, was über den Gedankengehalt des 19. Jahrhunderts herausführe; daß alles, was gesagt würde, nur in einer verwässerten Form den alten Idealismus neu aufputze. In der Einseitigkeit seiner Schau, die den ganzen Abgrund zwischen der Vorstellungswelt der heutigen Gebildeten und der dialektischen Theologie aufreißt, steckt etwas Wahres: Tatsächlich unterscheiden sich die „Dichterstimmen“ nur im Ausdruck von der ganzen Skala der Antworten, die man in der breiten Schicht unserer Gebildeten auf die Frage nach der Religion bekommen kann. Zukunftweisend erscheinen einem nur sehr wenige. Aber der Dienst des Dichters liegt selten in der Prophetie und fast immer in der Gestaltung des Gegenwärtigen. S t ä r k e r e r s c h e i n t m i r d e r E r t r a g d e s B u c h e s , d e r s i c h g e w i s s e r m a ß e n u n a b s i c h t l i c h e r g i b t .

Fast alle fangen bei der K i n d h e i t an. Es ist, als risse die Frage, die so unverhüllt in der Erwartung einer verpflichtenden Antwort noch nicht an sie gestellt wurde, einen Schleier auf, und es höben sich langsam vergessene Dinge aus dem Dunkel. „Wie war es bei uns in der Konfirmandenstunde?“ fragen die Protestanten; „bei der ersten Kommunion“, die Katholiken. Und es fällt ein

[1] Eckart. 8. Jg. 1932. S. 241 ff.. Auf diese Besprechung sei als notwendige Ergänzung zu dem obenstehenden Beitrag hingewiesen. Die Bedeutung dieser Sammlung liegt nicht zuletzt darin, daß sie Material und Ausgangspunkt zu Betrachtungen von den verschiedensten Fragestellungen aus bietet. D. S.

heller Schein auf die Mutter oder den Vater, der für den erwachsen Werdenden einige Worte fand.

Oder die Landschaft! Neunzig nebeneinander, und es ist kaum einer darunter (abgesehen von den verhältnismäßig wenigen, die den Sinn der Frage nicht ernst genug nehmen und oberflächlich oder doktrinär antworten), dem man nicht die Landschaft in seiner Antwort abspürte, das Herkommen, das Kinderland, die reformierte, aufgeklärte, lutherische, sektiererische, deutsch-katholische oder österreichisch-katholische Luft, Süden oder Norden, Stadt oder Land, in dem er aufwuchs.

Daß die religiöse Grundhaltung des Kindes und Jugendlichen — ganz abgesehen von seinen späteren Ansichten — für den Mann und die Frau schlechthin bestimmend ist, läßt sich hier deutlich aufzeigen.

Am stärksten aber hat es mich ergriffen, die ungeheuerliche Wirkung des Krieges auf den religiösen Werdegang aller, die an der Front waren, zu sehen. Wie durch einen breiten Graben von Blut ist der Frieden getrennt von der Gegenwart. Die Predigten im Feld, die Haltung beider Konfessionen im Krieg haben bei vielen die Stellung zum Christentum erschüttert. Aber auch darüber hinaus — es ist keiner von denen, die sich hier äußern, wiedergekommen, wie er hinausging. Wir sind ja nicht arm an Äußerungen über den Krieg, aber dadurch, daß hier der Krieg nicht im Mittelpunkt der Betrachtung oder Besprechung steht, ist ein Kriegsbuch eigener Art entstanden, das etwa als Ergänzung der Lebenden zu den „Kriegsbriefen gefallener Studenten“ genannt werden könnte. — Es ließe sich noch manches sagen. Man könnte etwa die Äußerungen der Dichterinnen in diesem Buch zusammenfassen und den männlichen gegenüberstellen, oder man könnte die Form der Beiträge miteinander vergleichen. Und man könnte und müßte nicht nur die Verschiedenartigkeit, sondern auch den sehr unterschiedlichen Wert der Beiträge und ihre Bedeutung für die Beurteilung der Autoren aufweisen.

Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß der Leserkreis, der für das ganze Buch in Frage kommt, nur ein literarisch und weltanschaulich interessierter, ja literarisch gebildeter sein kann. Das schließt aber nicht aus, daß für bestimmte Zwecke, zum Vorlesen oder als Ergänzung eines Vortrages einzelne Beiträge dieses Buches immer wieder verwendet werden können. —

Die Legende hätte zum Schluß erzählen müssen, wie Petrus mit dem Buch vor Gott Vater getreten sei und betrübt versichert habe, er sei nun so klug wie zuvor. Und der Herrgott habe lächelnd das Buch durchgeblättert und erwidert: „Es sind doch alles meine Kinder.“ Und als Petrus ratlos gefragt habe, was dann aber wohl die Kirche tun solle, habe der Herrgott das Buch wieder aufgeschlagen und auf einige Zeilen gewiesen, die am Schluß einer der Antworten standen:

„Die Kirchen müssen den Mut haben, intolerant zu sein, und die Toleranz Gott überlassen, der allein weiß, wo es angebracht ist, Duldung zu üben. Dann werden sie zu Felsen werden können, an denen die, die in der großen Freiheit ihre tausend Schiffbrüche erlitten haben, Halt, Schirm und Schutz suchen und finden werden.“

Esther von Kirchbach

Preußische Büchereipolitik

Zum 1. Dezember 1932 hat die kommissarische Preußenregierung die Abteilung für freies Volksbildungswesen (U.V.) im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung aufgehoben und damit zugleich das Fachreferat für das Volkshochschul- und Volksbüchereiwesen beseitigt. Ein Referent aus der Schulabteilung, Ministerialrat Haas, wird künftig neben seiner den pädagogischen Akademien geltenden Hauptarbeit das freie Volksbildungswesen mitbetreuen. Daß das eine wesentliche Veränderung der staatlichen Mitarbeit auf diesem Gebiet bedeutet, liegt auf der Hand.

Es ist jetzt nicht der Zeitpunkt, die Arbeit, die von dieser Abteilung geleistet worden ist, im Zusammenhang darzustellen. Anläßlich des Todes Robert v. Erdbergs, der bis in seine letzten Lebenstage hinein um die Herausarbeitung einer klaren bildungspolitischen Linie für diese Abteilung gerungen hat, und anläßlich des durch Krankheit leider zu früh erfolgten Ausscheidens des treuen Eckarts dieser Abteilung, Ministerialdirektor Kaestners, ist einiges Allgemeine darüber gesagt worden. Die Geschichte des deutschen Volksbildungswesens wird an den Jahren 1919—1932, wo U.V. bestand, nicht achtlos vorübergehen können. Doch das ist heute nicht unsere Sorge. Zwingend aber verlangt der Augenblick die Feststellung, bis zu welchem Punkt die Arbeit von U.V. gediehen ist, damit wir erkennen können, wo wir und wie wir im Kampf um die Erhaltung und den Ausbau des öffentlichen Büchereiwesens unsere Kräfte einsetzen müssen.

Als v. Erdberg 1919 das Referat für das Volksbildungswesen übernahm, befanden sich die volkstümlichen Büchereien noch mitten im Kampf um ihre öffentliche Anerkennung. Es ist hierfür bezeichnend, daß in der Reichsverfassung als besonders förderungsbedürftig das Volkshochschul-, nicht aber das doch viel ältere und viel verbreitetere Volksbüchereiwesen erwähnt wurde; ferner, daß U.V. im internen Dienstbetrieb stets als das „Volkshochschulreferat" bezeichnet wurde. Nun sind das gewiß Äußerlichkeiten, aber das gleiche gilt auch für die wichtigeren Seiten der Sache. Das öffentliche Bewußtsein war damals ungleich stärker von anderen volksbildnerischen Aufgaben und Einrichtungen erfüllt als gerade von unserer Arbeit. Und das hat mannigfache Gründe. Nicht zuletzt waren es die starken innerberuflichen Gegensätze innerhalb der Kreise der Volksbibliothekare selbst, die hier hemmend wirkten; v. Erdberg war seiner ganzen Art nach nicht der Mann des Ausgleichs und der Zusammenfügung, sondern der Entscheidung und der überzeugungsgebundenen Stellungnahme. Er hielt es für das Gegebene, sich bei seiner amtlichen Arbeit nicht auf die vom Preußischen Ministerium in Verbindung mit der Jubiläums-Stiftung Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht errichtete „Zentrale für Volksbücherei" in Berlin, sondern auf die Leipziger Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen zu stützen. Daß dadurch die innerberuflichen Gegensätze im Büchereiwesen nicht behoben werden konnten, war v. Erdberg klar, und so sehr er das persönlich bedauerte, so sah er doch seine Aufgabe darin, in der Leipziger Zentralstelle eine in volksbibliothekarischen Fachfragen zuverlässige und zur Durchführung ihrer Aufgaben sachlich wohlgeeignete Stelle auszubauen. Das hat er in den Jahren seiner Tätigkeit erreicht. Die Spannungen, die dadurch im Volksbüchereiwesen weiter verstärkt wurden, hat dann erst Erdbergs Nachfolger auszugleichen gesucht, und dabei die überaus erfreuliche Mitarbeit nahezu aller volksbibliothekarischer Kreise gefunden. Die Schwierigkeit, die für Erdberg in seiner Eigenschaft als preußischer Referent darin lag, daß er vorwiegend mit einer außerhalb Preußens liegen-

den Stelle arbeitete, konnte später durch Verlegung einer wichtigen Abteilung der Zentralstelle nach Berlin behoben werden; und daß diese Abteilung beim Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht ihre Unterkunft fand, darf vielleicht als erfreuliches Symptom gewertet werden. Daß der Verband Deutscher Volksbibliothekare seine Berliner Geschäftsstelle auch mit dieser Stelle verbunden hat, ist als eine besonders glückliche Entwicklung zu begrüßen.

Die drei großen Aufgaben im Volksbüchereiwesen, die v. Erdberg bei Beginn seiner Arbeit vorfand, lagen auf folgenden Gebieten: Ausbau des ländlichen Büchereiwesens, Schaffung geeigneter Ausbildungsmöglichkeiten für hauptamtliche Volksbibliothekare und Einbau der Büchereiarbeit in das Gesamtbildungswesen unseres Volkes.

I. Die Lösung der ersten Aufgabe ist durch Ausbau der Staatlichen Beratungsstellen angestrebt worden, deren Muster schon in der Vorkriegszeit entwickelt worden war. Das Beratungsstellenwesen ist von U.V. nicht nach zentralistischen Gesichtspunkten durchgeführt worden. Vielmehr war v. Erdberg der Meinung, daß Beratungsstellen nur da errichtet werden sollten, wo die Entfaltung des betreffenden provinziellen oder bezirklichen Büchereiwesens entsprechend fortgeschritten und zugleich in einer gut ausgebauten, hauptamtlich geleiteten Bücherei und ihrem fachlich qualifizierten Leiter die Vorbedingung für befriedigende Arbeit einer Beratungsstelle gegeben schien. Trotz der dadurch gebotenen Zurückhaltung ist es im Laufe der Zeit erreicht worden, daß jetzt in allen Provinzen Beratungsstellen vorhanden sind, wenn auch einzelne von ihnen — z. B. Frankfurt a. d. Oder, Kassel, Merseburg — nur für je einen Regierungsbezirk tätig und die anderen Regierungsbezirke der betreffenden Provinzen noch unversorgt sind. — Besonderer Fürsorge hat sich auch das Grenzbüchereiwesen zu erfreuen gehabt, wobei allerdings zu bemerken ist, daß es hier infolge der Teilung der Zuständigkeiten zwischen Reich und Preußen nicht immer zu einem voll befriedigenden Einsatz der amtlichen Mittel und Auswertung aller vorhandenen Möglichkeiten gekommen ist.

Das Netz von Beratungsstellen ist also einigermaßen zulänglich ausgebaut. Ganz anders aber liegt es bei den einzelnen Beratungsstellen selbst. Zunächst fehlt es den meisten Stellen noch an den erforderlichen Arbeitskräften. Selbst vor der großen Kürzung der amtlichen Mittel waren die Beratungsstellen, bis auf ganz wenige, nicht entfernt in dem für ihre Arbeit erforderlichen Maße mit Kräften und Mitteln ausgestattet. Seit 1931 aber mußten ihnen auch die geringen Zuschüsse in einem Maße gekürzt werden, das für die Arbeit unerträglich ist. Darüber hinaus ist mit der Streichung der Verteilungsmittel, die die Oberpräsidenten zur Förderung des Büchereiwesens erhielten, und die sie unter gutachtlicher Mitwirkung der Büchereiberatungsstellen verausgabten, den Beratungsstellen die Möglichkeit praktischer Arbeit im ländlichen Büchereiwesen so sehr eingeschränkt, daß vieles von dem, was in den besseren Jahren aufzubauen begonnen worden war, dem Verfall ausgesetzt ist.

Die Herbeiführung engerer Fühlungnahme der Beratungsstellen untereinander und die daraus sich ergebende berufskundliche Klärung und gegenseitige Förderung ist in den vergangenen Jahren gerade erst eingeleitet worden. Früher haben hier auch durch die innerberuflichen Gegensätze Schwierigkeiten bestanden. In den letzten Jahren, wo diese Gegensätze sich verringerten, haben U.V. die Mittel gefehlt, um mehr als ein vereinzelt gebliebenes Mal die Leiter der Beratungsstellen zu einer Arbeitsbesprechung zusammenzuführen.

Beim Beratungsstellenwesen, das besonders für das ländliche Büchereiwesen entscheidende Bedeutung hat, muß noch mit einem Wort auf das konfessionelle Büchereiwesen hingewiesen werden. Hier ist die Stellungnahme des Staates nicht einheitlich gewesen. Entsprechend der Auffassung, die v. Erdberg in seinem ganzen volksbildnerischen Wirken vertreten hat, hat er die Wertschätzung konfessioneller Bildungsarbeit niemals verleugnet, hat aber stets betont, daß aus staatlichen Mitteln nur Öffentliche Büchereien gefördert werden können. Er verstand dabei unter Öffentlichen Büchereien nach seinen eindeutigen Äußerungen nur solche Büchereien, die allen Einwohnern des betreffenden Ortes zugänglich und im Buchbestand so ausgestattet sind, daß die berechtigten Lesebedürfnisse aller Besucher befriedigt werden können. Es liegt auf der Hand, daß von diesem Standpunkt aus eine konfessionell oder weltanschaulich orientierte Bücherei nur dann in den Kreis öffentlich zu fördernder Einrichtungen aufgenommen werden kann, wenn die Bevölkerung des betreffenden Ortes einheitlich der Weltanschauungsgruppe angehört, von der die Bücherei getragen wird. Dieser Fall dürfte allerdings nur in verhältnismäßig engen Bezirken Deutschlands heute noch vorkommen, und so entbehrt die staatliche Anerkennung von Beratungsstellen der einzelnen konfessionellen Gruppen der Folgerichtigkeit. Es sei denn, daß die betreffenden Büchereistellen sich bewußt auf den kleinen Kreis der oben bezeichneten Büchereien beschränken, bei denen öffentlicher Charakter und weltanschauliche Bindung keinen Gegensatz bedeuten.

II. Die andere wichtige Aufgabe der staatlichen Büchereipolitik lag in der Schaffung geeigneter Ausbildungsmöglichkeiten für den Nachwuchs. Die Maßnahmen, die auf diesem Gebiet getroffen wurden, sind hinlänglich bekannt. Nach jahrelangen Kämpfen gelang es, die Interessen der wissenschaftlichen Bibliotheken und der Volksbüchereien so weit auszugleichen, daß in der Ausbildungsordnung vom 24. 9. 1930 ein Kompromiß zustande kam, das wenigstens die dringlichsten Forderungen der Volksbibliothekare berücksichtigte. Allerdings wird die Verbindung der volksbibliothekarischen Ausbildung mit der für den mittleren wissenschaftlichen Dienst auch in der Form, wie sie heute vorliegt, auf die Dauer nicht die Zustimmung der Volksbibliothekare finden können, und wenn auch, infolge der weitgehend eingetretenen sauberen Trennung der beiden Zweige, in der Durchführung dieser Prüfungsordnung Reibungen im allgemeinen vermieden werden, so ist doch schon jetzt deutlich, daß sowohl bei der Auswahl der Praktikanten für die beiden Dienstzweige, wie auch bei der Ausbildung ganz verschiedene Anforderungen gestellt werden. Je sorgfältiger die beteiligten Stellen bei der Ausführung der Prüfungsordnung von 1930 verfahren, um so deutlicher wird diese Verschiedenheit. Es ist eben an der Richtigkeit der Behauptung, die die Volksbibliothekare nun seit Jahrzehnten bei der Ausbildungsdiskussion vertreten haben, nicht zu rütteln, daß die beiden Berufszweige praktisch nahezu nichts miteinander zu tun haben. An einer Einzelfrage wird dieser Tatbestand in Zukunft noch ganz deutlich werden: an der Ausführung des Paragraphen 17 der Prüfungsordnung betr. den Übergang aus dem einen Berufszweig in den anderen. Gerade heute, wo die Berufsaussichten für die Absolventen des einen oder anderen Zweiges schlecht sind, taucht verständlicherweise häufig der Gedanke auf, man könne die Zeit, wo man doch noch keine Anstellung hat, dazu verwenden, sich auf die Übergangsprüfung vorzubereiten, nach deren Ablegung man dann größere Aussichten zu haben glaubt. Nach dem, was man über die Durchführung solcher Wünsche hört, bedarf es zur Ablegung der Übergangsprüfung einer besonderen Zulassung. Da aber die Anforderungen, die in den beiden Zweigen an zuzulassende Prak-

tikanten gestellt werden, weitgehend voneinander abweichen, wird wohl nur in seltenen Fällen diese Zulassung ausgesprochen werden. Damit wird dann dieser einzige praktisch erhebliche Grund für die Verkoppelung der beiden Ausbildungsarten hinfällig, und es hat eigentlich überhaupt keinen greifbaren Wert mehr, daß durch die Verkoppelung der beiden Ausbildungszweige für jeden von ihnen gewisse Nachteile entstehen. Denn daß solche entstehen, läßt sich billigerweise nicht bestreiten. Ein spürbarer, oft recht empfindlich spürbarer Nachteil muß z. B. in der durch die Verkoppelung veranlaßten Verlängerung des Ausbildungsganges gesehen werden, die durch das pflichtmäßige Praktikum an der fremden Bibliotheksart zwangsläufig eintritt.

Aber noch von einer anderen Seite aus bedeutet die Verkoppelung eine Erschwerung für die Volksbibliothekare. Da es sich bei den wissenschaftlichen Bibliotheken um den *mittleren* Bibliotheksdienst handelt, wird dem allgemeinen ebenso wie dem amtlichen Bewußtsein immer wieder nahegelegt, daß es sich in *beiden* Zweigen um die Funktionen des *mittleren* Dienstes handelt. Nun bestehen im Volksbüchereiwesen zwar auch Bestrebungen, die eine Trennung der volksbibliothekarischen Funktionen in solche des mittleren und des höheren Dienstes herbeiführen wollen, aber erstens werden gegen diese Auffassungen ja immer wieder sehr ernst zu nehmende Gründe vorgebracht, und zweitens ist, selbst wenn sich die Absichten gewisser volksbibliothekarischer Kreise in dieser Richtung durchsetzen sollten, wohl niemals daran gedacht, eine auch nur annähernd so scharfe Trennung im volksbibliothekarischen Beruf entstehen zu lassen, wie sie beim wissenschaftlichen Bibliothekswesen allgemein durchgeführt ist. Schon eine Äußerlichkeit ist für den Unterschied bezeichnend: die Beamten des mittleren wissenschaftlichen Dienstes werden ganz ausdrücklich nicht als „Bibliothekare" bezeichnet, sondern als Bibliothekssekretäre bzw. -obersekretäre, während auch der leidenschaftlichste Verfechter der Schaffung eines höheren Dienstes im Volksbüchereiwesen doch wohl niemals auf den Gedanken kommen wird, daß der in der Ausleihe tätige Volksbibliothekar als mittlerer Beamter im Sinne des reinen Verwaltungsdienstes bezeichnet werden könnte.

Diese falsche Vorstellung aber, daß der Volksbibliothekar mit dem Bibliotheksbeamten des mittleren Dienstes ohne weiteres vergleichbar sei, wird durch die in der Prüfungsordnung gegebene Verbindung aufrechterhalten. Hier also wird die Zukunft noch Änderungen bringen müssen.

Im Zusammenhang damit muß auch die die volksbibliothekarische Fachwelt beschäftigende Frage der Ausbildung des akademischen Nachwuchses erwähnt werden. Hier liegt noch keine befriedigende Regelung vor. Das Verbandsexamen, über das auf den Tagungen der Volksbibliothekare mehrfach verhandelt worden ist, ist noch nicht verwirklicht worden. Zunächst sind verhältnismäßig viel akademisch gebildete Berufsanwärter in die Ausbildung gemäß der Prüfungsordnung von 1930 eingetreten, und mehrere von ihnen haben bereits die Prüfung abgelegt, wobei ihnen während der Ausbildung auf Grund besonderer Anträge allerlei Erleichterungen gewährt worden sind. Immerhin ist das auf die Dauer keine befriedigende Regelung. Wenn man, wofür vieles spricht, daran festhalten will, daß kein besonderes „Direktoren-Examen" abgelegt wird, so müßten für Berufsanwärter, die über eine besonders weitgehende theoretische Vorbildung verfügen, generelle Erleichterungen bei der Ausbildung geschaffen werden, die sich selbstverständlich nicht auf die eigentlich volksbibliothekarischen Teile der Ausbildung erstrecken können.

In Ausführung der Prüfungsordnung sind im Laufe der letzten Jahre

Bibliotheksschulen eingerichtet worden, deren Besuch für die Praktikanten pflichtmäßig ist. Darin liegt ein großer Fortschritt. Wie steht es mit diesen Schulen? Z. Zt. bestehen fünf: in Berlin, Bonn und Breslau für Anwärter des volksbibliothekarischen und für solche des mittleren wissenschaftlichen Dienstes, in Köln und Stettin nur für den volksbibliothekarischen Dienst. In der Gestaltung der Lehrpläne hat das Ministerium den Schulen weitgehende Freiheit gelassen und es begrüßt, wo sich aus der Zusammenarbeit der Schulleitungen Pläne ergeben haben, die, im einzelnen voneinander abweichend, im ganzen doch darauf hindeuten, daß sich hier ein Berufsgut ergibt, das für die Berufsentwicklung von ernsthaft fördernder Bedeutung sein wird. Der innere Ausbau der Schulen wird noch allerlei Kopfzerbrechen machen; insbesondere da, wo man nicht getrennte Kurse für die beiden Zweige durchführen kann.

Weniger geklärt aber ist die Frage der staatlichen Beiträge für diese Schulen. Wenn der Staat infolge noch weitergehender Einschränkung der Büchereimittel hier etwa weitere Kürzungen vornehmen würde, so müßte das für die Fortführung dieser Arbeit die allernachteiligsten Folgen haben.

Die praktische Ausbildung der Berufsanwärter ist bisher in ihrem inneren Aufbau noch weniger durchgeformt, als die schulische. Hier wird in der Zusammenarbeit der Volksbüchereileiter, der Schulen und des Prüfungsausschusses noch allerlei Mühe aufgewandt werden müssen, bis man zu einem rechten Ineinandergreifen der verschiedenen an der Ausbildung beteiligten Stellen kommt. Das gleiche gilt für eine andere, durch die Prüfungsordnung geschaffene Aufgabe: die Begutachtung der Bewerber um Praktikantenstellen. Da seitens des über die Annahme entscheidenden Prüfungsausschusses eine persönliche Kenntnis der Bewerber nur in den seltensten Fällen vorliegt, hängt von der Begutachtung durch die Stellen im Land sehr viel ab. Einstweilen scheint die Zusammenarbeit zwischen Schulen und Bibliotheksleitern noch nicht überall ganz befriedigend zu funktionieren; je besser die Zusammenarbeit sich einspielt, um so sicherer werden wir für die wenigen verfügbaren Praktikantenplätze die wirklich besten Bewerber herausfinden können. Hier liegt eine Aufgabe vor, die bei zweckmäßiger Organisation nicht allzu große Schwierigkeiten bieten kann.

Schließlich sei noch eine letzte Frage im Zusammenhang des Ausbildungswesens genannt: die Reihenfolge der einzelnen Ausbildungsabschnitte. Hier ist bei Erlaß der Prüfungsordnung bewußt von einer amtlichen Regelung Abstand genommen worden, weil die verschiedenen volksbibliothekarischen Gruppen wohlbegründete, aber voneinander abweichende Auffassungen vertraten. Die Verschiedenheit, die im volksbibliothekarischen Ausbildungswesen dadurch entstanden ist, bietet den Vorteil gründlicher Beobachtungsmöglichkeit. Über kurz oder lang aber dürfte die Frage einmal auf Grund der gemachten Erfahrungen neu erörtert werden müssen in der Hoffnung, daß man dann zu einer einheitlichen Regelung kommen kann.

Eine weitere Aufgabe ersteht mit der Ausgestaltung der neuen volksbibliothekarischen Prüfung. Bisher haben nur zwei schwachbesetzte Prüfungen stattgefunden, was den Vorteil gehabt hat, daß man bei den wenigen Prüflingen gewisse Versuche über den inneren Ausbau der Prüfung hat anstellen können. Unbedingt erfreulich ist die Zusammenarbeit der Vertreter der verschiedenen Richtungen an diesen Fragen. Die erste größere Prüfung wird Ostern 1934 stattfinden. Bis dahin wird man sich über die Fragen im Kreis der Prüfungskommission geklärt haben müssen. Vorarbeiten dafür sind im Gange.

III. Ist auf den genannten Hauptgebieten staatlicher Büchereiarbeit in den letzten Jahren allerlei erreicht worden, so kann man das viel weniger von der Anerkennung der Öffentlichen Büchereien und ihrem organisatorischen Einbau in das allgemeine Bildungswesen sagen. Zwar ist rein stimmungsmäßig auch hier gegenüber der Vorkriegszeit allerlei besser geworden, aber einen amtlichen Ausdruck hat diese gesteigerte Anerkennung der Öffentlichen Bücherei noch nicht gefunden. Der deutlichste Beweis dafür sind immer wieder die Etatverhandlungen. Daß es nicht möglich gewesen ist zu verhindern, daß im Haushaltjahr 1932 der an sich schon spärliche Etat von 270000 RM. um 75% gekürzt wurde — unter der Verantwortung eines Ministers, der von sich aus durchaus das Volksbüchereiwesen in seiner Wichtigkeit anerkannte —, ist der Beweis dafür, daß in der Gesamtstaatsverwaltung, insbesondere beim Finanzministerium, eine wirkliche Vorstellung von der Bedeutung der Öffentlichen Büchereien nicht besteht. So nimmt es nicht wunder, daß Anregungen betr. Schaffung eines Büchereigesetzes für Preußen von der Regierung niemals aufgegriffen worden sind. Und doch muß man, nicht nur, wenn man auf die Nachbarstaaten Deutschlands sieht, sondern auch rein aus der Gesamtlage des deutschen Bildungslebens heraus immer wieder feststellen, daß auf die Dauer ein Büchereigesetz erst eine sichere Grundlage für die staatliche Förderung des Büchereiwesens geben kann. Ebensowenig ist es gelungen, Anregungen staatlicherseits zu verwirklichen, die seit mehreren Jahren immer wieder auftauchen betreffs der Schaffung eines Beirates für Volksbüchereiwesen. Das wissenschaftliche Bibliothekswesen hat in seinem „Beirat für Bibliotheksangelegenheiten" eine in den Verwaltungsapparat eingefügte, mit eigenem Etat versehene Körperschaft, die bei allen fachlichen und organisatorischen Fragen des wissenschaftlichen Bibliothekswesens von der Zentralregierung herangezogen wird. Für das Volksbüchereiwesen besteht eine solche Stelle nicht. Dieser Zustand wird jetzt, wo das Fachreferat im Ministerium beseitigt ist, besonders kritisch, da keine amtliche Instanz vorhanden ist, die das Ministerium zu gutachtlicher Äußerung heranziehen kann, was bei den überaus verwickelten Fragen des Büchereiwesens naturgemäß ein unerträglicher Zustand ist. Ein solcher Beirat würde nicht nur für den inneren Ausbau des Volksbüchereiwesens größte Bedeutung gewinnen, sondern auch die Interessen der volksbibliothekarischen Arbeit in der Öffentlichkeit in entscheidenden Augenblicken fördern können. Die Schaffung eines solchen Beirates würde jetzt um so eher möglich sein, als die Spannungen zwischen den einzelnen volksbibliothekarischen Gruppen im Laufe der Jahre auf ein für die Gesamtentwicklung förderliches Maß zurückgeführt und Störungen praktischer Arbeit von daher nicht mehr zu befürchten sind.

Schließlich sei in diesem Zusammenhang noch auf eine weitere Aufgabe hingewiesen, deren Lösung bereits begonnen ist, zu deren Durchführung aber noch allerlei Kräfte eingesetzt werden müssen: die Schaffung einer zentralen Arbeitsstelle für das Volksbüchereiwesen. Dadurch, daß Hans Hofmann zugleich Schriftführer des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare und Abteilungsleiter der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen ist, und daß er diese beiden Funktionen nach den Beschlüssen der beiden hinter ihm stehenden Organisationen in einem gemeinsamen Büro in Berlin ausübt, ist rein äußerlich ein wesentlicher Schritt zur Lösung dieser Aufgabe getan worden. Die Zusammenarbeit der verschiedenen Gruppen an den Ausbildungsfragen und die dabei gemachten erfreulichen Erfahrungen weisen in die gleiche Richtung. So ist es jetzt wohl nur noch eine Frage zweckmäßiger Ausgestaltung dieser verschiedenen Arbeitsverbindungen, um für

das Büchereiwesen eine Stelle zu schaffen, die außerhalb jeder bücherei-politischen Sonderbestrebungen im besten Sinne für das Gesamtbüchereiwesen tätig ist. Es wäre sehr erfreulich und würde sich für unser ganzes Arbeitsgebiet auf das heilsamste auswirken, wenn jetzt, wo der Staat die Abteilung U.V. aufgehoben hat, die volksbibliothekarische Fachwelt in einer Arbeitsstelle eine sehr viel wirksamere Förderung ihrer innerberuflichen und ihrer allgemeinen Aufgabe selbst übernehmen würde; dabei darf mit Sicherheit angenommen werden, daß die Regierung sich von der Nützlichkeit einer solchen Entwicklung überzeugen und sie nach Kräften fördern würde. Den energisch und einheitlich vertretenen Forderungen der volksbibliothekarischen Fachwelt wird sich auf die Dauer auch die Öffentlichkeit nicht verschließen können. So könnte dann nicht nur das reiche berufskundliche Gut, das in der Arbeit der deutschen Volksbibliothekare im Lande entsteht, übersehen, geordnet und gefördert werden, sondern von hier aus könnte dann auch, was für den Einbau der Öffentlichen Büchereien in das Gesamtbildungswesen zentral getan werden muß, betrieben werden. Daß hier noch viele Aufgaben der volksbibliothekarischen Arbeit harren, liegt auf der Hand. Auf Einzelheiten soll hier nicht eingegangen werden. An einer Stelle bietet die Neuregelung, die im Ministerium erfolgt ist, Hoffnung auf Besserung gegenüber dem bisherigen Zustand: die Übertragung des Referates für freies Volksbildungswesen an einen der Referenten für die Lehrerausbildung wird hier hoffentlich die sachlich so naheliegenden Verbindungen knüpfen helfen. Das gleiche ist zu hoffen für die Zusammenarbeit der Volksbibliothekare mit den Schülerbüchereien.

Die Zukunft der Volksbüchereiarbeit in Preußen ist in höchstem Maße Sache des energischen und einheitlich gerichteten Einsatzes der Volksbibliothekare selbst. Möge diese Notzeit des gesamten freien Volksbildungswesens eine Volksbibliothekarschaft finden, die zu solchem Einsatz willens und fähig ist.

Heinrich Becker

Wissenschaftliche Bibliothek und Laienbücherei

Ein Artikel von Dr. Walter Hofmann in der „Erziehung"

Walter Hofmann geht in diesem Beitrag[1] von dem technisch-instrumentalen Charakter aller Bibliotheken und Büchereien aus, den sie als Aufbewahrungs- und Verbreitungsstätten der Bücher haben, und in dem die Einheit aller Bibliothektypen begründet ist. Von hier aus wird das Ideal der Einheitsbücherei begreiflich, da es bei dieser Betrachtungsweise nicht darauf ankommt, was die Bibliotheken an verschiedenartigsten Büchern zu den verschiedenartigsten Zwecken enthalten (W. H. nennt das die „Was-Verschiedenheit"), sondern nur darauf, daß sie als technische Instrumente, die in diesem Sinne „kein geistig-seelisches Eigenleben haben" (S. 653), „das bedeutendste Werk der Wissenschaft, die tiefste Dichtung, wie auch das simpelste Koch-

[1] Der Beitrag, den wir im engsten Anschluß an die Gedankenfolge und Terminologie des Originals wiedergeben, ist in Heft 12 (September) des 7. Jahrganges der „Erziehung" (Quelle & Meyer, Leipzig) erschienen. Ein weiterer Artikel soll sich mit der Frage der „Mischformen", wie sie die sog. Einheitsbibliotheken zum Teil darstellen, befassen. Wir behalten uns vor, nach Erscheinen des zweiten Beitrages auf die hier angeschnittenen Fragen näher einzugehen. D. S.

buch bereithalten und Interessenten, die diese Sache etwas angeht, zur Verfügung stellen“ (S. 654). Die Volksbibliothekare haben bisher die Autonomie der Volksbücherei vorwiegend durch den Hinweis auf die Was-Verschiedenheit der beiden Bibliothektypen, besonders auch in bezug auf ihre kulturpolitische Zielsetzung (Wissenschaft — Bildung) verteidigt. Nach W. H. ist es die Frage, „ob diese ideologische Unterscheidung grundsätzlich zur Aufteilung des einen Instrumentes Bibliothek in zwei Bibliothektypen berechtigt“ (S. 655). Nach seiner Auffassung ist es vielmehr notwendig, „daß an Stelle jener ideologischen Begründung dieser Antinomie eine realistisch-technisch-methodische Begründung zu treten hat“. An der grundsätzlichen Verschiedenheit der beiden Gattungen ist kein Zweifel. Denn „jedem, der in lebendiger volksbibliothekarischer Arbeit mitten drinnen steht, ist ganz unmittelbar gewiß, daß es nur mit schwerster Schädigung für die Sache möglich wäre, die Grenzen zwischen Volksbücherei und wissenschaftlicher Bibliothek niederzulegen. Dem Volksbibliothekar erscheint das unmöglich, weil ihm unmittelbar gewiß ist, nicht so sehr, daß er anderen Interessen dient als der Bibliothekar der wissenschaftlichen Bibliothek, sondern, daß er in der konkreten täglichen Arbeit faktisch etwas anderes tut. Und dieses andere Tun ist so gründlich anders, daß demgegenüber der gemeinsame technisch-funktionale Charakter aller Bibliotheken bedeutungslos wird“ (S. 657).

Die neue Begründung realistisch-methodischer Art sucht W. H. nun auf folgendem Wege zu gewinnen. Schrift und Buch sind technische Instrumente. Das Schrifttum kann also als „eine Instrumentensammlung von schlechthin unübersehbarer Ausdehnung und Fülle“ angesehen werden. „Um für einen konkreten Bedarfsfall das richtige Instrument aus dieser ungeheuren Instrumentensammlung herauszufinden, dazu bedarf es einer außerordentlichen Instrumentenkunde, die selbst schon fast eine eigene Wissenschaft geworden ist“ (S. 657). Von hier aus kommt der Verfasser nun zu einer großen Zweiteilung der Leser in bezug auf ihr „Orientiertsein oder Nichtorientiertsein gegenüber dem ungeheuren Instrumentarium Schrifttum“ oder anders ausgedrückt: „in diejenigen, die aus dem Instrumentarium Bücherwelt selbständig auswählen, und diejenigen, die sich hierbei eines Beraters bedienen“. Diese Unterscheidung läßt sich verbinden mit einer anderen soziologischen Gruppenbildung. „Im lesenden Gesamtvolk befindet sich eine genau umgrenzte und mit Sicherheit erfaßbare Gruppe . . .: die Männer der fachmäßig betriebenen Wissenschaft“. „Alle übrigen lesenden Menschen zählen dem Schrifttum gegenüber zu den mehr oder weniger Nichtorientierten“ (S. 658).

Das Orientierungsproblem wird allerdings erst wirklich akut, wenn man nicht von einem „Zustand der Vermassung, sondern von einem Zustand der Individualisierung“ in Völkerindividuen, soziale, biologische, weltanschauliche Gruppen und Einzelpersönlichkeiten ausgeht und der Meinung ist, daß „die ganze ineinanderverschlungene lebendige Vielgestaltigkeit durch Lektüre nicht aufgehoben, sondern in sich gestärkt und gestützt werden soll“. Für diese nichtorientierte, der Vermassung noch nicht anheimgefallene Gruppe von Lesern muß daher eine „planmäßige Schrifttumspflege betrieben werden, deren Kernstück die Bereitstellung des wohlinformierten Beraters ist“. Auf dem Gebiete der Buchentleihung sind für diese Gruppe Büchereien aus öffentlichen Mitteln wesentlich deshalb zu errichten, um ihnen „die Beratungshilfen zu schaffen und zu geben“, während die der Orientierung fähige Gruppe, die Männer der fachlich betriebenen Wissenschaft, sich ihre für kollektive Benutzung bestimmte Bücherei, eben die wissenschaftliche Bibliothek geschaffen hat.

„Und das ist nun das Entscheidende, was jede nachträgliche Aufhebung der Grenzen zwischen Volks- oder Laienbücherei und wissenschaftlicher Bibliothek verbietet: dadurch, daß in die Laienbücherei die Beratungshilfe eingebaut werden muß, verändert sich das Gesicht dieser Bücherei ganz grundlegend." „Denn bei der Unterscheidung von Volksbücherei und wissenschaftlicher Bibliothek handelt es sich gar nicht mehr um das einheitliche Instrument Bibliothek, gewissermaßen um dasselbe Gefäß, in das nun — etwa nach der Unterscheidung von Wissenschaft und Bildung — ein verschiedener Inhalt gegossen wird, sondern das Instrument selbst hat sich entscheidend gewandelt. Die sachliche Absicht kann sogar bei beiden Bibliothektypen in einer ganzen Reihe von Benutzungsfällen dem Wesen nach ganz übereinstimmend oder nahe verwandt sein, aber die kulturtechnische Situation ist dabei so verschieden, daß eben doch mit zwei ganz verschiedenen Instrumenten gearbeitet werden muß. Das andere Instrument aber verlangt eine andere Methode der Führung und Behandlung des Instrumentes — es ist so, was oben als die unmittelbare Gewißheit des Volksbibliothekars ausgesprochen wurde: der Volksbibliothekar tut in Wirklichkeit etwas ganz anderes als der Bibliothekar der wissenschaftlichen Bibliothek. Aber dieses andere Tun verlangt auch ein anderes Wissen und Können, das andere Wissen und Können verlangt auch eine andere Schulung, und diese andere Schulung wird nur von Erfolg gekrönt sein, wenn sie sich auf einen bestimmten Typ richtet — nämlich auf den, dem das helfende Beraten und das beratende Helfen angeborenes Lebensbedürfnis ist" (S. 661).

Der verschiedene technisch-formale Ansatzpunkt für die Arbeit der beiden Bibliothektypen, der im vorhergehenden aufgezeigt ist, führt nun freilich zu außerordentlichen Konsequenzen auch in der Ebene des Was. Entscheidend ist da zunächst die Tatsache, daß „die Volksbücherei im Sinne von ‚Beratungsbücherei für den Laien' grundsätzlich die sozial und bildungsmäßig universale Bücherei ist" (S. 663).

Da die hieran anschließenden Betrachtungen grade in der gegenwärtigen Lage eine besondere Bedeutung haben, seien sie zusammenhängend im Wortlaut wiedergegeben.

„Indem sich die Volksbücherei im Umfang und im Reichtum der Gliederung ihrer Leserschaft so grundlegend von der wissenschaftlichen Bibliothek unterscheidet, ist nun, aufs Ganze gesehen, jenes ganz andersartige Tun des Volksbibliothekars auch auf einen ganz anderen Inhalt gerichtet. In die wissenschaftliche Bibliothek zieht ein das strenge und hohe Leben der Wissenschaft — in die Volksbücherei brandet hinein die ganze Problematik und Spannung des Volksschicksals unserer Tage. Aber damit wird nun erst auch klar, was hier die kulturtechnisch-formale Funktion der Beratung in Wirklichkeit bedeutet. Betont sei auch an dieser Stelle mit aller Strenge, daß sie nicht bedeutet eine zielstrebige pädagogische Führung, die ihr Ziel nimmt von einer eignen inhaltlichen Erziehungsnorm des Volksbibliothekars. Ohne eine solche Führung keine Erziehung, aber nicht jeder Ort des sozialen und kulturellen Lebensgefüges kann und soll ein Ort der Erziehung sein. In die Volksbücherei wirkt Erziehung insofern machtvoll hinein, als die Mehrzahl ihrer Leser irgend einer ausgesprochenen oder nicht ausgesprochenen Erziehungsgemeinschaft angehören. Der Leser, dem der Volksbibliothekar gegenübersteht, ist ein Produkt aus Eigenwüchsigkeit und aus Erziehungseinfluß seiner Erziehungsgemeinde. Würde dem nun der Volksbibliothekar sein eigenes oder das Erziehungsideal einer einzelnen

dieser Gemeinden gegenüberstellen und damit aus dem technisch-formalen Vorgang der Beratung einen Akt zielstrebiger Erziehung machen, so würde er, der Volksbibliothekar, nicht nur in zahllosen Fällen den lebendigen Menschen, den Einzelleser, verletzen, sondern er würde damit auch die Volksbücherei zu einer Richtungs- und Gruppenbücherei machen, die sofort soundsoviele andere Richtungs- und Gruppenbüchereien nach sich ziehen würde. Es ist hier nicht der Ort, nachzuweisen, welche technischen, ökonomischen und sittlichen Gründe eine solche Aufteilung der Volksbücherei verbieten. Wenn aber so die Volksbücherei das Instrument bleibt, das dem ganzen geistigen, seelischen Leben des Volkes in seiner Fülle und in seinen Spannungen und Gegensätzen dient, dann kann die Haltung des beratenden Volksbibliothekars nur die Haltung der pädagogischen Entsagung sein. Höher als der Wille zum eigenen Erziehungsziel muß dem Volksbibliothekar — als Volksbibliothekar und innerhalb der Volksbücherei — die Ehrfurcht vor dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit des geistig-seelischen Gesamtlebens seines Volkes stehen. In dieses sich dienend einzuordnen, muß seine pädagogische Haltung sein. Nicht die Richtung der mannigfaltigen, sich durchkreuzenden geistigen Ströme hat er zu bestimmen, sondern jeder Richtung, die zu ihrer eigenen Festigung, Verklärung, Vertiefung, Entfaltung und Reinigung des Buches bedarf, hat er zu den Büchern zu verhelfen, die dieses leisten können" (S. 664).

Natürlich wird, wenn man diese Haltung „bibliothekarische Objektivität" nennen will, sie auch von der wissenschaftlichen Bibliothek gefordert. Aber das hindert nicht, daß sie in der Volksbücherei „realiter etwas total anderes ist als in der wissenschaftlichen Bibliothek". Neben andern Unterscheidungsmerkmalen ist vor allem darauf hinzuweisen, daß „der Bibliothekar der wissenschaftlichen Bibliothek seine Objektivität im Grunde nur bei dem einen großen, für ihn schlechthin zentralen Arbeitsakt des Bestandsaufbaues zu bewähren hat. Von dem Volksbibliothekar wird auch diese Bewährung gefordert. Aber dazu kommt nun wieder, wahrhaft umstürzend, die andere technisch-formale Beziehung zum Leser (in der Ausleihe)" (S. 665). Hier erlebt dann der Volksbibliothekar die ganze Problematik und Spannung von Mensch, Volk und Zeit. Deshalb muß bei dem Volksbibliothekar der Helferwille, wie er oben gefordert war, sich verbinden „mit der geistig-seelischen Kraft, jene ständig gegebene Situation der Spannung zu bestehen; sie muß sich verbinden mit einer allseitigen Orientierungs- und Einfühlungsfähigkeit".

Damit ist nicht nur aufgezeigt, welcher Typus für die volksbibliothekarische Arbeit zu verlangen ist, sondern daraus ergeben sich nun auch die entscheidenden Gesichtspunkte für die Formen, die Ziele und den Inhalt der volksbibliothekarischen Ausbildung. Denn es kann nun gar kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß nur eine spezifische volksbibliothekarische Ausbildung tatsächlich die für das volksbibliothekarische Tun erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten zu vermitteln vermag. Als zentrale Gebiete, an denen diese Verschiedenheit erneut evident wird, ergeben sich da: Bevölkerungskunde, Leserkunde, Bücherkunde, die jede einen von der wissenschaftlichen Bibliothek völlig verschiedenen Lebenszusammenhang aufweisen und daher von einer „mächtigen Dynamik geladen sind, die aber wiederum nur ein Reflex der Dynamik ist, die Volk, Zeit und Einzelmenschen und damit die Leserschaft der Volksbücherei erfüllt" (S. 667).

Schien es am Anfang der Betrachtungen, als seien im Blick auf das gemeinsam Technisch-Instrumentale der beiden Bibliothektypen Einheits- und Vereinigungstendenzen sinnvoll und berechtigt, so zeigt sich nun, „daß jenes Gemeinsame doch nur das Gemeinsame im Oberbegriff ist, hinter dem eine kaum

zu überbietende lebens-, tat- und aufgabenmäßige Verschiedenheit der Wirklichkeit beider Bibliothektypen steht". Daher „versündigen diejenigen, die auf der Einheit von Begriffen das eigenständige Leben doch in Einheitsinstitutionen zusammenorganisieren wollen, sich am Leben. Solche Vergewaltigungen sind im bürokratischen Verwaltungsstaat, in einer Zeit, die so vielfach im falschen Sinne begrifflich und nicht lebensmäßig denkt, möglich — auf die Dauer aber wird sich das Leben an diesen Vergewaltigern und ihren künstlichen Konstruktionen rächen."

H. H.

Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen

Ein Beitrag zur Frage Literarpädagogik und Literaturwissenschaft in der volkstümlichen Bücherei

(Institut)

I.

Die Sammlung „Deutsche Literatur"[1], die den Anlaß zu den folgenden Erörterungen gibt, soll nach ihren Ankündigungen die alte Kürschnersche „Nationalliteratur" (1882—1899) ersetzen. „Was Kürschners ‚Nationalliteratur' für eine frühere Stufe der Literaturbetrachtung zu leisten versuchte, das muß nun in einer den letzten Ergebnissen der Wissenschaft angepaßten Weise neu erarbeitet und geboten werden." Die Kürschnersche Sammlung nannte sich historisch-kritische Ausgabe; d. h. sie bezeugte die philologische Herausgebertechnik der damaligen Germanistengeneration; und sie gliederte sich im großen und ganzen in Gesamtausgaben der einzelnen Dichter; d. h. sie schloß sich an das biographische Forschungs- und Darstellungsverfahren jener Zeit an. Die neue „Deutsche Literatur" nennt sich „Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen". „Die üblichen Klassiker-Ausgaben eröffnen die Perspektive der Einzelpersönlichkeit. Daneben aber wollen wir heute vor allem die Perspektive jener bedeutsamen geistigen und allgemein-kulturellen Strömungen erkennen, die in der deutschen Dichtung von ihren Anfängen bis nahe an die Gegenwart Physiognomie und künstlerischen Ausdruck errungen haben." Versprochen wird, „eine neue lebensvolle Wesensüberschau deutscher Dichtung in einer den letzten Ergebnissen der Wissenschaft angepaßten Weise" zu schaffen.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, dieses Programm und seine Durchführung auch nur in den wichtigsten Punkten einer literaturwissenschaftlichen Kritik zu unterziehen, zumal auch in den kritischen Organen der Fachwissenschaft eine prinzipielle Auseinandersetzung damit noch nicht vorliegt. Nur einige Andeutungen einer solchen Kritik sollen vorangestellt werden, namentlich solche, die auf unsere eigentliche Aufgabe hinzielen, nämlich auf die Beantwortung der Frage: wie hat sich die öffentliche Bücherei zu der neuen Sammlung einzustellen?

Zunächst einige Angaben: Vorgesehen sind 250 Bände mit je 320—350 Seiten; davon lagen Mitte 1932 23 Bände vor. Die Sammlung ist in 25 „Reihen"

[1] Deutsche Literatur. Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen. Herausgegeben, in Gemeinschaft mit Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Walther Brecht und Universitätsprofessor Dr. Dietrich von Kralik, von Hochschulprofessor Dr. Heinz Kindermann. Philipp Reclam jun. Verlag, Leipzig.

eingeteilt. Für jede Reihe ist ein Reihenleiter verantwortlich; doch werden die einzelnen Bände vielfach von andern, wohl oft jüngeren Herausgebern besorgt. Die „Reihen" sind folgende: Heldendichtung, Geistliche Dichtung, Höfische Dichtung, Realistik des Spätmittelalters, Drama des Mittelalters, Mystik, Meistersinger, Humanismus und Renaissance, Reformation, Volkslied, Volksschauspiel, Volks- und Schwankbücher, Barock (untergeteilt in 4 Gruppen), Aufklärung, Irrationalismus, Klassik, Romantik, Realidealismus, Politische Dichtung, Das junge Deutschland, Formkunst, Mythus, Poetischer Realismus, Westöstliche Strömungen, Deutsche Selbstzeugnisse.

Das Unternehmen ist zunächst von Wien ausgegangen, wo vor einigen Jahren alle drei Herausgeber an der Universität lehrten. Inzwischen ist Dr. Brecht nach München, Dr. Kindermann nach Danzig berufen worden, während Professor von Kralik noch den Wiener Lehrstuhl der älteren deutschen Literatur innehat. Auch der ursprüngliche Unternehmer (Österreich. Bundesverlag) ist nach einem kurzen Zwischenspiel (Verbindung des Bundesverlages mit dem Verlag Böhlau in Weimar) durch einen reichsdeutschen Verlag (Reclam in Leipzig) abgelöst worden.

Nun zum Grundsätzlichen: Die Herausgeber nehmen für sich in Anspruch, daß sie, gemeinsam mit einem umfangreichen Mitarbeiterstab, die moderne Literaturwissenschaft gegenüber einer älteren Richtung (der Kürschnerschen Mitarbeiterschaft) vertreten. Daß seit der Herrschaft der Schererschen Schule eingreifende Wandlungen vor sich gegangen sind, ist ja bekannt genug. Das hat nicht nur in einer großen Reihe von theoretischen Auseinandersetzungen, sondern auch in mehreren zusammenfassenden Darstellungen seinen Niederschlag gefunden (Benda, Mahrholz[1]). Aber gerade die Notwendigkeit, solche Überblicke sogar für die Fachleute zu geben, läßt erkennen, wie unübersehbar die Bestrebungen seit der Ablösung der Schererschen Schule geworden sind, und macht die Frage brennend, ob wirklich mit Recht von einer modernen Forschung als einheitlichem Tatbestand gesprochen werden kann. Da man bei dem Herausgeberkreis natürlich voraussetzen muß, daß er dies in Betracht gezogen hat, so ist wohl zu vermuten, daß beabsichtigt ist, eine gewisse abschließende Zusammenschau der neuen Gesichtspunkte zu geben. Dabei hat man offenbar als Hauptgesichtspunkt den der Geistesgeschichte gewählt; dieser beherrscht die Mehrzahl der Reihen. Der Herausgeber gebraucht in der Einleitung des von ihm bearbeiteten Bandes XV, 2, folgende Wendungen: „Da wir Dichtung nur zu begreifen vermögen als Spiegelung der vollen, nationalen Lebenstotalität, zugleich aber auch als wirkende Kraft in ihr . . ." — . . . „Versuch, den geistesgeschichtlichen und literarischen Entwicklungsgang . . . von den Wurzeln her zu zeichnen . . ." — „ein für die spätere Entwicklung des deutschen Geisteslebens außerordentlich wichtiger Umschaltungsprozeß . . ." — „entscheidender Wandlungsvorgang des geistigen, des künstlerischen Lebens . . ." Aber es ist leicht zu sehen, daß andere Gesichtspunkte neuer Literaturforschung wohl beachtet, aber dem Hauptgesichtspunkt untergeordnet sind; so z. B. der von Nadler so überaus fruchtbar vertretene der Stammeskunde (etwa in der Reihe Barock), oder der zuerst von Fr. Kummer durchgeführte, dann von J. Petersen, W. Pinder und E. Wechßler erörterte Gedanke der Generation und Jugendreihe (in der Reihe „Irrationalismus"). Andere Reihen sind gleich im ganzen stoffgeschichtlich, ja andere wiederum gattungsgeschichtlich bestimmt; gegen Ende tritt sogar eine rein stilgeschichtliche Reihe auf. Bei einigen Reihen ist man im Zweifel, welcher Gesichtspunkt

[1] Vgl. auch Fr. W. Neumann, Wege neuzeitlicher deutscher Literaturwissenschaft. „Hefte", XII. Bd. 1928, S. 269ff.

der eigentlich maßgebende war. Dabei zeigt sich also, daß die geistesgeschichtliche Aufteilung für die vorhandene Stoffmasse nicht genügt hat, oder aber, daß sich aus den Kreisen der Mitarbeiter — oder aus der Lage der modernen Forschungsinteressen — eben andere Gesichtspunkte als natürlich dazwischengedrängt haben.

Es konnte nicht ausbleiben, daß durch dieses Widerspiel der Einteilungsprinzipien auch der mitzuteilende Stoff oft auf mehrere Konten verteilt werden mußte. Ich denke dabei an Fälle wie die folgenden: In der Reihe „Aufklärung" ist ein Band „Literatur des Siebenjährigen Krieges" vorgesehen; eben damit beschäftigt sich Band I der „Politischen Dichtung". Hans Sachsens Dramatik tritt auf in der Reihe „Meistersinger" (wo seine Komödien und Tragödien einen Band füllen sollen), aber auch in 2 Dramabänden der Reihe „Volksschauspiel". (Überhaupt liegt, wie schon eingangs erwähnt wurde, die Aufteilung der literarischen Persönlichkeiten in die „Entwicklungsreihen" im Grundsatz der Sammlung.) Der Leiter der Reihe „Mythus" macht auf die bestehenden Konfliktmöglichkeiten selbst in der Bemerkung aufmerksam: „Der antike Mythus, soweit er nicht in den Abteilungen Klassik und Romantik erscheint, wird von da an in seinen mannigfaltigen Gestaltungen, namentlich in Drama und Lyrik, über Nietzsche und seine unmittelbare Nachwirkung bis heran zu Spitteler in wesentlichen Beispielen aufgezeigt werden." — Gilt aber dies „soweit nicht . . ." nicht auch für die Reihe „Formkunst" mit Platen, Geibel, Hamerling u. a.? Und muß dasselbe nicht gelten für das Verhältnis der Reihen „Westöstliche Strömungen" und „Selbstzeugnisse" zu den allermeisten anderen? Die Reihe „Realidealismus" soll sogar einen besonderen Band „Realistische Lebensform" mit Anzeigen aus Autobiographien von Grillparzer bis Wagner bringen, während die Reihe „Selbstzeugnisse" mit der Zeit Goethes schließen soll.

Dabei ist weiter zu bedenken, daß mit jenen Gesichtspunkten, nach welchen die vorgesehenen „Reihen" aufgestellt sind, die moderne Literaturforschung keineswegs erschöpft ist. Es fehlt etwa derjenige der George-Schule, und der wäre auch kaum mit den anderen zu vereinigen; sie schließen sich vielmehr gegenseitig gänzlich aus; denn hier ist gerade die repräsentative Persönlichkeit Gegenstand von Forschung und Darstellung. Auch das ist aber ein Teil der „letzten Ergebnisse der Wissenschaft".

Aber auch zugegeben, daß heute jene offenbar geplante große neue Zusammenschau möglich und den Herausgebern gelungen ist, so ist es doch noch unentschieden, ob sie wirklich Sache der Darbietung oder nur Sache der Darstellung sein, ob sich der so erarbeitete Gang der Geistesgeschichte mit einer Ausbreitung seiner Dokumente decken kann. Die Frage ist: ob nicht viele Dokumente viel zu vieldeutig sind — und zwar um so vieldeutiger, um so bedeutsamer —, ob sie nicht Zeugnis für viele geistige Strömungen sind und infolgedessen an mehreren Stellen der Entwicklung aufgenommen werden müßten.

Aber geben wir auch die Möglichkeit zu, daß die Aufteilung so gut wie restlos möglich ist, so bleibt immer noch die Frage, ob deshalb eine solche Darbietung notwendig war, d. h. ob diese neue geistesgeschichtliche Schau, alle ihre Verdienste zugegeben, ein Unternehmen erfordert, in dem nicht Gedanke und Wort des Ordnenden die Hauptsache sind, sondern worin dieser den gesamten Stoff selbst zur Lektüre und Benutzung ausbreitet. Man bedenke: 250 Bände literarhistorischer Materialien, wovon schätzungsweise die Hälfte, als Klassiker und Quellen, in den Bibliotheken der Germanisten und Gebildeten stehen, ein weiterer Teil in den wissenschaftlichen Bibliotheken erreichbar ist. Erst der Rest (etwa die politische Lyrik, viele Selbstzeugnisse

usw.) ist schon als Stoffsammlung Neuland. Die Frage, die wir aufwerfen, ist also: ist dieser Aufwand als rein technische Reproduktionsleistung nötig? Der Herausgeber und der Verlag haben diese Frage bejaht; eine genügend große Zahl wissenschaftlicher Bibliotheken haben sich zu der Lösung bekannt, um das gewaltige Unternehmen zu ermöglichen. In der Hauptsache wird es offenbar getragen von denjenigen höheren Schulen, die auf Grund der neuen preußischen Richtlinien für den kulturkundlichen Unterricht genötigt sind, für Lehrer und Schüler das Quellenmaterial möglichst handlich bereitzustellen. Ausdruck dieser pädagogischen Verpflichtungen ist die Sammlung also in erster Linie. Was sich in den letzten Jahrzehnten in den Universitäten durchgesetzt hat, dringt jetzt in breiter Front in die höheren Schulen ein. Es ist hier selbstverständlich nicht der Ort, die Frage aufzurollen, ob diese Wendung unserer höheren Schulen zu einem großangelegten geistesgeschichtlichen Arbeitsunterricht fruchtbar und überhaupt möglich ist. Der vollkommenste Ausdruck dieser Wendung scheint tatsächlich diese neue Sammlung zu sein.

II.

An diese letzte Feststellung können wir sofort anknüpfen, wenn wir nun zu unserer Hauptfrage kommen: Wie stellt sich die öffentliche Bücherei zu dem Unternehmen? Ich versuche die wichtigsten Anhaltspunkte für ihre Stellungnahme in eine Reihe kurzer Abschnitte zu gliedern.

1. Wir konnten nicht auf die Frage eingehen, welchen Weg der Deutschunterricht in den höheren Schulen einschlagen soll, so wichtig dies auch für die Zukunft unseres literarischen Lebens ist, und so eng die öffentlichen Büchereien mit diesem literarischen Leben verbunden sind. Aber die Herausgeber wenden sich an eine weitere Leserschaft: „. . . aus den 250 Bänden sollen Geist und Gestalt jedes einzelnen Stadiums unserer Literatur — fast möchte man sagen: persönlich — zum Gegenwartsmenschen, zum wissenschaftlich interessierten ebenso wie zum genießenden, sprechen. Damit aber werden Kunst- und Kulturwerte deutscher Vergangenheit zu Lebenseindrücken der Gegenwart, zu wirkender Kraft im kulturellen Ringen unserer eigenen Zeit.“ Hinter diesen Wendungen stehen offenbar Auffassungen, die fast für das ganze 19. Jahrhundert und besonders für die Vorkriegszeit charakteristisch waren. Die Bildung des gehobenen Bürgertums war ästhetisch-literarisch. Es hing dies zusammen mit der immer wiederholten Abschließung dieses Bürgertums vom Staat: nach 1815, nach 1849 und im Bismarckschen Reich. Es ist ein Verdienst des heute so gern geschmähten Liberalismus gewesen, immer neue Versuche unternommen zu haben, diese geistige Haltung zu ändern: um 1835 mit dem „Jungen Deutschland“, in der „Neuen Ära“ (der Zeit der „Arbeiterfrage“), und endlich in den Vorkriegsjahren, für die das Lebenswerk Friedrich Naumanns oder Diederichs' „Politische Bibliothek“ charakteristisch sind, während der Einbruch naturwissenschaftlicher Interessen in die gleichen Kreise mit den Namen Häckel und Bölsche verbunden ist. Jener literarisch-ästhetischen Bildung entsprach es, daß namentlich die neuere Literaturwissenschaft eigentlich immer auf eine mehr oder weniger breite Öffentlichkeit abgestimmt war. Ausgaben und Darstellungen rechneten weithin mit einer nicht bloß fachgenössischen, oder, nach Flitners Ausdruck, „priesterlich“ geschulten Käuferschaft und Leserschaft. Es wäre reizvoll, der Frage nachzugehen, inwieweit damit ein besonderer Stil des literarwissenschaftlichen Buches — Dokument einer „Standeskultur“ — entstanden ist. Die ästhetisch-literarische Gesamthaltung gehört zu dem Be-

griff einer bürgerlichen Bildung, die der außerhalb dieser bürgerlichen Sphäre erzogene und lebende Deutsche glaubt ablehnen und bekämpfen zu müssen. Mit derselben Haltung rechnen aber offensichtlich auch die Herausgeber der „Deutschen Literatur". Für die öffentliche Bücherei ergibt sich daraus die Fragestellung: Welche Bedeutung kommt der Literaturwissenschaft (nicht der Literatur selbst) in ihrem Bestandsaufbau zu? Ist die Literaturwissenschaft der beschriebenen Art noch ein wesentliches Bildungsgut eines wichtigen Teiles ihrer Leserschaft? Gibt es noch jene bürgerliche Bildungsschicht mit ihrer oben geschilderten Prägung? Kommt diese für die öffentliche Bücherei oder für einzelne ihrer Standorte wesentlich in Betracht?

2. Sehen wir aber von der besonderen Lage dieser bürgerlichen Bildungsschicht ab, so haben wir eine weitere, grundsätzliche Frage zu stellen: Ist die Leserschaft der öffentlichen Bücherei in bemerkenswertem Umfang bereit, sich durch eigene Quellenlektüre ein Bild vergangener Epochen zu machen? — eine Frage, die ebensogut für die politische wie für die Religionsgeschichte, also nicht weniger etwa für die Sammlung „Deutsche Vergangenheit" (Leipzig, Insel-Verlag) als für Walter Lehmanns Sammelbuch „Deutsche Frömmigkeit" (Jena, Diederichs) gilt. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß man sich hier aus der Herausgeberfreude der letzten philologisch vorgebildeten Gelehrtengeneration und ihres Anhanges, die immer neue „Ausgaben" herstellten, aber Darstellungen in der Art der Haym, Herman Grimm usw. nicht zu schreiben vermochten, die Vorstellung eines Bildungsbedürfnisses konstruiert hat. Die Frage wäre durchaus einer genauen Erforschung zugänglich.

Bis solche genaue Unterlagen vorliegen, möchte ich annehmen, daß die Öffentliche Bücherei Geschichte in der geschilderten Weise weder treiben soll noch kann. Ihre Leserschaft geht wohl immer von der Darstellung einer Epoche, einer Bewegung oder einer Persönlichkeit aus und greift von dort auf Werke zurück, die dem dargestellten Komplex angehören. Alle mir bekannten Lesermonographien weisen dies aus. Es ist dann aber immer so, daß der Laie nicht etwa Quellen als Beweise für die dargebotene Erkenntnis sucht, sondern daß er gespürt hat, wie die Epoche, die er kennengelernt hat, Lebenskräfte birgt, die er nun unmittelbar auf sich wirken lassen will. Immer ist es nötig, daß die Werke der Vergangenheit Gegenwartswert besitzen. Die geschichtliche Darstellung kann auf sie hinführen, kann sie entdecken helfen. Es mag auch sein, daß die historische Deutung einen besonderen Reiz auch für den Laien haben mag; — aber das ist dann nur ein Zusatzwert, macht nie den Wert des Buches an sich aus. Ein Beispiel[1]: Ein Leser beginnt 1922 mit dem ersten Band von Aster: Große Denker. Er liest sodann Schriften von Angelus Silesius und Boëtius. Es folgt von Gertrud Bäumer: Die soziale Idee in den Weltanschauungen des 19. Jahrhunderts. Er liest darauf Bücher von Bettex, Bousset und J. Müller. Es folgt eine Schrift von Braasch: Religiöse Strömungen der Gegenwart, und er greift dann zu Büchern von Kingsley, Naumann und Kalthoff. Damit ergibt sich aber die Forderung, daß es sich um „Werke", d. h. um Bücher von unmittelbarem Bildungswert, nicht um „Dokumente" (Quellen für geschichtliche Erkenntnis) handelt.

Es gibt allerdings einen Fall, wo auch das historische Dokument in der volkstümlichen Bücherei möglich und wünschenswert ist. Es tritt dann nicht als eigentliche Quelle auf, sondern als belebende Illustration für die geschicht-

[1] Lesertypen innerhalb der erwachsenen männlichen Arbeiterschaft. Leipzig 1928, Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Seite 21 (Leser 18).

liche Darstellung. Das klassische Beispiel dafür sind Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit, ein Meisterwerk kulturgeschichtlicher Veranschaulichung, zu welcher als Höhepunkte zusammenhängende zeitgenössische Aufzeichnungen herangezogen werden.

3. Sodann die Frage der sprachlichen Darbietung. Die „Deutsche Literatur" glaubt es ihren Lesern, auch den Laien, schuldig zu sein, die Texte bis zum 18. Jahrhundert in dem jeweiligen quellenmäßigen Schriftbild, die lateinischen Texte in lateinischer Sprache, zu geben. (Doch erscheint Leibnizens „Monadologie" in einer gleichzeitigen, nicht authentischen deutschen Übertragung). Da bisher nur wenige Bände mit älteren Texten vorliegen, läßt sich die Wirkung auf den Leser der Öffentlichen Bücherei nur mit Vorbehalt abschätzen; aber gerade in einem Falle ist doch ein interessanter Vergleich gestattet. Die sogenannten „Deutschen Volksbücher" (die Prosaromane um 1500) sind zuerst von Simrock etwa im Tone Bechsteinscher Märchen oder Schwabscher Sagen erneuert worden. Demgegenüber hat Benz es unternommen, die alte Wortkunst und Satzmelodie wieder hörbar zu machen, also eine vergessene Kunstform wieder zu verlebendigen und zur Wirkung zu bringen. Diese lebendige Philologie, falls sich Benz diese Formel gefallen läßt, hat ein Anrecht darauf, von der Öffentlichen Bücherei an ihren Lesern praktisch erprobt zu werden, und die Benzschen Erneuerungen haben wohl überall Aufnahme gefunden. Kindermann legt nicht ganze Volksbücher wie Benz und Simrock, sondern teilweise nur Proben daraus vor, und er gibt diese in der alten Orthographie der Druckeroffizinen. Dasselbe Verfahren soll auf die gesamte althochdeutsche und mittelhochdeutsche Dichtung angewendet werden. Für diese stehen die Umformungen von Wolters, Hertz u. a. oder die noch brauchbareren Nacherzählungen von Vesper zur Verfügung. Ich selber habe früher dafür eine ähnliche Methode, wie sie Benz für die Volksbücher anwendet, vorgeschlagen[1] und sie für Grimmelshausen in der weitverbreiteten Inselausgabe des Simplizissimus, sowie für Luther in der Psalmenausgabe und dem Johannesevangelium, für Hans Sachs in der großen illustrierten Ausgabe des Insel-Verlags durchgeführt. Es kam mir darauf an, mit den uns gewohnten Mitteln der modernen Schreibung den Klang zu erneuern, den die alten Meister gemeint haben, und der für ihre Zeitgenossen aus dem komplizierten, uns irreführenden Schriftbild ihrer Zeit herausgeklungen ist. Es ist die Frage, ob die Öffentliche Bücherei die alten Texte in alter Schreibung zu vermitteln hat. Es erfordert eine ganz besondere Schulung, diese alten Schriftbilder in die gemäßen Lautbilder zu verwandeln.

4. Die weitere Frage lautet: Darbietung und Einstellung von Einzelwerken oder Eingliederung der Werke in geschichtliche Zusammenhänge? Sind für den Leser, der nicht auf ein historisches Verständnis und eine historische Ordnung der deutschen Literatur ausgeht, sondern Bildungswerte sucht, d. h. sich an den bedeutenden Werken der Vergangenheit und Gegenwart bereichern und erbauen will, — sind für ihn die hier gebotenen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge wichtig? Ist es also der normale Befund, daß er in den hier aufgestellten Zusammenhängen von Werk zu Werk weiterschreitet?

Die Antwort wird nach den verschiedenen Reihen verschieden lauten. Reihen wie die Reihe „Politische Dichtung" oder „Volksbücher" entsprechen sicher wesentlichen Bildungsantrieben (glänzend hier die Gruppierung „Volksbücher vom sterbenden Rittertum", „Volksbücher von Weltweite

[1] „Die Erneuerung alter deutscher Dichtungen." Die Tat, 8. Jg. 1916/17, Bd. 1, S. 515ff.

und Abenteurerlust", „Volksbücher von der leidenden Frauenseele", „Volksbücher vom neu entdeckten Menschen", „Die deutschen Schwankbücher" und schließlich „Volksbücher von irdischem Glück und ewiger Sehnsucht"), ebenso einige Bände „Romantische Lebenskunst" (mit Fragmenten und Briefen von Friedrich Schlegel, Schleiermacher, Novalis, Caroline, mit der „Lucinde", Auszügen aus den „Vertrauten Briefen" und den „Monologen") oder „Romantische Lebenslehre und Weltanschauung", oder „Deutsche Vergangenheit und deutscher Staat", ein Band, der von Novalis bis Görres, Grimm und Adam Müller reichen soll. Aber prüfen wir daneben andere praktische Fälle: Wird ein Leser nacheinander lesen Goethe, Der Mann von 50 Jahren, Kleist, Kohlhaas, Das Erdbeben von Chile und andere Novellen, den Zerbrochenen Krug, Arndts Letztes Wort an die Deutschen, Halm, Das Haus an der Veronabrücke, Gotthelfs Bauernspiegel, Alexis, Cabanis, und zwar darum, weil es sich um „Vorstadien des poetischen Realismus" im 19. Jahrhundert handelt? Wird er Stifter auflösen wollen, indem er den „Witiko" und anderes neben die „Judenbuche" und den „Lichtenstein", den „Nachsommer" neben Mörike und Grillparzer stellt? Es scheint also, daß die historische Gruppierung gelegentlich literaturpädagogisch fruchtbar ist, öfters aber nicht den Leserantrieben der Öffentlichen Bücherei entspricht. Kein Wunder, denn die Öffentliche Bücherei wird bestimmt von der Gegenwart, nicht von der Geschichte. Und so ist ein Werk für die Öffentliche Bücherei nicht wichtig wegen seiner geschichtlichen Bedeutung, sondern wegen seiner Gegenwartsbedeutung. So ist weiter auch die geschichtliche Deutung immer nur ein Hilfsfaktor, nie die Hauptsache. Noch schärfer ausgedrückt: ein Werk ist eigentlich für die Öffentliche Bücherei verloren, wenn es in wesentlichem Maße der geschichtlichen Deutung bedarf, wenn es nicht dem Gegenwartsmenschen einen Zugang gewährt, der mit der geschichtlichen Erklärung und Würdigung wenig zu tun haben mag, und wenn es nicht eine Gegenwartsdeutung verträgt, die in ihrer Art immer recht hat. Das hindert nicht, daß es sehr viele Grenzfälle gibt, wo taktvolle geschichtliche Erklärungen wichtig und lebenfördernd sein können. Eine literar-historische Sammlung will aber ihrem Wesen nach gar nicht diesen zeitlosen Wert und die Sphinxartigkeit des großen Kunstwerks, das jeder Gegenwart wieder ein neues Gesicht zukehrt, will auch nicht die Selbstherrlichkeit, mit der jede Epoche aus den Schätzen der Vergangenheit die ihr gemäße Auswahl trifft, wobei bald die Gotik, bald das Barock, bald die Märchen und Jean Paul, bald Greco und bald die Nazarener, bald die Mystiker und bald die Sagas neu entdeckt werden.

5. Hier aber tritt als weitere Frage die nach der Bedeutung der literarischen Persönlichkeit für die Laienbildung an uns heran. Wenn wir beobachten, wie die Leser der Öffentlichen Bücherei von Buch zu Buch schreiten: ist da die persönliche Einheit des literarischen Lebenswerkes irgendwie bestimmend? Liest man die Werke Goethes, Shakespeares, Kellers, Fontanes, weil der bestimmte Leser dem bestimmten Dichter begegnet ist, weil gerade das Goethesche, das Shakespearesche, das Kellersche für ihn fesselnd und fruchtbar geworden ist?

Soweit ich sehe, ist das systematisch noch nicht untersucht worden. Die zugänglichen Materialien zeigen solche Fälle, und die unmittelbare Beobachtung am Schalter bestätigt es. In meiner ziemlich weit vorangeschrittenen Arbeit über Goethe in der Öffentlichen Bücherei, die als Grundlage des Goethe-Kataloges des Instituts begonnen wurde, hoffe ich auch zu dieser Frage einiges beibringen zu können.

Aber es kommt schließlich nicht nur auf das an, was sich heute beobachten läßt, sondern ebensosehr auf das, was uns sinnvoll und fruchtbar erscheint. Da scheint es nun nicht nur ein Auffassungswandel der Geisteswissenschaften, sondern auch des gemeinsamen Bewußtseins zu sein, daß die Bedeutung der schöpferischen Persönlichkeit zurücktritt. Für den Pädagogen, namentlich auch für den Volksbildner kommen die wichtigsten Anregungen in dieser Hinsicht von Berthold Ottos Erforschung und Ausbildung eines „volksorganischen Denkens". Dieses geht von dem Vorhandensein eines einheitlichen Volksgeistes aus, dessen Wellen durch den einzelnen Volksgenossen hindurchgehen. Wir sind nur Glieder der größeren Ganzheit, und auch die geistigen Führer sind nichts als ihre vortastenden Fühler. Die eigentliche Aufgabe der Bildung ist die Bewußtmachung dieser Zusammenhänge; die größte Leistung, deren ein Mensch fähig ist, liegt in Fausts Worten beschlossen: „Da wagt mein Geist sich selbst zu überfliegen" — d. h. zu empfinden und zu denken aus dem Wesen der Gemeinschaft, der er angehört.

Dem würde nun der Plan der Deutschen Literatur weithin entsprechen: eine Darbietung unserer literarischen Kultur, wie sie sich nicht auflöst in ein Neben- und Nacheinander von in sich geschlossenen Dichterpersönlichkeiten, sondern das Volk als der eigentliche Träger der Geschichte, schaffend durch Geist, Mund und Hand seiner bevorzugten Glieder; die einzelnen Geister teilnehmend an den Stimmungen und Gedanken, die der nationale Geist in den verschiedenen Epochen seiner Entfaltung jeweils hervorbringt.

Es würde sich also ein Vorposten unserer Erziehung mit den wissenschaftlichen Auffassungen decken, von denen die „Deutsche Literatur" getragen wird. Freilich erhebt sich sofort der Einwand: Sollen wir, wenn wir nach den Werken der literarischen Vergangenheit greifen, jene Strömungen in allen ihren Auswirkungen nacherleben, oder ist es für uns fruchtbarer, gerade das Ergriffensein der großen Menschen von dem hinter ihnen wirkenden Gesamtgeist mit zu erleben? Das letztere leuchtet mir mehr ein, soweit es überhaupt auf historische Erkenntnis und Deutung ankommt.

Darüber hinaus aber möchte ich Ottos Gedanken auf die Büchereiarbeit so anwenden, daß der einzelne Leser sich ergreifen lassen muß von dem, was den Geist seines Volkes erfüllt. Aber auch das Leben in und mit dem Volksgeist muß dem Zufall und dem Chaos entzogen werden. Deshalb muß die Öffentliche Bücherei als Mittelstelle des nationalen Geisteslebens da sein und vor allem auch die Bestände unserer literarischen Vergangenheit so verwalten, daß immer zur Hand ist, was in dem einzelnen Glied des Ganzen fruchtbar werden kann.

6. So bleibt schließlich die Frage, ob die Sammlung „Deutsche Literatur" geeignet ist, die Aufgaben der Öffentlichen Bücherei — Auswahl und „planmäßige Vermittlungsarbeit zwischen Leserschaft und Bücherschatz"[1] — besser oder ebensogut erfüllen zu helfen, wie andere Sammlungen oder einzelne Bücher. Die „Deutsche Literatur" müßte dann, im Lesesaal aufgestellt, ermöglichen, die einzelnen Schöpfungen der Vergangenheit rasch aufzufinden. Im Magazin aufgestellt, müßte sie es dem Bibliothekar ermöglichen, dem Leser am Schalter bestimmte Werke ohne Umstände zu vermitteln. Ich glaube, daß die erste Aufgabe sich erst erfüllen läßt, wenn einmal sehr gute Register da sein werden; die zweite nur, wenn der Gesamtinhalt in der Kartothek aufgeteilt wird. Im Gedächtnis wird kaum ein Bibliothekar behalten, wo er etwa die „Räuber" oder die „Pandora" rasch greifen kann. Sind da schon die Klassikerausgaben mit ihren wechselnden

[1] W. Hofmann, Der Weg zum Schrifttum. 1922. S. 27.

Bandeinteilungen eine Plage, wieviel schwieriger ist es, wenn man die „Räuber“ in der Reihe: Irrationalismus, Abt. II (Befreiung — Sturm und Drang —) Bd. 5 (Genialische Monumentalität) suchen soll; „Kabale und Liebe“ in Bd. 7/8 derselben Reihe mit dem Titel „Kultur- und Gesellschaftskritik“, den „Tasso“ in der Reihe: Klassik Bd. 4 „Der Weg zur Form“, und die „Pandora“ in derselben Reihe Bd. 16 „Geprägte Form, die lebend sich entwickelt“. Doch hat man es nicht vermeiden können, in dieser Reihe zwei Bände einfach als „Schillers Meisterdramen“ anzukündigen, denen nur ein paar Goethesche Prologe beigepackt werden sollen. Die Unterscheidung der Reihentitel „Realidealismus“ (18 Bände) und „Poetischer Realismus“ (20 Bände) wird hoffentlich nur eine Examensklippe für Germanisten, nicht für Bibliothekare!

7. Haben wir bisher gelegentlich darauf hingewiesen, daß durch die literargeschichtliche Quellensammlung für die Laienbildung ein viel zu großer Stoff herangebracht wird, so kann man umgekehrt die Frage stellen, ob das, was um des geschichtlichen Zusammenhanges willen als nötig erachtet wird, für die Zwecke der Öffentlichen Bücherei genügt. So scheint es, daß Jean Paul nur in zwei Schlußbänden der Reihe „Irrationalismus“ auftreten soll, und in diese Bände muß er sich teilen mit Maler Müller, einigem von Lenz, mit Jacobi, Jung-Stilling, Heinse und Hippel. Man mag nun sagen, daß eben Jean Paul schon in den Öffentlichen Büchereien vorhanden ist, ähnlich wie Fontane, Storm, Anzengruber und andere, die mit Teilen ihrer Werke in den Reihen „Poetischer Realismus“ rangieren. Aber dann muß man wieder fragen, weshalb Goethes Faust, weshalb Dichtung und Wahrheit, weshalb Wilhelm Meister, weshalb sogar Schillers historische Schriften ganz abgedruckt werden. Dies ist alles berechtigt, wenn der Historiker darauf ausgeht, Proben für geistesgeschichtliche Zusammenhänge darzubieten. Und abermals erhebt sich die Frage, ob in der Öffentlichen Bücherei und in ihren Lesesälen, wo vermutlich im allgemeinen die Kürschnersche Sammlung steht, noch einmal dasjenige, was in den Beständen der Bücherei als „Werk“ ist, nunmehr als „Quelle“ im entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang auftreten soll.

*

Aus allen unseren Erörterungen geht hervor, daß es sehr schwierig ist, ein zusammenfassendes Urteil als Rat für die Anschaffungspolitik der Öffentlichen Bücherei zu geben. Ein solcher Rat ist überaus verantwortungsvoll. Denn wenn man auch dem Verlag zutraut, daß er das große Unternehmen nicht ins Stocken geraten läßt, und wenn man dies dem Herausgeber, der die bisherigen Verlagkrisen schon erfolgreich überwunden hat, erst recht zutrauen muß; wenn also mit der Gefahr, daß das Unternehmen fragmentarisch bleibt, weniger zu rechnen ist: so handelt es sich doch immerhin um eine Verpflichtung für rund 20 Jahre und um einen Aufwand von monatlich 7.— RM. für das geheftete, 8.50 RM. für das in Leinen gebundene und 15.— RM. für das in Halbleder gebundene Exemplar. Die Bücherei wird sich vermutlich eine gebundene Ausgabe sichern, zumal das Äußere sehr gut und, da die Bücher verschiedenfarbigen Einbandstoff für die verschiedenen Reihen haben, sicher auch praktisch ist.

Es konnten hier also nur Gesichtspunkte aufgestellt werden, nach denen schließlich jeder Büchereileiter auf Grund seiner besonderen Verhältnisse die bisher erschienenen Bände selber zu prüfen haben wird. Es wird deshalb hier auch alle positive und negative Kritik an einzelnen Reihen und Bänden

zurückgestellt. Denn da weiter mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen ist, daß doch die meisten Büchereien das Gesamtwerk nicht anschaffen können, wird es notwendig sein, fortlaufend durch besondere Besprechungen auf einzelne Reihen und einzelne Bände hinzuweisen, die geeignet sind, nicht als großes Forschungs- und Nachschlagewerk in den Lesesälen, sondern als Ausleihestoff im Magazin eingereiht zu werden. Ganz abgesehen von den grundsätzlichen Gesichtspunkten, die ich darzulegen versuchte, wird sicher bei manchen, ja bei noch mehr Bänden, als oben schon gezeigt wurde, das literarhistorische Auswahlprinzip glücklich mit der Rücksichtnahme auf die Leserantriebe zusammenfallen, die für den Leiter der volkstümlichen Bücherei in erster Linie geboten ist. Unter den bisher erschienenen Bänden scheinen nur folgende die Bedingungen zu erfüllen: daß sie schwer zugängliches Material, das nicht bloß Geschichts-, sondern Gegenwartsbedeutung besitzt, zugänglich machen, und zugleich durch Themastellung und Zusammenfassung eine für die Bildungsarbeit fruchtbare Einheit gestalten:

Grundzüge evangelischer Lebensformung nach ausgewählten Schriften Martin Luthers. Herausgegeben von Prof. D. Dr. Arnold E. Berger. Schon die Einleitung: Die seelische Struktur des Spätmittelalters und ihre Umwandlung durch die Reformation trifft eine aktuelle Frage und beantwortet sie in gedrängter Form, mit vielen neuen Durchblicken, auf Grund der langen Forscherarbeit des Verfassers, der hier ein vollendeter Abschluß gegeben ist. Die Texte dürften für die Zukunft die genügende Luther-Auswahl der öffentlichen Bücherei sein.

Kunstanschauung der Romantik. Lebenskunst der Romantik. Herausgegeben von Professor Dr. Paul Kluckhohn. Über Inhalt und Bedeutung dieses Bandes vgl. oben S. 243.

Von der Reihe „Politische Dichtung“ (7 Bände) sind bisher erschienen: „Vor dem Untergang des alten Reiches“; „Die Dichtung der ersten deutschen Revolution“; „Dem neuen Reich entgegen“ (1850—1871). Die Bände sind zweifellos eine reiche Fundgrube für den, der die einzelnen Epochen schon einigermaßen kennt. Für die Einstellung kommt wohl am ehesten der Band mit der 48er Lyrik in Frage. Aber der Büchereileiter darf dies nur tun, wenn er bei Quellenwerken wie der Appensschen Auswahl der Reden der Nationalsammlung (Jena 1920) die Überzeugung gewonnen hat, daß er auf genügendes Interesse trifft. Ersatz für Sammlungen politischer Lyrik, wie Franz Diederich, sind die Bände nicht, wohl aber eine Ergänzung.

Dr. Reinhard Buchwald

Gertrud von Le Fort

Daß das Reich wahrer religiöser Dichtung jenseits aller bloßen „Erbaulichkeit“ und aller „Tendenz“ liegt, zeigt kaum noch ein anderes deutsches Beispiel heute so klar und zwingend wie das Werk der jungen katholischen Dichterin Gertrud von Le Fort. Eine doppelte Voraussetzung muß sich vergegenwärtigen, wer das volle Verständnis ihrer Werke sucht: ihren Glauben an die Wirklichkeit Gottes und seiner Gnade und den Glauben an die Gnadenmittlerschaft der auf Petrus gegründeten Kirche. Aus solcher Tiefe reli-

giöser Bindung begreift sich die wahre Bedeutung des Schaffens dieser Dichterin. Wirklichkeitssinn und Wirklichkeitsliebe aber ist das vorzügliche Bildungsgesetz des wahrhaft katholischen Menschen. Und darum ist das Werk der Le Fort auch bei aller Verwurzelung im Übernatürlichen von einer so reichen irdischen Lebensfülle, darum ist es so wahr und echt im Menschlichen, daß es jedem Leser, aus welcher geistigen Welt immer er stamme, nahekommen kann.

„Hymnen an die Kirche" (1924) hat Gertrud von Le Fort als erstes dichterisches Zeugnis vorgelegt[1]. Diese Hymnen „stellen ein Zwiegespräch dar. Der nach Gott verlangenden Seele antwortet Gott durch die Stimme der heiligen Kirche" (Einführung). In diesem Zwiegespräch entfaltet sich — mehr noch durch die Macht der Idee als durch sprachlich eigene Fügung bezwingend — ein großes Bild des weiten geistigen Raumes der Kirche, in dem sich das erhabene Drama zwischen Gott und der heilsuchenden, gläubigen Menschheit vollzieht. Die seelenbindende Gemeinschaftskraft, das verborgene Gnadenleben der Kirche, sie werden im Lobgesang verherrlicht, und im Mitleben der Feste des Kirchenjahres wird der Inhalt des Glaubens sinnbildlich angeeignet. Diese religiöse Gedankendichtung gibt so gleichsam die bekenntnishafte Erläuterung des gesamten Werkes der Le Fort, das bislang seinen bedeutenden Ausdruck in einem autobiographischen Roman, einem historischen Roman und in einer historischen Novelle gefunden hat — das „Historische" jedoch stets mehr als Hülle denn als Ziel des tieferen dichterischen Wollens verstanden.

Der autobiographische Roman trägt den Titel „Das Schweißtuch der Veronika". Im Angesicht der ewigen Stadt Rom erlebt eine junge, bildungsfähige Seele ihr Erwachen. Ein Menschenleben wächst hinein in jene tiefere Wirklichkeit, in jene wahre Fülle des Seins und des Sinnes, die dem Gläubigen die römisch-katholische Kirche erschließt und bedeutet.

In einsamer Losgelöstheit steht die Gestalt der jungen, halbverwaisten deutschen Gelehrtentochter Veronika zwischen den gegensätzlichen Geisteswelten, die ihr in der Gestalt der über alles verehrten vornehmen, herrscherlich überlegenen Großmutter und der ungewiß anziehenden, geheimnisvoll verschlossenen Tante Edelgart sich nahen. Das heidnische Rom mit dem Pantheon und dem Forum Romanum auf der Seite der Großmutter, und das christliche Rom mit St. Peter und den hundert verschwiegenen Kirchen auf der Seite der Tante, sie liefern sich um die Seele des Mädchens einen unsichtbaren Geisteskampf. Es ist kein Kampf der lauten Worte, noch weniger ein Kampf der zweckwissenden Absicht . . . In der vornehmen Stille des alten Palastes, den diese deutschen Frauen mit ihrer französischen Gesellschafterin Jeanette und der jungen Verwandten bewohnen, sind nicht nur die Worte, sind auch die Empfindungen gedämpft und bemeistert. Die Seele des Mädchens aber kann solchem Kampf nicht entgehen, denn ihrem erwachenden Selbst ist hier eine Lebensentscheidung zugefallen.

„Meine Großmutter behauptete von sich selbst, daß sie eine Heidin sei, während meine Tante Edelgard es liebte, als katholische Christin angesehen zu werden und die kleine Jeanette auch wirklich eine solche war." Das ist die geistige Luft des Hauses, in das für die Dauer eines Ferienaufenthaltes noch ein junger deutscher Dichter eintritt, dessen Glaube an das „Leben", an die rauschhaft chaotischen Mächte, Zeugnis gibt für das Weltbild einer neuen Dichterjugend. Veronikas Großmutter hat den Vater dieses jungen

[1] Die vollständigen bibliographischen Angaben siehe am Schluß des Beitrages. Eine feinsinnige biographische Skizze mit Würdigung auch ungedruckter Werke von Dr. Lilly Zarncke findet sich in „Die Frau", 39. Jg. 1931, S. 162ff. D. S.

Menschen einst mit verhaltener Leidenschaft geliebt. Nun überhäuft sie den Sohn mit den Geschenken ihres reichen Herzens. Aber die klassische, idealistische Gedankenwelt dieser abgeklärten Frau und die vom „élan vital“ gebannte Modernität des Jungen müssen sich fremd werden und aneinander ihre Begrenztheit offenbar machen. Schmerzlich zwiespältig ist das Erleben Veronikas, die von beiden Menschen machtvoll angezogen wird.

Die innerlichsten Bande aber binden trotz allem entgegenstehenden Schein doch Veronika an ihre Tante Edelgart, die schon seit langen Jahren unentschlossen an der Schwelle der katholischen Kirche steht und nur den letzten Schritt zu tun sich scheut. Das tiefere schicksalvolle Geschehen zwischen diesen beiden Menschen aber wird nur begreifen, wer wie die katholische Dichterin Gertrud von Le Fort an die Realität der göttlichen Gnade glaubt. Diesen beiden Seelen ist es bestimmt, einander zur entscheidenden Wegweisung im Glauben zu werden. Zuerst noch mochte in der Tante der Gedanke leben, es sei ihr zugefallen, das Mädchen zu Christus und zur Kirche hinzuführen. Bald aber sind die Rollen vertauscht. Die Gnade ruht mit ihrem vollen, erleuchtenden Glanz auf Veronika, während Tante Edelgart selbst in eine tiefe Gottesferne fällt, aus der sie nur der Glaube und das liebende Leiden jenes jungen Herzens rettet. „Denn wir waren wie zwei, die in den Bergen am Seil gehen . . .“ sagt Edelgart in dem großen Bekenntnis ihrer religiösen Entwicklung und ihrer Schuld auf ihrem frühen Sterbelager. In diesen Worten mag der Sinn der ganzen Dichtung liegen, die ehrfürchtige Andeutung jenes geheimnisvollen Gnadenwaltens, in dem die Seelen der Menschen einander Rettung wirken oder einander zum Verhängnis werden können.

Der Schwerpunkt der Dichtung ruht ganz auf solchem Spiel verhüllter Sinnbeziehungen. Dabei aber ist hier nirgends bloße Ideenlast. Es sind nicht Gedankenwelten, sondern lebenerfüllte Seelenwelten, die in Anziehung und Abstoßung einander begegnen. — Bildhaft lebendig aber wie die Frauenfiguren — unvergeßlich vor allem diese antik-heroische Gestalt der Großmutter! — sind auch die großen Eindrücke der römischen Welt, die sich in dieser Dichtung spiegeln: die hundertfachen Trümmer versunkenen Glanzes und verschollener Macht ebenso wie die lebendigen Zeugen fortwirkender christlicher Überlieferung. Die ergreifendsten Wirkungen aber strahlen aus den liebevoll ausgebreiteten Schilderungen der Liturgie der römischen Karwoche. Da besonders schlägt der Puls dieser jungen katholischen Dichterin spürbar beschwingt in einem rascheren Rhythmus; die verhaltene, strenge Fügung ihrer Sprache gewinnt eine eigene, rauschende Mächtigkeit. — Und vollends: selbst wer nur in Einfühlung und nicht im Glauben mit dem Erleben dieser Dichtung sich verbunden weiß, der wird tief berührt sein an jenen Stellen verehrungsvoller Andacht vor einer transzendenten Welt, an denen Gertrud von Le Fort ihr höchstes künstlerisches Vermögen in einem beredten Verstummen offenbart.

„Der Papst aus dem Ghetto“, das ist die Geschichte der mächtigen jüdischen Kaufmannsfamilie zu Rom, aus deren Mitte jener Kardinal Petrus Leonis emporstieg, der im Jahre 1130 die Hand nach der päpstlichen Tiara ausstreckte, um dann als schismatischer Papst Anaklet II. in die Geschichte einzugehen. Gertrud von Le Fort nennt ihr Werk die „Legende des Geschlechts Pier Leone“, denn ihr Sinn steht nicht so sehr danach, den bunten Teppich der historischen Geschehnisse nur auszubreiten, um sich dem Zauber seiner leuchtenden Farben, dem Reiz seiner regellos gewebten Muster hinzugeben. Ihr dichterisches Ziel ist es vielmehr, sichtbar zu machen, wie sich in diesem

eigenartigen Geschick ein tieferes Gesetz, ein Wirken religiöser Mächte offenbart.

Seit einst der ehrwürdige Chanoch ben Esra bei einer Judenverfolgung unter dem päpstlichen Mantel Urbans II. Schutz fand vor einer mordgierigen Pöbelmenge, ist das Verhältnis seiner Familie zum Christentum von einer geheimnisvollen Undurchsichtigkeit. Die Fama glaubt, daß er die Taufe empfing; man nennt ihn oft „Beatus Christianus". Er wie sein Sohn Baruch bleiben auch zeitlebens der Errettung dankbar eingedenk; sie leihen dem Papst in vielfacher Not die Hilfe ihres Goldes. Der Enkel jenes Erretteten aber nun steigt auf steiler Bahn empor zum machtvoll herrschenden römischen Patrizier und zum erklärten Beschützer der Kirche: ein verschlossener, kühl rechnender und überlegen planender Kaufmann und Politiker, der sich dann auch wirklich taufen läßt, ohne daß ein Mensch zu entscheiden wagt, ob aus Berechnung oder im wahren Glauben.

Von der Zitadelle, die als stolzes Wahrzeichen der errungenen Macht dieses römischen Senators Petrus Leonis am Tiberufer ragt, blickt man auf die nahe gelegene Judenstadt. Dort lebt bei ihrem Vater, dem strengen und gelehrten Rabbi, Mirjam, die eifernde Jüdin, des abtrünnigen Petrus erste Gattin. Als er sich taufen ließ, ist sie vor solcher Sünde, vor solchem Verrat am eigenen Volk entflohen. Im Hause ihrer Eltern wollte sie heimlich ihr Kind zur Welt bringen. Doch der Knabe wird ihr entrissen. Der Vater nimmt ihn zu sich und läßt ihn taufen; er wird von ihm zum Priester bestimmt. Heimlich aber wächst bei der Mutter noch eine Zwillingsschwester des kleinen Petrus heran, die blinde Trophäa, von der die Verheißung geht, daß sie den Bruder zurückrufen wird zu seinem Volk.

Am Sterbebett des mächtigen römischen Senators aus jüdischem Geschlecht erst vollendet sich auf seltsam ergreifende Art das seelische Schicksal dieser drei Menschen, des Vaters und seiner beiden Kinder. Einen glanzvollen Aufstieg hat der Sohn genommen. Im roten Gewand des Kardinals steht er jetzt am Todeslager des Vaters. Da muß er nun zum Zeugen werden, wie in der letzten Stunde die Maske von dem verschlossenen Antlitz fällt. Ein Bekenntnis zum alten Glauben seines Volkes ist es, kein christliches Segenswort, das die gepreßten Lippen des Sterbenden öffnet. Und nun, wie die Trauerversammlung entsetzt zurückweicht, erscheint auch Trophäa, — den Bruder zu rufen. Ein jäher Blick in sein Inneres tut sich in dieser Stunde dem Kardinal auf; eigener, ungeschlichteter Zwiespalt wird ihm tief bewußt. Unbeirrt ist seine Haltung; doch es zeigt sich in kurzer Frist, wie jene Verheißung gemeint war, daß Trophäa ihn zurückrufen wird. Der Kardinal zerreißt die Christenheit durch die Sünde des Schismas! Er läßt sich zum Gegenpapst wählen gegen den rechtmäßigen Innozenz II.

Der Roman ist die verschlungene Geschichte dieser vom Vater auf den Sohn vererbten religiösen Schuld, die jäh zu ihrer bestimmten Stunde vor der Welt enthüllt wird. Und er ist auch die Geschichte einer geheimnisvoll verborgenen Gnadenführung: der blinden Jüdin Trophäa wird im Tode die sieghafte Macht der christlichen Kirche offenbart . . .

Die innere Verflechtung der einzelnen Seelenwege ist ebenso wie das Zusammenspiel der äußeren Ereignisse in diesem Werk von einem kunstvoll abgestuften Beziehungsreichtum, von einer bewundernswerten inneren Abgewogenheit, die noch mannigfache andere Durchblicke von lebendigster Wirkung eröffnet. Dieser bedachtsamen inneren Führung entspricht auch in hohem Maß die erzählerische Form. Bald vernimmt man die Stimme alter Chronik und Legende, bald sprechen gleichsam als Chor die „Juden von Rom", „die Frauen der Juden", „das Volk von Rom", oder auch spiegelt

sich das Geschehen in den Aufzeichnungen eines alten römischen Bischofs. Mit sicherer Kraft ist diese Vielstimmigkeit zu geschlossener Wirkung gebunden, und kraftvoll und sicher erscheint auch der Fluß der Sprache, der das Ganze des Werkes ohne Schwanken trägt. Nicht geringer als die seelische Bewegung erscheint darum auch die reine Kunstwirkung, die von dieser Dichtung ausgeht.

Die Novelle „Die Letzte am Schafott" behandelt einen Stoff aus der französischen Revolution. Unter dem Gesang des „Veni, creator spiritus" haben in den Tagen der Schreckensherrschaft sechzehn Nonnen aus dem Karmeliterinnen-Kloster zu Compiègne das Gerüst der Guillotine bestiegen und das Blutzeugnis für ihren Glauben abgelegt. Als siebzehnte stirbt am gleichen Tage und am gleichen Ort unter den Händen der wütenden Menge singend die junge Novizin Blanche de la Force. In unentrinnbarer Todesangst war sie zuerst aus dem Kloster entflohen. Nun ist sie dennoch nach Gottes Willen im Martyrium mit ihren geistlichen Schwestern vereint . . .

Gertrud von le Fort kleidet die Erzählung dieses Geschehnisses in die Form eines Briefes, den ein erschütterter Augenzeuge an eine adelige Emigrantin richtet. Gegen Ende dieses Berichtes, dessen im Stil der Zeit weltmännisch-diskrete Fügung unter der geglätteten Oberfläche die tiefe Teilnahme eines religiös Ergriffenen verrät, steht der Satz: „Sie erwarteten den Sieg einer Heldin, und sie erlebten das Wunder in der Schwachen." Dies „Wunder in der Schwachen" ist das eigentliche Thema der von einer tiefen mystischen Gläubigkeit erfüllten Novelle. Blanche de la Force, ein Mädchen von zarter Gebrechlichkeit, von jeher mit Lebensfurcht eher als mit gewöhnlicher Todesangst ringend, hat gerade diese Furcht aus Liebe zu Christus voll Geduld erlitten, eine geheimnisvolle Vereinigung vollziehend mit der Verlassenheit und Todesangst ihres Erlösers selbst. Ein eigenes symbolisches Licht fällt auf diese Seelengeschichte der jungen Blanche de la Force durch das religiöse Schicksal ihrer Novizenmeisterin, der heroischen Marie de l'Incarnation, die ein adeliger Mut gleichsam mit ungestümem Verlangen zum Martyrium drängt, während es sich dann als Gottes Wille zeigt, daß gerade sie vom Blutopfer ausgenommen wird.

Die künstlerische Kraft dieser schmalen Erzählung ist nicht geringer als die der beiden großen Romane der Le Fort. Eher vielleicht wird man dieses kleine Werk bei seiner größeren Schlichtheit noch gesammelter und geschlossener finden. Und wenn auch die völlig jenseitige, klösterliche Frömmigkeit, aus der allein diese Geschehnisse begriffen werden können, manchem Leser vielleicht als eine ferne und fremde Welt erscheinen mag, so wird sich doch niemand dem Eindruck eines seltenen geistigen Ernstes und einer hohen, strengen Wahrhaftigkeit entziehen, die aus dieser Novelle strahlen.

Hymnen an die Kirche. Erste Aufl. 1924; zweite, vermehrte Aufl. 1929, München, Kösel & Pustet. 67 S. Preis 5.50 RM. (Volksausgabe 1930; 2.50 RM.)

Das Schweißtuch der Veronika. München 1928, Kösel & Pustet. 356 Seiten. Preis geb. 10.— RM.

Der Papst aus dem Ghetto. Berlin 1930, Transmare-Verlag. 393 Seiten. Preis 5.— RM.

Die Letzte am Schafott. München 1931, Kösel & Pustet. 136 Seiten. Preis 4.50 RM.

(Institut) Eduard Schröder

Buchbesprechungen

Hildur Dixelius, Frauen im Norden. Novellen. Bern 1932, Gotthelf-Verlag. 167 Seiten. Preis 3.85 RM.

Hildur Dixelius, Schwedin von Geburt und ernsthafte evangelische Christin, ist mit einem wohl in den meisten Büchereien bereits eingestellten großen Romanwerk „Sara Alelia" in Deutschland zuerst bekannt geworden. Die hier veröffentlichten Novellen und Erzählungen spielen z. T. in dem gleichen Milieu und der gleichen Zeit, z. T. in der Gegenwart. Der gemeinsame Titel sagt mehr als die zufällige Heimat dieser Frauen. In irgendeiner Weise tragen alle diese Gestalten „den Stempel ihrer nordischen Heimat, des Landes der meilenweiten Wälder und des tiefen Schweigens, das den Menschen das Beispiel der Größe gibt und ihre Seele zur Größe ruft, das Einsamkeit und Einkehr in sich selbst predigt". So sehr es nach Charakter, Temperament, Alter und Schicksal verschiedene Frauen sind, so sind sie, wie gesagt, doch nicht bloß äußerlich Kinder desselben Landes. Sie alle teilen das ewig alte Schicksal der Liebe, die Seligkeit und Leiden zugleich bringt. Ob sie nun als Liebende oder als Mutter dieses Schicksal erleben, immer tragen sie es in herber Verschlossenheit und mit schweigender Hingabe, deren seelische Tiefe und Hintergründigkeit ihren gemeinsamen nordischen Ursprung verrät.

Es sind kleine, aber wesentliche Bilder, Ausblicke und Ausschnitte aus dem Leben dieser Frauen, die die Dichterin schlicht und fast unscheinbar einfach uns gibt. Stillere Menschen, vor allem natürlich Frauen, werden diese kleinen, warm und schön erzählten Geschichten gern und mit innerer Teilnahme lesen.

Rang

Gunnar Gunnarsson, Jon Arason. Roman. München 1932, Albert Langen. 419 Seiten. Preis geb. 8.— RM.

Ein historischer Roman, die Geschichte des isländischen katholischen Bischofs Jon Arason, der als Kätnersohn in ärmlichsten Verhältnissen aufwuchs, als Stallknecht in einem Kloster diente, abends lesen und schreiben lernte, und langsam und stetig aufstieg bis zum Landesbischof von Island, ein streitbarer Diener seiner Kirche und mehr noch seines Volkes, das er gegen die Übergriffe Dänemarks zu verteidigen sucht. Eine Art germanisches Christentum, Bauern- und Volksgeist mit echtem Christenglauben verbunden, erfüllt diese männliche und bäuerliche patriarchalische Gestalt. Erst als die Fremden mit Gewalt das alte isländische Volks- und Kirchenrecht brechen, geht mit dem Tode des letzten Landesbischofs — Jon Arason wird mit allen seinen Söhnen hingerichtet — die Freiheit und der alte Väterglaube unter.

Die Darstellung ist trocken, fast aktenmäßig und zuweilen etwas breit. Dennoch hat das neue Buch gegenüber den zum Teil gequälten und subjektiven früheren Romanen Gunnarssons den Vorzug einer starken, männlichfrohen und objektiven Gesinnung und Haltung. In seiner echt nordischen Herbheit und Größe gehört es zu den wesentlichen Büchern, deren Einstellung sich auch für kleinere Büchereien lohnt.

Rang

Hermann Hesse, Die Morgenlandfahrt. Eine Erzählung. Berlin 1932, S. Fischer. 113 Seiten. Preis 4.— RM.

Ein H. H. beginnt die Geschichte der denkwürdigen Morgenlandfahrt zu schreiben, um sich selbst das Leben zu retten. Und ich glaube, daß es wenige

Dichtungen Hermann Hesses gibt, die ihm — im seelischen Sinne — nicht irgendwie das Leben zu retten hatten. Mit der äußeren Welt kann er sich abfinden, aber mit der inneren muß er ohne Bedingungen ins reine kommen. Und wieviel schöne Bücher hat uns sein verzehrendes Ringen um Licht und Glauben nicht geschenkt.

Nun wohl, Hesse gehört wirklich dem Bunde an, der seit tausend Jahren und noch immer auf der Morgenlandfahrt begriffen ist, jener Seelengemeinschaft, deren oberster Glaubenssatz nicht in einem Wort zu sagen ist, weil er nur Ahnbares, Erhöhtes, Magisches enthält. Doch jeder wird sich des Zuges entsinnen, wenn er hört, daß unter den Gläubigen und Hingegebenen Hölderlin war und Jean Paul, Hoffmann und Brentano, Almansor und Parzival, Witiko, Goldmund und Sancho Pansa. Sie gehörten auch dem Zuge an, den nach dem Kriege H. H. mit anderen unternahm, um ihren Kindheitstraum, die Heimat des Lichtes wiederzufinden: das Morgenland, das überall und nirgends und eins in allen Zeiten ist.

Der Bericht über die Fahrt wird nie fertig, dafür hat H. H. sehr wichtige Dinge zu erzählen, die seine persönliche Rechenschaft angehen. Nämlich wie der Zug sich ihm aufzulösen scheint, und wie H. H. in einer seltsamen Wendung nach Suchen und Verzweiflung die große Entdeckung macht, daß der große Bund vollkommen unerschüttert und mächtig wie je besteht, und wie er, H. H., als ein entlaufender Bruder sich selbst und sein verzweifeltes, dummes, engstirniges, selbstmörderisches Leben anzuklagen hat und, da er ernstlich versucht, die sittlichen Forderungen des Lebens zu erfüllen, den Weg zur Schar der Oberen findet. Die letzte Vision von einer Doppelfigur H. H. = Leo (Leo ist der Oberste der Oberen), wo der erste in den zweiten überfließt und dieser wächst, während jener abnimmt, scheint mir Hesses ganze Religion und Auffassung seiner poetischen Mission zu enthalten.

Man soll nicht versuchen, dieses Ineinander von Vision, Idee und Wirklichkeit bis in die Einzelheiten auszudeuten. Es ist Dichtung, es spricht mit seinen Gegenständen unmittelbar zum Herzen und wird, wie Musik, von den Kräften der Seele sicherer begriffen als vom Verstand. Morgenlandfahrt — ein schönes Bild für Sinn und Ziel idealer Dichtung; der Bund — die Vorstellung einer unsichtbaren Loge aller nach Wesenheit, Schönheit und reiner Menschlichkeit strebenden Geister: sie werden uns vertraut, wie unsere unerklärlichen und doch bedeutungsvollen Träume. Eine Bücherei, welche genügend empfängliche Leser für derartig visionäre und symbolische Dichtung hat, soll die „Morgenlandfahrt“ Hesses nicht vergessen.

(Institut) Hoyer

Sigurd Hoel, Sünder am Meer. Roman. Deutsch von H. Caspari. Bremen 1932, C. Schünemann. 253 Seiten. Preis 3.50 RM.

Sigurd Hoel ist ein junger preisgekrönter Dichter Norwegens. Der Verlag Schünemann setzt sich lebhaft für seine Einführung in Deutschland ein, mit einem gewissen Recht. Aber diese erste Veröffentlichung überzeugt noch nicht. Es ist eine Sommer- und Strandgeschichte von zweimal vier jungen Menschen, die miteinander in den Sommerferien auf einer einsamen Insel die Probleme der Jugenderotik theoretisch und praktisch erörtern; im ganzen geschieht nichts Schlimmes, aber es geschieht eben überhaupt nichts, außer einigen Eifersüchteleien und lustigen Prügeleien. Es bleibt bei Diskussionen, in denen viel Kluges gesagt wird. Es bleibt bei „Psychoanalyse“, bei eigner und gegenseitiger Seelenzerfaserung all der kleinen Gefühlchen und Denkspielereien, in denen jede Jugend sich und die Welt zu erleben glaubt. Dabei

ist diese Jugend hier nicht einmal Jugend von heute, sondern sehr von gestern, die vielleicht noch irgendwo in rückständigen Intellektuellenkreisen der Großstädte, aber sonst im gegenwärtigen Deutschland nicht mehr zu finden ist; unsre Jugend handelt, kämpft, ringt mit Nöten, aber spielt nicht Erotik. Aber das steht fest, Hoel hat Erzählerqualitäten; man muß jenen leichten Ton in den feingebildeten Kreisen der skandinavischen Hauptstädte kennen, der mit pariserischer Eleganz geistige Materien vom Erdenkloßhaften zu entlasten versteht, um das Talent Hoels richtig zu werten; das Deutsche hat Mühe, in der Übersetzung sich dem spielenden Stil des Originals anzunähern.

Tränckner

Martin Luserke, Seegeschichten. Potsdam 1932, Ludwig Voggenreiter Verlag. 151 Seiten. Preis 2.80 RM. (Spurbücherei 18.)

„Das schnellere Schiff" heißt die geschlossenste der abenteuerlichen Erzählungen. Im weltabgeschiedenen Felsenkessel zweier Fjorde des hohen Nordens kommt es zu der verwegenen Segelwettfahrt zwischen Brita, eines reichen Bauern stolz-schöner Tochter, und dem sonderbaren Rotkopf „Juches-brennt". Beide treibt nicht nur eigene Leidenschaft: Wagemut, Hochmut, auch Liebe des Jungen —, sondern dahinter steht der Bruderhaß zwischen dem verluderten alten Bootsbauer, der Juchs Meister ist, und Britas Vater. Die Spannung eines ganzen schiefgeratenen Lebens entlädt sich in dem Bursch und dem Mädchen, seitdem der Bauer durch eine ausländische Segeljacht den Bruder als einzigen Bootsbauer des ärmlichen Fischerortes herausfordert. Wer Britas neues Boot besiegt, soll sie heimführen dürfen. Juch und sein Meister nehmen das auf. Sie bauen trotz aller Hindernisse ein ebenbürtiges Boot, — der Alte stirbt darüber und hinterläßt dem Jungen den Rat, eines Toten Hilfe zu gewinnen: „Die Wettfahrt — nun, da gab es überhaupt noch Mittel, von denen die Wikinger Bootsbauer früher gewußt hatten; damals ersäufte man einen Gefangenen, um das Boot mit Hilfe der Seele noch besser als bloß mit Segel und Ruder zu regieren. Spuk — nun ja! Die Seelen der Ertrunkenen im Meer sind aber dazu zu kriegen, daß sie von unten her am Steven anpacken . . ." Juch handelt danach. Doch schlägt sein Versuch, eine solche Seele anzuwerben, fehl, und als die Wettfahrt endlich im hohen Sturm zustandekommt, da hat das ruhelose Leid seines alten Meisters die Geistermacht zu Sieg und Verderben an sich gerissen. Das Wagnis endet mit dem tollkühnen Auslaufen beider, Juchs und Britas, auf seinem Boot. Zuletzt fällt auf der Todesfahrt jede kleinliche Schranke von ihrem Leben, das sich einmal ganz erfüllt: „ . . . da sanken Wände der Dunkelheit vor ihren Augen ab — — — anders war alles. Wasser und Himmel und Felsenküste lebten übergroß und völlig menschenfremd. Und doch fuhren sie in dieser Welt der Mächte wie Könige dahin, ebenbürtig dem Sturm und der See . . . Juch und Segelbrita sangen auf der Königsfahrt dieses einen Augenblicks, der Tage und Jahre kümmerlicher Mühsal und alles schmierige Glücklichsein aufwiegt." So schildert die Geschichte ausgezeichnet, wie die Enge und Bedrückung eines ganzen Lebenskreises in solcher Tat plötzlich befreiend ausbricht.

Auch was Luserke weiter erzählt, deutet auf zwingende übersinnliche Zusammenhänge in der Drangsal des Lebens. Aus den übrigen strahlt „Das Haus auf der unnahbaren Insel" wie ein seltsamer Wunderstein hervor. Es ist ein Geisterhaus auf dem Klippeneiland „am Westrande der Welt", weit draußen der Küste vorgelagert. Kormorane hausen dort, bis der Druidenzögling Turo aus der Bretagne den Weg auf dunkelblauer Meeresströmung

hinüberfindet und den alten Zauberer besiegt, der seine Heimat mit schlimmen Mächten berückte.

„Legenden" nennt Luserke seine Geschichten, wohl, um das übersinnliche Schauen ihrer Gestalten anzudeuten und als die treibende Macht der Ereignisse zu bestimmen. Hier liegt auch wirklich die auszeichnende Kraft seines Buches. Es zeigt den Geisterglauben eng mit dem tiefen Wissen und Gewissen der Menschen um Trieb, Tat und Vergehen, Vergeltung, Erlösung und seelische Befreiung verbunden. Freilich wird seine Wurzel in Sitte und Volksglauben oft nicht anschaulich genug gemacht. Erschien das dem Erzähler überflüssig? Der darin liegende Mangel an Bodenständigkeit hängt mit dem leichten, aber doch bestimmenden künstlichen Einschlag der Geschichten zusammen. (Man lese einen Absatz aus dem „schnelleren Schiff", schon das Leitwort: „Juch-es-brennt segelt mit der Brita!" enthält etwas davon.) Ein Stück ist sogar vorwiegend artistisch bestimmt: „Der Dampfer, der aufs Land heraufkam". Ich möchte den Reiz dieser geheimnisvollen Begebenheit keineswegs verkennen. Sie ist gut geschrieben, recht etwas zum Verschlingen. Aber viel zu literarisch! Die schwebende Ironie, wie sie hier in jedem Satze steckt, das bewußte, zwar humoristisch gemeinte, aber doch meist gedankliche Spiel mit dem Geisterglauben in der „wahrhaft gespenstigen Legende" unter entwurzelten Geschöpfen: das sticht kraß vom sonstigen Inhalt des Buches ab. — Im ganzen wird es besonders ältere, literarisch anspruchsvollere Jungen, die auch das Phantastische nicht scheuen, anziehen.

(Institut) Kautzsch

Johannes Muron, Die spanische Insel. Das Buch vom Entdecker Kolumbus. Erster Band: Die Fremdlinge. Vierte Auflage 1931. 347 Seiten. Preis geb. 7.— RM. — Zweiter Band: Der Seefahrer. 1928. 360 Seiten. Preis geb. 7.50 RM. München, Kösel & Pustet.

In eigenartiger Verbindung vereinigt dieser Kolumbus-Roman geschichtlichen Gehalt, abenteuerliche Spannung und exotisches Landschaftsbild. Man kann ihn als Geschichtsroman und als Dichtung abenteuerlicher Exotik betrachten, und beide Male genügt er ganz dem Begriff. Ein Weiteres aber tritt bei Muron, dem katholischen Dichter, hinzu: Unausgesprochen zuerst und dann mit wachsender Klarheit steht die große Frage nach dem religiösen Sinn und Gehalt dieser gewaltigen Entdeckungen und dieses großen Entdeckerlebens hinter der Dichtung auf. Und so wird gleichsam rückstrahlend dies ganze buntbewegte Bild historischer Auftritte, abenteuerlicher Verwicklungen und niegesehener tropischer Pracht eingetaucht in einen Glanz religiöser Sinnfülle. Nicht, daß die Dichtung so von ihrer starken Wirklichkeitskraft verlöre! Sie gewinnt etwas hinzu: eben jenen eigenen, vergeistigenden Schimmer.

Beide Bände ruhen durchaus geschlossen in sich selbst. Die „Fremdlinge" sind das Vorspiel: die Gestalt des Kolumbus steht noch im Hintergrunde; aber die Ereignisse, die sich um die Gründung der Kolonistenstadt Isabella abspielen, sind bedeutsame, unheilverkündende Vorzeichen des großen, tragischen Schicksals, das sich vollziehen wird. Aufruhr und Einbruch räuberischen Geistes unter den weißen Entdeckern, Verrat und blutige Gewalttat gegen die Eingeborenen — damit endet der hohe Glaube an göttliche Sendung, der in den Besten lebte . . .

Zur Mündung des Orinoko geht die Fahrt im zweiten Bande: „Der Seefahrer". Nach hartem Kampf mit dem Meere liegt die Flotte vor der weiten

Orinoko-Mündung. Eine große, unberührte Natur öffnet sich vor den Blicken, schäumendes Leben endloser Urwälder, an deren Rand die „nackten Menschen" wohnen. — Der stillen Weite, Ruhe und Einfachheit dieses Lebens halten die Seefahrer, hält selbst ein Kolumbus nicht stand. Erobererträume von Gold und Edelsteinen, die in ihnen schlummerten, wagen sich nun ans Licht, und Enttäuschung entlädt sich in Unbotmäßigkeit und Gewalttat. Von seiner Mannschaft verlassen, ein nackter Mensch unter nackten Menschen, findet Kolumbus erst spät die Stunde der Besinnung. Sein Eroberer-stolz zerbricht, und er sieht, daß er in der Hand Gottes nur ein Werkzeug war, dem es zufiel, durch seine Westfahrt die Erde zu runden, die Völker zur großen Gemeinschaft der gläubigen Menschheit zu einen. Demütig fügt er sich dem Gottesgericht, als das Schiff sich naht, das ihn gefangen nach Spanien führen wird . . .

Das seltsame gläserne Leuchten, das über dem ganzen Werke liegt, hat seinen Ursprung in der zugleich einfachen und doch kunstvollen, gemessenen Sprache. Es ist die Sprache eines Dichters, der nicht aus dem quellenden Drang sinnlichen Lautreichtums spielend das Wort schöpft. In dieser Sprache ist vielmehr die Ausdruckmühe eines sehr formbetonten Schaffens zu spüren, eine gewisse „Gehobenheit", die zuweilen auch schon gezwungen wirken könnte, wenn sie nicht doch mit einer starken Kraft überzeugend durch das ganze Werk durchgehalten wäre.

Die religiöse Wendung wächst Muron ungezwungen, mit schlichter Selbstverständlichkeit aus seinem Stoff. Weltanschauliche Grenzen für die Wirksamkeit des Buches bestehen darum nicht. Man darf dieser charaktervollen, klaren Erzählkunst, die oftmals echte dichterische Wirkung erreicht, eine breite Wirkung wünschen. Die mannigfachen stofflichen Reize des Buches erhöhen auch ungemein seine Zugänglichkeit.

(Institut) Schröder

Martin Andersen Nexö, Seenovellen. Vom heimatlichen Strand und von langen Fahrten. München 1931, A. Langen. 398 Seiten. Preis geb. 8.50 RM.

Die See ist für die Menschen, die an ihren Küsten wohnen, ein großes Glücksspiel. Die einen mißtrauen dem ungewissen Element. Es sind die Schweren, ganz Erdhaften, die mit dem Greifbaren rechnen und die Chance nicht kennen. Über sie hat das Meer keine Macht, denn sie gehören der Erde. Andere gleichen verhinderten Spielern. Es fehlt ihnen an Mut oder am Einsatz. Sie arbeiten im Angesicht der Küste um dürftigen Gewinn; die See wirft ihnen manchmal einen größeren Brocken Strandgut zu, und sie verstehen sich darauf, das Glück bei solchen Gelegenheiten ein wenig zu korrigieren. Wie beneidet man aber die Matrosen und Steuermänner, die frei die Zonen befahren, die Seltsamkeiten der Welt beschauen, Gefahren und Liebschaften bestehen. Die Jungen warten am Ufer auf ihre eigene Gelegenheit, und die Alten warten mit letzter Zähigkeit, daß eines der Kinder, die sie der Ferne gaben, mit dem Glücke heimkehre. Doch das große Los ist selten. Auch gilt den Fahrern selbst das Spiel mehr als der Gewinn. Kehren sie heim, so zerrinnt die Heuer schnell unter den Fingern. Man gibt unglaubliche Berichte von Gaunereien und Großtaten und zeigt vor, was davon auf den Körper tätowiert ist. Aber man hält es nicht lange aus bei den Frauen und Mädchen. Dann fahren die Männer wieder fort, und die See löscht sie irgendwo aus, in Seenot oder bei der Rettung eines Verunglückten, — ja, ein rechtes Seekind ertrinkt, wenn es nicht anders möglich ist, an Land, in

seinem vollgeregneten Südwester — und am Abend haben vielleicht schon Chansonetten auf ihren Kleidern die Schleifen, welche morgens am Kranz der Schiffskameraden waren. Die Mütter und Gattinnen daheim aber tragen die tiefsten Wunden, welche die See schlägt.

Zu diesem Motivenkreis kommt noch ein Rest von Erzählungen, die nur in losester Verbindung mit dem Titel des Bandes stehen, nämlich etliche von Nexös frühen, etwas verquälten Studien und dann einige neuere allegorische Geschichten, Fabeln, Gesichte über das Thema Gesellschaft, Krieg, Lebenssinn.

Erinnerungen an Bornholm, die Küste seiner Kindheit, Schicksale und Züge einzigartiger Menschenkinder, Lust an der ungeschminkten Wahrheit, Freude an der unmittelbaren Lebensäußerung primitiver Menschen, Liebe zu dem geschaffenen Geschöpf, Freundschaft mit dem Armen und Bedrängten: wir kennen das „Brot der Seele", das Nexö in seinen Dichtungen bereitet, und wissen, daß ein Großteil der Leser, die Arbeiter voran, dauernd danach verlangt. Übrigens findet Nexös Humor diesmal mehr Gelegenheiten als in den Bauern- und Proletariernovellen. Diesen schließen sich die „Seenovellen" jetzt als fünfter Band der Gesammelten Werke in der deutschen Originalausgabe an. Die zwei älteren Novellensammlungen „Küste der Kindheit" und „Bornholmer Novellen" sind also neu verteilt worden. Mit ihrer Neuauflage werden die Büchereien kaum rechnen dürfen.

(Institut) Hoyer

Lilly Gräfin zu Rantzau, Sprung über den Schatten. Roman eines Fürsorgezöglings. Berlin 1931, G. Grote. 335 Seiten. Preis 4.20 RM.

Dieser Roman eines Fürsorgezöglings ist einer der vielen Romane der letzten Jahre, die ein soziales und aktuelles Thema behandeln. Man gewinnt den Eindruck, daß hier das schwierige Problem der Fürsorgeerziehung, das eine Fülle von sozialen, psychologischen und pädagogischen Einzelproblemen enthält, aufgegriffen und in kurzen, manchmal allerdings nur andeutenden Strichen gezeigt wird von einem Menschen, der mit diesen Fragen vertraut ist, sie sehr ernst nimmt und mit diesem Buch um Verständnis für sie werben will. Vom Inhalt soviel: Hannes Rüper kommt nach seiner Mutter Tod in ein Waisenhaus. „Waisenhaus ist Spinnhaus." Keiner sagt Hannes, daß er nicht zur Strafe im Waisenhaus ist. Freiheitsdrang und Opposition, deren Wurzeln nicht erkannt werden, bringen ihn in die Fürsorgeerziehung. Fluchtversuche sind vergeblich. Endlich begreift einer seine Stumpfheit und sein störrisches Wesen. Der Hausvater gibt Hannes die Freiheit und versucht, diesen aus der Richtung gedrängten Menschen zu sich selbst zu führen. Die Liebe eines jungen Mädchens, fast eines Kindes, löst das Dumpfe, Schwere und Gefährliche. Aber Verständnislosigkeit, falsche Besorgtheit, angemaßtes Eingriffsrecht und Konvention stellen eine Lüge zwischen diese jungen Menschen. Hannes geht daran zugrunde, er wirft die Last seines Daseins von sich. Es ist nun mit das Beste, Positivste des Buches, daß über den furchtbaren Schluß hinaus die Hilfsbereitschaft dieses jungen Mädchens weiterlebt und wirkt. Die Rahmenhandlung des Buches rundet sich ab: Gerti wird Fürsorgerin, und man behält ebenso wie das Schicksal des Fürsorgezöglings auch die Tatsache, daß da ein Mensch fähig wurde zu einem Helfen für die, die in der gleichen Not und Verwirrung sind wie Hannes.

Dadurch, daß das Gute des Buches hervorgehoben wird, soll nicht der Eindruck erweckt werden, es handele sich hier um ein im Verlauf der Erzählung wirklich durchgeformtes Problem. Den Rang eines geschlossenen Kunstwerkes hat das Buch nicht. Es werden Linien aufgewiesen, die nicht durch-

geführt werden. Ein wenig wird man auch an das alte Schema der aufs Gefühl abgestimmten Bücher erinnert, wenn Gerti, die aus einer gesellschaftlichen Oberschicht stammt, sich des jungen Proletariers, des Chauffeurs ihres Bruders, annimmt. Solche Dinge sind möglich, sie müssen dann aber auch bis ins Letzte glaubhaft geschildert werden. Neben manchen schwachen Stellen stehen dagegen ganze Szenen aus dem Erleben des gequälten jungen Menschen, die unmittelbar treffen und echte Wirkung haben. Um der aufrüttelnden Erlebbarkeit dieser Bilder willen, die zum Nachdenken über das Problem zwingen, sollte das Buch eingestellt werden.

Propach

Friedrich Schnack, **Der Lichtbogen. Falterlegenden. Leipzig 1932, J. Hegner. 156 Seiten. Preis geb. 5.80 RM.**

Schon in Schnacks schönem Schmetterlingsbuch[1] standen zwei dichterisch fein empfundene Falterlegenden. Hier vereinigt Schnack eine Anzahl ähnlicher, von zarter Schönheit, lyrischer Sprache und einer intuitiv dichterischen Einfühlung erfüllter Falterlegenden, die in ihrer Feinheit und Zartheit naturgemäß nur für wenige Leser von wirklicher Bedeutung sein können.

Rang

F. E. Sillanpää, **Silja, die Magd. Roman. Aus dem Finnischen. Leipzig 1932, Insel-Verlag. 330 Seiten. Preis geb. 4.50 RM.**

Mit den wenigen Worten, die hier zur Verfügung stehen, ist der Reichtum und die innere Schönheit dieser volkhaft echten und menschlich tiefen Dichtung nicht auszuschöpfen. Wer über Sillanpää, den jungen finnischen Dichter, sich orientieren will, sei auf die Darstellung Dr. Langfeldts in der für diese und ähnliche Zwecke vorzüglichen „Weltliteratur der Gegenwart“ hingewiesen.

Das neue, nunmehr auch ins Deutsche übertragene Werk Sillanpääs handelt von dem Leben einer jungen und schönen, aber elternlosen und verarmten Bauerntochter Silja, deren äußeren wechselvollen Lebensweg wir mit dem Dichter begleiten, in deren tiefes und reiches Innenleben wir blicken dürfen. Sie stirbt früh an Lungenschwindsucht. Ihr Tod endet nicht nur ihr Leben, sondern löscht auch das Dasein eines alten finnischen Bauerngeschlechtes aus. „Die Welt — sie achtet kaum darauf, wenn solch ein einfaches Geschlecht ausstirbt, und doch finden wir in diesem Sterben dieselben Züge, die uns beim Anblick gleichen Geschehens auf höheren Ebenen ergreifen und erschüttern.“ So ergreift und erschüttert uns auch das Leben und Sterben dieser lieblichen Tochter des Bauern Kustaa Salmelmus, in dessen Händen ein schon jahrhundertelang gehüteter und treu verwalteter bäuerlicher Besitz zerrann und zerbröckelte. Die Gestalt des etwas energielosen, aber feinen und bei aller Verschlossenheit und Gefühlskargheit unendlich gütigen Vaters ist gut gesehen und dargestellt. Silja, die Tochter, ist ihm im Alter die einzige Freude und der Stolz seines Lebens. Nach dem Tode des Vaters steht aber das junge Mädchen einsam und verlassen im Leben. Sie muß sich als Magd verdingen und wechselt oftmals freiwillig oder gezwungen ihre Dienststellen. Von lieblosen und rauhen Händen gestoßen, geht sie dennoch, wie von einem Schutzengel der Reinheit und Keuschheit behütet, durch alles Grobe, Niedrige, ja Schmutzige, das nach ihr greifen will, durch alles Schmerzvolle und Traurige, das sie erleben muß, unberührt und rein hindurch. Ja, dieses Lebens kurzer

[1] Siehe die Sammelbesprechung „Friedrich Schnack“ im XIV. Bd., 1930, S. 47ff.

Bogen führt auf die höchsten Höhen menschlicher Erfüllung, einer großen beseligenden Liebe, die ihr Herz bis an den Rand des Tragbaren beglückt und begnadigt. Gewährt das Leben ihr, der Verlassenen, auch von dem Geliebten tragisch verlassenen armen Bauernmagd auch nicht in voller Wirklichkeit die Frucht und Erfüllung dieses Liebesglückes, eben der Tod und die tödliche Krankheit gewähren es. Wie eine von der Sonne zu heiß getroffene Blume stirbt sie im Rausch der völligen Entfaltung ihres knospenhaft zarten und keuschen Mädchentumes.

Besonders die weite Landschaft Finnlands mit ihren Wäldern und Seen, den blühenden Wiesen und Feldern, dem Zauber der wechselnden Jahreszeiten, gespiegelt in der Seele jugendfrischer Menschen, ist hier wunderbar dichterisch gesehen und dargestellt. Die Sprache des auch das soziale Leben ohne Verbiegung oder Verklärung enthaltenden Romanes — die revolutionären Wirren des roten und weißen finnischen Bürgerkrieges spielen wesentlich in die Handlung hinein —, die Sprache wirkt noch in der Übersetzung fast ursprünglich. So schlicht, eindringlich und ernst weiß der Dichter real und gleichnishaft zugleich diesen leid- und glückvollen Lebensweg darzustellen und wirklich lebendig zu erzählen. Für die Büchereien, auch, ja gerade für die kleinsten ländlichen Büchereien, bedeutet diese finnische Dichtung einen neuen und unschätzbaren Gewinn.

Rang

Felix Timmermans, Franziskus. Leipzig 1932, Insel-Verlag. 287 Seiten. Preis 4.50 RM.

Timmermans hat zum erstenmal in seinem Werke Flandern verlassen. Er ist über die Alpen gegangen, um dem armen Leben und Sterben des heiligen Franziskus zu folgen.

Zuerst findet er die Spur des Mannes mit dem großen, liebenden Herzen nur lückenhaft. Er sieht seine Geburt, dann den reichen, glänzenden Jüngling. Er findet ihn wieder unter Bettlern und Aussätzigen. Hier fängt im Herzen des Franziskus der Armut große Rose zu blühen an, und von hier folgt ihm Timmermans, ohne die Spur zu verlieren, auf seinem göttlichen Leidenswege. — Franziskus durchzieht das Land mit seinen Predigten wie ein Bänkelsänger mit seinen Liedern. Er betet und bettelt. Er predigt den Aussätzigen, dem Bauern, der sein Feld bestellt, er singt für die spielenden Kinder; er grüßt Bruder Mond, die Vögel, seine lieben Brüder, und alle Kreatur, die Gott gemacht hat. Und die Menschen, die ihn hören, lachen und weinen. Viele verschenken ihr Hab und Gut und folgen ihm nach. Durch Kälte und Schnee und vielerlei Nöte pilgert die kleine Schar, und im Antlitz Franziskus' steht nie versiegende Güte, kindhafter Glaube, und die Heiterkeit seines Herzens ist klar wie Wasser. Die Schar wächst an. Man baut Hütten aus Lehm, und man bettelt. Es sind unruhige Elemente dazugekommen, und Franziskus überfallen Sorgen und Anfechtungen. Man drängt ihn, eine Regel zu schreiben. Und Gott diktiert Franziskus die Regel von der Armut, deren Kehrreim ist: „Auf ihrer Reise in die Welt sollen die Brüder nichts mitnehmen, keine Reisetasche, kein Brot, kein Geld . . .“ Die Schar wird immer größer. Sie wohnen verstreut in Klausen, Hütten aus Laub und Lehm, im Gebirge. Viele ziehen aus in fremde Länder und predigen. Franziskus soll eine neue Regel schreiben, die der Papst bestätigen kann. Die Schar droht auseinanderzufallen, wenn keine feste Regel sie hält. Wir brauchen das Noviziat, heißt es, wir brauchen Schulen für die Brüder, man soll ihnen gestatten, das Evangelium mit sich zu führen. „Auf ihrer Reise durch die Welt dürfen die Brüder nichts mitnehmen . . .“ Für diese schöne Regel hatte

er gelebt und gelitten, sie war die Seele, das Licht. Aus dieser schönen Regel war nun ein Mischmasch geworden. Franziskus mußte nachgeben „um des Friedens der Brüder willen". Der Papst bestätigt die Regel, — der Orden ist gegründet. Franziskus aber will nun doppelt das Vorbild eines echten „Minderbruders" sein, und sonst hat er keinen Wunsch als Gott.

Sein Leib, der Bruder Esel, ist krank von vielem Fasten, seine Augen schwären und liegen in dunklen Höhlen. Franziskus hat viele Schmerzen. Aber er singt. Die Last der Regel ist von ihm abgefallen, er dient nur noch Gott. Er fastet und leidet mit Christus. Er erlebt mit ihm sein Golgatha, und das Wunder der Stigmatisation teilt sich ihm mit. Mit schmerzenden Wunden an Füßen und Händen, mit krankem Leibe und blinden Augen wandert er mühsam, von seinen Getreuen begleitet, und predigt und singt. Die Menschen verehren ihn als einen Heiligen, aber sein Blick ist nur auf Gott gerichtet. Vor seinen Augen ist es fast dunkel, aber innen wird es immer heller. Und Franziskus singt seinen Sonnengesang: „Herr Gott, ich preise Dich im stillen um Deiner Werke Pracht, insonderheit der goldenen Sonne willen, die Du gemacht . . ." Und dann stirbt er. Nackt auf der nackten Erde, ärmer als arm. Vor den Türen warten das Volk und die Geistlichkeit, und in Rom wartet der Heilige Vater, um den Ruhm der Kirche an seinem armen Leben und Sterben zu erneuen.

Timmermans hat sich mit diesem Buche ganz nach innen gewandt. Er hat die Erdhaftigkeit der trink-, tanz- und betlustigen Menschen des Pieter Breughel und des Teniers hinter sich gelassen und alle herrlichen Farben einer sinnenfreudigen Welt. Der Leib ist „Bruder Esel" geworden, nichts anderes als die kahle Zelle, in der der Einsiedler, die Seele haust. Auch die Diktion ist eine andere geworden. Die Worte werden ohne Anspruch nach innen gesagt. Aus einer demütigen und schlichten Haltung erwächst dieses schöne Buch, — Legende und freie Gestaltung des kindhaft-gläubigen Menschen Franziskus, des großen Liebenden, — das hohe Lied der Armut und der Gotteskindschaft. Es weist über den Rahmen religiös-kirchlicher Bindungen weit hinaus. Franziskus ist kein schemenhafter Heiliger, sondern ein leidender und kämpfender Mensch, in dem die Grundprobleme Körper und Seele, Besitz und Armut wiedergeboren und — gelöst werden.

Pieritz

Hugh Walpole, Jeremy. Roman einer Kindheit. 1930. 320 Seiten. Preis 3.50 RM. — Jeremy und sein Hund. Roman. 1930. 265 Seiten. Preis geb. 7.—RM. — Jeremy auf der Schule. Roman. 1931. 304 Seiten. Preis geb. 7.50 RM. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. Band 1 und 2 übersetzt von Toni Harten-Hoencke, Band 3 von Norbert Jacques.

Als Jeremy Cole acht Jahre alt ist, fällt er einmal ganz aus dem behüteten Umkreis des Elternhauses. Sein Ideal begegnet ihm in der aufregenden Gestalt des „Kapitäns", auf dessen breiter Brust so wundervolle Tätowierungen zu sehen sind. Er flunkert entsetzlich und berückt den Jungen restlos. Ihm als Schiffsjunge folgen dürfen, zu Schätzen und Abenteuern! Die Sache endet auch wahrhaft abenteuerlich: mit einem nächtlichen Einbruch des „Kapitäns", der Jeremys Anhänglichkeit ausnutzt. Genug, der fremde Seemann macht einen unauslöschlichen Eindruck auf den Jungen. Es spukt seitdem bei ihm, er träumt von einer schneeweißen Landstraße, darauf der Weg in die Ferne, zum Schiff, zur Ausreise führt. „Doch war diese Vision so lebendig in jeder Einzelheit, daß sie genau der Erinnerung an etwas wirklich Vorgefallenes gleichkam. Er hatte innerlich immer alles in Bildern gesehen. Be-

strafung bedeutete, daß er in der Ecke stand und die Schiffe auf der Tapete zählte. Sommerferien bedeuteten die tiefgrünen Wiesen bei Cow Farm oder einen purpurnen Teich bei später Nachmittagssonne. Religion hieß in knarrenden Schuhen und reiner Unterwäsche den breiten Mittelgang im Dom hinaufgehen, und so weiter. Es war nichts Neues für ihn, sich ein Bild zu machen und dieses Bild als Symbol für einen ganzen Lebensabschnitt mit all seinen Verwicklungen stehen zu lassen . . .". Denkt man sich noch lebhaftere Beispiele solcher Bilder im Fluß spannenden Geschehens, so erscheint damit Walpoles höchst wirksame Art, durch drei Bände von einem Jungenleben zu erzählen, treffend bezeichnet. Die Begebenheiten sind, von der seelischen Erlebenskraft des Helden erfüllt, dargestellt, wie sie dem Kinde erscheinen mochten. Das ist gewiß nur annäherungsweise möglich. Die gelöste Erinnerung des späteren Lebens muß der Verfasser doch schon hineinspielen lassen.

Der Junge Jeremy ist ein wirklicher „Held", dem das Leben gelingt, so daß er aus Wohl und Wehe seiner Tage immer ein Ganzes, Gewordenes davontragen kann. „Es war ein kleiner, untersetzter Junge mit einer Stupsnase." Sein Leben bewegt sich in zwei Kreisen, die einander allmählich ablösen und zusammen das herkömmliche Bild guter englischer Jugendzeit etwa der neunziger Jahre bieten. Da ist zunächst die Familie mit ihrer persönlich bestimmten Form, und weiterhin die englische Internatschule. Im ersten Bande, dem „Roman einer Kindheit", verlebt Jeremy das letzte Jahr daheim, im Pfarrhause der englischen Kleinstadt. Wieviel Außerordentliches begegnet doch einem Buben mit bald äußerst wachen, bald träumerisch hingleitenden Sinnen. Kinder, Tanten, Spießer und Originale; zum Schauplatz fügen sich Stube, Haus und Stadt, dazu Landferien an der See.

Der zweite Band, „Jeremy und sein Hund", wechselt zwischen Schul- und Ferienzeit. Die beiden Kreise greifen hier ineinander. „Hamlet" benennt Jeremy seinen derben Hund mit dem kleinen Spitzbart und komischen Schwanzstummel. Diese durchaus eigenständige Gestalt beherrscht nun die Erzählung als das Sinnbild jener kindlich-freien, sicheren und kühnen Vertrauenshaltung gegenüber dem Leben, die der Erwachsene nur noch ahnt.

Schon in der unteren Schule zeigen Kameradschaft, Freundschaft und Sport ihre berückende Macht über Jeremy. Der dritte Band, „Jeremy auf der Schule", handelt ausführlich davon. Der Junge wird eine Größe im Rugby (Fußball) und erlangt so eine Stellung in der Schule. Er findet Anhang und Gegner, hat es schwer, in der Reifekrise zu sich selber durchzufinden. Doch wie selbstverständlich und instinktsicher gelingt ihm das schließlich dank der kräftig aufgebauten Umgebung. Wir können die in den Vordergrund gerückten Schilderungen einiger Sportspiele sehr loben und verstehen, was sie im Rahmen der englischen Gesellschaft erzieherisch bedeuten. Aber dies ist keineswegs alles. Wie Jeremy bei Lehrern und älteren Kameraden auf Keats, auf eine geistige Welt stößt: am besten sieht man es, wo nur so nebenbei davon die Rede ist. Da wächst ein Junge in den geprägten Typ, einen Führertyp, fast unmerklich hinein.

Der traditionelle englische Gesichtskreis hat seine bestimmten, wohltuend vereinfachenden Grenzen. Alle Vorzüge einer geschlossenen Lebensform lernen wir kennen und lieben. Viel handgreifliche, im Grunde unbekümmerte und frische Erfahrung spricht daraus, aber auch das geistig-gläubige Vermögen, heimliche Wunder und Wirksamkeiten durch Nebel hindurch zu schauen, die sich nicht greifbar beweisen lassen. Walpole faßt zwar die Geschichte seines Helden ganz stofflich (psychologisch) auf, so daß man geneigt sein könnte zu sagen: wie rettungslos altmodisch! Das ist indessen

nur eine Seite der Sache. Hinter den prächtigen Erzählungen steckt mehr als äußerliche Jugendromantik: Es ist überall dicht hinter den Dingen das geheime Leben unsagbarer Zusammenhänge zu spüren. Auf die blendend leicht unterhaltende Erzählkunst Walpoles brauche ich nicht besonders hinzuweisen. Wir dürfen uns ihrer als eines Ausgleichs gegen das allzu Zerklüftete oder Schwerwiegende unserer eigenen Romandichter freuen. „Jeremy" wird Freunde unter Jungen und Erwachsenen sehr verschiedener Art finden.

(Institut) Kautzsch

Franz Werfel, Die Geschwister von Neapel. Roman. Berlin 1931, P. Zsolnay. 499 Seiten. Preis 6.— RM.

Sechs Geschwister sind es, drei Söhne und drei Töchter. Und ein Vater. Aber was für einer! Streng über vergangener Familiensitte wachend, herrscht er diktatorisch über seine Kinder, und sie gehorchen ihm und verehren ihn bis ins äußerste. Er stürzt durch geschäftliche Nachlässigkeit in Armut, in Schande, die Kinder opfern sich für ihn auf, die Mädchen ihre Gesundheit, die Jünglinge ihre wesensgegebene Existenz und einer das Leben. Im Gefängnis geschieht im Vater eine Wandlung, er ahnt seine Tyrannei. Gleichzeitig gewinnt ein Liebhaber der schönsten Tochter Einfluß, rettet die Familie und tritt im Geschäft das Erbe des Vaters, in der Familie das Erbe des verstorbenen Sohnes an. Und so beginnt ein neues Zeitalter. — Erschütternd wird das erzählt, mit einer tiefen psychologischen Einfühlung in die Charaktere, mit einer Kunst, die von Aufwühlung zu Aufwühlung reißt; kein Leser wird sich dem Eindruck entziehen können. — Und trotzdem lehnt sich im denkenden Betrachter etwas auf, lehnt er die Darstellung gerade wohl um ihrer starken Wirkung willen ab. Der Raum hier gestattet nur kürzeste Andeutung. Absolute Autorität eines Vaters setzt mehr als nur Energie, Anspruch, moralische Sauberkeit voraus. Im Zeitalter der allseitigen Auflösung werden von sechs Kindern einige, kaum aber restlos alle, die mit geistiger Begabung am Leben der Gegenwart teilnehmen, kritiklos und unterwürfig der väterlichen Tyrannei verfallen. Hier ist Konstruktion am Werke, einer Idee zuliebe. „Familie" als Ideal verträgt sich mit Freiheit, nicht aber mit Tyrannei, wenn sie als Spiegelbild metaphysischer Wesenheit und Wahrheit gelten soll. Die Zerrüttung der Familie, die bürgerliche Tragödie der Blutzersetzung, die Verödung des Hauses, die wir heute erleben, wird nicht durch soziale Ausnahmefälle dieser Art widerlegt oder überwunden. Die Psychoanalyse eines solchen Falles, wie sie hier vorliegt, ist die Umkehrung der Vater-Sohn-Dramen aus früh-expressionistischer Zeit (Toller, Bronnen, Hasenclever, Unruh usw.) und wieder nur Darstellung eines pathologischen und darum dichterisch unbefriedigenden Falles. Gesteigert wird diese innere Fragwürdigkeit noch durch das Raffinement der Darstellung, durch das berauschende lyrische Fluidum, mit dem der Lyriker Werfel das (in sich ruhig-klare) epische Element zum Aufschäumen bringt. Wenn der zwanzigjährige Schiller in der Familientragödie der „Räuber" ähnliche Fehler macht, so entschuldigt ihn seine Jugend und die Gewalt einer großen Idee; Werfel kann sich auf keine von beiden berufen.

Tränckner

Gegenwartsfragen

Friedrich Burgdörfer, Volk ohne Jugend. Geburtenschwund und Überalterung des deutschen Volkskörpers. Ein Problem der Volkswirtschaft — der Sozialpolitik — der nationalen Zukunft. Mit 28 Karten und Skizzen. Berlin 1932, Kurt Vowinckel. 463 Seiten. Preis 7.80 RM.

Die Geburtenhäufigkeit ist im deutschen Volke im letzten Menschenalter immer mehr zurückgegangen, und gerade jetzt sinkt sie unter dem Einfluß der Wirtschaftskrise nochmals besonders stark. Wir wissen das alle. Wer die statistischen Daten nicht kennt, dem sagt es die im engsten Kreise zu gewinnende Erfahrung: Die Großeltern hatten je acht, zehn oder mehr Geschwister. Die Eltern stammen aus Familien mit vier, fünf und mehr Kindern. Heute ist in vielen städtischen Schichten das Zweikindersystem schon „überwunden". — Die Entwicklung ist so einschneidend, daß die Frage nach ihren Ursachen und ihren wahrscheinlichen Auswirkungen sich immer erneut aufdrängt. Wer darauf zu achten versteht, wird auch bald das Bestehen einer Art laienmäßiger Theorie über das Thema Geburtenrückgang feststellen können. Sie gibt sich im wesentlichen optimistisch und will beruhigen. Gerade dadurch zeigt sie aber, daß im Hintergrund Besorgtheit steht. Und Sorge und Zweifel ist dieser wirklichen Schicksalsfrage gegenüber auch mehr am Platze als Beschwichtigung oder Gleichgültigkeit. Denn je mehr die Konsequenzen des beobachteten Vorganges wirklich bedacht werden, desto düsterere Aspekte eröffnen sich.

Das hier vorzustellende Werk ist ganz ausgezeichnet dafür geeignet, die Aufmerksamkeit auf die erwähnten Fragen zu lenken und sie dauernd festzuhalten. — Der Verfasser gibt im ersten Teil seines Buches eine klare und übersichtliche Darstellung der statistischen Grundlagen des Problems. Er weist das Defizit in der deutschen Lebensbilanz auf, bespricht die Bevölkerungsentwicklung in Stadt und Land, untersucht die Wirkungen des Zweikindersystems und erläutert die Ursachen des Geburtenrückgangs. Der zweite und wichtigere Teil gilt der Untersuchung der wahrscheinlichen Folgen des veränderten und sich weiter verändernden Bevölkerungsaufbaus. Da in der gegenwärtigen Altersschichtung der Bevölkerung die künftige schon vorgebildet ist, vermag die Entwicklungsrichtung für die Spanne mehrerer Menschenalter mit hoher Wahrscheinlichkeit schon jetzt bestimmt zu werden. Ein dritter Teil handelt von der internationalen Situation und ihrer Bedeutung für die deutsche Lage.

Man kann die beiden letzten Teile nicht ohne steigende innere Anteilnahme lesen, und jedenfalls ist schon die aufmerksame Durchsicht der besonders interessierenden Abschnitte lohnend und schulend. Was da in nüchterner Weise und an Hand sinnenfälliger Überlegungen über die Gefahren gesagt wird, denen ein „Volk ohne Jugend" ausgesetzt ist, fördert unmittelbar Besinnung und erzieht zu einer realistischen politischen Einstellung, die sich darin bewährt, daß sie gerade die gefährdetsten der deutschen Positionen im Blick behält.

Vor allem des zweiten und dritten Teiles wegen wird das Buch hier nachdrücklich empfohlen. Es gehört in den Bestand der öffentlichen Bücherei und verdient sogar besondere Beachtung in der Ausleihe. Es ist z. B. sehr zu überlegen, ob es nicht immer dann mit an erster Stelle vorgeschlagen werden kann, wenn Literatur zu Referaten in Schule, Bund oder Jugendgruppe gesucht wird. Sein klarer Aufbau und die säuberliche Trennung der einzelnen Problemgruppen lassen es gerade dafür geeignet erscheinen. Besondere wirt-

schaftliche und statistische Kenntnisse werden zur Bewältigung der meisten Abschnitte des Werkes nicht vorausgesetzt. Der Verfasser hat die für den wissenschaftlichen Benutzer unumgänglichen theoretischen Erörterungen aus dem eigentlichen Text herausgenommen und anhangsweise zusammengestellt.

Das Buch hat indessen nicht allein für die Ausleihe Bedeutung. Ganz unmittelbar geht es auch den Bibliothekar selbst an. Es bietet Erklärung für jetzt schon zu beobachtende und künftig zu erwartende Umschichtungen in der Leserschaft und weist damit auf Berufsprobleme hin, die jetzt von den Zeitnöten verdeckt werden, denen wir in der Folge jedoch noch viel Aufmerksamkeit werden widmen müssen.

(Institut) Thier

Schriften zur Siedlungsfrage

Als Ende des vergangenen Jahres die Literaturübersicht „Schriften zur Siedlungsfrage" zusammengestellt wurde („Hefte" XV. Bd., 1931, S. 455 bis 460), mußten wir feststellen, daß — abgesehen von der Schrift von Elshoff — Bücher zur Frage der Stadtrandsiedlung, also der ausgesprochenen Primitivsiedlung für Erwerbslose und Kurzarbeiter, nicht vorhanden waren. Wir haben daher auf wichtige Zeitschriftenaufsätze verwiesen. Jetzt können wir zu dieser Frage, die in der Öffentlichkeit eine große Rolle spielt, auch einige selbständige Schriften bringen; denn mittlerweile sind die drei nachfolgenden Bücher erschienen, die alle drei von verschiedenen Ausgangspunkten her sich mit der Stadtrandsiedlung und den verwandten Bestrebungen beschäftigen.

Arbeitslosigkeit und Siedlung. Herausgegeben vom Deutschen Archiv für Siedlungswesen. Mit der Notverordnung vom 6. Oktober 1931, Vierter Teil, Kapitel II, und den Richtlinien des Reichskommissars für die vorstädtische Kleinsiedlung vom 10. November 1931. Berlin 1932, Deutsche Landbuchhandlung. 239 Seiten. Preis 7.— RM.

In dieser Schrift sind die Ergebnisse einer Tagung veröffentlicht, die im Frühjahr 1931 unter dem Thema „Arbeitslosigkeit und Siedlung" vom Archiv für Siedlungswesen veranstaltet wurde. Es kam hierbei nicht darauf an, die beiden großen Fragenkomplexe „Arbeitslosigkeit" und „Siedlung" irgendwie erschöpfend zu behandeln, sondern die Hauptfragestellung lautete: Was kann die Siedlung zur Verringerung der Arbeitslosigkeit und zur Linderung der Folgen tun? Fachleute aus der Siedlungspraxis antworteten hierauf mit Vorträgen aus den Gebieten: landwirtschaftliche Siedlung, Gärtnersiedlung, nebenberufliche Siedlung. Die nebenberufliche Siedlung (Stadtrandsiedlung, Primitivsiedlung, Kurzarbeitersiedlung) wurde besonders eingehend — u. a. auch mit Vorführung zahlreicher Beispiele aus der Praxis — behandelt. Abgedruckt sind die Vorträge sowie die Hauptergebnisse der Aussprache. Die große Bedeutung der Schrift liegt darin, daß hier von führenden Männern aus den verschiedenen Lagern der Siedlungsbewegung ein eindrucksvolles Bild von den Aufgaben, Möglichkeiten und Notwendigkeiten gegeben wird. Zum Schluß behandeln Schöpke und Steltzer kurz das Thema „Arbeitsdienst und Siedlung".

Wilhelm Heilig, Land ohne Not. Die Beseitigung der Arbeitslosigkeit durch Arbeitsteilung und Zusatznahrung. Unter Mitarbeit von Alfred Beidatsch. Mit Abbildungen. Berlin 1932, Deutsche Landbuchhandlung. 97 Seiten und 6 Tafeln. Preis 4.— RM.

Eine grundsätzliche, programmatische Abhandlung zur Frage Arbeitslosigkeit und Siedlung. Zwei Ausgangspunkte hat der Verfasser: einmal das Streben weiter Kreise nach der Scholle in dieser Zeit der Umstellungen größten Ausmaßes; zum andern die Notwendigkeit, Maßnahmen zur Behebung der Arbeitslosen-Not zu treffen. Die Verfasser fordern Arbeitsteilung, d. h. die derzeit Beschäftigten müssen einen Teil der zu vollziehenden Arbeitsleistung an die derzeit Erwerbslosen abtreten. „Arbeitsteilung kann jedoch nur da durchgeführt werden, wo der Charakter des jeweiligen Betriebes Schichtarbeit zuläßt. Folgerichtig ist, wenn der durch Arbeitsteilung entstehende Ausfall an Barlohn entsprechend ausgeglichen wird." Hier wird der Siedlungsgedanke eingeschaltet, durch Siedlungstätigkeit soll billig Zusatznahrung geschaffen werden. In einzelnen Kapiteln werden die praktischen Fragen behandelt: Größe, Finanzierung, Bauten (mit Bauplänen), Rentabilitätsberechnungen. Die Verfasser verfügen über Sachkenntnis und sind mit der gebotenen Vorsicht und Kritik an die Arbeit gegangen.

P. G. Hoffmann, Nebenberufliche Landsiedlung. Mit Zeichnungen und Tabellen. Dresden 1931, Botschafts-Verlag. 27 S. Preis 1.— RM.

Aus der Erwägung heraus, daß wir mit einer Dauererwerbslosigkeit für große Teile unserer Bevölkerung zu rechnen haben werden, fordert Hoffmann entscheidende, grundlegende Maßnahmen auf lange Sicht. Siedlung in planvoller Weise scheint ihm ein Ausweg und eine Hilfe zu sein, insbesondere die nebenberufliche Siedlung am Stadtrand, vor allem für Kurzarbeiter und Arbeitslose. In dieser kleinen Schrift macht er aus seiner eigenen Praxis heraus Vorschläge zur nebenberuflichen Siedlung, stellt Rentabilitätsrechnungen auf und weist auf die gesetzlichen Bestimmungen hin. Als eine erste Einführung in das Problem ist die Schrift zu empfehlen.

(Institut) Langendorf

Werner Picht, Jenseits von Pazifismus und Nationalismus. München 1932, G. Callwey. 221 Seiten. Preis 2.60 RM.

Der besondere Wert des Buches, das den drei großen Themen „Internationale Verständigung", „Jung-Nationalismus" und „Frieden" gewidmet ist, liegt in dem unerbittlichen Ernst, mit dem der Verfasser den Versuch unternimmt, pazifistische und nationalistische Programmatik an der Wirklichkeit unseres geistigen und politischen Lebens auf ihre Gültigkeit und Tragfähigkeit zu prüfen. Wenn er dabei zu dem Ergebnis kommt, daß beide Auffassungen diese Prüfung nicht bestehen, und daß es einen Standpunkt jenseits beider zu gewinnen gilt, so wird diese Behauptung durch die Tatsache um so beachtenswerter, daß Picht sich persönlich dem Lebenswillen des jungen Nationalismus mit seiner Wertschätzung des kriegerischen Erlebnisses tief verbunden weiß und andererseits durch seine jahrelange Arbeit am Pariser Völkerbundinstitut für geistige Zusammenarbeit als einer der besten Sachkenner auf dem Gebiet internationaler Bestrebungen zu gelten hat. Durch recht gründliche, quellenmäßig belegte Hinweise auf die wichtigsten Schriften und Reden der führenden Theoretiker der verschiedenen

Richtungen wird das flüssig geschriebene Büchlein zugleich eine kritische Einführung in das geistig-politische Ringen unserer Zeit, die den Büchereien willkommen sein wird, weil sie an keiner Stelle ins Parteipolitische abgleitet.

Becker

Wilhelm Michel, Wir heißen euch hoffen. Betrachtungen zur neuen Weltstunde. Darmstadt 1932, Darmstädter Buch- und Kunst-Verlag G. Peschko. 106 Seiten. Preis 2.60 RM.

Wilhelm Michels Bücher sind niemals, um einen von ihm selbst geprägten Ausdruck zu verwenden, bloße „deutungslose Zeichen", sondern stets — wie auch die maßgebliche Kritik des In- und Auslandes erhärtet — weithin gültige „Dokumente des Menschlichen". Sein wesentliches Streben zielt darauf, den verborgenen religiösen Sinn von Welt und Geschehen wenigstens stückweise zu fassen und das eigene Dasein gemäß dieser religiösen Sinndeutung zu verankern.

Damit ist der eine Pol von Michels geistigem Wesen umschrieben, ein vorbehaltloses, im Dogmatischen unerweichtes Bekenntnis zur christlich-protestantischen Religion. Die andere Seite wird gebildet von einer tapferen Lebensfröhlichkeit, von einer im schönsten Sinne noblen Weltaufgeschlossenheit, die sich mit ehrlicher Bereitschaft allem zuwendet, was Natur und Geist, Wissenschaft und Kunst darbieten und gestalten.

Diese persönlichen Voraussetzungen lassen in Michel von Schrift zu Schrift immer reiner das Bild eines Menschen hervortreten, der in sich und draußen auf neue Weise nach „Mitte", „Ordnung", „Maß", nach „Grenzen" tastet. Am Pulsschlag der gegenwärtigen Weltstunde glaubt er zu erfühlen, daß das geistige Leben anstrebe, eine für alle Bezirke des Staatlichen, Wirtschaftlichen, Religiösen, Künstlerischen gleich entscheidende Wendung vorzunehmen, weg von Liberalismus, Auflösung, Bindungsfeindschaft, hin zu konservativer, autoritärer Haltung. Deutschland sei berufen, in dieser Weltstunde den anderen Völkern diese neue Besinnung vorzuleben.

Eine Streitschrift also zur geistigen Lage. Sie sei vor allem deshalb empfohlen, weil sie heute oft verwendete Schlagworte läutert, indem sie ihren Oberflächensinn ablehnt und den geistigen Ort bestimmt, an dem allein sie sinnhaltig werden. Auch wer, wie Referent, bei manchen Punkten sich für ein anderes Lager entscheidet, freut sich der vornehmen Waffen, die der Verfasser führt, und dankt ihm für die geistigen Erhellungen, um die er seinen Leser bereichert.

Bei dieser Gelegenheit sei noch empfehlend hingewiesen auf des Verfassers Buch: Das Leiden am Ich, Anweisungen und Betrachtungen zur praktischen Geistesführung (Bremen 1930, C. Schünemann. 296 Seiten. Preis geb. 4.— RM.).

Roellenbleck

Alfred Kleinberg, Die europäische Kultur der Neuzeit. Umrißlinien einer Sozial- und Geistesgeschichte. Leipzig 1931, B. G. Teubner. Mit 16 Tafeln. 233 Seiten. Preis 5.80 RM.

Wer den Soziologen Kleinberg als den Verfasser der „Deutschen Dichtung in ihren sozialen, zeit- und geistesgeschichtlichen Bedingungen" kennenlernte, wird nicht überrascht sein, in der „Europäischen Kultur der Neuzeit" ein ebenso interessantes wie eigenwilliges Buch zu finden und dies gern anerkennen, auch wenn er grundsätzlich zum Wesenhaften der Ge-

schichte einen abweichenden Standpunkt einnimmt und sich überdies der Problematik einer solchen abrißartigen Darstellung bewußt bleibt.

„Die Grundüberzeugung dieses Buches ist: nicht die großen, sichtbaren Einzelereignisse wie Kriege und andere Völkerkatastrophen und nicht die hervorragenden Einzelpersönlichkeiten machen das Wesen der Geschichte aus, sondern die unauffälligen, stetig wirkenden Gemeinschaftsbildungen der Wirtschaft und der gesellschaftlichen Ordnung und ihr ebenso kollektivistisch bestimmter Überbau: religiöse und politische Ideologien, künstlerisches Wollen, weltanschauliches und wissenschaftliches Denken; sie alle, Bedingendes und Bedingtes, schließen sich in jeder Epoche zu einem unlösbarorganischen Ganzen zusammen, in dem Materielles und Geistiges einander wechselseitig durchdringen." Mit diesen Worten bestimmt Kleinberg selbst eindeutig seine Auffassung von den Urantrieben des Geschehens in der Welt; so sieht er die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und geistigen Strukturen des weitverzweigten, ins Riesenhafte sich dehnenden Gebäudes der Geschichte, das er mit einfühlendem Verständnis und scharfem Griffel nachzeichnet.

Mit einer knappen, fast überall zwingenden Ordnung des Stoffes verbindet er die Fähigkeit, den Gesamtverlauf der historischen Epochen unseres Zeitalters der Aufklärung — von der Reformation bis zu den politisch-sozialen Neubildungen nach dem Weltbrand — unter eine geschichtliche Einheit zu bringen. Wenn auch bei der Darstellung dieses Ablaufs die einleitenden Kapitel etwas kurz und manche Epochen (etwa die Restauration) merkwürdig unwichtig geraten sind, so erscheint doch die Gesamtzeichnung als eine Leistung innerer Geschlossenheit durchaus gelungen. Mit einprägsamen Mitteln weiß er Einblicke in die Entwicklung vom Frühkapitalismus bis zur höchsten kapitalistischen Konzentration im 20. Jahrhundert zu geben. Und besonders verdienstvoll, daß der Autor auch nicht einen Augenblick die geistig-ideellen Voraussetzungen und Verknüpfungen mit den wirtschafts- und gesellschaftsgeschichtlichen Entwicklungen aus dem Rahmen seines Bildes herausläßt.

Durch Beherrschung des Stoffes gewinnt Kleinberg die notwendige Distanz zu ihm; so kann er mit beachtlicher Klarheit den ungeheuren Stoff gliedern und gestalten. Die Sprache ist schlicht und immer bemüht, auch komplizierte Vorgänge und Anschauungen einfach wiederzugeben. Und neben diesen Vorzügen noch eine durch sichere Wahl sich auszeichnende Literaturübersicht! So sind gegenüber diesem auf 216 Seiten gegebenen Abriß der neuzeitlichen europäischen Kultur gewiß zahlreiche grundsätzliche Fragen und Bedenken am Platz, aber als Versuch einer übersichtlichen Zusammenfassung dürfte das Buch denen, die seiner Grundauffassung zustimmen, wertvolle praktische Dienste leisten.

Geschmückt ist das Bändchen mit einer Reihe von Bildtafeln: hier möge die Frage, ob diese (wie der Verfasser will) genügend „repräsentativ" sind, um für ihre Zeit zu zeugen, offen bleiben.

Assmann

Weltliteratur der Gegenwart 1890—1931. Unter Mitarbeit von G. Fritz, G. Hermann, J. Langfeldt, A. Narziß, B. Rang, H. Stresau, C. Wormann herausgegeben von Wilhelm Schuster und Max Wieser. Zwei Bände und eine Büchertafel. Berlin 1931, Sieben-Stäbe-Verlag. 442, 444 und 140 Seiten. Preis: Band 1 u. 2: geb. je 3.75 RM.; Büchertafel geb. 1.75 RM.

Mit diesen beiden Bänden haben wir Volksbibliothekare ein Werk erhalten, das für uns von allergrößter Bedeutung ist. Denn es fehlte uns bisher für unsere Arbeit ein sicheres Orientierungsmittel über die zeitgenössische Literatur des Auslandes. Über die Gesichtspunkte, nach denen das Werk aufgebaut ist, gibt ein der Büchertafel beigegebenes Nachwort Auskunft, das als Vorwort vor Benutzung des Buches gelesen werden muß. Es gibt zwei Möglichkeiten, eine „Weltliteratur der Gegenwart" zu schreiben, wie Dr. Schuster in diesem Nachwort darlegt. Man könnte Weltliteratur als ein Ganzes sehen und die einzelnen literarischen Strömungen über die Grenzen des einzelnen Landes hinaus verfolgen in ihren gegenseitigen Abhängigkeiten und vor allem in den Zusammenhängen mit den kulturellen, geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen unserer Welt. Es wäre dies eine Aufgabe von außerordentlichem Ausmaß und einer weit über die Grenzen der Literaturwissenschaft hinausragenden Bedeutung. Denn es könnte hier gezeigt werden, wie die „Welt der europäischen Völkerfamilie" (wie es Sch. nennt) eine Einheit ist, unter gleichem Schicksal stehend, den gleichen großen Wandlungen unterworfen, wie aber doch jedes einzelne Volk in der Reaktion auf dies gemeinsame Schicksal seine Eigenart bewährt und dabei erkennen läßt, wie sein Sonderschicksal vom Ganzen abweicht, von Rasse, Landschaft und politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Geschicken bedingt, seine eigene Antwort und seine eigene Lebensform erfordernd. Diese Aufgabe sieht Schuster deutlich, aber er stellt sie dem vorliegenden Werk nicht. Er betrachtet es als eine Vorstufe dazu. Aber gerade diese Vorstufe, die Übersicht über die Literatur der europäischen Völkerfamilie nach Ländern getrennt, ist für unsere Arbeit und ebenso aber für alle die Leser, die eine solche Überschau auch um der Literatur selbst, nicht nur um des Ertrages für das Gesamtbild europäischen Geisteslebens willen suchen, von großer praktischer Bedeutung. Genauer wäre das Werk wohl als „Die Literatur des Auslandes, gesehen von Deutschland aus" zu bezeichnen. Denn man legt großen Wert darauf, das besonders zu betonen, was in Deutschland gewirkt hat und wirkt (also vor allem die übersetzte Literatur), und was als Beitrag zu den uns beschäftigenden Lebensfragen im Kreis unserer Leser besondere Bedeutung haben kann. Von rein literarhistorischem Gesichtspunkt aus mag es zweifelhaft erscheinen, ob diese Beeinflussung der Auswahl durch die Tatsache vorhandener deutscher Übersetzungen berechtigt ist, von der Praxis der Bücherei aus und von den von Schuster aufgestellten Grundsätzen aus erscheint dieses Vorgehen gerechtfertigt. Bei der Durchsicht der einzelnen Beiträge ergeben sich gewisse Unterschiede; während auf der einen Seite einige Beiträge wie Hermann (Frankreich) und Stresau (England) nachdrücklichst aus der Literatur die Eigentümlichkeiten französischen und englischen Wesens herauszuarbeiten suchen, und dementsprechend auch oft auswählen, ist für die Beiträge von Wormann (Rußland) und Langfeldt (Skandinavien) die Tatsache der Wirksamkeit der einzelnen Werke in Deutschland in weit höherem Grade maßgebend. Es kann aber im Rahmen dieses kurzen Hinweises nicht unsere Aufgabe sein, die einzelnen Beiträge, die verschiedenen Charakter und auch verschiedene Qualität haben, einzeln zu würdigen. Es kann nur nochmals betont werden, daß wir der sorgfältigen und kenntnisreichen Arbeit der meisten Verfasser eine gute und für unsere Arbeit wichtige, wertende Übersicht zu verdanken haben, die unser aller Arbeit fördern kann.

Waas

Berichte / Mitteilungen

Ein Wort zur Schrifttumspflege

Mit einem scharfen Angriff gegen die heute beliebten, rein mechanischen und deshalb unfruchtbaren Sparmaßnahmen tritt Walter Hofmann in seiner neuen, bei E. Diederichs erschienenen Schrift „Das Gedächtnis der Nation“ (32 Seiten) für die gefährdete öffentliche Bücherei ein[1]. Aus der Notwendigkeit planvoller Buchpolitik und nationaler Schrifttumspflege leitet er die Pflicht der Förderung des öffentlichen Büchereiwesens ab und weist mit kurzen, einprägsamen Worten auf den Schaden hin, der schon heute aus der Vernachlässigung dieser Aufgaben dem deutschen Buchwesen — etwa in den wuchernden Leihbüchereien — erwachsen ist. — Hoffentlich kommt das ansprechend ausgestattete Büchlein in die Hand recht vieler Verantwortlicher in Staat und Gemeinde: wenn sie es lesen, werden sie sich dem ernsthaften und gut vorgetragenen Anruf nicht entziehen können.

Über diese Bedeutung hinaus wird die Schrift in der Aussprache über die Programmatik der öffentlichen Bücherei eine Rolle spielen; versucht W. Hofmann doch, einen Schritt über seine bisherige Grundlegung der Arbeit der volkstümlichen Bücherei hinaus zu tun. In der Aufgabe, Dienerin am Gedächtnis der Nation zu sein und in dieser Funktion die Formen der Auswahl, der Ordnung, der Vermittlung planmäßig zu entwickeln, findet Hofmann die ausschließliche Zweckbestimmung der öffentlichen Bücherei (S. 26). Mit ein paar Sätzen versucht er, die vielschichtige Arbeit der Bücherei unter diesen Leitgedanken zu stellen, aber was darüber gesagt wird, reicht für eine Beurteilung der Tragfähigkeit dieses Gedankens nicht aus. Es wäre zu wünschen, daß eine ausführlichere Darlegung den sicher fruchtbaren, aber durch Einengung der Büchereiarbeit auf eine bestimmte Funktion nicht ganz ungefährlichen Grundgedanken dieser Schrift zur vollen Klärung bringen würde.

Aus dem Volksbüchereiwesen der Provinz Hannover

Trotz des allmählichen Versiegens der staatlichen Beihilfen und überaus starker Beschränkung der von der Provinz von Fall zu Fall gewährten Mittel hat sich doch das Büchereiwesen der Provinz als solches wenigstens im ganzen bislang gehalten. Es mag dies seine wesentliche Ursache darin haben, daß die Zusammenfassung der Kreisbüchereisysteme, die Aufklärungsarbeit bei den Behörden und die Schulung der Volksbibliothekare seit Jahren die Beratungsstelle beschäftigt hat. Da infolgedessen bereits vor Eintritt der Krise in zahlreichen Kreisen einigermaßen ausreichende Mittel zur Verfügung standen, wird die Arbeit in diesen Bezirken, wenn auch mit Abstrichen und Einschränkungen, im ganzen doch planmäßig weitergeführt werden können. Neue Aufgaben erwachsen der Beratungsstelle aus der in der Provinz Hannover besonders weitgehend durchgeführten Neuordnung der preußischen Landkreise; hier hat unsere Arbeit einen starken Rückhalt bei der Spitze der Provinzialverwaltung besonders nötig.

Nur scheinbar ist die Provinz Hannover weithin Agrargebiet. In Wirklichkeit hat die Industrialisierung in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht, und zwar nicht nur in den eigentlichen Industriebezirken um Hannover, Harburg, Hildesheim und Osnabrück. Daher sind auch in den ländlichen

[1] Dr. Walter Hofmann, Das Gedächtnis der Nation. Ein Wort zur Schrifttumspflege in Deutschland. Jena 1932, E. Diederichs. 32 Seiten. Preis —.90 RM. Die Bezieher der „Hefte“ erhalten die Schrift bei Benutzung der beiliegenden Bestellkarte zu einem Vorzugspreis von —.60 RM.

Bezirken die Folgen der Arbeitslosigkeit allenthalben spürbar. Schon vor zwei Jahren hat die Beratungsstelle entsprechende Vorkehrungen getroffen und vor allen Dingen bei den maßgebenden Stellen Verständnis für die zu erwartenden Folgen zu wecken versucht. Die Provinzialverwaltung hat demzufolge im Vorjahre einen nicht unerheblichen Betrag zur Betreuung der Arbeitslosen, namentlich der jugendlichen, überwiesen und wird dieses voraussichtlich auch im laufenden Haushaltsjahre tun. Hinsichtlich des FAD hat die Beratungsstelle, nachdem sie bereits im Anfang dieses Jahres mehrere Lagerbüchereien eingerichtet hat, nunmehr im Benehmen mit dem Bezirkskommissar für den Freiwilligen Arbeitsdienst beim Landesarbeitsamt Niedersachsen sowie beim hiesigen Landesjugendamt die nötigen Vorkehrungen getroffen, um eine umfassende Versorgung der Lager mit Büchereien sicherzustellen. Die diesbezügliche Denkschrift steht Interessenten zur Verfügung. Auch an den Schulungskursen für Führer, die in Levershausen bei Northeim für den hiesigen Bezirk abgehalten werden, ist die Beratungsstelle beteiligt. Der dem Landesarbeitsamt Nord (Hamburg) unterstehende Teil der Provinz Hannover wird von dort aus versorgt, die Verbindung zwischen Hamburg und Hannover wird durch Dr. Pütz (Stadtbücherei Harburg) hergestellt. Weiterhin soll die Einrichtung des FAD auch Büchereien selbst und im Zusammenhang damit einer vorübergehenden fachlichen Beschäftigung stellenloser Volksbibliothekare dienstbar gemacht werden. Eine FAD-Gruppe von Bibliothekarinnen und im Buchgewerbe ausgebildeten Kräften ist im Entstehen. Sie wird truppweise in den Schülerbüchereien der Stadt und den Erwachsenenbüchereien der Umgebung Hannovers eingesetzt werden, um die Bestände neuzeitlich durchzuarbeiten, zu katalogisieren usw.

Die Wichtigkeit plan- und regelmäßiger Werbung kann nicht stark genug unterstrichen werden. Es hat sich in diesem Zusammenhang als besonders fruchtbar eine Eingabe erwiesen, die sämtlichen Mitgliedern des Provinziallandtages im Frühherbst unterbreitet wurde und dazu führte, daß nicht nur im Plenum, sondern vor allem auch in den Ausschüssen die Notwendigkeit anerkannt wurde, der Volksbildungsarbeit in der Provinz die notwendigen Mittel nicht zu versagen. Auch die provinziale Presse wird von Zeit zu Zeit mit entsprechenden Nachrichten und Aufsätzen versorgt. Hierbei hat sich der Weg über die Kreisberaterstellen sehr empfohlen. Aufklärungsvorträge wurden weiterhin in der Nordwestdeutschen Buchhändlervereinigung sowie bei Eröffnung der Winterarbeit in der Hannoverschen Volkshochschule gehalten. Die in Verbindung mit der Zentrale für Nordmarkbüchereien geschaffene Lichtbildserie gibt die Möglichkeit, nunmehr auch auf Kreislehrertagungen usw. mit dem Bilde zu wirken und aufzuklären.

In diesem Kampf um die Erhaltung des Büchereiwesens darf aber auch der Leser nicht nur ein zu betreuendes Objekt bleiben, sondern muß selbst auf den Plan gerufen werden. Zu diesem Zweck wurde der Werbezettel entworfen, der der vorliegenden Nummer beiliegt[1]. Er ist in der Provinz bereits in vielen tausend Stück verbreitet. Ein Bedürfnis nach ihm ist überall da vorhanden, wo die Leserschaft tatsächlich aktiviert worden ist.

Als weitere Veröffentlichung stellte die Beratungsstelle neuerdings zu Staffelpreisen eine Leseordnung für größere ländliche und kleinere städtische

[1] Die Beratungsstelle für Volksbüchereiwesen in der Provinz Hannover, Hannover 10, Sedanstr. 37, hat uns dankenswerterweise für die Bezieher der „Hefte“ Probeexemplare zur Verfügung gestellt, die unsern Lesern für ähnliche Maßnahmen wertvolle Anregung geben werden. Die Preise für diese Werbezettel betragen bei Bezug von 500 Stück je —.45 RM., von 1000 Stück je —.40 RM., über 1000 Stück je —.35 RM. für das Hundert.

Büchereien bereit, wodurch nicht nur einem praktischen Bedürfnis gedient, sondern auch die Einheitlichkeit im Aufbau dieser Büchereitypen gefördert werden soll. (Muster unentgeltlich.)

Die mit der Beratungsstelle personal und sachlich verbundene Auskunftsstelle für die Schülerbüchereien an den höheren Lehranstalten der Provinz Hannover hielt im November dieses Jahres ihren ersten Kursus zur Schulung der Schülerbüchereiverwalter an den höheren Lehranstalten der Stadt Hannover ab. An diesem Lehrgang nahmen aber auch Schülerbüchereileiter aus Celle, Hildesheim, Hameln, Nienburg usw. teil, ein Beweis dafür, wie lebhaft das Bedürfnis auch an den höheren Schulen empfunden wird. Im Einverständnis mit der Schulaufsichtsbehörde wird im Januar ein weiterer Kursus für die Studienreferendare bei dem Hannoverschen Bezirksseminar folgen, der in die allgemeine pädagogische Ausbildung mit einbezogen wird. Für das Frühjahr sind ähnliche Lehrgänge für Junglehrer geplant.

Trotz der Not der Zeit konnte im Oktober eine Tagung stattfinden, an der fast sämtliche Kreisberater der Provinz teilnahmen. Auch hier erhielt man den Eindruck, daß überall und mit allen Kräften gewirkt wird, um wenigstens das Geschaffene zu erhalten, wenn auch zur Zeit an größere Neuplanungen nicht zu denken ist.

Die im März in Langenhagen, einem Vorort Hannovers, ins Leben gerufene Versuchsbücherei der Beratungsstelle zählt zur Zeit bei einem Bestande von einstweilen rund 500 Bänden und bei einer Einwohnerzahl von rund 2000 bereits über 200 eingeschriebene Leser, ein Zeichen dafür, wie rasch eine Bücherei ein wichtiger und nachhaltig wirkender Bildungsfaktor werden kann, wenn ihr Bestand unter Berücksichtigung aller fachlichen Gesichtspunkte aufgebaut wird.

Neue Aufgaben erwachsen schließlich der Beratungsstelle aus dem Übergang des Kreises Grafschaft Schaumburg in die Provinz Hannover. Dieser Kreis war bereits von der Beratungsstelle in Kassel sehr umsichtig und nachhaltig in Bearbeitung genommen worden, so daß die hannoversche Beratungsstelle sich freut, im Sinne der benachbarten Stelle die Arbeit fortsetzen zu können.

Trotz Ausfalls der staatlichen Mittel und aller anderen genugsam bekannten Schwierigkeiten ist in der Provinz Hannover keine Veranlassung, die Arbeit einzustellen, im Gegenteil: je schwieriger die Verhältnisse werden, um so zahlreicher und umfangreicher sind die Aufgaben, die an die Beratungsstelle von den Kreis- und Ortsverwaltungen herangetragen werden. Jedenfalls ist ein Nachlassen der Inanspruchnahme hier noch nicht beobachtet worden.

Heiligenstaedt

Sächsische Staatsprüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien

Die Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien Sachsens findet in Leipzig am Montag, dem 27. März 1933, und den folgenden Tagen statt.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Nachweisen (Bekanntmachung im Gesetz- und Verordnungsblatt 1917, Stück 15, S. 92 ff.) bis spätestens 9. November 1932 an den Vorsitzenden des Sächsischen Prüfungsamtes, Bibliotheksdirektor Professor Dr. Glauning, Leipzig C 1, Universitäts-Bibliothek, Beethovenstraße 6, einzureichen.

Sächsisches Prüfungsamt für Bibliothekswesen

Preußische Prüfungen für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an volkstümlichen Büchereien

Im Frühjahr 1933 finden statt: 1. eine Prüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an volkstümlichen Büchereien nach der Prüfungsordnung vom 24. März 1916 vor der bisherigen Prüfungskommission, 2. eine Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien und 3. im Bedarfsfall eine Prüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken, beide auf der Grundlage der Prüfungsordnung vom 24. September 1930.

Die Prüfung nach der Ordnung von 1916 beginnt voraussichtlich Mittwoch, den 29. März 1933. Wenn zwei Einzeltermine nötig sind, beginnt der erste voraussichtlich Mittwoch, den 8. März. In diesem Fall bleibt die Verteilung der Anwärter auf die beiden Termine vorbehalten.

Die Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien beginnt Montag, den 20. März 1933, im Bedarfsfall die Prüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken voraussichtlich Dienstag, den 25. April 1933.

Sämtliche Prüfungen finden in der Staatsbibliothek in Berlin statt.

Gesuche um Zulassung nebst den erforderlichen Unterlagen sind für die Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien bis zum 20. Dezember 1932, für die Prüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken bis zum 25. Januar 1933, für die Prüfung nach der Ordnung von 1916 bis zum 8. Februar 1933 an den Vorsitzenden des Staatlichen Prüfungsausschusses für das Bibliothekswesen in Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen.

Für die Stenotypieprüfung hat jeder Prüfling sich die Maschine selbst auf seine Kosten zu beschaffen.

Berlin, im Oktober 1932.

Der Vorsitzende des Prüfungsausschusses

Mitteilungen

Preußisches Volksbildungsministerium. Zum 1. Dez. 1932 ist Ministerialrat Heinrich Becker, der Referent für Volkshochschul- und Büchereiwesen im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, in den einstweiligen Ruhestand versetzt worden. Die Fragen sachlicher Art, die sich in Verbindung mit dieser Maßnahme ergeben, sind in dem Beitrag „Preußische Büchereipolitik“ auf S. 227 dieser Nummer eingehend dargelegt. Auf die politische Seite der Angelegenheit einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Die deutschen, und insbesondere die preußischen Volksbibliothekare blicken mit Dankbarkeit und Befriedigung auf die leider nur kurze Zeit zurück, während der Ministerialrat Becker die Betreuung ihrer Sache oblag. Neben der Durchführung bedeutender Einzelmaßnahmen, besonders auf dem Gebiet des Ausbildungs- und Prüfungswesens ist es seinem dienstlichen und persönlichen Einsatz vor allem zu danken, daß die Zusammenarbeit der Volksbibliothekare trotz der großen früher vorhandenen Schwierigkeiten in den letzten Jahren sich besonders glücklich entwickelt hat. Entscheidend dafür war die nach allen Seiten verständnisvolle, gerechte und sachliche Art, mit der er ernsthafte Leistungen und Bestrebungen, wo immer sie anzutreffen waren, anerkannte und förderte. Mit lebhaftem Bedauern sehen daher die Volksbibliothekare Ministerialrat Becker aus seiner amtlichen Tätigkeit

scheiden; mit dem Danke für seine bisherige Förderung des Büchereiwesens verbinden sie Hoffnung und Wunsch, daß er, nunmehr auch ohne amtliche Verpflichtung, dem deutschen Büchereiwesen wieder seine tätige Anteilnahme und Mitarbeit widmen möge.

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Nachdem Ministerialrat Heinrich Becker zum 1. Dez. 1932 in den einstweiligen Ruhestand versetzt ist, hat der Vorstand der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen Herrn Becker gebeten, die Stelle des Ersten Vorsitzenden, die er Anfang Juni auf eigenen Wunsch aufgegeben hatte, wieder zu übernehmen. Herr Becker hat diesem Wunsch entsprochen; der Vorstand der Deutschen Zentralstelle setzt sich demgemäß bis zur nächsten Mitgliederversammlung wieder aus den Herren Heinrich Becker als Vorsitzendem, und Dr. Adolf Waas und Dr. Wilhelm Renken als Beisitzern zusammen.

Deutsche Erzähler. Der in der vorigen Nummer veröffentlichte Beitrag von Dr. Walter Hofmann, der den Arbeitsbericht zu einem von den Leipziger Städtischen Bücherhallen und dem Institut für Leser- und Schrifttumskunde bearbeiteten Bücherverzeichnis darstellt, wird in der nächsten Nummer fortgesetzt werden. Bis dahin wird auch der Katalog selbst fertiggestellt sein.

Kurzkataloge. Das Institut für Leser- und Schrifttumskunde gibt die in der letzten Nummer angezeigten thematischen Übersichtslisten, die sogenannten Kurzkataloge, jetzt in gedruckter Form heraus. Dieser zeitgeschichtliche Informationsdienst hat jetzt schon bei großen und kleineren Büchereien das stärkste Interesse gefunden. Ein den Heften beiliegender Prospekt soll weitere Kreise auf dieses Material hinweisen.

Wir bitten auch die Mitteilungen der Schriftleitung auf der zweiten Umschlagseite zu beachten.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Das Institut für Leser- und Schrifttumskunde veröffentlicht seine für die Fachwelt bestimmten Beiträge in den „Heften". Für diese Beiträge liegt die sachliche Verantwortung bei der Leitung des Instituts. Sie sind durch den Zusatz „Institut" gekennzeichnet.

Dieses Heft enthält Beiträge von Dr. Kurt Assmann, Berlin-Charlottenburg, Goethestr. 39; Heinrich Becker, Berlin-Lichterfelde-West, Zehlendorfer Straße 52 Haus C; Dr. Reinhard Buchwald, Heidelberg, Karlstr. 16; Dr. Theodor Geiger, Braunschweig. Hildebrandstr. 45; Dr. Fritz Heiligenstaedt, Hannover, Sedanstr 37; Dr. Walter Hoyer, Leipzig S 3, Elfenweg 3; Dr. Wolfgang Kautzsch, Leipzig N 22, Richterstr. 8; Esther von Kirchbach, Dresden A 16, Hähnelstr. 6; Dr. Peter Langendorf, Leipzig N 22, Richterstr. 8; Hilde Pieritz, Berlin-Neutempelhof, Schulenburgring 126; Elisabeth Propach, Berlin-Hermsdorf, Fronauer Weg 97; Dr. Bernhard Rang, Köln-Thielenbruch, Waldhausstr. 40; Dr. Ewald Roellenbleck, Darmstadt, Pädagogstr. 1; Eduard Schröder, Köln-Merheim, Zorndorfstr. 1; Dr. Erich Thier, Leipzig W 31, Birkenstr. 9; Christian Tränckner, Lindenthal bei Leipzig, Heinrichstr. 8; Dr. Adolf Waas, Frankfurt a. M., Güntersburgallee 43.

Verantwortlicher Schriftleiter Hans Hofmann, Berlin W 35. Potsdamer Str 120; Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E. V., Leipzig N 22, Richterstr. 8; Druck von Radelli & Hille, Leipzig

Realer und idealer Durchschnitt

Ein Beitrag zur Methodologie der Büchereistatistik

(*Institut*)

Vorbemerkung

Das Institut für Leser- und Schrifttumskunde hat seine Forschungen bisher fast ganz in der Richtung der statistischen „Leserkunde" getrieben. „Wie verhält sich die Leserschaft, wie verhält sich eine bestimmte Volksgruppe bei der Begegnung mit der Welt der Bücher?" Das war bei allen diesen Forschungen, die zum größten Teil noch nicht abgeschlossen sind, die Frage. Auch die erste größere Veröffentlichung des Instituts, Verfassers „Lektüre der Frau", war statistische Leserkunde in diesem Sinne. Aber auf der Grundlage desselben statistischen Materials kann auch eine Forschung mit umgekehrter Fragestellung betrieben werden: „Welches Schicksal erleidet das Schrifttum, erleidet ein bestimmtes Gebiet des Schrifttums, bei der Begegnung mit der Leserschaft?" Also etwa: das Schicksal des philosophischen Schrifttums im sozialen Raum und in der Zeit! Für die Aufgaben der praktischen Schrifttumspflege und für viele kulturpädagogische Aufgaben ist diese „bücherkundliche" Fragestellung nicht weniger wichtig als die leserkundliche.

Das „Institut" hat daher seit einigen Jahren auch Untersuchungen in dieser Richtung angestellt und erste Untersuchungsergebnisse sollen unter dem Titel „Buch; Volk; Zeit" demnächst der Fachwelt vorgelegt werden.

Bei diesen Untersuchungen nun gewinnen bestimmte methodische Probleme noch größere Bedeutung als bei der leserkundlichen Forschung im erstgenannten Sinne. Statistische Bücherkunde ist in noch höherem Maße „vergleichende" Kunde als jene Leserkunde. Die Vergleichung geht innerhalb der „Versuchsbücherei", die die statistischen Urmaterialien liefert, von Lesergruppe zu Lesergruppe und von Periode zu Periode. Und die Ergebnisse der Versuchsbücherei sollen auch vergleichbar sein mit den Ergebnissen anderer Büchereien. Damit gewinnt hier das Verfahren des statistischen „Durchschnittes" ein besonderes Gewicht! Es sind Durchschnitte in der verschiedensten Richtung zu errechnen und untereinander zu vergleichen. Aber der statistische Durchschnitt ist selbst ein Problem, das klar erfaßt werden

muß, sowohl wenn die Untersuchungen fehlerfrei durchgeführt werden sollen, wie auch wenn die vorgetragenen Ergebnisse keine mißverständliche Beurteilung und Verwendung finden sollen. Es ist also bei bücherkundlichen Veröffentlichungen noch dringlicher als bei denen der Leserkunde, daß ihnen ein methodologischer Vorbericht beigegeben wird. Die angekündigte Veröffentlichung wird daher auch einen solchen Vorbericht umfassen.

Wenn wir heute schon einen Auszug aus diesem Vorbericht bringen, so einmal, um die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift auf die neue Forschungsrichtung des Instituts zu lenken, zum andern, um unabhängig von dieser und anderen Veröffentlichungen das Interesse der Fachgenossen an den methodischen Problemen der Statistik wach zu halten oder auch erst zu wecken. Ohne Statistik kommt heute keine Bücherei mehr aus; Vergleiche zwischen den statistischen Ergebnissen der Büchereien einzelner Städte oder auch einzelner Landschaften sind schon immer angestellt worden; erfahrungsbegründete Leser- und Bücherkunde wird immer weiteren Kreisen von Volksbibliothekaren, Buchhändlern usw. immer mehr eine selbstverständliche Angelegenheit[1]. Diese ganze Entwicklung, erfreulich, wenn sie sich in gesunden Grenzen hält und nicht zu einer falschen Verwissenschaftlichung der praktischen Schrifttumspflege führt, würde aber gefährdet sein ohne methodisch geschärften Blick und ohne methodisch waches Gewissen. Von hier aus gesehen, ist es richtig, wenn in einer volksbibliothekarischen Fachzeitschrift neben anderen, interessanteren Fachbeiträgen, neben Buchkritik, kulturpädagogischer Erörterung und büchereipolitischer Aussprache, auch einmal das trockene Brot logisch-methodischer Überlegungen gereicht wird.

Der folgende Beitrag, der hier in diesem Sinne veröffentlicht wird, ist nur ein Ausschnitt aus einem größeren Kapitel, in dem das Problem des „Durchschnittes" in der statistischen Bücherkunde erörtert wird. Das Gesamtkapitel gehört, wie schon gesagt, zur methodologischen Einleitung einer bevorstehenden größeren bücherkundlichen Veröffentlichung des Instituts. Der sich hieraus ergebende formale Charakter — der oft wiederkehrende Hinweis auf die „nachfolgenden", an dieser Stelle aber nicht veröffentlichten Untersuchungen — ist mit Absicht beibehalten worden. — Diejenigen Fachgenossen, denen die hier vorgetragenen Dinge geläufig sind und die daher eine abgekürztere Darlegung wünschen würden, mögen bedenken, daß Leser- und Schrifttumskunde nach dem Wunsche des Verfassers keine Geheimwissenschaft für einen kleinen Kreis innerhalb der Volksbibliothekarschaft sein soll, daß aber vielen vorzüglichen Kollegen und Kolleginnen diese Art logischer Operationen zunächst ferner liegt. Ihnen wird sie nur bei einer Darstellung von einer gewissen elementaren Einfachheit, die aber eben die Abkürzungen für den Kundigen verbietet, nahegebracht werden können.

[1] Auch die Volkshochschule geht, zum Teil angeregt durch die Versuche der öffentlichen Bücherei, immer mehr zu statistischer Erfassung und Bearbeitung der Bewegungen über, die sich im Rahmen der Volkshochschule vollziehen. Siehe hierzu das kürzlich erschienene 2. Heft der „Schriften der statistischen Zentralstelle für die deutschen Volkshochschulen": Franz Grosse, Die Bildungsinteressen des großstädtischen Proletariats. Dort auch im Vorwort von Prof. Paul Hermberg der Hinweis auf die Anregungen, die für diese Arbeiten von unserm Institut ausgegangen sind. W. H.

I. Das rechnerische Problem

Wir nehmen den Fall von zwei gleich großen Büchereien, jede mit 300 Lesern. Auf jeden Leser kommen in jeder der beiden Büchereien 10 Entleihungen im Jahr, insgesamt also in jeder Bücherei 3000 Entleihungen. In jeder der beiden Büchereien unterscheiden wir die Lesergruppen A und B. Bei jeder der beiden Gruppen kommen auf den einzelnen Leser gleichfalls durchschnittlich 10 Entleihungen im Jahr.

So weit stimmen also beide Büchereien und auch beide Lesergruppen überein.

Aber Lesergruppe A kommt bei ihren Entleihungen nur auf 10% belehrende Literatur, Lesergruppe B aber in jedem Falle auf 50%. Gruppe A ist also von Gruppe B in bestimmter Hinsicht „qualitativ verschieden". Aber diese qualitative Verschiedenheit ist in beiden Büchereien in gleicher Ausprägung gegeben.

Wenn also auch die Lesergruppen in der Art ihres Interesses von einander abweichen, so stimmen doch die beiden Büchereien auch jetzt noch restlos überein.

Aber in Bücherei I kommen auf Lesergruppe A nur 100 Leser mit 1000 Entleihungen, auf Lesergruppe B hingegen 200 Leser mit 2000 Entleihungen. In Bücherei II hingegen kehrt sich dieses Verhältnis genau um: hier hat Gruppe A 200 Leser mit 2000 Entleihungen, Gruppe B hingegen nur 100 Leser mit 1000 Entleihungen.

Wir stellen nun in den folgenden Tabellen fest, wie groß in jeder der beiden Büchereien bei der Gesamtleserschaft das Interesse am belehrenden Schrifttum ist.

Bücherei I

Lesergruppe	Entleihungen	davon Belehrung	
		a) in %	b) in absoluten Zahlen
Gruppe A	1000 Bände	10%	100 Bände
Gruppe B	2000 Bände	50%	1000 Bände
Gesamt	3000 Bände	36,6%	1100 Bände

Bücherei II

Lesergruppe	Entleihungen	davon Belehrung	
		a) in %	b) in absoluten Zahlen
Gruppe A	2000 Bände	10%	200 Bände
Gruppe B	1000 Bände	50%	500 Bände
Gesamt	3000 Bände	23,3%	700 Bände

Also: zwei gleich große, gleich betriebsstarke Büchereien. In jeder der beiden Büchereien dieselben Lesergruppen. In der Bücherei I verhält sich die Lesergruppe A zur belehrenden Literatur genau wie in Bücherei II. Und auch Lesergruppe B verhält sich zur belehrenden Literatur in beiden Büchereien

gleich. Und trotzdem kommt die eine Bücherei in ihren Entleihungen auf 36,6%, die andere aber nur auf 23,3% belehrende Literatur.

Die Abweichung beruht lediglich darauf, daß die beiden Lesergruppen nicht in jeder der beiden Büchereien in gleicher Stärke auftreten. Würden sie das, dann würde in beiden Büchereien der Anteil der Belehrung an der Gesamtausleihe 30% betragen!

*

Diese Zusammenhänge sind für die vergleichende Leserkunde von großer Bedeutung. Und zwar zunächst, soweit die Vergleichung sich auf verschiedene Büchereien an verschiedenen Orten, aber innerhalb derselben Erhebungsperiode erstreckt (die „raumvergleichende" Leserkunde). Daß ein unmittelbarer Vergleich der absoluten Zahlen zweier Büchereien nicht möglich ist, daß wir die absoluten Zahlen in Prozentzahlen umrechnen müssen, ist uns selbstverständlich. Leicht aber erscheint es, als ob dann alle Prozentzahlen von Bücherei zu Bücherei verglichen werden könnten. Verglichen werden können die Prozentzahlen, die innerhalb der einzelnen Lesergruppen auftreten, so z. B. — in unserer Tabelle — die Prozentzahl der Gruppe A von Bücherei I mit der Prozentzahl der Gruppe A von Bücherei II. Dasselbe gilt für die Prozentzahlen der Gruppe B. Anders aber liegen die Dinge bei den Prozentzahlen, die in beiden Büchereien für die Gesamtleserschaft erreicht werden. Zwar eine Vergleichung ist auch hier möglich, kann auch hier sinnvoll sein. Denn es ist eben richtig, daß in der einen Bücherei das belehrende Schrifttum prozentual stärker in Anspruch genommen wird als in der anderen.

Es kommt nur darauf an, welche Schlüsse aus dieser Verschiedenheit gezogen werden! Wird z. B. der Schluß gezogen, daß Bücherei I mehr belehrendes Schrifttum einstellen muß als Bücherei II, dann sind Vergleichung und Schlußfolgerung sinnvoll. Es würde durchaus auch richtig sein, zu sagen, daß Bücherei I für das belehrende und wissenschaftliche Bedürfnis der Einwohnerschaft der betreffenden Stadt eine größere Bedeutung besitzt als Bücherei II. Und je nach dem Wert, den man den belehrenden Bemühungen einer Laienleserschaft beimißt, wird man dann den kulturpolitischen Wert der beiden Büchereien einschätzen.

Anders aber, wenn ich von den für die Gesamtleserschaft errechneten Prozentzahlen einen Schluß ziehen wollte entweder auf die Arbeitsweise der beiden Büchereien oder gar auf die geistige Artung ihrer Leserschaft. In unserem Beispielsfalle wäre durchaus möglich, daß Bücherei I und II nach genau denselben Prinzipien und mit den gleichen Methoden arbeiten. Aber da in II infolge irgendwelcher örtlicher Verhältnisse die an Belehrung so stark interessierte Lesergruppe B so sehr viel schwächer auftritt als in I, so muß eben in II der Gesamtkonsum an belehrendem Schrifttum gleichfalls schwächer sein als in I. Möglich wäre freilich auch, daß Bücherei II büchereipädagogisch von vornherein anders eingestellt ist als I, daß sie das belehrende Schrifttum ziemlich vernachlässigt und das erzählende Schrifttum sehr stark pflegt. In diesem Falle würde schon die von Bücherei I abweichende Größe der beiden Lesergruppen A und B ein Ergebnis der Büchereiarbeit sein. Würde sich Bücherei II umstellen, dann würde möglicherweise auch bei ihr

die Lesergruppe B stärker vertreten sein, Lesergruppe A würde, weil nicht mehr ganz auf ihre Kosten kommend, abnehmen, und damit würde bei der Gesamtleserschaft auch dieser Bücherei der Konsum an belehrendem Schrifttum steigen.

Was also als Ursache für die stärkenmäßige Zusammensetzung der Leserschaft einer Bücherei wirkt — Ursachen, die außerhalb oder solche, die innerhalb der Bücherei liegen —, das ist nicht ohne genaue Kenntnis der Prinzipien und Methoden der betreffenden Bücherei festzustellen.

Sicher ist in unserem Falle nur eines: wenn in der einen Bücherei der Konsum an belehrendem Schrifttum so viel größer ist als in der anderen, so liegt das nicht an der von Bücherei zu Bücherei wechselnden Artung der Leserschaft. Der Schluß etwa, daß in der einen Stadt die Bevölkerung stärker intellektuell eingestellt sei als die der anderen Stadt, würde, das geht aus unserer Tabelle unzweideutig hervor, ein Trugschluß aus an sich einwandfreien statistischen Zahlen sein. In unserem Falle können wir diesem Trugschluß bei einiger Aufmerksamkeit nicht verfallen, weil wir bei Bücherei I wie II die Faktoren, aus denen sich das Prozentprodukt der Gesamtleserschaft ergibt, vollständig überblicken können. Anders aber dort, wo uns überhaupt nur der Gesamtkonsum auf irgend einem Literaturgebiet mitgeteilt wird. Hier bleibt im Blick auf die Faktoren, auf denen dann irgend eine Prozentzahl des Gesamtkonsums beruht, alles im Dunklen. Selbst wenn ich bei einem Vergleich zweier oder mehrerer Büchereien untereinander annehmen darf, daß diese Büchereien in bezug auf Prinzipien und Methoden vollständig übereinstimmen, selbst dann können die abweichenden Ergebnisse sowohl auf abweichender geistiger Haltung der Leserschaft beruhen, als auch, wie in unserem Beispielsfalle, auf verschiedener Größe, in der die qualitativ verschiedenen Lesergruppen hier wie da auftreten.

Die praktische Bedeutung des Problems, um das es sich hier handelt, wird besonders deutlich, wenn wir den Vergleich so durchführen, daß es sich bei Bücherei I und II um dieselbe Anstalt handelt, nur zu verschiedenen Zeiten (die „zeitvergleichende“ Leserkunde). Dann ist in der Bücherei alles dasselbe geblieben: Prinzipien und Methoden der Büchereiarbeit, Gruppenbildung der Leserschaft, Richtung und Grad der qualitativen Verschiedenheit der beiden Lesergruppen. Aber in der Gesamtleserschaft ist trotzdem der Anteil am belehrenden Schrifttum von 36,6% auf 23,3% gesunken. Der, der mit leserkundlichem Interesse von außen an diese Dinge herantritt, dem aber nur diese für die Gesamtleserschaft geltenden Zahlen bekannt werden, wird dann unfehlbar meinen, es habe eine geistige Umlagerung in der Leserschaft, in der Bevölkerung stattgefunden, das Interesse an dem schwierigeren Gebiete der Belehrung sei erschlafft, usw. Und in Wirklichkeit hat nichts anderes stattgefunden, als daß Lesergruppe A sich in der Zahl der Leser verdoppelt hat, weil eine andere Bücherei, die von Angehörigen derselben Bevölkerungsgruppe benutzt wurde, eingegangen ist, und daß umgekehrt Lesergruppe B auf die Hälfte zusammengesunken ist, weil für diese Lesergruppe aus irgend einem Grunde in der Nähe der Bücherei eine umfassende Vereinsbücherei errichtet wurde. Also: einschneidende Veränderung in der Inanspruchnahme der verschiedenen Interessengebiete der Bücherei, ohne daß sich doch im geistigen Leben der Bevölkerung das geringste geändert hätte.

Die ganze Erscheinung aber beruht darauf, daß es sich bei den Zahlen der Gesamtleserschaft um Durchschnittszahlen handelt. Aus qualitativ verschiedenen Gruppen wird ein Durchschnittswert errechnet, dessen Größe nicht nur abhängig ist von der qualitativen Beschaffenheit der Lesergruppen A und B, sondern auch von dem in Zeit und Raum wechselnden Größenverhältnis dieser beiden Gruppen. Im Durchschnittswert, so wie er real nach den tatsächlichen Leserzahlen der einzelnen Bücherei errechnet wird, steckt also ein zufälliges Moment. Und solange dieses zufällige Moment nicht eliminiert ist, ist eine vergleichende statistische Leserkunde nicht möglich. Das gilt sowohl für eine vergleichende statistische Leserkunde innerhalb der Zeit (dieselbe Bücherei am selben Ort zu verschiedenen Zeiten), wie auch für eine solche vergleichende Leserkunde innerhalb des Raumes (verschiedene Büchereien an verschiedenen Orten zu derselben Zeit).

Soll also solche vergleichende Leserkunde getrieben werden, dann muß jene Fehlerquelle der zufälligen Größe der qualitativ verschiedenen Lesergruppen eliminiert werden, d. h. es muß an Stelle des „realen" Durchschnittes der „ideale" Durchschnitt errechnet werden. In den Beispielen der Bücherei I und II wurde bei der Berechnung des Durchschnittes so vorgegangen, daß in jedem Falle die absoluten Zahlen der belehrenden Ausleihe addiert und dann erst prozentual zur Gesamtausleihe der Gesamtleserschaft in Beziehung gesetzt wurden. Es ist klar, daß man hier der Zahlen, die jeweils von den Gruppen erreicht wurden, gar nicht bedurft hätte, daß man vielmehr in jeder Bücherei von vornherein sowohl die Gesamtausleihe wie auch die belehrende Ausleihe der Gesamtleserschaft hätte zählen können, um danach für die Gesamtleserschaft den Prozentsatz der belehrenden Ausleihe zu errechnen.

Bei der Errechnung des idealen Durchschnittes hingegen müssen wir bei jeder der beiden Büchereien die Prozentziffern addieren, die die Lesergruppen A und B in der Benutzung der Belehrung erreicht haben, und das so gewonnene Resultat müssen wir durch zwei teilen. Wir erhalten dann in jedem der beiden Fälle als idealen Durchschnitt 30%. Und in diesem Gleichstand drückt sich dann aus, daß in beiden Büchereien die geistige Struktur der Leserschaft dieselbe ist, oder — wenn wir annehmen, daß es sich bei I und II um dieselbe Bücherei zu verschiedenen Zeiten handelt — daß sich an der qualitativen Beschaffenheit der Leserschaft in Wirklichkeit nichts geändert hat. Oder umgekehrt: zeigen sich bei dieser Berechnungsweise dann doch Unterschiede in den Prozentziffern der verglichenen Büchereien, dann wissen wir (bei der räumlichen Vergleichung), daß hier der genius loci das geistige Gesicht der Bevölkerung der beiden Städte verschieden geformt hat oder (bei der zeitlichen Vergleichung) daß in dem Interessenbild der Bevölkerung einer bestimmten Stadt ein Wandel eingetreten ist.

Bei der Errechnung des „realen Durchschnitts" brauche ich überhaupt nichts von den Lesergruppen innerhalb meiner Bücherei zu wissen; bei der Errechnung des „idealen Durchschnitts" hingegen muß ich zunächst die Ergebnisse der einzelnen Lesergruppen haben, um überhaupt zum idealen Durchschnitt gelangen zu können.

*

Die einzelne Bücherei wird nun, soweit sie überhaupt eine etwas differenzierte Statistik treibt, immer auf die Feststellung der Interessenverteilung bei der Gesamtleserschaft ausgehen. Die Prozentzahlen, die uns von den Büchereien mitgeteilt werden, dürften also ohne Ausnahme Zahlen des „realen Durchschnittes" sein. Und für die ersten Zwecke, um derentwillen die Büchereien überhaupt solche Statistiken durchführen, genügt der reale Durchschnitt auch ohne Zweifel. Aber schon, wenn eine einzelne Bücherei ohne jede weitergehende Absicht ihre eigenen Betriebszahlen innerhalb der Zeit kontrolliert, kommt sie mit den Zahlen des realen Durchschnittes nicht mehr aus. Dauernd sinkt in der Ausleihe der Prozentsatz an belehrendem Schrifttum, keine Ursache in der Betriebsführung der Bücherei ist hierfür zu erkennen, — also das Interesse der Leserschaft am belehrenden Schrifttum ist erlahmt! Oder: dauernd steigt das Interesse am belehrenden Schrifttum, — also ist die „erzieherische Arbeit" der Bücherei von Erfolg gekrönt, die Bücherei hat an der Umbildung des Interessenstandes der Leserschaft mitgewirkt! Und die eine wie die andere Schlußfolgerung ist falsch, es hat sich an dem Interessenaufbau der Leserschaft gar nichts geändert, nur in bezug auf die Größe der Lesergruppen innerhalb der Leserschaft sind aus irgendwelchen Ursachen Verschiebungen eingetreten, die aber der Büchereileitung entgangen sind.

Diesen Fehlschlüssen kann die einzelne Bücherei nicht unterliegen, wenn sie den Interessenaufbau innerhalb der einzelnen Lesergruppe verfolgt. Die Büchereien, soweit sie ihre Arbeit nicht nur auf Intuition (die keineswegs verachtet werden soll) und auf Vermutungen gründen wollen, werden also gut daran tun, immer mehr zur Berechnung des idealen Durchschnittes überzugehen. Und dann wird auch eine vergleichende Leserkunde von Bücherei zu Bücherei möglich sein. Dann erst wird möglich sein festzustellen, welchen Einfluß der genius loci auf das Interessenbild einer Bevölkerung hat.

II. Das Problem der qualitativ „reinen" Gruppen

Bei alledem ergibt sich nun noch ein Problem, das reinlich zu lösen kaum möglich ist. Der ideale Durchschnitt wird aus den Werten der einzelnen Gruppen errechnet. Bei unserer Leser- und Schrifttumskunde sind das die bekannten acht Hauptlebenskreise. Was aber sind diese Gruppen oder Lebenskreise? Sind sie nicht selbst in sozialer oder biologischer Hinsicht „Mischprodukte", deren statistisch erfaßter, in Prozenten ausgedrückter Interessenausdruck selbst einen Durchschnitt darstellt? So ist z. B. der Hauptlebenskreis der erwachsenen männlichen Bürgerlichen, dessen Werte in den Durchschnitt der Gesamtleserschaft eingehen, eine ausgesprochene Mischgruppe, er umfaßt die kleinbürgerliche Gruppe der mittleren Beamtenschaft, der Angestellten, der Kaufmannsgehilfen usw. ebenso wie die „Bildungsspitzengruppe" der Akademiker. Also sozial und bildungsmäßig ohne Zweifel sehr heterogene Elemente. Es ist nun trotzdem berechtigt, diese Gesamtgruppe der erwachsenen bürgerlichen Männlichen zunächst einmal geschlossen der Gesamtgruppe der erwachsenen proletarischen Männlichen gegenüberzustellen und zu untersuchen, ob und in welchem Maße sich beide Gruppen in ihrem Interessenbilde voneinander unterscheiden. Aber sobald

die Entwicklung einer dieser Gruppen (oder auch die Entwicklung ihres Verhältnisses untereinander) innerhalb der Zeit oder innerhalb des Raumes festgestellt werden soll, stehen wir auch hier vor der Tatsache, daß der statistisch erfaßbare Interessenausdruck dieser Gruppe wiederum ein „Durchschnittswert" ist, und wir müßten daher zunächst auch hier für jedes Jahr oder für jeden Ort den idealen Durchschnitt errechnen. Und befindet sich eine solche Mischgruppe in der Gesamtleserschaft, dann müßte, soll für die Werte der Gesamtleserschaft vergleichende Leserkunde getrieben werden, auch hier zunächst der ideale Durchschnitt für die betreffende Gruppe errechnet werden. Und danach erst könnte die Berechnung des idealen Durchschnittes für die Gesamtleserschaft erfolgen.

Hierbei ist nun freilich die Voraussetzung gemacht, daß die soziale oder biologische Varietät, die in die Mischgruppe eingeht, auch jedesmal eine andere geistig-seelische Qualität bedeutet. Für das von uns gewählte Beispiel der Gruppe der erwachsenen männlichen Bürgerlichen, die in sich die sozialen Varietäten des Angestellten und des Akademikers birgt, wird diese Annahme wahrscheinlich zutreffen. Ob aber bei jeder Gruppenbildung die innerhalb der Gruppe auftretenden sozialen und biologischen Varietäten gleichzeitig verschiedene geistige Qualitäten bedeuten, das ist eine andere Frage. Sobald aber eine in sozialer und biologischer Hinsicht inhomogene Gruppe in geistig-seelischer Hinsicht homogen ist, kann auch das Problem des idealen und des realen Durchschnittes nicht mehr bestehen. Denn wenn die Untergruppen in geistig-seelischer Hinsicht nicht mehr differieren, dann kann aus den Werten der Untergruppen überhaupt kein Durchschnitt mehr errechnet werden. Oder: die Werte der Untergruppen sind dann untereinander und daher auch mit dem Werte der Obergruppe identisch.

Und eine solche Gruppe bezeichnen wir als „reine Gruppe", während wir als „gemischte" Gruppen fernerhin nur noch solche bezeichnen, deren soziale und biologische Varietäten auch verschiedene geistige und seelische Qualität bedeuten.

Also in unserem Sinne „reine" Gruppen sind solche, deren innere soziale oder biologische Zusammensetzung keinen Einfluß mehr auf die Interessenbildung ihrer Angehörigen hat. Die leserkundlich reine Gruppe braucht also nicht die sozial oder biologisch einheitliche Gruppe zu sein. Wenn z. B. die Altersgruppe der 50—55jährigen gebildet würde, so würde diese Gruppe zwar biologisch nicht einheitlich sein, denn sie umfaßt eben nicht weniger als sechs verschiedene Jahrgänge. Es ist aber in hohem Grade unwahrscheinlich, daß die Altersdifferenzen hier zu Differenzen in der Interessenbildung führen. Bewährt sich diese Annahme, dann ist die Altersgruppe der 50—55jährigen in unserem Sinne eine reine Gruppe. Oder wenn wir die Gruppe der gelernten Arbeiter in den graphischen Gewerben nehmen, so umfaßt diese noch sehr verschiedene Berufe: die Lithographen, die Schriftsetzer, die Buchdrucker usw. Aber wiederum ist in hohem Grade unwahrscheinlich, daß diese soziologischen Differenzen Folgen haben hinsichtlich der Interessenbildung innerhalb der Gruppe der graphischen Gewerbe. Aber schon ist es eine Frage, ob innerhalb der gelernten Arbeiterschaft die Angehörigen der graphischen Berufe sich von den Metallarbeitern in ihrem Interessenbilde unterscheiden, und es ist schon fast keine Frage mehr, ob

eine solche Unterscheidung zwischen den beiden großen Gruppen der gelernten und der ungelernten Arbeiter stattfindet.

Das also ist, vor allem für jede zeit- und raumvergleichende Leser- und Schrifttumskunde, die entscheidend wichtige Vorfrage: wo hören im sozialen und biologischen Aufbau der Bevölkerung die „reinen" Gruppen auf und wo beginnen die „gemischten" Gruppen? Überall dort, wo eine gemischte Gruppe ist, überall dort ist auch schon das Problem des realen und des idealen Durchschnitts gegeben. Und selbst wenn für die Gesamtleserschaft der ideale Durchschnitt gebildet wird auf Grund der acht Hauptlebenskreise, — wenn diese Hauptlebenskreise in Wirklichkeit gemischte Gruppen sind, und wenn nicht zunächst für diese der ideale Durchschnitt errechnet worden ist, — dann steckt doch in dem idealen Durchschnitt der Gesamtleserschaft noch der Fehler des realen Durchschnittes drin.

III. Reine und gemischte Gruppen bei den vorliegenden Untersuchungen

Damit sieht sich aber die raum- und zeitvergleichende Leserkunde auf eine Vorstufe zurückverwiesen. Es gilt zunächst einmal im Aufbau der Bevölkerung die Grenze festzustellen, unterhalb deren die „reinen" Gruppen, über der die „gemischten" Gruppen liegen. Damit ergibt sich die Aufgabe einer vergleichenden Leserkunde rein formaler Art. Sowohl alle Beschreibung der einzelnen Gruppe, wie alle raum- und zeitvergleichende Leserkunde setzt diese formal-vergleichende Leserkunde voraus. In diesem Sinne ist auch der ersten leserkundlichen Veröffentlichung unseres Instituts eine Voruntersuchung vorangestellt worden, die die Aufgabe hatte, die sozialen und biologischen Differenzen bis zu dem Punkte zurückzuverfolgen, an dem nennenswerte qualitative Unterschiede nicht mehr auftraten[1]. Wir erhielten dort die Gruppe der „undifferenzierten Frau", die in sozialer Hinsicht eine ausgesprochene Mischgruppe war, aber eine relativ „reine" Gruppe in qualitativer Hinsicht, also hinsichtlich ihres Interessenbildes. Und dieser Gruppe galt dann erst die eingehendere monographische Beschreibung.

In unserem Falle liegen die Dinge nun arbeitsmäßig — nicht prinzipiell — insofern anders, als wir nicht von vornherein in einer ganz bestimmten Richtung — Frauenlektüre — auf die Herausarbeitung einer einzelnen solchen Gruppe ausgehen, sondern das Schicksal einzelner Gebiete des Schrifttums innerhalb der „Bevölkerung" verfolgen. In diesem Falle müßte tatsächlich jene Grenze zwischen reinen und gemischten Gruppen durch die Gesamtleserschaft der Bevölkerung hindurch verfolgt und festgestellt werden. Eine Aufgabe von einer kaum übersehbaren Ausdehnung! Soll z. B. auf der Alterslinie die Grenze zwischen reinen und gemischten Gruppen wirklich zuverlässig festgestellt werden, dann muß bei ausreichend großem Material jeder Jahrgang mit den ihm zunächstliegenden Jahrgängen verglichen werden. Vorläufige Hilfsuntersuchungen, die hierzu im Institut für Leser- und Schrifttumskunde durchgeführt werden, haben einwandfrei ergeben, daß solche exakte Feststellungen nicht nur in der Altersgruppe der „Jugendlichen", sondern ebenso bei den „Erwachsenen" von größter Bedeutung sein

[1] Walter Hofmann, Die Lektüre der Frau. Leipzig 1931.

können. Aber die Herausarbeitung der „reinen“ Altersgruppen wäre noch ein kleineres Unternehmen gegenüber der Herausarbeitung der „reinen“ Sozialgruppen! Und schließlich würde sich ergeben, daß es „reine“ Alters-, Sozial- und Geschlechtsgruppen gar nicht gibt. Denn indem diese drei Faktoren aufeinander bezogen werden, entstehen ja neue, ihren begrifflichen Merkmalen nach enger bestimmte Gruppen, und von diesen erst müßte festgestellt werden, von welcher sozialen oder biologischen Mischungsgrenze an sie in unserem Sinne „reine“ oder „gemischte“ Gruppen sind. Die formal vergleichenden Untersuchungen zur Lektüre der Frau hatten ja das wichtige Resultat gezeigt, daß soziale Differenzen, die bei den Männern zur Differenzierung der Interessen führen, bei den Frauen ihre geistig differenzierende Wirkung verlieren, daß also eine soziale Mischgruppe, die bei den Männern sich auch als geistige Mischgruppe darstellte, bei den erwachsenen Frauen als in unserem Sinne „reine“ Gruppe auftrat.

Hier nun befindet sich die Leser- und Schrifttumskunde in großen Schwierigkeiten. Führt sie diese vorbereitenden Untersuchungen wirklich durch, dann müßte es bei den begrenzten technischen und finanziellen Hilfsmitteln, die ihr zur Verfügung stehen, noch viele Jahre dauern, ehe an die eigentlich materiellen Untersuchungen, wie wir sie uns hier vorgenommen haben, herangegangen werden könnte. Nehmen wir aber jetzt schon, wegen ihrer praktischen Dringlichkeit, die wichtigsten Aufgaben der raum- und zeitvergleichenden Leserkunde in Angriff, dann müssen wir immer damit rechnen, in unseren Resultaten Fehler zu haben, die auf den realen Durchschnittswerten gemischter Gruppen beruhen.

Bei den Untersuchungen, die das Institut jetzt vorlegt, ist ein Mittelweg beschritten worden. Um ihrer Dringlichkeit willen werden bestimmte zeit- und raumvergleichende Untersuchungen doch schon jetzt durchgeführt. Bei allen diesen Untersuchungen ist der Forderung des „idealen“ Durchschnitts insofern Rechnung getragen worden, als die Durchschnittswerte der Gesamtleserschaft ideale Durchschnitte auf der Grundlage der acht Hauptlebenskreise sind. Die Fehlerquelle der verschiedenen Größe, die diese Lesergruppen innerhalb der Versuchsbücherei haben, ist also ausgeschaltet worden. Aber diese acht Hauptlebenskreise selbst wurden so behandelt, „als ob“ sie reine Gruppen wären. Soweit also innerhalb dieser Lebenskreise qualitativ verschiedene Untergruppen auftreten und soweit dann diese Untergruppen in der Versuchsbücherei verschieden groß sind, sind in den Ergebnissen unserer Untersuchungen Fehler enthalten.

Aber dabei soll es nicht einfach sein Bewenden haben. In der Versuchsbücherei selbst, deren Materialien hier verarbeitet werden, ist schon längst erkannt worden, daß die acht Hauptlebenskreise weitere Unterteilungen erfahren müssen. Dabei ist allerdings nicht der hier entwickelte methodische Gesichtspunkt der Ausmerzung von Fehlerquellen für vergleichende Untersuchungen maßgebend gewesen, sondern das Interesse an den materiellen Problemen der Leserkunde selbst. Daraus erklärt sich auch, daß die Bildung der Untergruppen weder systematisch noch methodisch konsequent bis zu jener Grenze verfolgt worden ist, unter der die reinen Gruppen liegen und über der die gemischten Gruppen beginnen. Es sind nur einige, im Sinne der materiellen Leserkunde besonders dringliche Untergruppen gebildet worden,

und die Kriterien für diese Gruppenbildungen waren nicht einheitlicher Natur. Welche Gruppen innerhalb der acht Hauptlebenskreise unterschieden wurden und wie stark jede einzelne Gruppe mit Lesern besetzt war, geht aus der „Bestandsaufnahme" der Einleitung hervor[1]. Dort sind auch die wichtigsten Veränderungen angegeben, die sich im Laufe der Untersuchungsperiode in der zahlenmäßigen Stärke dieser Untergruppen ergeben haben.

Das Institut hat nun für alle diese feineren Alters- und Sozialgruppen die entsprechenden Benutzungsziffern aller Literaturgebiete, die in der Versuchsbücherei überhaupt statistisch unterschieden werden, errechnet. Es wäre also möglich gewesen, von diesen Untergruppen aus für ihre Hauptgruppen den idealen Durchschnitt zu bilden. Hiervon ist in der vorliegenden Untersuchung abgesehen worden, weil in dieser Weise der ideale Durchschnitt nur für einige der Hauptlebenskreise hätte gewonnen werden können. Diese Ungleichmäßigkeit würde für eine Untersuchung, wie die vorliegende, aber noch weniger tragbar sein als eine durchgehende Operation mit Lebenskreiswerten, die auf dem realen Durchschnitt beruhen. Es bleibt aber vorbehalten, auf der Grundlage dieser Sondererhebungen in die Hauptuntersuchung im gegebenen Fall Kontrolluntersuchungen einzuschalten. Aber auch wenn auf solche Kontrolluntersuchungen ganz verzichtet wird, ist nun dem kritischen Leser unserer Untersuchungen doch wenigstens möglich festzustellen, wie stark einige wichtige Untergruppen an den vorliegenden Ergebnissen beteiligt sind, wenn er auch nicht wissen kann, in welcher Weise diese Beteiligung sich ausgewirkt hat.

Das Institut ist aber in der Schaffung von Kontrollmöglichkeiten noch weiter gegangen. Nach allem hier Ausgeführten ist klar, daß eine kritische Verwertung leserkundlich-statistischer Daten, in denen die Ergebnisse realer Durchschnitte gemischter Gruppen enthalten sind, in jedem Fall umso leichter möglich ist, je genauer der Einblick ist, den der Beurteiler dieser Ergebnisse in den Aufbau der Leserschaft hat, auf deren Büchereibenutzung die statistischen Daten beruhen. Eben aus diesem Grunde haben wir in der Einleitung die Leserzahlen der Untergruppen mitgeteilt, die zu den Ausleihergebnissen der Hauptlebenskreise beigetragen haben. Und im Verfolg dieses Gedankens hat das Institut für das Jahr 1931 eine Gesamtaufnahme der Leserschaft ihrer Versuchsbücherei durchgeführt, bis herab zu den einzelnen Berufen in den Sozialklassen und zu den einzelnen Jahrgängen in den Altersklassen. Die Aufnahme erscheint zugleich mit der vorliegenden Untersuchung unter dem Titel „Die Leserschaft der öffentlichen Bücherei". Zwar war diese außerordentlich mühevolle und zeitraubende Bestandsaufnahme nur für das Jahr 1931 möglich; welche Verschiebungen in dem differenzierten Aufbau der Leserschaft innerhalb der 11-Jahres-Periode, auf die sich unsere Untersuchungen beziehen, stattgefunden haben, läßt sich aus diesem Material also nicht ermitteln. Aber da innerhalb der Hauptlebenskreise und der Untergruppen umwälzende Änderungen im Aufbau der Leserschaft der Versuchsbücherei in der Untersuchungsperiode kaum stattgefunden haben dürften, ist von diesem ausgeführten Gemälde der Leserschaft der Versuchsbücherei doch ein gewisser Schluß auf die Grenzen der Gültigkeit der

[1] Hier nicht mit veröffentlicht. W. H.

statistischen Resultate der Versuchsbücherei möglich. Und wenn man sieht, wie wenig „einseitig“ diese nahezu 30000 Köpfe umfassende Leserschaft zusammengesetzt ist, dann wird man trotz aller hier festgestellten methodischen Mängel doch diese Grenzen der Gültigkeit nicht allzu eng stecken dürfen.

IV. Die Frage nach der repräsentativen Gültigkeit des idealen Durchschnittes

Ganz gleich nun, wie weit das Verfahren des idealen Durchschnittes durchgeführt werden kann, — daß dem idealen Durchschnitt im Rahmen solcher Untersuchungen ein höherer Erkenntniswert beizumessen ist als dem realen Durchschnitt, das dürfte durch die voranstehenden Darlegungen erhärtet sein. Darüber darf nun aber niemals vergessen werden, daß auch der ideale Durchschnitt unter allen Umständen eben nur — Durchschnitt ist. Und damit ergibt sich in jedem wirklich durchgeführten, nicht nur fingierten Untersuchungsfall die Frage, die überall dort auftritt, wo aus Gruppenwerten ein Durchschnitt gebildet wird, — die Frage nämlich: in welchem Verhältnis steht nun der Durchschnittswert zu den Werten der Gruppen, auf denen er beruht? Es ist denkbar, daß ein Durchschnitt auf Gruppenwerten beruht, die selbst alle ganz in der Nähe des Durchschnittswertes liegen. Das würde etwa für den Durchschnitt von 30% gelten, der aus den Gruppenwerten von 32% und 28% gebildet würde. In dem Beispiel, mit dem wir im Abschnitt I gearbeitet haben, kamen wir gleichfalls bei jeder der beiden Büchereien auf den idealen Durchschnitt von 30%. Dort aber entstand er aus den Gruppenwerten von 10% und 50%. Also in beiden Fällen derselbe ideale Durchschnitt und doch jedesmal ein ganz anderer Bezug auf die dahinterstehenden Gruppen. In dem einen Fall ist der Durchschnitt für seine Gruppen in hohem Maße „repräsentativ“, im anderen Falle ist er das nicht. Und es sind noch größere Abweichungen des Durchschnittswertes von den Werten seiner Gruppen möglich!

Daraus wird deutlich, daß von dem Durchschnittswerte niemals ein Schluß gezogen werden darf auf die entsprechenden Gruppenwerte. Auf unsere Aufgabe angewandt, heißt das: das Interesse der einzelnen biologischen und sozialen Gruppen ist dadurch noch nicht auch nur annähernd bestimmt, daß man den für die Gesamtleserschaft geltenden Gruppendurchschnitt kennt. Diese Tatsache nimmt dem Durchschnitt keineswegs jede Bedeutung. Für die raum- und zeitvergleichende Leserkunde, um derentwillen ja der ideale Durchschnitt errechnet wird, ist die Operation mit dem idealen Durchschnitt der berechtigte erste Schritt der Vergleichung, der eben Auskunft gibt über das Schicksal, das ein Gebiet des Schrifttums in der Gesamtleserschaft hat. Niemand, der vergleichende Leser- und Schrifttumskunde treibt, wird auf eine solche erste Orientierung verzichten wollen.

Nur dürfen an den Durchschnitt nicht Anforderungen gestellt werden, die er seiner Entstehung nach nicht erfüllen kann. Von der Kenntnis des Durchschnittes allein aus ist es schlechterdings unmöglich, eine Aussage über die Interessenstärke der einzelnen konkreten Gruppen zu machen. Nur wenn man annehmen wollte, daß das Schicksal des Schrifttums und seiner ein-

zelnen Gebiete überhaupt nicht oder nur in ganz unwesentlichen Nuancen durch die einzelnen sozialen und biologischen Gruppen bestimmt wird, nur dann würde jener Schluß vom Durchschnitt — der ja dann aber kein „Durchschnitt" mehr wäre — auf die Gruppen gezogen werden können.

Bei unseren Untersuchungen ist es ja aber gerade die Aufgabe, das Schicksal des Schrifttums innerhalb der Gesamtleserschaft, also bei den einzelnen konkreten sozialen und biologischen Gruppen, aufzuzeigen. Die von uns in jedem einzelnen Untersuchungsgang errechneten idealen Durchschnitte können also für uns tatsächlich nur eine vorläufige Bedeutung haben.Nur dort, wo wir das Schicksal der einzelnen Gebiete des Schrifttums in der Zeit verfolgen, kommt dem idealen Durchschnitt noch eine besondere Bedeutung zu. Davon wird später noch zu sprechen sein.

Dr. Walter Hofmann

Der Ausbildungsgang des akademisch vorgebildeten Bibliothekars an kommunalen Büchereien

Wir geben im folgenden einen Beitrag zur Frage der Ausbildung der akademisch vorgebildeten Kräfte wieder, der uns mit der Bitte um Veröffentlichung zur Verfügung gestellt ist. Einem Wunsche der Einsender folgend, nehmen wir zu diesen Vorschlägen heute in den „Heften" noch nicht Stellung. Wir verweisen auf die Mitteilung des Geschäftsführenden Vorstandes des VDV, die in Nr. 2 dieses Bandes der „Hefte" (S. 135) veröffentlicht ist, und auf die Richtlinien, die der Geschäftsführende Vorstand der Ausbildungskommission des VDV vor kurzem in dieser Angelegenheit zur weiteren Beratung überreicht hat. Diese Materialien sind auf Wunsch von der Geschäftsstelle des VDV, Berlin W 35, Potsdamer Straße 120, zu erhalten. *Die Schriftleitung*

Nachdem in den letzten Jahren in den verschiedenen deutschen Ländern die Laufbahn für den staatlichen höheren wissenschaftlichen Bibliotheksdienst gesetzlich geordnet worden ist, erweist es sich als notwendig, auch den Ausbildungsgang des akademisch vorgebildeten Bibliothekars an kommunalen Bibliotheken (Stadtbibliotheken und Volksbüchereien) für die deutschen Städte festzulegen.

Der Verband Deutscher Volksbibliothekare hat dazu auf seinen Tagungen in Frankfurt a. M. 1929 und in Braunschweig 1931 einen Lösungsversuch schon unternommen, der aber in den Kreisen der vorgenannten Bibliotheksgattungen starken Widerspruch gefunden hat, um so mehr, als es sich nicht allein um eine Angelegenheit der reinen Volksbücherei, sondern auch um eine Frage des städtischen wissenschaftlichen und Einheitsbüchereidienstes handelt und ferner eine große Anzahl der kommunalen Bibliothekare nicht im Verband Deutscher Volksbibliothekare, sondern im Verein Deutscher Bibliothekare organisiert ist.

Die Unterzeichneten, unter denen sich die Leiter großer städtischer Büchereien und Bibliothekssysteme befinden, stellen für den Ausbildungsgang des akademisch vorgebildeten Bibliothekars an kommunalen Büchereien nachfolgende Forderungen, die die Anstellungsverhältnisse der bereits im Beruf befindlichen Bibliothekare, die einen anderen Ausbildungsgang erhalten haben, nicht beeinträchtigen sollen:

1. Als Voraussetzung der Zulassung gilt der akademische Studienabschluß wie bei den wissenschaftlichen Bibliothekaren in den einzelnen Ländern (für Preußen z. B. das Staats- und Doktorexamen).
2. Von der eigentlichen Berufsausbildung ist ein Jahr an einer wissenschaftlichen Stadtbibliothek oder der wissenschaftlichen Abteilung einer Einheitsbibliothek abzuleisten, ein weiteres Jahr an einer Volksbücherei. Mit der praktischen Ausbildung während des einen Jahres ist eine theoretische Ausbildung zu verbinden, die entweder durch Besuch einer Bibliotheksschule mit besonderem Aufbau für den akademischen Nachwuchs oder durch gleichwertige einschlägige Hochschulvorlesungen erfolgen kann.
3. Über die erfolgreiche Ablegung der praktischen und theoretischen Ausbildung ist ein eingehendes Zeugnis von der jeweiligen Ausbildungsanstalt auszustellen.
4. Als Abschluß der Ausbildung ist ein Fachexamen für den höheren kommunalen Bibliotheksdienst anzustreben, das unter Aufsicht des Deutschen Städtetages stehen soll.

Bewerber, die die Prüfung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und die Prüfung für den Dienst an Volksbüchereien abgelegt haben, sollen zu diesem Examen für den höheren kommunalen Bibliotheksdienst nach langjähriger Tätigkeit im Büchereidienst und bei nachgewiesener hervorragender Bewährung zugelassen werden können.

Berlin, den 9. Oktober 1932

Dr. W. van der Briele, Direktor der Stadtbücherei Wuppertal (Elberfeld-Barmen); Dr. F. Busch, Direktor der Stadtbüchereien Hannover (Stadtbibliothek, Volksbüchereien und Lesehalle); Lic. theol. E. Moering, Direktor der Städtischen Volksbüchereien und Lesehallen Breslau; Dr. W. Pieth, Direktor der Bibliotheken der Freien und Hansestadt Lübeck (Stadtbibliothek, Bücherhallen, Landeswanderbücherei und Büchereiberatungsstelle); Dr. H. Rothhardt, Stadtbibliotheksrat, Leiter der Stadtbücherei Berlin-Steglitz; Dr. W. Winker, Direktor der Städtischen Volksbüchereien und Lesehallen Düsseldorf

Aus allen Teilen des Reiches sind uns bereits von vielen Kollegen vorbehaltlos zustimmende Erklärungen auf unseren zur Kenntnis und Überprüfung übermittelten obenstehenden Entwurf zugegangen. Andere Kollegen, die ihm grundsätzlich zustimmen, wünschen eine Modifizierung, wie z. B. Beschränkung des Abschlusses des akademischen Studiums auf eine Prüfung vor Eintritt in die Laufbahn. Als Unterzeichner des Entwurfs halten wir eine öffentliche Behandlung hiernach jetzt für angezeigt und erteilen einem jüngeren Kollegen, der unserem Kreise nahesteht, das Wort für folgende Betrachtungen.[1]

Wir stehen vor der Tatsache, daß auch unser junger Beruf des Volksbibliothekars eine Festlegung der Laufbahn erfordert. Für die Mehrzahl unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ist das schon geschehen, nur die Akademikerfrage und damit die der Heranbildung unserer späteren Leiter ist noch nicht befriedigend gelöst. Wie wir auch stehen mögen, darüber besteht nirgends ein Zweifel. Einigkeit herrscht auch darin, daß die Laufbahn der Akademiker nach der Art ihrer Vorbildung und nach ihrer gegebenen

[1] Siehe dazu auch den Beitrag im „Zentralblatt für Bibliothekswesen“ 50. Jg., 1933, S. 182ff. D. S.

Stellung im Berufsleben eine andere sein müsse als die der Nichtakademiker, was auch in den Frankfurter und Braunschweiger Entschlüssen von allen Kolleginnen und Kollegen anerkannt wurde. Meinungsverschiedenheiten bestehen also nur über den Grad der Vorbildung, den Gang der Ausbildung und die Art des Abschlusses.

Wir stehen in einer Zeit, die ganze Entschlüsse fordert. Ein Strom von stellungslosen Akademikern staut sich vor den Toren unseres Berufes und verlangt Einlaß. Dürfen wir es mit unserem Gewissen vereinigen, ein stellenloses akademisches Proletariat gerade in unserem noch ungefestigten Berufe großzuzüchten? Es gibt wohl nur den einen Ausweg: Wir müssen rechtzeitig eine selbsttätige Auslese eintreten lassen, indem wir unsere Anforderungen an die Vorbildung dem staatlichen Dienste künftig stärker angleichen. Wenn man auch den Wert der Examina nicht überschätzen soll, so wird damit doch eine gewisse amtliche Garantie für das Wissen und die Tauglichkeit der Anwärter gegeben. An einer genügenden Auswahl wird es bei unserem kleinen Berufsstand trotzdem nicht fehlen.

Wenn man verlangt — und davon gehen auch die Braunschweiger Beschlüsse aus —, daß auch der Akademiker von der Pike auf dienen müsse, so ist das an sich richtig. Aber dies Prinzip darf man nicht mechanisch erstarren lassen. Wir dürfen nicht vergessen, daß der nach unseren Vorschlägen vorgebildete und geprüfte Akademiker ein großes Maß von Wissen, von selbständigem Denken und anderen Voraussetzungen mitbringt, die der Abiturient nicht besitzen kann. Wir wissen von der Schule her, wie die Entwicklung selbständiger und reifer Kinder darunter leidet, daß sie in den engen Rahmen des Normalpensums eingespannt werden, ja daß sie deshalb selten die besten sind. Was dort gilt, ist hier um so mehr zu fürchten. Es kommt nicht nur darauf an, ein abgewogenes Maß von Kenntnissen, Technik und Methoden sich anzueignen, sondern vor allem auch von einem erhöhten Standpunkte aus die Vorgänge in einer Bücherei bis in die Einzelheiten hinein überblicken und beherrschen zu lernen. Dazu treten andere Gesichtspunkte: vor allem die Einführung in die großen Aufgaben der allgemeinen Kulturpolitik, die dem Leiter einer Bücherei zufallen; nicht zu vergessen aber auch die viel zu sehr vernachlässigte Heranbildung eines tüchtigen Verwaltungsfachmannes, der den Behörden gegenüber seinen Mann steht und sich das nötige Ansehen erwirbt. Darum ist einerseits ein getrennter und undurchbrochener, andererseits ein verkürzter, aber intensiver Ausbildungsgang der Akademiker unsere Forderung.

Aber auch berufspolitisch hätte der auf der Braunschweiger Tagung geforderte Durchgang der akademischen Anwärter durch die Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien seine starken Bedenken. Solange jedenfalls ein staatlich anerkanntes Abschlußexamen und ein Zwang zu seiner Ablegung nicht besteht, bliebe es den Städten unbenommen, das Examen für den Dienst an volkstümlichen Büchereien als Grundlage der Gehaltseinstufung anzusehen. Überhaupt würden wohl die Akademiker sehr stark in die anderen Stellen hereingedrängt werden; das ist für die nicht akademisch vorgebildeten Kollegen eine Gefahr und für viele Büchereien nicht einmal wünschenswert. Schon deshalb ist reinliche Scheidung der Laufbahnen erforderlich.

Das Bibliothekswesen unserer Städte ist reich, ja überreich gegliedert, von der rein wissenschaftlichen Stadtbibliothek mit allen ihren Übergängen über die Einheitsbücherei zur reinen Volksbücherei. Es muß daher unser Ziel sein, eine Regelung zu schaffen, die alle Bibliotheksgattungen umschließt. Daß es ein Unding wäre, weiter zu gabeln oder gar zu trennen,

beweisen folgende Berechnungen: Die Zahl der Akademikerstellen an allen städtischen Anstalten Deutschlands beträgt nur ungefähr 150; das bedeutet für ganz Deutschland jährlich höchstens 8 freiwerdende Stellen, nur 5 für Preußen! Was sich daraus an Forderungen ergibt, darauf kommen wir noch einmal am Schlusse zu sprechen.

Interessant ist auch die Verteilung der Akademiker-Stellen auf die einzelnen Bibliotheksgattungen: 50 fallen davon auf wissenschaftliche, 65 auf Volksbüchereien und 35 auf die beide Zweige vereinigenden Bibliotheks-systeme. Die Braunschweiger Beschlüsse haben zwar das Prinzip der Verbundenheit der städtischen Institute nicht grundsätzlich abgelehnt, aber sie sind der Verteilung des Interesses nicht gerecht geworden. Wenn 85 von 150 Stellen, mehr als die Hälfte, eine gründliche Durchbildung an einer wissenschaftlichen Bibliothek verlangen, dann kann ein bloßes halbes Jahr nicht genügen; es wird erforderlich, die Anwärter in beiden Systemen gleichmäßig vorzubilden.

Ist das ein Schade für die Volksbüchereien? Wir glauben nein. Wo gibt es den Volksbibliothekar sozusagen in Reinkultur? Nur da, wo alle anderen Aufgaben einer Bücherei von staatlichen, Universitäts- oder anderen wissenschaftlichen Bibliotheken abgenommen werden. Das sind zwar bedeutende, aber nur wenige Städte. In allen sonstigen Orten hat der Volksbibliothekar auch einzelne Funktionen des wissenschaftlichen Bibliothekars mit zu erfüllen, so z. B. bei Verwaltung von wissenschaftlichen Beständen und von Archiven, bei Redigierung heimatgeschichtlicher Blätter, bei Begutachtung alter Drucke, bei Beratung der Stadtverwaltung und wissenschaftlich interessierter Kreise und manchen anderen Gelegenheiten mehr. Der wissenschaftliche Bibliothekar kann sich wiederum nie ganz volksbildnerischen Anforderungen entziehen, besonders bei der Beratung; auch methodisch wird er viele Anregungen mit herübernehmen und verwerten können. Überhaupt ist eine Annäherung der beiden Gattungen nach manchen Beobachtungen schon im Gange und wird sich in unserer Notzeit weiterhin fortsetzen. Vor allem aber: Es wird so ein Bibliothekartyp geschaffen, der die nötige Weite und Elastizität besitzt, um jederzeit neuen Anforderungen, besonders bei einem Stellenwechsel, gerecht zu werden; die Spezialisierung auf ein bestimmtes System erfolgt in den ersten Berufsjahren als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter oder Bibliothekar noch früh genug. Erinnert sei hier auch an das bedeutungsvolle Wort von Ackerknecht (B. u. B. 10, 1930, S. 37): „Wer innerhalb eines sämtliche Büchereiaufgaben umfassenden städtischen Büchereiwesens an leitender Stelle wirken will, der darf jedenfalls weder ein Nur-Volksbibliothekar noch ein nur wissenschaftlicher Bibliothekar sein."

Eine Frage, die noch gründlich durchdacht werden muß, ist die der theoretischen Ausbildung; der älteren Berufsgeneration war sie noch verschlossen, und sie haben als Volontäre und Assistenten sich in mühevoller Arbeit die Grundlagen selbst schaffen müssen. Heute ist diese Aufgabe von allen Seiten als vordringlich anerkannt. Da der in Betracht kommende Kreis der Akademiker, wie oben ausgeführt, ein sehr kleiner ist, müssen wir auf den vorhandenen Ausbildungsmöglichkeiten aufbauen. So käme der Besuch von geeigneten akademischen Lehrgängen in Erwägung, vielleicht bestände z. B. auch die Möglichkeit, die an der Staatsbibliothek laufenden Kurse durch Erweiterung und besondere Berücksichtigung der Bildungspflege diesen Zwecken nutzbar zu machen. Vor allem aber könnten an den vorhandenen Büchereischulen besondere Aufbaukurse eingerichtet werden. Die Frage ist schwierig, aber zu lösen.

Beim dritten Punkt ist eine an sich selbstverständliche Ausführungs-

bestimmung eingefügt, die nur deshalb unter die programmatischen Punkte aufgenommen worden ist, um bis zur endgültigen Regelung des Fachexamens die Vorweisung eines bestimmten Abschlusses zu ermöglichen.

Der Nachsatz, der hier vorweg behandelt sei, will verhindern, daß nur der Akademikerschicht die leitenden Stellen vorbehalten werden. Die Forderung beider Prüfungen entspricht den erhöhten Voraussetzungen für die Akademiker, wie den oben schon skizzierten Anforderungen, die an den Büchereileiter eines Ortes erhoben werden. Wird auch an wissenschaftlichen Stadtbibliotheken und überhaupt an größeren Stadtbüchereien der Akademiker wegen seiner Vorbildung und der Einstellung der Behörden im allgemeinen vorgezogen werden, so bleiben noch genügend Aufstiegmöglichkeiten für diese begrenzte, durchgebildete und erprobte Bibliothekarschicht übrig.

Zum Schlusse ist der allgemeine große Gesichtspunkt hervorzuheben, der das ganze Programm bestimmt und im vierten Punkt besonders zum Ausdruck kommt: die Forderung einer allgemeinen deutschen städtischen Regelung. Eine Freizügigkeit über die Landesgrenzen hinaus hat zum Glück immer schon in Ansätzen bestanden; diese gilt es nicht durch Ziehung neuer Grenzpfähle einzuengen, sondern zu erweitern.

Unsere Arbeitgeber sind die Städte; der Städtetag umschließt sie in einer alle Bundesstaaten überbrückenden Organisation. So entspricht es sowohl berufspolitischen wie idealen Forderungen, daß wir ihn zum Vermittler zwischen uns und dem Staat oder Reich wählen und so unter seiner Mitwirkung (unter Aufsicht des Reichsministeriums des Innern, der Landesministerien oder des zu erwartenden Reichskultusministeriums?) zu einer für alle Städte verbindlichen Fachprüfung gelangen. Wir schaffen so eine allgemeine deutsche akademische Laufbahn, die vor den Landesgrenzen nicht haltmacht und einen fruchtbaren Austausch von Ideen und Methoden zwischen allen deutschen städtischen Bibliotheken und Büchereien ermöglicht. Ein kleines, aber als Schritt und Ansatz wichtiges Stück Reichsreform würde damit verwirklicht!

Dr. Wolfgang Springmann-Wuppertal

Zwei Katalog-Nachträge[1]

(Institut)

I. Nachtrag „Die Welt um Deutschland“

Ende 1927 erschien als Heft 13 der Deutschen Volksbibliographie das Bücherverzeichnis „Die Welt um Deutschland. Eine Zusammenstellung der wichtigsten politisch-geographischen Literatur über die außerdeutsche Staatenwelt“. Es wollte, wie es im Vorwort hieß, „denen, die, von den Gegenwarts- und Zukunftsfragen der Weltgestaltung bewegt und von den entsprechenden Veröffentlichungen der Tageszeitungen angeregt, nach völkerkundlichen Kenntnissen suchen, das erforderliche Büchermaterial übersichtlich bereit-

[1] In der vom Institut für Leser- und Schrifttumskunde herausgegebenen Reihe der „Deutschen Volksbibliographie“ sind zwei neue Hefte erschienen, nämlich die Nachträge zu den Bücherverzeichnissen „Die Welt um Deutschland“ und „Der neue Nationalismus“. Im folgenden gibt zunächst der Bearbeiter der beiden Nachträge Dr. Peter Langendorf eine Einführung in den Nachtrag „Die Welt um Deutschland“; sodann wird als Einführung in den Nachtrag „Der neue Nationalismus“ ein Teil des Vorwortes zu diesem Heft abgedruckt. D. S.

stellen". In diesen Wochen ist nun ein Nachtrag herausgekommen[1], der das seit 1927 erschienene Schrifttum verzeichnet. Zwei Gründe machten das Erscheinen eines Nachtrages notwendig: einmal die veränderte weltpolitische Situation, zum andern die Tatsache, daß seit 1927 viele neue Werke erschienen, die zum Verständnis der außerdeutschen Staatenwelt und der dort neu aufgetauchten Probleme wesentlich sind.

Auswahl, Aufbau, Gliederung dieses Nachtrages erfolgten nach denselben Gesichtspunkten wie beim Hauptkatalog. Da in den letzten fünf Jahren außerordentlich viel Bücher zu dem im Katalog gestellten Thema erschienen sind, kam es bei der Auswahl der Bücher noch mehr als beim Hauptkatalog selbst darauf an, sich auf das Wesentliche zu beschränken. „Es mag daher", wie es im Vorwort zum Nachtrag heißt, „mancher Benutzer dies oder jenes Werk vermissen, das vielleicht in der Öffentlichkeit stark propagiert ist. Er darf versichert sein, daß der Bearbeiter das gesamte — bei manchen Ländern sehr umfangreiche — Schrifttum ernst geprüft und die einzelnen Werke gegeneinander abgewogen hat, um dann eine Auswahl zu treffen, in der die wesentlichen Bücher vorhanden sind, in der auch — soweit es aus der Sache heraus notwendig ist — die verschiedenen politischen Strömungen vertreten sind." Nicht aufgenommen wurden — wie bei den anderen Heften der Volksbibliographie auch nicht — rein tagespolitische Schriften, sowie — nach eingehender Prüfung des Materials — „Bücher, in denen die Berichterstattung über ein fremdes Land, etwa Sowjet-Rußland oder das faschistische Italien, nur oder vorwiegend im Dienste inner-deutscher Propaganda" erfolgte. Es fehlen also z. B. sowohl Alfred Kurella: Mussolini ohne Maske, wie Rumpelstilzchen: Der Schmied von Rom.

Als erfreuliche Tatsache darf festgestellt werden, daß zahlreiche wertvolle Gesamtdarstellungen aufgenommen werden konnten, die versuchen, das Ganze eines Landes darzustellen. Es sind das vorwiegend Werke von Wissenschaftlern und Journalisten. In der Abteilung Frankreich, die im Hauptkatalog qualitativ sehr dürftig war, konnte so ein besonderer Abschnitt Gesamtdarstellungen mit sehr wichtigen Büchern erscheinen (Curtius-Bergstraeßer, Sieburg, A. Siegfried, Schwendemann u. a.). Ebenso bringen die anderen Abschnitte über Frankreich Neuerscheinungen, die wichtig sind auch zum Verständnis der deutsch-französischen Beziehungen. Die Literatur über die Oststaaten ist immer noch nicht sehr umfangreich. Immerhin sind zwei wichtige, zusammenfassende Werke erschienen (Wirsing, Zwischen-Europa und „Der Osten und Mitteleuropa") sowie bedeutsame Veröffentlichungen über Polen und die Tschechoslowakei. Es ist im ganzen überhaupt festzustellen, daß jetzt das Schrifttum über die europäischen, sonderlich die Deutschland benachbarten Staaten zugenommen hat, während das Schrifttum über Amerika und den Fernen Osten, das 1927 bei Abschluß des Hauptkataloges außerordentlich umfangreich war, jetzt, von Ausnahmen abgesehen, an Bedeutung und an Umfang zurückgegangen ist. Kennzeichnend für einen Teil dieses neuen Schrifttums ist — was sicher mit der eben gemachten Feststellung zusammenhängt — die Tatsache, daß weitgehend auch die Frage der politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Beziehungen Deutschlands zu den betreffenden Ländern eingehend mit behandelt wird. Die Abteilung Rußland ist wieder sehr umfangreich; das hängt damit zusammen, daß dauernd neue Bücher erscheinen, und daß im Zeichen des Fünfjahresplanes viele früher erschienene Werke jetzt nicht mehr brauchbar sind.

---

[1] Die Welt um Deutschland. Ein Bücherverzeichnis. Erster Nachtrag. Herausgegeben vom Institut für Leser- und Schrifttumskunde. Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, Leipzig N 22. 1932. 52 Seiten. Preis 1.20 RM.

Entsprechend dem — im weiteren Sinne des Wortes — geopolitischen Charakter des Kataloges stehen bei den einzelnen Abschnitten geopolitische Werke im Vordergrund; dazu kommen vor allem wirtschaftskundliche und rein politische Schriften. Hierbei kam es uns, wie schon beim Hauptkatalog selbst, darauf an, wenn möglich auch Werke von Vertretern der betreffenden Völker und Reiche (natürlich in deutscher Übersetzung) aufzunehmen. So sind selbst vertreten: Lloyd George, Gandhi, Hoover, Bortolotto, Benesch u. a., weiter Werke über Macdonald, Briand, Stalin, Mussolini. Die eigentliche Memoirenliteratur allerdings gehört nicht in den Rahmen dieses Kataloges. Historische Werke sind nur dann aufgenommen, wenn sie unbedingt zum Verständnis eines Landes oder eines politischen Problems notwendig sind. Reisebeschreibungen sind nur insoweit verzeichnet, als sie Wesentliches zur Beurteilung fremder Staaten im Sinne der gestellten Aufgabe aussagen.

Im Anhang sind wieder Schriften über die großen internationalen politisch-geographischen Probleme aufgeführt. Hier sind besonders einige Bücher wichtig, die versuchen, eine Gesamtdarstellung der weltpolitischen Kräfteverteilung zu geben, z. B. Hoetzsch und Grabowsky sowie das von Haushofer neu bearbeitete und durch einen Band „Jenseits der Großmächte" ergänzte Werk von R. Kjellén. Bemerkenswert sind hier ferner einige zusammenfassende Werke über das Nationalitätenproblem sowie der Abschnitt „Die Lehre von der Geopolitik" mit einigen grundlegenden Werken, z. B. der von Haushofer u. a. herausgegebenen Sammelschrift „Bausteine zur Geopolitik".

Da es nicht die Aufgabe dieses Nachtrags sein kann und auch nicht sein darf, den Hauptkatalog zu ersetzen, wird in den Einleitungen zu den Hauptabschnitten immer wieder auf besonders wichtige Bücher oder ganze Abschnitte des Hauptkataloges hingewiesen. Eine Durchsicht des Hauptkataloges ergibt, daß zwar manches Werk heute veraltet ist — das gilt am meisten für Schriften über Sowjetrußland und Nordamerika —, daß aber der weitaus größte Teil der dort aufgeführten Bücher seinen Wert durchaus noch behalten hat.

Die veränderte Sachlage bedingte einige Umstellungen in der Gliederung. Die Hauptabschnitte sind im wesentlichen die gleichen geblieben wie im Hauptkatalog, aber bei den Untergruppierungen mußten angesichts der neuen Bücher und der veränderten politischen Situation Neuordnungen durchgeführt werden. Es zeigte sich diese Notwendigkeit am klarsten beim Abschnitt Sowjetrußland. Das neue Schrifttum über das durch den Fünfjahresplan so stark gewandelte Rußland ließ sich in das Schema des Hauptkataloges (Staat und Gesellschaft, Wirtschaft, Geistiges Leben usw.) nicht sinnvoll einordnen, sondern bedingte eine neue Ordnung, bei der die Werke über das gegenwärtige Gesicht des russischen Reiches vorangestellt wurden. Aus ähnlichen Gesichtspunkten heraus wurde auch der Hauptabschnitt Frankreich neu gegliedert.

Wie im Hauptkatalog selbst sind alle Bücher charakterisiert. Die den Hauptabschnitten vorangestellten Einleitungen versuchen eine Darstellung der Problemlage und unterrichten über Umfang, Charakter und Funktion der aufgeführten Schriften.

Dr. Peter Langendorf

II. Nachtrag „Der neue Nationalismus"[1]

Schneller als bei anderen Heften der Deutschen Volksbibliographie ist beim Verzeichnis „Der neue Nationalismus" ein Nachtrag notwendig ge-

[1] Der neue Nationalismus. Ein Bücherverzeichnis. Erster Nachtrag. Herausgegeben vom Institut für Leser- und Schrifttumskunde. Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, Leipzig N 22. 1933. 24 Seiten. Preis —.55 RM.

worden. Das hat seinen Grund in der Tatsache, daß seit Erscheinen des Katalogs zahlreiche neue Schriften zum Thema erschienen sind. Soweit sie lediglich unter schon bekannten Gesichtspunkten Fragen behandeln, die schon in den Schriften des Hauptkataloges ausreichende Darstellung gefunden haben, kamen sie für ein solches Nachtragsverzeichnis freilich nicht in Betracht. Aber daneben sind doch zahlreiche Werke herausgekommen, die zum Teil völlig neue Gesichtspunkte bringen und daher zur Beurteilung der politischen Bewegung und ihrer Ziele im ganzen wie im einzelnen wesentlich sind. So wird im ersten Hauptteil des vorliegenden Nachtrages zunächst das Schrifttum über die national-revolutionäre Bewegung durch die Werke über die „Schwarze Front" vervollständigt und weiterhin der darauf folgende Abschnitt über den Nationalsozialismus durch Hineinnahme einer größeren Reihe neuer grundlegender Werke erweitert. Auf Grund einiger wichtiger Neuerscheinungen machte sich auch die Einfügung eines besonderen Abschnitts „Die Wehrverbände" notwendig. Im zweiten Hauptteil sind vor allem in den Abschnitten: Außenpolitik, Forderungen zur Staats- und Verfassungsreform, Deutsche Wirtschaft wertvolle Ergänzungen zu verzeichnen. Einige Abschnitte des Hauptkataloges treten im Nachtrag nicht auf, da wesentliche Neuerscheinungen zu den dort behandelten Fragen nicht vorhanden sind.

Aus dem Vorwort

Bücherei- und Bildungsarbeit im Gefängnis

Auf die so wichtige Büchereiarbeit in den Gefängnissen ist vor längerer Zeit in den „Heften" durch einige erste Beiträge hingewiesen[1]. Unterdessen ist an verschiedenen Stellen die praktische Arbeit weitergeführt worden, allerdings, ohne daß wieder eine engere Verbindung der in derselben Richtung arbeitenden Persönlichkeiten und Stellen erfolgt wäre. Jedoch haben von Zeit zu Zeit Aussprachen im kleineren Kreise stattgefunden. So ist z. B. schon im Sommer 1930 der Plan für eine neue Zusammenkunft des Arbeitskreises mit führenden Vertretern der norddeutschen Gefängnisarbeit festgelegt. Den Anlaß dazu bildete eine Besichtigung und Begutachtung der Gefängnisbücherei der Wolfenbütteler Strafanstalten, bei deren Leitung eine besonders lebhafte Anteilnahme auch für dieses Gebiet des neuen Strafvollzugs vorhanden ist.

Da nun voraussichtlich auf der Verbandstagung 1933 auch die Frage der Gefängnisbüchereiarbeit behandelt werden soll, bringen wir zunächst die beiden folgenden Hinweise, die als Anregung zu einer erneuten Beschäftigung mit diesen Fragen dienen mögen. In diesen Zusammenhang gehört auch die Literaturübersicht „Zur Reform des Strafvollzugs", die wir im XV. Bd., 1931, S. 335 gebracht haben. Wer auf diesem Gebiet mitarbeiten möchte, wird um Mitteilung an die Schriftleitung gebeten. D. S.

[1] Denkschrift betr. Umgestaltung der Gefängnisbüchereien im Rahmen der allgemeinen Strafvollzugsreform. „Hefte", X. Bd., 1925/26, S. 231 ff.
Das Buch im Gefängnis. Berichte von Gefangenen. Ebda. S. 241 ff.
Richtlinien für die Gefängnisbüchereiarbeit. „Hefte", XI. Bd., 1927, S. 157 ff.
Bericht über den Arbeitskreis für Gefängnisbüchereiwesen. Ebda. S. 160 f.

Bildungsarbeit mit Strafgefangenen

Ein Tätigkeitsbericht als Beitrag zur Methodenfrage

Unter obigem Titel bringen die „Blätter für Gefängniskunde“ in Jahrgang 63, Heft 2, einen Beitrag von mir, in dem ich über meine Tätigkeit im Landgerichtsgefängnis Darmstadt spreche. Der Originalaufsatz ist inzwischen auch als Sonderdruck erschienen und bei der Schriftleitung der „Hefte“, Berlin W 35, Potsdamer Str. 120, zum Preise von —.20 RM. erhältlich. Da die Schriftleitung der Meinung ist, das Thema könne auch im Blick auf die Verhandlungen der Verbandstagung 1933 bei der Mehrheit unserer Fachgenossen auf Beachtung rechnen, gebe ich gern an dieser Stelle einen Auszug aus jenem Artikel.

Mit bewußter Absicht ließ ich meinen Tätigkeitsbericht gerade in der Hauptzeitschrift der — höheren — Gefängnisbeamten erscheinen, um bei dieser Gelegenheit für ein engeres Zusammenarbeiten zwischen Gefängnispädagogik und moderner Volksbildung einzutreten. So fraglos das Gefängnis eine Welt für sich ist, in der alle Dinge ein anderes und besonderes Gesicht annehmen, so sicher kann es der im Gefängnis betriebenen Bildungsarbeit nur von Nutzen sein, wenn sie sich der Erfahrungen und Erkenntnisse bedient, die Volkshochschule und Volksbücherei seit dem Weltkrieg gewonnen haben. Auf der anderen Seite kann die Volksbildung in einer Strafanstalt ihre Methoden einer so eindringlichen Prüfung unterziehen wie nirgendwo „draußen“, was sich aus der Besonderheit der Gefängnisatmosphäre und ihrer Wechselwirkung mit den Strafgefangenen erklärt.

Angeregt zu dieser Arbeit wurde ich auf eine bibliothekarisch durchaus korrekte Weise: die Gefängnisleitung betraute unsere Beratungsstelle mit der Durchsicht und Neuordnung der Bücherei für die Gefangenen. Im Verfolg dieses Auftrages bat man mich, durch einen Vortrag zu einer weltlichen Pfingstfeier beizutragen.

Dieser Vorschlag führte sofort mitten in eine Problematik, die nicht nur der reformierte Strafvollzug kennt, nämlich die Ausgestaltung von Feiern, die von ihrem religiösen Ursprung nicht abzutrennen sind. Nach allerlei Überlegungen entschied ich mich dafür, auf eine Rede zu verzichten und zwei Novellen zu lesen, die um den Begriff des Schicksals kreisen: Martin Andersen-Nexös „Ström“ und Alfons Paquets „Stock“.

Die Erfahrung war lehrreich. In einem Vorleseabend der Stadtbücherei — das wußte ich aus entsprechenden Erfahrungen — würden diese Novellen Anklang gefunden haben. Für das Gefängnis aber waren sie zu lang und zu schwierig. Der Hauptgrund des Mißerfolges lag darin, daß mit diesen zwei Erzählungen zu direkt, zu plump und unmittelbar auf das oberste Ziel aller Bildungsarbeit in Strafanstalten losgesteuert war: die seelische Neudurcharbeitung der rechtsbrechenden Tat.

Aus dem Scheitern dieses ersten Versuchs ließ sich aber eine Lehre ziehen. Ehe man es wagen durfte, in zentralere Schichten vorzustoßen, mußte man lernen abzuwarten, Häftlinge und Vortragenden aneinander gewöhnen, auf neutraler Ebene eine Vertrauensbasis errichten. Die Einzelheiten des neuen Vorgehens konnten dem Erfahrungsschatz der Volksbildungsarbeit entnommen werden. Der Entschluß wurde gefaßt — Juni 1931 —, intensiv weiterzuarbeiten, und er wird bis heute durchgeführt.

Die Gefängnisleitung wählte nun aus der Gesamtbelegschaft sechzehn Häftlinge der sogenannten „zweiten Stufe“ aus, mit denen alle zwei bis drei Wochen gearbeitet werden sollte. Nach einigen Monaten konnte in jeder Woche eine Abendbesprechung von jeweils einer Stunde Dauer abgehalten

werden. Während des Winters beteiligte sich der Leiter der Volkshochschule Darmstadt mit einem eigenen Kurs, so daß wir abwechselnd alle vierzehn Tage als Leiter einer Arbeitsgemeinschaft tätig waren. Bald erwies es sich auch als nützlich, daß ich vor der Aufnahme neuer Gefangener in diese Kursgemeinschaft mit den Anwärtern mich besprach. Rasch wuchs sich meine Arbeit aber zur vollen — ehrenamtlichen — Fürsorgetätigkeit aus, mit Zellenbesuchen, Akteneinsicht, Gutachten usw. Die Gefängnisdisziplin hat nach einstimmiger Äußerung aller zuständigen Beamten durch die Kurse gewonnen.

Veranstaltet wurden zunächst Einzelabende mit gesondertem Programm, so Reiseschilderungen (Nobile, Samoilowitsch); miterlebte Vulkanausbrüche (Gripps, Messerschmidt, Brauns); Vorgeschichte der Menschheit (Loon); Techniker und Erfinder (Benz u. a.). Immer mit breitem Raum zu Aussprachen. Anschließend ging ich zu Dichtern über, wobei stets vorher eine Einführung in Leben und Wollen des Autors gegeben wurde. Gerade über das Ansprechen von Dichtungen können im Gefängnis die wertvollsten Beobachtungen gesammelt werden. So lehnten einige Teilnehmer Tolstois „Iwan der Dummkopf" ab, weil es ein Märchen sei, also nur etwas für Kinder. Tiergeschichten in ihrem eigentlich gemeinten tieferen Gehalt nahezubringen, war sehr schwer. Vorgetragene Wünsche ließen deutlich ihre Herkunft aus der Tagespresse erkennen; z. B. das Verlangen nach Geisenheyners Bericht über die Zeppelinweltfahrt, nach etwas von Raabe aus Anlaß der Jubiläumsaufsätze. Andersen-Nexö war viel schwerer zugänglich als Tolstoi. Eine Aussprache über Dichtung und Dichter erwies sich als so fruchtbar, daß sie über drei Abende fortgesetzt werden konnte.

Von all diesen Dingen kann hier nur in Stichworten berichtet werden. An weit über zwanzig Abenden beschäftigten uns nacheinander drei große Themen: Reichsverfassung, Verfassung unter Karl dem Großen, Einhards Leben Karls. Für alles Nähere darf auf den eingangs erwähnten Aufsatz in den „Blättern für Gefängniskunde" verwiesen werden. Herr Dr. Hans Ihm, damals Praktikant an unserer Stadtbücherei, hat mich dankenswerterweise an insgesamt fünf oder sechs Abenden vertreten. Abgesehen von dem reichen Gewinn, den diese Arbeit mir persönlich durch die enge Verbindung mit den Strafgefangenen gebracht hat, ist sie mir sehr wertvoll als Grundlage für spätere Maßnahmen zur Neugestaltung der Büchereien in den Gefängnissen.

Dr. Ewald Roellenbleck

Zur Bucharbeit im Gefängnis

Auf Anregung des Direktors der Braunschweigischen Landesstrafanstalt Wolfenbüttel, Oberregierungsrat Dr. Weiß, bildete sich zum Studium des Fragenkreises „Strafgefangene und Literatur" unter den Studierenden der Erziehungswissenschaften an der Technischen Hochschule Braunschweig im Wintersemester 1930/31 eine Arbeitsgemeinschaft, die von dem Unterzeichneten geleitet wurde. Aus der Arbeitsgemeinschaft erwuchsen Anregungen zu selbständigen wissenschaftlichen Untersuchungen, deren erste Ergebnisse Ostern 1932 von den betreffenden Studierenden als wissenschaftliche Hausarbeiten zur Volksschullehrerprüfung vorgelegt wurden. Da die Studierenden an der Technischen Hochschule Braunschweig eine sechssemestrige wissenschaftliche Ausbildung hinter sich hatten und z. T. eine spätere gefängnispädagogische Arbeit erstrebten, zeigten die Arbeiten z. T. ein sehr erfreuliches Niveau.

Bearbeitet wurden zunächst zur Information der Arbeitsgemeinschaft auf Grund der vorliegenden Literatur folgende Themen: „Die Erfahrungen der Volksbüchereibewegung zur Psychologie des Lesers“ (A. Ohlendorf) — „Zur Typologie der Kriminellen“ (H. Keyßner).

Methoden zur Prüfung des Verstehens von Literaturwerken versuchten W. Bremeier und F. Wulfes auszuarbeiten.

Einige Untersuchungen konnten mit Genehmigung des Braunschweigischen Justizministers in der Wolfenbüttler Strafanstalt selbst ausgeführt werden. Sie betrafen Einzelfallstudien über das Verhältnis von Strafgefangenen zu dem, was sie lasen (Latermann, Winschewski) sowie die Frage der Differenzierung der Buchwünsche und Buchentleihungen nach Straftaten (Schäfers). In der Tat zeigte die Statistik eine starke Differenzierung nach Straftaten, während sich fast überhaupt keine Unterschiede nach der sozialen Lage außerhalb der Strafanstalt (ungelernter Arbeiter, gelernter Arbeiter, Angestellter) ergaben.

Untersuchungen der Intelligenz mit Hilfe von Intelligenztests sowie statistische Bearbeitungen der Buchentleihungen nach anderen Gesichtspunkten (Stufen des Strafvollzugs, Haftdauer usw.) sind in Angriff genommen.

Dr. Helmut von Bracken

Im Dienst der Kinder und ihrer Bücher

Ein Blick auf das amerikanische Kinder- und Jugendbüchereiwesen

Im Sommer des Jahres 1932 hat Miß Helen Martin, Professor des Library Service for Children an der School of Library Science der Western Reserve University in Cleveland, in der Berliner Bibliotheksschule einen ebenso aufschlußreichen wie humorvollen Vortrag über die amerikanische Bucharbeit an Kindern in deutscher Sprache gehalten, den sie uns in der folgenden Niederschrift für die „Hefte“ zur Verfügung gestellt hat. Miß Martin, die bereits vor dem Kriege in Berlin mehrere Jahre eine deutsche Mädchenschule besucht hat, hat auf ihrer einjährigen Europareise zum Studium des Kinderbüchereiwesens mit ganz besonderem Interesse auch die Arbeit der deutschen Kinderbüchereien, Schülerbüchereien, Jugendschriftenausschüsse und Jugendschriftenverleger studiert. D. S.

I.

Die Geschichte der amerikanischen Kinderbüchereibewegung fängt im Jahre 1898 an. In New York City, Cleveland und Pittsburg richtete man damals in den Volksbüchereien kleine Ecken ein, in denen Kinderbücher zu finden waren. Die Begründerinnen waren die jetzt berühmten Bibliothekarinnen für Kinder: Miß Effie Power, Miß Frances Olcott und Miß Anne Carroll Moore. Zwei andere Frauen haben in dieser frühen Zeit viel für diese Bewegung geleistet: Miß Mary Plumer, die Direktorin der Büchereischule Pratt in Brooklyn, durch ihren begeisterten Vortrag vor den Mitgliedern der American Library Association über die große Wichtigkeit der Kinderlektüre und der Kinderbüchereien; Miß Caroline Hewins, die Bibliothekarin der Stadt Hartford, Connecticut, die dort viele neue Ideen verwirklicht hat, besonders Erzählstunden, Vorlese-Stunden, Vereine und Klubs. Miß Hewins war vielleicht die Pionierin der heutigen Bewegung.

Warum entstanden diese Kinderbüchereien? Hauptsächlich infolge des großen Interesses der Kinder am Lesen, an ihren Büchern; auch weil die Erwachsenen in den Büchereien bei der Ausleihe die Kinder nicht gern zwischen den Beinen haben wollten, und zuletzt weil die Bibliothekare Dr. Anderson (damals in Pittsburg, jetzt Direktor der New York City Bibliothek) und Mr. Brett (lange Zeit Leiter der Bibliothek in Cleveland), diese tüchtigen Herren, eingesehen hatten, daß die Kinder das gleiche Recht auf Bücher haben wie die Erwachsenen. Um die Leser, klein und groß, froh zu machen, haben die Büchereien jene kleinen Ecken eingerichtet. Allmählich mußten diese Ecken sich vergrößern, und schließlich sind Zimmer oder Säle daraus geworden. In vielen großen Städten gibt es heute nicht nur in der Zentralbibliothek eine Kinderbücherei, sondern auch in den Zweigstellen; in Cleveland (900500 Einwohner) z. B. gibt es ungefähr dreißig.

Im Jahre 1901 wurde in Pittsburg die erste Schule für Bibliothekarinnen an Kinderlesestuben gegründet, zum Teil von Andrew Carnegie unterstützt. Noch jetzt ist diese Schule berühmt für die Ausbildung auf diesem Gebiet. Nach dem Muster dieser Schule sind im Laufe der Jahre mehrere entstanden. Die Ausbildung dauert ein Jahr; nur an einigen Schulen schließt sich ein Aufbaukursus von einem weiteren Jahr an. Sechs dieser Schulen erteilen ein Diplom für den Dienst an Kinderlesehallen. Jedes Jahr sind ungefähr einhundert neue Kräfte bereit, eine Kinderbücherei zu übernehmen.

Die amerikanischen Kinderlesehallen und Jugendbüchereien sind in dem gleichen Raum untergebracht, und alle Kinder bis zum 14. Lebensjahr können sich dort ihre Bücher selbst auswählen — alles ist „freihändig". Die Bibliothekarinnen stehen den Kindern gern zur Verfügung und machen ihnen Vorschläge, wenn sie Hilfe wünschen.

Heute gibt es in den Vereinigten Staaten viele Büchereien (ungefähr 10000 in Städten von mehr als 1000 Einwohnern), und in jeder befindet sich wenigstens eine Ecke für Kinder. Diese Tatsache hängt hauptsächlich mit der Entwicklung des Unterrichts zusammen. Für die Schule braucht man jetzt bei uns — ebenso wie in Deutschland — viele Bücher, so viele, daß es den Eltern unmöglich ist, sie alle für ihre Kinder zu kaufen. Daher findet man in den Kinderbüchereien Bücher aus den verschiedensten Gebieten: Geographie, Geschichte, Naturwissenschaften usw., die die Kinder für den Unterricht benutzen.

Zum Beispiel, in der fünften Klasse sagt der Lehrer während der Geographiestunde: „Wer von Euch wird so freundlich sein, morgen einen kleinen Vortrag über die Diamanten in Afrika zu halten?" Viele Kinder erheben ihre Hände. Der Lehrer wählt einen und sagt: „Johann, Du kannst den Vortrag halten. Nicht wahr, Du weißt, daß Du ein Buch darüber in der Kinderbücherei finden kannst?" Johann geht dorthin, stellt seine Frage, die Bibliothekarin gibt ihm das beste Buch; er liest, und vielleicht macht er sich in der Lesehalle Notizen zu dem Vortrag, oder er trägt ein oder zwei Bücher nach Hause; morgen ist er für seinen Vortrag vorbereitet. In mehreren Kinderbüchereien bildet die Beantwortung dieser Schülerfragen die Hälfte des Dienstes der Bibliothekarinnen. Auf diese Weise ist die Bücherei wirklich ein freies „Laboratorium" der Schule.

Es gibt auch Schulbüchereien, die in vielen Fällen von der Volksbüchereiverwaltung geleitet werden, und für welche die Schulen große Räume geben. Beinahe immer steht dann eine ausgebildete bibliothekarische Kraft an der Spitze. Diese Büchereien sind meistens nur während der Schulstunden geöffnet — von 8 bis 4 Uhr —, aber in einigen Städten sind sie nachher für das Publikum des Bezirks geöffnet. Hier sieht man zugleich, wie die Bücherei

wirklich das Herz des Schullebens ist, nicht nur für die Schüler, sondern auch für die Lehrer. In allen unseren Kinderbüchereien können die Kinder die Bücher mit nach Hause nehmen, aber sie können sie auch dort lesen. Wir glauben, man muß früh anfangen, wenn man das Kind ans Lesen und an Bücher gewöhnen will. Daher findet man Kinder von vier und fünf Jahren in den Lesestuben; sie sehen natürlich die Bilderbücher durch und kommen mit ihren Geschwistern. Aber ein Kind darf ein Buch erst mit nach Hause nehmen, wenn es seinen Namen schreiben kann, und zwar mit Tinte und Feder — eine furchtbar schwere Sache —, und wenn es Erlaubnis von seinen Eltern bekommen hat.

Auf verschiedene Art sucht man die Kinder zum Verständnis der Literatur und zum Lesen anzuleiten. Jede Woche gibt es Erzählstunden und Vorlesungen für die Kleinen bis zum zehnten Jahr und in größeren Büchereien auch eine zweite Stunde für die Älteren, wo Heldengeschichten wie die von Roland, Siegfried, Odysseus erzählt werden. Es gibt Lesekreise, Vereine, Klubs für die verschiedenen Gebiete, z. B. Biographien, Reisen, Kunst, Drama, Naturwissenschaften, die alle mit dem Buch arbeiten. Vor 15 Jahren, als ich Bibliothekarin für Kinder war, hatte ich einen Klub, wo Kinder von 12—13 Jahren das Leben und die Schauspiele von Shakespeare studierten. Jeden Monat wählten die Kinder ein Schauspiel und stellten es entweder als Schattenspiel, Pantomime oder lebende Bilder dar.

Um die Kinder im Sommer am Lesen zu interessieren, gibt es auch Bücher-Wettbewerbe, wobei die Kinder zehn wertvolle Bücher aus einem Gebiet lesen und am Ende des Sommers „Diplome" bekommen.

Da die Kinder durch die Kinos und Plakate so viel Sinn für bildhafte Darstellungen erhalten, haben wir jetzt in vielen Kinderbüchereien Ausstellungen, die immer mit Büchern verbunden sind, und für die sich die Kinder furchtbar interessieren; z. B. eine Ausstellung über Indien — daneben stehen Bücher, die das Land beschreiben; über die Schweiz — daneben die Bücher von der Spyri usw. Die Ausstellungen zu Weihnachten und Ostern sind besonders beliebt. Das Kunstmuseum in Cleveland schickt wertvolle Sachen, die auf die Kinder großartig wirken, und die auch zum Teil in der Schule behandelt werden.

Farbige Möbel sind in den Kinderbüchereien noch wenig eingeführt; aber trotzdem wirken die Lesezimmer freundlich durch die vielen bunten Bilder und munteren Plakate. In mehreren Städten ist die Kinderlesehalle der schönste Ort, den die Kinder haben.

II.

Die Volksbildungsprobleme in den Vereinigten Staaten sind sehr groß und in vieler Beziehung ganz verschieden von denen in Europa. Folgende drei sind vielleicht die wichtigsten: die großen Entfernungen, die vielen Ausländer und die Negerkinder. Was das erste betrifft, so muß man bedenken, daß man mit dem Schnellzug fünf Tage braucht, um von der östlichen nach der westlichen Küste zu reisen. Im Westen sind die Entfernungen auch sehr groß, und die einzelnen Familien leben oft mehrere Kilometer voneinander entfernt, besonders auf dem Lande. Die kleinen Dörfer können gar keine Bücherei einrichten, weil sie so wenig Geld haben. Daher ist in einigen Staaten ein ländliches Büchereisystem geschaffen, das „county system" mit Zweigstellen an günstigen Verkehrspunkten oder Autobetrieb. Um besonders auch die Kinder zu erreichen, ist eine ausgebildete Kraft angestellt, die mit dem Autobus durchs Land fährt und für die Kinder sorgt. Aber trotz all dieser

Maßnahmen ist die Hälfte der amerikanischen Bevölkerung noch nicht durch öffentliche Büchereien versorgt, und darunter sind 15 Millionen Kinder.

Das zweite Problem ist das der Ausländer, die aus allen Nationen der Welt nach Amerika gekommen sind — Leute mit ganz verschiedenem Niveau —, solche, die ans Lesen und an Bücher durchaus gewöhnt sind, und solche, für die die Bücherei eine ganz neue Erscheinung ist. Die Kinder dieser Eltern lesen verschiedene Sachen — einige sehr gute, andere sehr einfache Bücher; aber im ganzen liest das ausländische Kind viel mehr und bessere Bücher als das echt amerikanische Kind, das mit vielen anderen Dingen zu sehr beschäftigt ist. In einem Bezirk, in dem slawische Kinder wohnen, wurden an einem Wintertag in 5 Stunden eintausend Bücher ausgeliehen.

Zuletzt kommt das Problem der Negerkinder. Während des Krieges sind sehr viele vom Süden nach Norden gezogen, besonders nach Chicago und Cleveland. Im Süden haben sie ihre eigenen Schulen, Büchereien usw., aber im Norden werden sie mit den anderen Kindern zusammen betreut. Weil aber die Neger immer in bestimmten Bezirken wohnen, gibt es doch viele Schulen und Büchereien, die nur den Negerkindern dienen. Diese Kinder sind nicht besonders gute Leser, aber sie sind immer sehr begeistert für die Büchereien und sehr interessiert.

III.

Die Bibliothekarinnen, die für die Kinder in den verschiedenen Volksbüchereien sorgen, gehören einem großen Verein von ungefähr 800 Mitgliedern an, der eine Abteilung von dem großen staatlichen Verein ist, der American Library Association. Dieser Verein ist in mehrere Ausschüsse eingeteilt, von welchen der wichtigste vielleicht der für die Besserung des Jugend- und Kinderschrifttums ist. Dieser Ausschuß hat seit vier Jahren Verzeichnisse von guten Kinderbüchern herausgegeben, die für ungefähr 25 Pf. verkauft werden. Viele Tausende sind in den letzten Jahren verteilt worden, und immer sucht man sie hübsch, interessant und gut zu drucken. Der Ausschuß arbeitet auch mit der American Library Association zusammen, und man bereitet jedes zweite Jahr ein Verzeichnis vor: „Kinderbücher als Geschenke zu Weihnachten", das von vielen Büchereien an ihre Leser verteilt wird. Natürlich haben auch manche Büchereien ihre eigenen Verzeichnisse, die bei den Kindern sehr beliebt sind. Sie bilden eine vorzügliche Propaganda; manchmal stehen unter den Titeln Notizen, die von den Kindern selbst geschrieben sind.

Dieser Ausschuß, der sich „Section for Library Work with Children" nennt, hat auch ein Komitee, das mit den Verlegern von Kinderbüchern in Verbindung steht. Es regt z. B. die Verleger zu Neuauflagen vergriffener Kinderbücher an, wenn die Mitglieder des Vereins auch dafür eintreten. In vieler Beziehung hat dieser Verein großen Einfluß auf die Kinderliteratur und besonders auf die Verbreitung des guten Kinderbuches.

Im Jahre 1920 hat der Sekretär unseres Börsenvereins, Herr Frederic Melcher, der sich immer für das gute Kinderbuch interessiert hat, der American Library Association eine Medaille gestiftet, die jedes Jahr dem Schriftsteller oder der Schriftstellerin verliehen werden soll, die jeweils im letzten Jahr das beste Kinderjugendbuch geschrieben haben. Diese Medaille heißt „John Newbery Medal" und ist nach dem berühmten John Newbery genannt, der im 18. Jahrhundert in England so viel für das gute Kinderbuch geleistet hat. Die American Library Association übertrug der „Section for Library Work with Children" die wichtige Aufgabe, diese Entscheidung zu fällen. Heute wählt ein Komitee aus siebzehn Bibliothekarinnen für Kinder

das eine Buch aus, das ihrer Meinung nach das beste ist. Im ersten Jahr erhielt Hendric van Loon die Medaille für sein Buch „Die Geschichte der Menschheit“; andere Preisträger, die ziemlich bekannt sind, waren: im Jahre 1923 Hugh Lofting „Die Reisen des Dr. Dolittle“; 1928 Mukerdji „Bunthals“; 1930 Rachel Field „Hitty, eine Puppengeschichte“ und im letzten Jahr Elizabeth Coatsworth „Die Katze, die zum Himmel fuhr“, eine japanische Legende. Die Medaille wird immer bei der Tagung der American Library Association verliehen, und die Zuteilung bildet bis zu dem bestimmten Tag immer ein großes Geheimnis.

Durch diese Medaille ist das Interesse der Verleger am Kinderbuch sehr gewachsen. Jetzt haben mehrere Verleger eine besonders ausgebildete Dame als Lektorin für Kinderbücher angestellt. Sie beurteilt, welche Bücher aus dem Haufen der Manuskripte den besten Erfolg beim Publikum haben werden, welche den Interessen der Kinder entsprechen, welche literarisch wertvoll sind. Macmillan Company, New York City; Doubleday, Doran, Garden City, New York; Longmans, Green und Little Brown, Boston sind einige Verleger, welche diese Idee durchgeführt haben. Diese Damen sind zu den Bibliothekarinnen immer sehr freundlich, und man arbeitet gut zusammen.

In den letzten zehn Jahren werden Bibliothekarinnen für Kinder auch von den Buchhandlungen gesucht, die sich für Kinderbücher spezialisiert haben. In Boston ist wohl die erste Buchhandlung speziell für Kinder gegründet worden, und unter der glänzenden Leitung von Miß Bertha Mahony steht dieses Geschäft beinahe an der Spitze von allen. Hier können die Eltern Bücher für ihre Kinder kaufen und Auskunft erhalten, und auch die Kinder gehen gern hin und kaufen manchmal allein ein Buch. Diese Buchhandlung gibt jeden dritten Monat eine wertvolle Zeitschrift über Kinderbücher und Kinderzeitschriften heraus, die sehr empfohlen werden kann. Sie heißt „Hornbook“ und kostet ungefähr RM. 4.— im Jahr.

Durch die Newbery-Medaille, die Spezialbuchhandlungen u. a. ist das Interesse des Publikums an der Kinderliteratur geweckt worden — aber die literarischen Zeitungen haben auch ihren Anteil daran. Vor sechs Jahren begann Miß Anne Carroll Moore, die berühmte Vorsitzende der Kinderbüchereien der Bibliothek von New York City, in der wöchentlichen Ausgabe der Zeitung „New York Herald Tribune“ eine Seite den Kinderbüchern zu widmen. Diese Seite nannte sie „Three Owls“ (Die drei Eulen). Miß Moore hat es mit ihrem Wissen und ihrer glänzenden Kritik verstanden, dem Kinderbuch als Kunstwerk einen Platz in der Literatur zu geben. Leider ist sie nicht mehr Schriftleiterin, aber die Seite trägt noch die Bezeichnung „Childrens Books“. Eine andere Zeitung „Saturday Review of Literature“ hat jede zweite Woche eine ähnliche Kritik, für welche Miß Rachel Field, die Verfasserin von „Hitty“ öfters schreibt. In der wöchentlich erscheinenden literarischen Beilage der „New York Times“ stehen Besprechungen von Kinderbüchern von Miß Anne Eaton, Bibliothekarin der Lincoln School, New York City. Sie bespricht hauptsächlich Neuerscheinungen und neue Ausgaben.

Schließlich hat die „Buchwoche“ viel dafür getan, das Interesse des Publikums an den Kinderbüchern zu fördern. Sie wurde 1919 von Verlegern und Buchhändlern eingeführt — zunächst, um zum Kauf von Kinderbüchern anzuregen; dann interessierten sich auch andere Gruppen dafür, z. B. die Boy Scouts, die Bibliothekare, die Kirchen, Schulen und verschiedene Vereine — und allmählich hat die Bewegung einen staatlichen Charakter angenommen. Jetzt, in der zweiten Novemberwoche, ist überall die Rede von Kinder- und Jugendbüchern. Durch Schauspiel, Ausstellungen und Schattenspiele sucht man die Eltern dahin zu bringen, ihren Kindern wertvolle

Bücher zu schenken. In dieser Zeit erscheinen die neuen Kinderbücher in den Buchhandlungen und in den Büchereien: Es ist wirklich eine Hochflut von Kinderbüchern.

*

Seit dreißig Jahren haben die Bibliothekare versucht, die staatliche Regierung für die Lektüre des Kindes zu interessieren. Es war daher ein großer Erfolg, als im Jahre 1930 Präsident Hoover im Weißen Haus für die Konferenz der Kindererziehung und -wohlfahrt ein Komitee ernannte, das sich über die Lektüre des Kindes unterrichten und für die nächsten zehn Jahre Vorschläge machen sollte. Auf diese Weise wurde festgestellt, daß die Lektüre für die Wohlfahrt des Kindes ebenso wichtig ist wie Essen und Gesundheit.

Es ist unmöglich, in dieser kurzen Zeit einen vollkommenen Überblick zu geben. Ich habe versucht, einige Maßnahmen zu beschreiben, die für Amerika mit seiner großen Bevölkerung eigentümlich sind. Deutschland erreicht sein Ziel durch andere Methoden; Österreich, Ungarn, Norwegen auch — aber alle sind in einem ganz einig: das Buch ist die Grundlage für die Kenntnisse, die das Kind erwerben soll; durch gute Bücher erziehen wir vollwertige Männer und Frauen, die der Gesellschaft später mit Verantwortung und Begeisterung dienen werden.

Helen Martin

Neue Fachliteratur zur Jugendschriftenfrage[1]

Leo Weismantel, Über die geistesbiologischen Grundlagen des Lesegutes der Kinder und Jugendlichen. Eine Schrift der Führung, veröffentlicht in Verbindung mit der Herausgebergemeinschaft Buch und Volk durch die Schule der Volkschaft für Volkskunde und Erziehungswesen. Augsburg 1931, Filser. 290 Seiten. Preis 8.— RM.

Man muß sich den Zweck vergegenwärtigen, den Leo Weismantel mit der Veröffentlichung der vorliegenden Schrift im Auge hatte, wenn man an die Beurteilung des Buches herantritt. Dieses Buch will keine systematisch umfassende Darstellung, kein Kompendium der Jugendschriftenfrage sein, sondern es will nur das Gebiet umreißen, die „zu schaffende Arbeit aufzeigen" und über dieses erneute Aufzeigen hinaus durch Bereitstellen von Material Gesichtspunkte für Neuschöpfungen auf dem Gebiete des Kinder- und Jugendschrifttums geben. Dieser Zweck rechtfertigt für den ersten Teil die lose Anlage des Buches in einer Reihe von Einzelbeiträgen. Für den zweiten und dritten Teil möchte man aus Gründen der Auswertung eine systematischere und geschlossenere Anlage wünschen.

Der größte Teil des Buches ist das Ergebnis einer von Leo Weismantel im August 1928 veranstalteten Führertagung über die „geistesbiologischen Grundlagen des Lesegutes der Kinder und Jugendlichen". Ein erster grundsätzlicher Teil bringt die Referate und das Grundsätzliche zur Aussprache der Tagung. Albert Rumpf vom Borromäusverein Bonn gibt in straffer, über-

[1] Sämtliche Bücher dieses Abschnittes sind von Bibliothekarin Christel Göbbels-Leipzig besprochen. D. S.

sichtlicher Form einen Überblick über Methoden, Ergebnisse und Ziele psychologisch orientierter Jugendschriftenarbeit. Er weist nach, welche Bedeutung für die Praxis literarischer Jugendpflege der planmäßigen Beobachtung und Feststellung von Buchinteressen zukommt, nicht zuletzt im Hinblick auf die Vorbereitung eines Normalkataloges geeigneter Lektüre, der, von dem jeweiligen geistigen Stadium des kindlichen und jugendlichen Menschen ausgehend, gleichzeitig darüber hinausführt. In Aufzeigung und Charakterisierung der Buchinteressen geht Rumpf über die Darlegungen seines Buches „Kind und Buch" (2. Auflage, Berlin 1928, Dümmler. — Siehe „Hefte", XI. Band, 1927, S. 153) nicht hinaus.

Wilhelm Fronemann-Frankfurt zeigt an Hand von 8 Leitsätzen über „Die Stoffquellen des literarischen Unterrichtes" die Funktionen des Buches als Bildungs- und Arbeitsmittel auf und gibt gleichzeitig einen Überblick über die Entwicklung vom Lesebuch zur Einzelschrift.

Der Schwerpunkt dieses Sammelwerkes liegt zweifellos bei dem Beitrag Weismantels selbst über „Die sprach-schöpferische Schulung der Kinder, der Jugendlichen und der Erwachsenen". Wie in seinem 1927 erschienenen Buche „Der Geist als Sprache" (Filser, Augsburg) sucht Weismantel nicht die Sprachmächtigkeit im philologisch-wissenschaftlichen Sinne, er will die Kräfte herausspüren und finden, die die Sprache zeugen und gestalten, die über das Wissen um die Sprache hinaus zu einem ursprünglichen Verhältnis zu ihr führen. In dichterischer, persönlicher Art versucht er den Unterschied zwischen Sprachklischee und schöpferischer Sprache, die sprachpflegerische Wirklichkeit der heutigen Schule und das Biologisch-Gesetzmäßige der Sprache in den einzelnen Lebensaltern des Kindes und Jugendlichen aufzuzeigen. Die Betrachtungsweise, von der aus Weismantel die doppelte Forderung — Berücksichtigung der Wachstumsveränderung der Sprache selbst und Berücksichtigung des Wachstums der Sprachatmosphäre, der gesamten, geistigen Welt des Kindes — stellt, reicht bis an die Wurzeln des Erziehlichen überhaupt. Und von ihr aus gewinnt die Lektüre, das Spiel, ja jede schöpferische Äußerung oder Tätigkeit des Kindes neuen und wichtigen Zusammenhang. Wenn auch in den Ausführungen Weismantels manches mehr Andeutung, Wegweisung als Durchführung ist — wer Weismantels Schaffen auf den verschiedensten Gebieten geistig-kulturellen Lebens verfolgt, sieht seine vielerlei Anregungen und Ansätze in einen großen Strom münden, der für eine geistig-kulturelle Erneuerung eine durchaus reale Bedeutung hat.

Auch hier stehen seine theoretischen Arbeiten im Dienste konkreter Aufgaben. Er will in ihnen Voraussetzungen für Neuschöpfungen von Kinder- und Jugendbüchern schaffen, weil in der großen Menge der Jugendliteratur nur wenige Erscheinungen aus der Welt des Kindes, aus der intuitiven Erfassung seiner Sprachseele künstlerisch gestaltet sind. Hier sei auf die inzwischen erschienenen Bände der von Weismantel herausgegebenen Reihe „Länder, Abenteuer, Helden" in der Bücherei der Lebensalter („Hefte", XV. Band 1931, S. 450) verwiesen.

Büchereidirektor Rudolf Reuter gibt in seinem Beitrag einen Überblick über den gegenwärtigen Stand des Kinder- und Jugendbüchereiwesens in Deutschland und weist nach, wie unzureichend auch im Sinne einer positiven Schmutz- und Schundbekämpfung der Ausbau des Kinder- und Jugendbüchereiwesens in Deutschland ist, und welche Aufgaben den verschiedensten Stellen der Schule, Volksbildung, Wohlfahrt u. a. von da aus gestellt sind. Zur Frage der Buchauswahl, besonders im Hinblick auf die Forderung „vom Kinde aus", zeigt Reuter die Gefahr auf, die aus einer Überbetonung dieser Forderung entstehen kann, und sieht es als wichtigste Aufgabe, die Bücher

ausfindig zu machen, die Kindernähe mit geistig-seelisch-formalen Kräften einschließlich der ästhetischen verbinden, und betont nachdrücklich die erzieherisch formende Kraft des künstlerisch Gestalteten. Mit diesem Beitrag schließt der erste Teil des Buches.

Der zweite Teil bringt in Form von Arbeitsberichten die „Chronik der Jugendschriftenarbeit an der Schule der Volkschaft" anläßlich der oben erwähnten Führertagung August 1928 und die Ansprache, die Leo Weismantel am ersten Tag des Buches 1929 in Berlin hielt. So interessant die Auseinandersetzungen zwischen Fronemann, Reuter und Rumpf in der Aussprache der Tagung auch für den Kundigen sein mögen, so aufschlußreich die Darstellung der Berthold Otto- und Charonbewegung und die Aussprache Weismantels mit Dr. Keckeis über das Wesen der Jugendkunst gewiß sind, man empfindet diese Ausführungen fast als zusammenhangloses und reichlich zufälliges Rohmaterial.

Die gleichen Bedenken kann man dem dritten Teil des Buches gegenüber nicht unterdrücken. Dieser Teil gibt einen Überblick über eine Rundfrage des Internationalen Erziehungsbüros in Genf, mit deren Durchführung in Deutschland die Schule der Volkschaft beauftragt war. Er enthält sowohl eine Zusammenstellung der befragten Jugendschriftenstellen wie auch einen Überblick über Form und Ergebnis dieser Umfrage. Abgesehen von der Problematik der gestellten Aufgabe und manchen sicherlich nicht unwichtigen Feststellungen und Beobachtungen über den Anteil des Staates an einem positiven Aufbau in dieser Richtung, etwa verglichen mit dem Anteil und den Leistungen einzelner privater oder weltanschaulicher kultureller Stellen, werden die Mängel und Lücken der Durchführung der Umfrage und ihrer Verarbeitung deutlich offenbar. Im einzelnen enthält dieser Teil des Buches die Antwort der Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse mit einem Überblick über die Geschichte und Aufgabe der Vereinigung und eine Liste sämtlicher auf die Umfrage von Weltanschauungsverbänden und einzelnen kommunalen Büchereien genannten Bücher mit entsprechender Kennzeichnung der sie nennenden Stellen. Selbst wenn man den Wert vielseitigen Rohmaterials nicht unterschätzt und die Grenzen, die einem vollständig auf persönliche Initiative und eigene Mittel gestellten Institut gezogen sind, sieht, erscheint die Veröffentlichung des Materials des zweiten und dritten Teiles des Buches verfrüht und nicht unbedingt zweckvoll, besonders auch, weil zwischen Abschluß der Arbeit und Veröffentlichung ein recht großer Zeitraum liegt.

Besonders aufschlußreich wieder ist der vierte Teil des Buches, der den Entwurf eines Jugendschriftenverzeichnisses der Schule der Volkschaft auf geistesbiologischer Grundlage und eine umfassende Zusammenstellung literarischer Hilfsmittel zur Jugendschriftenfrage von Dr. Reuter enthält. Die Jugendschriftenliste der Schule der Volkschaft versucht die Bücher nach der Lebensalterstruktur der Kinder und Jugendlichen aufzureihen und gleichzeitig Wachstum und Wandel der Motive durch die einzelnen Lebensalter zu verfolgen. Gewiß ein erster Versuch, der nicht zuletzt aus den Mängeln des tatsächlich Vorhandenen lückenhaft bleiben muß — aber ein Versuch, der für die Buchauswahl und für die Verzeichnisarbeit von richtunggebender Bedeutung ist. Angegliedert ist dieser Liste eine Literaturzusammenstellung zum Puppen- und Laienspiel.

Im ganzen ist das vorliegende Werk eine überaus reiche Materialsammlung, die den Umkreis des gesamten Gebietes abgrenzt und Richtlinien und eine Reihe neuer Gesichtspunkte für die Weiterarbeit gibt. Der Pädagoge und Volksbildner wird daher an dieser Schrift nicht vorübergehen können.

Elisabeth Lippert, Der Lesestoff der Mädchen in der Vorpubertät. Erfurt 1931, Stenger. 132 Seiten. Preis 5.— RM.

Elisabeth Lippert hat in der vorliegenden Untersuchung einen sehr beachtlichen Beitrag zur Jugendschriften- und Jungleserkunde geliefert. Nachdem durch die verschiedensten Untersuchungen der materiale Entwicklungsgang der Buchinteressen bei Knaben und Mädchen in den verschiedenen Entwicklungsaltern in großen Zügen übereinstimmend festgestellt ist, kann eine Weiterführung nur bei der Bearbeitung der Einzelprobleme einsetzen, die durch die allgemeinen Untersuchungen herausgestellt werden. Daß die Analyse der einzelnen Formen der Jugendschrift nach Stoff, Form und ihren Beziehungen zur Zeit und zur Welt des jugendlichen Lesers in den einzelnen Stufen seines Entwicklungslaufes wohl zu den ersten und notwendigsten Voraussetzungen zu einer Klärung der Auswahlfrage und Buchpflege an Kindern und Jugendlichen gehört, wurde bereits öfters in dieser Zeitschrift betont. Es ist darum erfreulich, daß die vorliegende Schrift den Anfang einer Monographienreihe zur Jugendschriften- und Jungleserkunde bildet.

Die Verfasserin geht in der Darstellung so vor, daß sie als Voraussetzung für eine Deutung des literarischen Verhaltens die charakteristischen Züge der seelischen Vorpubertät, wie sie sich in den natürlichen Lebenslagen des Mädchens dieser Entwicklungsphase äußern, aufzeigt. Sie geht dabei zunächst rein deskriptiv vor, nicht wertend, vergleichend oder deutend. Die Darstellungen fußen auf mehr als 4jährigen planmäßigen Beobachtungen der Verfasserin als Lehrerin an einer Großstadtvolksschule. Die Beobachtung der einzelnen Mädchen erstreckte sich jedoch nicht nur auf die Dauer der eigentlichen Vorpubertät, sondern setzte zum größten Teil bereits vorher ein und reichte darüber hinaus. Als Korrektiv- und Vergleichsmaterial standen der Verfasserin auch Beobachtungen an jüngeren und älteren Mädchen sowie an Knaben zur Verfügung.

Den entwicklungspsychologischen Darlegungen folgt eine Analyse des spezifischen Backfischbuches an einem besonders typischen Beispiel dieser Buchgattung. Auch hier geht die Verfasserin zunächst nicht wertend oder kritisch vergleichend vor. Vom Einzelbuch, verglichen mit anderen Erscheinungen ähnlicher Art, kommt sie zu einer Zusammenstellung der charakteristischen Eigenarten der Buchgattung.

Die eigentliche Untersuchung des Leseerlebnisses, die den größten Teil der vorliegenden Schrift ausmacht, fußt auf etwa 94, in vier Jahren gesammelten Selbstberichten jugendlicher und erwachsener Schülerinnen eines großstädtischen Frauenseminars zwischen 16 und 32 Jahren aus den verschiedensten sozialen Schichten. Die wissenschaftlich sorgfältige Anlage der Untersuchung unter Herausarbeitung der notwendigen, durch Fehlerquellen bedingten Einschränkungen wie auch die lebendige, mit großem Einfühlungsvermögen und Übersichtlichkeit durchgeführte Auswertung lassen die Entwicklungsbedingtheit der Backfischbuchperiode in ihren äußeren Erscheinungsformen und in ihren Erlebnisgehalten klar hervortreten. Aufschlußreiche Bemerkungen weiß Elisabeth Lippert auch über besondere Verhaltungsweisen anderer zum Vergleich herangezogener Altersgruppen wie auch der Knaben und Erwachsenen einzuflechten. In einem abschließenden Kapitel „Die pädagogischen Forderungen“ gibt sie wertvolle Hinweise für die literarische Beeinflussung und die allgemeine Erziehung des Mädchens der Vorpubertät. Sie kommt auf Grund ihrer sehr eingehenden Beobachtungen nicht zu einer Ablehnung des Backfischbuches, wie sie etwa von Wilhelm Fronemann, Gina Kaus u. a. vertreten wird. Vielmehr hält sie die Bewahrung

der Jugendlichen beiderlei Geschlechtes vor der Lektüre wertarmer oder wertloser Buchgattungen durch literarische Aufklärung oder Führung für unmöglich. Dagegen stellt sie die Erziehung zur literarischen Urteilsfähigkeit. Das Hinausführen des Mädchens über den entwicklungsbedingten, spezifischen Lesestoff des Backfischbuches, dem es in der Vorpubertät notwendig verfallen muß, bezeichnet sie als dringliche Aufgabe der Schule, der Jugendpflege und nicht zuletzt der volkstümlichen Bücherei.

Die Untersuchung Elisabeth Lipperts über das besonders problematische Gebiet des Backfischbuches hat nicht nur von der methodischen Seite aus gesehen wegweisende Bedeutung, sondern darf auch in ihren Ergebnissen als sehr aufschlußreich und befriedigend bezeichnet werden. Für jeden, der in der Bucharbeit am Kinde und Jugendlichen steht, für jeden pädagogisch Tätigen überhaupt, wird sie ein unentbehrlicher Führer sein[1].

Franz Lichtenberger, Der neue Weg der deutschen Jugendschrift. Halle 1930, Marhold. 55 Seiten. Preis 1.50 RM.

Als Herausgeber der Marholdschen Jugendbücher und als Anhänger der Mundartbestrebungen Berthold Ottos und des Charonkreises stellt Lichtenberger die Forderung der sprachlichen Gestaltung der Jugendschrift nach den Gesetzen der Altersmundart. Er gibt an Hand der im Verlag Marhold erschienenen Jugendbücher einen kurzen Überblick über die Entwicklung der Altersmundartbestrebungen und setzt sich nochmals mit der Ablehnung Wolgasts des „Für-die-Jugend-Schreibens" auseinander, stellt dabei mit einer gewissen Genugtuung fest, daß die von Wolgast ausgehenden Jugendschriftenausschüsse heute diesen Standpunkt selbst aufgegeben haben und jetzt „alle Bestrebungen auf dem Gebiete der Jugendschriftenfrage zu Wort kommen lassen". Wenn heute durch die allgemein anerkannte Forderung der Kindgemäßheit und durch die stärkere Beachtung der schöpferischen Eigenäußerung des Kindes überhaupt die Frage der Altersmundart auch nicht mehr die aktuelle Bedeutung hat wie in der ersten Zeit der Kunsterziehungsbewegung, so ist die kleine Schrift Lichtenbergers doch eine gute Zusammenfassung der Grundsätze und Forderungen einer von der Altersmundart ausgehenden Gestaltung der Jugendschrift. Leider lassen die angeführten brieflichen Anerkennungen, die ausschließliche Beschränkung auf die Marholdschen Jugendbücher und die überall eingeschobene Reklame für diese Sammlung zu sehr den Eindruck einer Werbeschrift für den Verlag Marhold aufkommen.

Die Volkssage. Gehalt und Stil. Hrsg. von Josef Prestel. Langensalza 1931, Beltz. 71 Seiten. Preis 1.50 RM. (Texte zur Spracherziehung.)

An Gedankengängen und Abhandlungen verschiedener Literarhistoriker, Pädagogen und Jugendschriftler aus älterer und neuerer Zeit versucht Prestel Entstehung und Wesen, Inhalt und Darstellungsform der Sage aufzuzeigen. Neben den ersten Erneuerern volkstümlicher Dichtung, wie den Gebrüdern Grimm, Bechstein und Müllenhoff, kommen auch gegenwärtige Bearbeiter des Gebietes zu Wort, wie Schneider, Petsch, Ranke, Zaunert u. a. Ein Auszug aus Rüttgers Betrachtungen über Form und Charakter der Sage in „Dichtung in der Volksschule" betont die Bedeutung der Sage als volkstümliches Erbgut, während Göpfert an dem Erziehungsplan der Zillerschule die Bedeutung der Sage als Gesinnungsstoff und im Unterricht darstellt. Die besondere landschaftliche Prägung der Sage wird an den Beispielen der böhmischen und

[1] Vgl. hierzu den Beitrag in der ersten Nummer dieses Jahrganges (S. 10): Das Jungmädchenbuch von Else Schaeffer. D. S.

westfälischen Sage aufgezeigt, ihre charakteristischen Merkmale werden herausgestellt. Zum Schluß werden mehrere Sagentexte zum Vergleich nebeneinander aufgeführt. Für eine gründliche vergleichende Beschäftigung dürfte die Auswahl allzu gering sein, wie überhaupt die ganze Schrift mehr Anregung und Materialhinweis als zusammenfassende Darstellung der Grundsätze der Sagensammlung, der Wandlung des Sagengehaltes und der Bemühungen um einen gemäßen Sagenstil ist. Auch nach der buch- und leserkundlichen Seite wäre eine Weiterführung sehr zu begrüßen.

Robinson. Hrsg. von Josef Prestel. Langensalza 1931, Beltz. 71 Seiten. Preis 1.50 RM. (Texte zur Spracherziehung.)

Durch eine geschickte Zusammenstellung der Vorworte von Robinson-Bearbeitungen aus den verschiedensten Jahren und durch Stilproben versucht Prestel Stilgeschichte und Gestaltwandel des „Robinson" als Literatur-Typus zu geben. Nach einer Einführung, in der er die Wesenszüge des Robinson-Stoffes und die Blickpunkte, von denen aus die Bearbeitungen des Robinson erfolgten, charakterisiert, folgen Äußerungen von Campe, Wezel und Gräbner als Bearbeiter, Auszüge über die Bedeutung der Robinson-Erzählung als Gesinnungs- und Konzentrationsstoff des zweiten Schuljahres und eine Betrachtung über Robinson als Vorstufe zur Geschichte. Die Stellung der Robinson-Erzählung innerhalb der Jugendliteratur und ihrer Geschichte, innerer Gehalt und äußere Form des Originales werden aufgezeigt und den späteren Bearbeitungen gegenübergestellt. Dabei ergibt sich, daß die verschiedenen Bearbeitungen die pädagogischen und allgemein kulturellen Verhältnisse der jeweiligen Jahrzehnte getreu spiegeln. An drei Elementen des Robinson-Stoffes oder seines Ideengehaltes haben nach Prestel die Umbildungen und Bearbeitungen eingesetzt: am abenteuerlichen Stoff, am weltanschaulich-soziologischen Gehalt und an der pädagogischen Auswertungsmöglichkeit. Dabei hat entsprechend der allgemeinen Einstellung der Zeit der stoffliche Rahmen oder der Ideengehalt stärkere Betonung erfahren. In den Bearbeitungen von Campe und Gräbner wurde eine ausschließlich pädagogische Auswertung und Umwertung des Robinson-Stoffes vorgenommen, bis im Verfolg der Bemühungen um eine kindertümliche Literatur eine „ins Kindliche transponierte Urform des Robinsonerlebnisses" als erster Band der Marholdschen Jugendbücher erschien. Textproben, auch aus den neueren Bearbeitungen von Zimmermann, Lang, Henniger, Weber, Will Vesper, lassen die Weiterentwicklung erkennen.

Die in der Reihe „Texte zur Spracherziehung" erschienene Schrift ist als eine erste Zusammenstellung wichtiger Belege zum Robinson-Problem dankbar zu begrüßen. Die Aufgabe einer ausreichenden Analyse der die Robinson-Erzählung kennzeichnenden Wesenselemente und ihrer Beziehung zu bestimmten Entwicklungsphasen des jugendlichen Menschen erfüllt sie nicht. Sie beschränkt sich — im Rahmen ihres Umfanges (71 S.) — im wesentlichen auf das Stilgeschichtliche und das Pädagogische. In dieser Einschränkung wird sie für den in der Bucharbeit mit Kindern Stehenden seine Bedeutung haben. Eine Weiterführung im oben erwähnten Sinne wäre sehr zu begrüßen.

Hans Engl, Die Kinderlesehalle. Ein pädagogisches Problem. München 1932, Reinhardt. 103 Seiten und 2 Tafeln. Preis 3.50 RM.

Die vorliegende Dissertation ist zweifellos die umfangreichste und in ihrer dispositionellen Zielsetzung umfassendste Behandlung des Problems der Kinderlesehalle, das sie „in allen Verzweigungen und in seinem Zusammen-

hang mit den literar-pädagogischen Grundfragen“ aufzeigen will. Wenn man ihre fachliche Bedeutung leider sehr einschränken muß, so tut man das im Hinblick auf das tatsächlich vorhandene Bedürfnis nach einer grundsätzlichen Behandlung dieser Frage mit Bedauern. Es mangelt dem Verfasser, der nicht als Bibliothekar, sondern als Doktorand schreibt, leider zu sehr die lebendige Erfahrung, die geistige Aneignung des Stoffes, als daß er über Anregungen hinaus zu einer Auflockerung des Problems der Kinderlesehalle, zu einer weiteren Einsicht in ihr Wesen führte. Der Verfasser hat sich den Gegenstand so wenig innerlich zu eigen gemacht, daß er fast an keiner Stelle zu einer fließenden Gedankenentwicklung kommt. Es wird nicht von Kapitel zu Kapitel etwas aufgebaut, sondern jedes steht, ein Zeichen für die mangelnde innere Verbindung in dem Geist des Bearbeiters, isoliert für sich. Aus einer nur äußerlich an den Stoff herangetragenen Disposition ergeben sich Gedankensprünge, die den Leser von der Ebene allgemeinster grundsätzlicher Erörterungen in die speziellster, zum Teil überflüssigster Einzelfragen versetzen (etwa S. 45; S. 33 u. a.).

Der erste Teil will eine Übersicht über den Stand der Kinderlesehallenbewegung in den einzelnen Ländern geben. Es sei gern zugegeben, daß die vorhandenen Unterlagen, die für eine solche Zusammenstellung zur Verfügung stehen, nicht allzu zahlreich sind. Um so mehr erwartet man das Bewußtsein der Lücken- und Stückhaftigkeit ausgedrückt zu finden. — Der Mangel an selbständiger Verarbeitung tritt besonders deutlich in dem zweiten Abschnitt über „Die Notwendigkeit und Aufgaben der Kinderlesehalle“ hervor. Das Rüstzeug für die prinzipiellen Darlegungen dieses Abschnittes ist eine Anzahl von Begriffen, die aus Schriften und Vorlesungen Aloys Fischers übernommen sind. Selbst wenn man die Kenntnis der philosophisch-pädagogischen Überzeugungen Aloys Fischers voraussetzt, dürfte die Anlehnung nicht so fragmentarisch und mechanisch ausfallen. Mit den Entlehnungen verbinden sich dazu vage und oft anfechtbare Allgemeinheiten (z. B. S. 30).

Eine im Zusammenhang mit anderen Lehrplänen für die Ausbildung von Leiterinnen von Kinderlesehallen wertvolle Anregung gibt der Lehrplan auf Seite 42. Daß das Gutachten der Deutschen Zentralstelle über die Einrichtung von Kinderlesehallen an öffentlichen Büchereien völlig zusammenhanglos im Kapitel „Ausstellung“ angeführt wird, nachdem im vorhergehenden Kapitel „Organisation, Leitung“ die Frage von der pädagogischen Seite her diskutiert ist, ist eben so wenig verständlich wie die völlig außerhalb des Zusammenhangs stehende Behandlung der Grundsätze einer Jugendbuchkritik im Kapitel „Bibliothekstechnische Tätigkeit“. Im Anschluß an die dargestellte Verwaltungstechnik der Münchner Kinderlesehallen hätte man eine kurze grundsätzliche Bemerkung darüber gewünscht, welche Anforderungen an die Verwaltung einer Kinderlesehalle gestellt werden müssen und welche Rolle einer zweckmäßigen Verwaltung in der Erreichung des der Lesehalle gesetzten Zieles zukommt.

Wie notwendig und begrüßenswert der Versuch einer Begründung des materialen Entwicklungsganges des kindlichen Lesers, einer Inbeziehungsetzung bestimmter Literaturgruppen mit den physiologischen Tatbeständen einzelner Entwicklungsstufen ist, wird jeder bestätigen, der in irgendeiner Form dem kindlichen Leser dient. Engl gibt in dem Kapitel „Was Kinder lesen wollen“ im wesentlichen nur eine Zusammenfassung vorhandener literarpsychologischer Arbeiten und Versuche, wie sie ähnlich an anderen Stellen (Linke) bereits vorliegt. Das Kapitel „Was die Kinder lesen sollen“, das die Bildungsaufgabe der Dichtung aufzuweisen versucht, zeigt wieder sehr stark den Mangel eigener geistiger Verarbeitung. Die zahlreichen Zitate oder Aus-

schnitte aus Gedankengängen Ermatingers reichen nicht aus, Begriff und Wesen des dichterischen Kunstwerkes zu definieren, weil es Engl hier ebenso wie bei der Behandlung des Problems der ästhetischen Empfänglichkeit des Kindes nicht gelingt, diese Zitate und Ausschnitte aus Schriften und Gedanken von Philosophen (wie Geiger, Fischer, Dilthey) zu einem geschlossenen Gefüge, zu einer geistigen Einheit zu verschmelzen.

In der Frage der Grundsätze einer Jugendbuchkritik entscheidet sich Engl für Kindertümlichkeit und dichterische Werthaftigkeit, wobei er die Kindertümlichkeit dem künstlerischen Wert vorangehen läßt.

Die abschließenden Kapitel der Schrift befassen sich mit den Ergänzungsmaßnahmen, die zu dem stillen Lesen des Kindes in der Kinderlesehalle hinzutreten können: Erzählen — Vorlesen — szenisches Spiel, und mit der Kinderlesehalle als Vorbereitung für die Benutzung der öffentlichen Bücherei.

Abschließend sei noch gesagt: Da die Schrift sich im wesentlichen, besonders in allen Erörterungen grundsätzlicher Art, aus Zitaten zusammensetzt, die alle in sich selbstverständlich Wahrheitsgehalt und Gültigkeit haben, mußte sich die Kritik der Englschen Schrift stark auf formale Dinge beschränken, auf das Aufzeigen der Mängel, die sich aus der oft beziehungslosen Aneinanderreihung dieser Zitate ergeben.

Sicherlich vermag die fleißige, unter Heranziehung ausgedehnter Literatur geschriebene Dissertation für eine Beschäftigung mit der Frage der Kinderlesehalle anzuregen und zu wichtigem Material hinzuführen. Den Ansprüchen derer aber, die auf diesem heute für Schule, Wohlfahrt und Bücherei gleich wichtigen Gebiet praktisch tätig sind oder sich darauf vorbereiten, wird sie nicht genügen.

Christel Göbbels

Schriften zur industriellen Arbeitsordnung

Die Betriebspolitik hat in den letzten Jahren zusehends an öffentlichem Interesse gewonnen. Wir verstehen darunter die Gesamtheit der Maßnahmen, die auf eine möglichst glückliche Gestaltung der Arbeitsordnung innerhalb der industriellen Betriebe gerichtet sind. E. Michel (6)[1] vermittelt in seinem Buch: „Industrielle Arbeitsordnung" eine klare Vorstellung von Zielen und Methoden der Betriebspolitik. Bei aufgeklärten Unternehmern ist diese Strömung die letzte Konsequenz aus dem Verzicht auf die Forderung, „Herr im Hause" zu sein; teilweise mögen dabei sozial-sittliche Motive in erster Linie wirken, bei Andern wohl auch die nüchterne Erwägung, das fernere Funktionieren der kapitalistischen Wirtschaftsweise sei durch die innerbetrieblichen Reibungen ernsthaft in Frage gestellt („It pays"). Die sozialistischen Arbeiterorganisationen waren gegen die Betriebspolitik und die mit ihr zusammenhängende betriebliche Sozialpolitik zunächst mißtrauisch, weil sie befürchteten, die Arbeiterschaft werde dadurch nur von den sozialistischen Zielen abgelenkt. Neuerdings sind aber auch die freien Gewerkschaften dem betriebspolitischen Gedanken einigermaßen aufgeschlossen. Die tiefe Wirtschaftsdepression hat die Bereitschaft zur Kooperation gesteigert; auf beiden Seiten wächst die Überzeugung, daß eine Zeit so schwerer Erschütterung, die an die leibliche Existenz jedes Einzelnen und die Möglichkeit der Güterversorgung überhaupt rührt, denkbar ungeeignet für Macht- und Kraftproben ist;

[1] Bibliographische Angaben am Schluß des Beitrags.

daß Rettung oder Fristung der Wirtschaft schlechthin zur Zeit wichtiger ist, als die grundsätzliche Frage nach dem Wirtschaftssystem.

Betriebspolitik bedeutet aber gerade: in der „Arbeiterfrage" vom Problem des Wirtschaftssystems zunächst absehen, sie als innerbetriebliche Frage behandeln. Man kann dabei der Meinung sein, daß auf diese Weise die Frage des Wirtschaftssystems überhaupt belanglos werde, oder daß es jedenfalls vordringlich und brennend sei, die Wirtschaft gegenwärtiger Form so gut als möglich zu organisieren, sie zum Besten aller Beteiligten wenigstens von denjenigen Reibungen zu befreien, die sich nicht notwendig aus ihr ergeben.

Das Institut für Betriebssoziologie und Betriebslehre an der Technischen Hochschule Berlin ist zu einer zentralen Forschungsstelle für diese Fragen geworden. Ihm ist, in der Absicht auch in weitere Kreise der Öffentlichkeit zu dringen, ein Außeninstitut angeschlossen. Drei Veröffentlichungen von dieser Seite verdienen vordringliche Beachtung.

Alle planvolle Politik setzt eine Theorie voraus. So ist auch zielbewußte Betriebspolitik nicht ohne Betriebssoziologie denkbar. Eine geschichtliche Einführung in die Entwicklung der sozialen Betriebsorganisation bietet: L. H. A. Geck, „Die sozialen Arbeitsverhältnisse im Wandel der Zeit" (1). Hier ist erstmals versucht, die industrielle Arbeitsordnung in ihren geschichtlichen Wandlungen zu verfolgen. Insofern hat die Arbeit nicht nur als theoretische Grundlegung der Betriebspolitik, sondern auch als Beitrag zur allgemeinen Wirtschaftsgeschichte ihre Bedeutung. Die vor-industrielle Zeit ist sehr kurz behandelt, um dann in größerer Breite und feinerer thematischer Gliederung die Entwicklung seit der „industriellen Revolution" darzustellen. In diesem Hauptteil werden zuerst die Wandlungen der allgemeinen Personalverfassung auf ihre Motive (Übergang zum Großbetrieb; Veränderung der Unternehmerideologie; staatliche Wirtschafts- und Sozialpolitik; Koalitionswesen) untersucht, während ein zweiter Teil die Typik der einzelnen sozialen Vorgänge und Beziehungen zwischen den Betriebsinstanzen und innerhalb der Belegschaft ins Auge faßt.

Ist hier eine historische Grundlage geschaffen, so bemüht sich ein zweites Heft der gleichen Reihe um die systematischen Vorfragen: W. Jost, „Das Sozialleben des industriellen Betriebs" (2). Jost treibt Soziologie als Wissenschaft vom sozialen Handeln und Geschehen, sein soziologischer Grundbegriff ist daher nicht die Struktur, sondern der Prozeß. Die Soziologie des Betriebs gliedert sich demnach bei ihm in reguläre Prozesse, Reibungsprozesse und Entwicklungsprozesse. Es ist anzumerken, daß in den beiden ersten Abschnitten tatsächlich das behandelt wird, was sonst als „Struktur des Betriebes" bezeichnet würde: herrschaftlicher und genossenschaftlicher Charakter der Betriebsorganisation; Organisation der technischen Arbeitsverbindung, Arbeitsteilung und Organaufbau des Personalkörpers (reguläre Prozesse). Die Reibungen werden in gleicher Gliederung wie die regulären Prozesse dargestellt: Reibungen bei Bildung des Betriebswillens, im menschlich-sozialen und im technisch-kooperativen Betriebsvollzug. Als Entwicklungsprozesse (Tendenzen) treten Veröffentlichung, Entpersönlichung, organisatorische Entfaltung hervor. Die Überleitung von der betriebssoziologischen Theorie zur betriebspolitischen Praxis ist durch ein die „Steuerung der Prozesse" behandelndes Schlußkapitel gegeben. Die Arbeit ist klar aufgebaut, nicht zu schwer faßlich und sehr lehrreich. Ihre Tendenz ist hinsichtlich der Widerstandsfähigkeit kapitalistischer Wirtschaftsweise und der Beseitigung klassenkämpferischer Reibungen auffallend optimistisch.

Eine Aussprache verschieden eingestellter Persönlichkeiten über die Möglichkeiten der Betriebspolitik selbst enthält: G. Briefs, „Probleme der

sozialen Betriebspolitik" (3). Es handelt sich um eine Reihe von Vorträgen, die das oben erwähnte Außeninstitut veranstaltet hat. Unternehmer, Gewerkschafter, Ingenieure, Sozialpolitiker tragen ihre Gedanken zur Betriebspolitik vor. Einleitend umreißt Briefs das Aufgabengebiet, abschließend sucht Winschuh aus den vorangehenden Äußerungen eine gemeinsame Arbeitsplattform zu gewinnen. Das Ergebnis zeichnet sich durch zweierlei aus: die Romantik des Werkgemeinschaftsgedankens tritt zurück, die Funktion der Gewerkschaften als außerbetrieblicher Instanzen wird anerkannt.

Nicht recht einzusehen ist die Notwendigkeit einer deutschen Ausgabe von Sam. A. Lewisohn, „Neue Führerprobleme in der Industrie" (4). Die Kritik des amerikanischen Unternehmers an der heutigen Betriebsgestaltung und seine Besserungsvorschläge sind für uns nicht neu, wir finden die gleichen Gedanken auch in der deutschen Literatur und finden sie dort in weniger aphoristisch-abgebrochener Darstellung. Lewisohn hält die heutige Wirtschaftsweise für die einzig mögliche, die gemeinwirtschaftlichen Betriebe hätten sich nirgends bewährt. „Kapitalismus" sei ein Schlagwort, und die Arbeiterfrage sei keine typische Frage des Kapitalismus. Es komme auf bessere Menschenbehandlung und Menschenführung an, vor allem aber auf Gerechtigkeit im Betrieb. Die Erziehung zur Kollektivarbeit zwischen Unternehmer und Arbeiter müsse — auch das finden wir in deutschen Äußerungen, z. B. bei Schürholz — beim Unternehmer beginnen; er als der verantwortlich Übergeordnete müsse bei sich selber anfangen. Unternehmer und Betriebsvorgesetzte bedürften einer sozialen und psychologischen Schulung. Großen Wert legt Lewisohn auf die Lohnfrage: er meint, die Lohnpolitik dürfe sich nicht zu sehr von Konjunkturschwankungen abhängig machen, sondern müsse regulierend wirken. Lohnsturz in der Depression verschärfe die Krise, dagegen solle die Lohnpolitik lieber in der Hochkonjunktur etwas zurückhaltender sein. Im allgemeinen vertritt er den Standpunkt der Wirtschaftlichkeit guter Löhne. — Es ist bezeichnend, daß das Geleitwort von Duisberg die Ausführungen Lewisohns im allgemeinen sehr warm empfiehlt, das abfällige Urteil über die gemeinwirtschaftlichen Betriebe als besonders bedeutsam für uns unterstreicht — alsbald aber von der Lohnpolitik Lewisohns scharf abrückt. Es entgeht dem deutschen Unternehmer, daß Lewisohn und andere Amerikaner nur darum hinsichtlich des Kapitalismus so zuversichtlich sein können, weil sie ihm durch liberale Lohnpolitik den schärfsten Stachel nehmen.

Nur so ist auch die optimistische Auffassung vom Amerikanismus zu begreifen, die sich in H. Dubreuil: „Arbeiter in USA." (5) bekundet. Ein bemerkenswertes Buch. Der bekannte französische Gewerkschaftsführer ist jenseits des Ozeans für eine Weile an die Arbeitsfront zurückgekehrt und schildert nun in kritischer Form seine Eindrücke. Sein Buch ist aus einer bestimmten Situation heraus zu verstehen, die inzwischen als überwunden gelten darf: aus der Furcht- und Abwehrhaltung der europäischen Arbeiterschaft gegenüber dem Amerikanismus, soweit darunter die technische Rationalisierung verstanden wird. Dadurch, daß diese Strömung in Frankreich sehr viel stärker war als bei uns, wird Dubreuils Ehrenrettung des Amerikanismus nur um so merkwürdiger; sie enthält zudem vieles, was nur dem französischen Volk gesagt werden mußte, dessen industrielle Organisation viel traditioneller ist als etwa die deutsche. — In der Auswahl des Erfahrungsstoffes hat das Buch den großen Vorzug, daß es nicht den üblichen Eindruck erweckt, die amerikanische Industrie bestehe nur aus durchrationalisierten Riesenbetrieben, sondern der „kleinen Quetsche" in der Schilderung den Platz anweist, der ihr auch in den Vereinigten Staaten noch immer

gebührt. — Das Ergebnis: Dubreuil verteidigt den veredelten Taylorismus und die unter dem Schlagwort „efficiency" bekanntgewordene Produktionspolitik. Den Ausgleich sieht er — wie Lewisohn — darin, daß Steigerung der efficiency gute Löhne und eine Herabsetzung der Arbeitszeit ermöglicht. Hinsichtlich der Arbeitsordnung geht er weiter als Lewisohn. Bleibt dieser beim Prinzip der Betriebsgerechtigkeit und der psychologisch richtigen Menschenbehandlung stehen, so setzt Dubreuil seine Hoffnungen auf die Verwirklichung einer Betriebsdemokratie, deren Zielbild mit Fouriers „Konstitutioneller Fabrik" unmittelbar verwandt ist. — Jedenfalls ist in der Gestalt Dubreuils die gegenwärtig denkbare maximale Annäherung gewerkschaftlich-sozialistischer Auffassungen von Betriebspolitik an den Standpunkt des liberalen Unternehmertums gegeben. —

Es ist kein Zufall, daß die deutsche Ausgabe von Dubreuils Buch durch Ernst Michel eingeleitet ist. Die geistige Verwandtschaft der beiden ist unverkennbar und wird aufs neue bestätigt durch Ernst Michel, „Industrielle Arbeitsordnung" (6). Die Arbeit ist Dubreuil und Rosenstock gewidmet und erhebt eine Synthese von beider Gedanken zum Programm. Eine sehr geschickte, d. h. bei äußerster Kürze alle wesentlichen Züge zur Geltung bringende Ideengeschichte der Betriebsordnung leitet dieses Programm ein. Michel zeigt, daß weder die rein ökonomische Abhängigkeit noch die „Entseelung" der technischen Arbeitsvorgänge den eigentlichen Kernpunkt der Frage bilden, sondern der Mangel an sozialen Bindungen innerhalb des Arbeitsraumes. Weder die patriarchalistische „Werkgemeinschaft" noch die „betriebliche Sozialpolitik" mit ihrer fürsorgerischen Grundhaltung sind geeignete und auf die Dauer haltbare Lösungen; die Politik des „Dinta" wiederum setzt unberechtigte Hoffnungen auf die ethische Bindekraft der technisierten Industriearbeit und eines rational-gewußten Gemein-Interesses. Die innerbetriebliche soziale Bindung könne vielmehr einzig durch eine Strukturwandlung der Betriebshierarchie erreicht werden, nämlich durch die Übertragung von Verantwortung auf die Arbeiterschaft. Freilich ist der handwerkliche Typus der persönlichen Verantwortung aus Gründen der technischen Arbeitsorganisation nicht mehr möglich, er muß vielmehr durch kollektive Gruppenverantwortung ersetzt werden. Dies ist der Grundgedanke der französischen Arbeitskommandite, deren Vorkämpfer Dubreuil war, und der Rosenstockschen „Werkstattaussiedlung". Für eine in dieser Richtung zu suchende Lösung, die nicht gewerkschaftsfeindlich ist, können nach Michels Überzeugung auch die Gewerkschaften gewonnen werden. Jeder gewerkschaftsfeindliche Lösungsversuch wäre dagegen aussichtslos.

Gerade dahin neigen zwei andere Studien: H. Kautz, „Industrie formt Menschen" (7), glaubt die Arbeiterfrage mit rein pädagogischen Mitteln lösen zu können. Wenn schon eine Lösung von der persönlichen (nicht von der organisatorischen) Seite vertreten wird, so müßte sie doch mindestens auf beiden Seiten — bei Arbeitgeber und Arbeitnehmer — angesetzt werden. Heute bekennen sich Unternehmer, wie der obenerwähnte Lewisohn und ausgesprochen unternehmerfreundliche Autoren, wie etwa Schürholz, nachdrücklich dazu, daß auf Arbeitgeberseite sogar der Anfang gemacht werden muß. Nicht so der Katholik und ehemalige Volksschullehrer Kautz. Für ihn liegt des Problems Wurzel nicht einmal im Wirtschaftssystem oder im Betrieb und in der Sphäre der Arbeit selbst, sondern in der Auflösung der sozialen Bindungen des Patriarchalismus. Der christliche Solidarist Kautz glaubt allen Ernstes, die Kampfstellung gegen das Kapital sei nur eine Art propagandistisch in die Arbeiterschaft hineingetragener Demoralisation, die also mit erzieherischen Mitteln bekämpft und beseitigt werden könne. In erzieherischer

Wiederherstellung der traditionellen Bindungen (Familie, Gemeinde, Kirche und Beruf) und Pflege des Dienstgedankens gipfelt die von Kautz vorgeschlagene Lösung. Seine unbedingte Gewerkschaftsfeindlichkeit ist in diesem Buch durch Vorsicht im Ausdruck etwas verschleiert, tritt aber in dem vorangehenden Bande „Im Schatten der Schlote" in geradezu gehässiger Form hervor. Insofern wird Kautz auch in den katholischen Kreisen, auf die es ankommt, nämlich bei der katholischen Arbeiterschaft, kaum auf erhebliche Wirkung rechnen können.

In wissenschaftlich solidester Form gibt sich der berufsständische Gedanke bei G. Albrecht, „Vom Klassenkampf zum sozialen Frieden" (8). Aus einer Geschichte der sozialen Frage im Zeitalter des Liberalismus entwickelt sich hier das aktuelle Problem der Wirtschafts- und Arbeitsorganisation und dessen Lösung. Leider tritt — trotz der strengen Fachlichkeit der Studie — schon im historischen Teil bei der Bewertung der Arbeiterbewegung und in andern Einzelheiten eine recht tendenziöse Haltung zutage. Der wirtschaftsgeschichtliche Grundgedanke ist dieser: Die Desorganisation der Wirtschaft, die der Wirtschaftsliberalismus eingeleitet hat, wird vom Sozialismus in notwendiger und folgerichtiger Weise fortgeführt. In der Kritik des Sozialismus wird also auch der Liberalismus getroffen und beiden wird ein ständischer Konservativismus gegenübergestellt. — Albrecht ist entschiedener Vertreter des Gedankens der Werksgemeinschaft und des Berufsstandes, ja die berufsständische Organisation ist nach ihm zwangsläufig im Gedanken der Werksgemeinschaft enthalten, weil er ihren Begriff nicht auf den konkreten Betrieb beschränkt, sondern auf das Gefüge wirtschaftlicher Leistungen überhaupt bezieht. Die Gewerkschaften lehnt er rund ab, und zwar nicht nur, sofern sie in die Betriebssphäre eingreifen, sondern als Organisationsform der Arbeiterschaft überhaupt. Da auch die christlichen Gewerkschaften typische Klassenorganisationen sind, werden sie folgerichtig von dem Todesurteil mitbetroffen. Es darf nur die Werksgemeinschaft als lokal-betriebliche und den Berufsstand als Gesamtorganisation geben. Nur innerhalb dieser beiden ist interessenmäßige Differenzierung statthaft. Schlichtungsinstanzen sind unentbehrlich, aber sie sind als paritätisch besetzte Organe innerhalb der Berufsstände auszubilden, so daß also die Interessengegensätze sich nicht in der Form des unbedingten Kampfes, sondern unter dem Mantel der berufsständischen Gemeinschaft abspielen. Als bindende Idee schwebt dem Verfasser der Berufsdienstgedanke vor, den er aus dem gewußten, rational erfaßten Gemeininteresse herleitet. Daß dies aber eine tragfähige Gesinnungsgrundlage für eine soziale Lebensordnung sei, wird mit guten Gründen auch von Nicht-Sozialisten bestritten (vgl. oben Michel). — Wenn die oben wiedergegebene Ansicht richtig ist, daß die Lösung des Problems der industriellen Arbeitsordnung nicht gegen die Gewerkschaften möglich sei, so ist damit das Urteil über das ausgesprochen faszistische Programm von Albrecht gesprochen.

Nur bedingt gehört in diesen Zusammenhang die Flugschrift von E. Heimann, „Sozialistische Wirtschafts- und Arbeitsordnung" (9). Bedingt insofern, als es sich hier hauptsächlich um den Versuch handelt, ein Bild von sozialistischer Wirtschaftsgestaltung und Wirtschaftsplanung zu geben. Das geschieht keineswegs in utopischer Weise, sondern in Anknüpfung an die spätkapitalistischen Voraussetzungen; so kommt es, daß Heimann eine Art von Minimalprogramm entwirft; er zeigt vor allem: welche Einzelgestaltungen und Wirtschaftsprinzipien des Spätkapitalismus können in einem sozialistischen Wirtschaftssystem bestehen bleiben? Auf die Einzelheiten sei dabei nicht eingegangen, so interessant und lehrreich sie sind. Bemerkt sei

nur eines: Heimann sagt mit Recht, die Beseitigung des Privateigentums an Produktionsmitteln (von der er das Bauerntum ausnimmt) beseitige die heutigen Klassengegensätze. Die Stufung der Einkommen sei weiterhin notwendig und widerspreche dem Sozialismus nicht, weil die Sparmöglichkeit keine privatkapitalistische Akkumulation fördert und weil die Einkommenstufen keiner sozialen Rangunterscheidung entsprechen. Hier liegt ein schwacher Punkt, denn es ist kein Zweifel, daß heute schon neben der kapitalbedingten Klassenschichtung soziale Unterschiede der beruflichen Funktion (Anordnung — Ausführung) bestehen, die nach Beseitigung der Eigentumsunterschiede entscheidende Bedeutung erlangen müßten, und die gerade in der nach wie vor bestehenden Verschiedenheit der Entlohnung ihren Ausdruck finden. Damit ist die Zuspitzung auf den zweiten, der Arbeitsordnung gewidmeten Abschnitt der Schrift gegeben. Dort ist aber im Grunde nur (richtig) festgestellt, daß eine neue positive Arbeitsgesinnung innerhalb des kapitalistischen Systems unerreichbar, mit der Sozialisierung aber unlöslich verbunden sei, ja geradezu deren psychischen Effekt darstelle. Das Problem der Funktions-Rangordnung im sozialistischen Betrieb bleibt unberührt, die oben hervorgehobene — für Heimanns ganzes Gedankengebäude kritische — Frage der sozialen Schichtung in der sozialistischen Gesellschaft bleibt unbeantwortet.

Für die Anschaffungspraxis der Büchereien sei folgendes bemerkt. Die Schrift von E. Michel (6) eignet sich zur Einführung in den gesamten Fragenkreis. Sie ist auch für den besonders wichtig, der von der Erwachsenenbildung her an diese Fragen herangeht. In engem inneren Zusammenhang damit steht Dubreuil (5), der auch für die Leser in Betracht kommt, die leichter von konkreten Schilderungen aus zu den allgemeinen Fragen vordringen. Beide Bücher sollten schon in den mittleren Büchereien beachtet werden. Das Gleiche gilt für Heimann (9). Weiter führen die Werke von Geck (1), Jost (2) und Briefs (3), Albrecht (8) die schon stärkeres theoretisches Interesse und größere Vertrautheit mit soziologischen und betriebspolitischen Fragen voraussetzen.

Von der älteren Literatur seien in diesem Zusammenhang in Erinnerung gerufen: Rosenstock, Werkstattaussiedlung (1922), de Man, der Kampf um die Arbeitsfreude (1927) und Hellpach, Die Gruppenfabrikation (1922).

Bücherliste

(1) L. H. A. Geck, Die sozialen Arbeitsverhältnisse im Wandel der Zeit. Berlin 1931, J. Springer. VIII, 173 Seiten. Preis 7.50 RM. (Schriftenreihe des Instituts für Betriebssoziologie und soziale Betriebslehre an der Techn. Hochschule Berlin. Hrsg. von Briefs und Riebensahm.)

(2) W. Jost, Das Sozialleben des industriellen Betriebs. Berlin 1932, J. Springer. 82 Seiten. Preis 3.90 RM. (Dieselbe Schriftenreihe.)

(3) G. Briefs, Probleme der sozialen Betriebspolitik. Berlin 1930, J. Springer. 153 Seiten. Preis 6.60 RM.

(4) Sam A. Lewisohn, Neue Führerprobleme in der Industrie. Berlin 1929, Hobbing. 172 Seiten Preis 6.— RM.

(5) H. Dubreuil, Arbeiter in USA. Leipzig 1930, Bibliographisches Institut. VIII, 364 Seiten. Preis 5.50 RM.

(6) E. Michel, Industrielle Arbeitsordnung. Jena 1932, E. Diederichs. 88 Seiten. Preis 2.20 RM.

(7) H. Kautz, Industrie formt Menschen. Einsiedeln 1928, Benziger. 276 Seiten. Preis 5.— RM.

(8) G. Albrecht, Vom Klassenkampf zum sozialen Frieden. Jena 1932, G. Fischer. 132 Seiten. Preis 6.— RM.

(9) E. Heimann, Sozialistische Wirtschafts- und Arbeitsordnung. Potsdam 1932, A. Protte. 63 Seiten. Preis 1.20 RM.

Dr. Theodor Geiger

Ernest Hemingway und sein Werk

Vor einigen Jahren übersetzte Erich Franzen aus einer amerikanischen Zeitschrift eine auffallend geschriebene Boxernovelle. Der Autor hieß Ernest Hemingway, und diese Novelle brachte die erste Bekanntschaft der deutschen literarischen Kreise mit dem amerikanischen Dichter. Inzwischen hat der Verlag Ernst Rowohlt vier Werke herausgebracht[1], und Hemingway steht vor der Öffentlichkeit zur Diskussion. Wer die Literaturkritik verfolgt, weiß, daß er wirklich zur Diskussion steht, und man streitet beinahe darum, ob er Pessimist oder Nihilist oder keines von beiden sei, man stellt Parallelen her zu Hamsun und Joseph Conrad, man sagt sehr Wesentliches über sein Werk, und man geht auch mit Unverständnis an ihm vorbei. Hans Fallada schrieb im vorigen Jahre einmal: „Jemand las ein Buch von Hemingway. Später sagte er: ‚Das war wieder wie damals, als man die Literatur entdeckte . . .‘ Dann ging ich alle meine Freunde durch, denen ich Hemingway zutraute. Ich fand mit Not zwei.“ — So ist es mit Hemingway, und es bleibt hier zu untersuchen, warum das so ist, und wo der Volksbibliothekar die Leser findet, denen er „Hemingway zutrauen kann“.

Das erste ins Deutsche übertragene Werk „Fiesta“ erschien 1928, darauf folgte ein Band Erzählungen „Männer“, 1930 ein Roman mit dem Hintergrund des Weltkrieges „In einem andern Land“, und in diesem Jahre wurde mit einem Band Erzählungen „In unserer Zeit“ das Erstlingswerk Hemingways herausgebracht. — Hemingway muß frühzeitig sehr harte und gründliche Erfahrungen gemacht haben mit dem Leben und mit den Illusionen in diesem Leben. Er muß erkannt haben, daß das dünne Spiegelglas der Illusion nicht standhält, daß man einbricht und absinkt in kalte Bodenlosigkeit. Von dieser Erkenntnis sind alle seine Werke grundsätzlich bestimmt, hierher haben sie die atmosphärische Klarheit einer sehr reinen und dünnen Höhenluft. Solche Erkenntnis muß bezahlt werden. „Ich dachte, ich hätte für alles bezahlt“, heißt es einmal. Daß Hemingway bezahlt hat, erfährt man nebenbei durch die Titelgebung eines Buches, durch irgendein Zitat, das er einem Werke voransetzt.

„In einem andern Land“ nennt er seinen großen Liebesroman, — und damit trennt er sich ab von einer Lebensgefahr; er setzt ein Zitat aus Marlowe „The jew of Malta“ vor das Werk und zieht damit die grinsende Maske vor das erschütterte Gesicht. Den Hintergrund dieses Romans bildet der italienische Kriegsschauplatz. Ein Amerikaner macht einen Teil des Weltkrieges als Sanitätsoffizier im italienischen Heere mit. Er verliebt sich in die englische Krankenschwester Catherine Barkley, wird verwundet und ver-

[1] Fiesta. 312 Seiten. 1928. Preis 4.— RM. — Männer. 253 Seiten. 1929. Preis 5.— RM. — In einem andern Land. 368 Seiten. 1930. Preis 4.50 RM. — In unserer Zeit. 184 Seiten. 1932. Preis 4.20 RM.

bringt drei glückliche Urlaubswochen mit Cat. Aus dem Verliebtsein ist eine große Liebe geworden, die die beiden von Krieg und Menschen abschließt. Dann ist der Urlaub um und der Tenente muß wieder an den Kriegsschauplatz zurück. Gelegentlich eines Rückzuges soll er erschossen werden, weil er seinen Truppenteil verloren hat. Durch eine tollkühne Flucht entzieht er sich dem Tode. Er kehrt zu Cat zurück, die ein Kind erwartet. Eine gewagte und abenteuerliche Fahrt über den Lago maggiore bringt beide in das neutrale Gebiet der Schweiz, wo sie, abgeschlossen von Krieg und Mitmenschen, ein paar ganz erfüllte glückliche Monate in den Bergen haben, die den Höhepunkt der vollkommenen Gemeinsamkeit bedeuten. Dann kommt Cat in die Klinik. Sie stirbt an dem Kinde einen qualvollen Tod. Der Mann lebt die Sinnlosigkeit dieses Sterbens mit bis zur letzten Stunde.

Es sind einfache Tatsachen, die man aus dem Buche erfährt, und sie sind mit den einfachsten Mitteln erzählt. Die große Linie dieser Inhaltsangabe ist Punkt für Punkt aus kleinen Tatsachen zusammengesetzt. Da ist nichts „Psychologisches“ zu holen, die Hintergründe sind alle verdeckt gehalten. Die Menschen gehen mit den alltäglichen Worten und Dingen um, und es ist die große Kunst Hemingways, seine Menschen durch ihre Alltäglichkeiten hindurch transparent werden zu lassen. Der Krieg erscheint als eine einzige Sinnlosigkeit, ein glatter Leerlauf an dieser Stelle der italienischen Front. Man trinkt, man witzelt, man schimpft über den Saukrieg, man redet über Orden (wie redet man über Orden!) und scheint ziemlich uninteressiert.Es ist ein unsinniges Verhängnis da, dem man sich nicht entziehen kann, und in diesem Gefühle kommen und gehen Truppen- und Krankentransporte,Geschützfeuer und vielfaches Sterben. Dann versinkt die Front und die Dinge der Liebe lösen die tödliche Atmosphäre des Krieges ab. „Mit dem Krieg bin ich fertig“; es gelingt dem Tenente, ihn einfach auszuschalten, wie man ein grelles Licht ausschaltet, und sich bedingungslos — vielleicht verzweiflungsvoll — in diese Liebe zu stürzen. Auch die Liebe ist so einfach wie nur möglich. Die beiden essen gern, trinken noch lieber, und am liebsten lieben sie sich. Die Tapferkeit und Größe dieser Frau sind ganz erstaunlich leicht gehalten. „Es ist nur einfach eine Niedertracht“, sagt sie. Ganz kurze Zeit darauf ist sie tot.

Trat Hemingway in diesem Buche nie aus seiner Reserve heraus — eine Leistung an künstlerischer Disziplin — verzeichnete er gewissermaßen nur alles nach außen hin Sichtbare und Hörbare — scheinbar — wie eine Apparatur, so ist er in „Fiesta“ der völlig kalte, nüchterne Berichterstatter. Daher ist es auch zu verstehen, daß man mit diesem Buche nicht auf eine gewöhnliche Art„warm“ werden kann. Es sei denn, daß man hinter der lauten amerikanischen Gesellschaft die fast verschwindende Zeichnung jenes Jack begreift, die heroische Haltung seines tragischen Lebens. — Ein paar Amerikaner, Journalisten, Literaten, die in Paris einen Freundeskreis bilden, finden sich in Pamplona zur Sensation der Fiesta, der Stierkampfwoche, zusammen. In ihrem Mittelpunkt steht Brett, eine Frau mit vielen Männergeschichten und unzähligen Cocktails. Jack liebt diese Frau, und sie liebt ihn, ohne die körperliche Auslösung dieser Liebe finden zu können. Der Hinkemannkomplex ersteht hier aufs neue, aber er bleibt ganz verhalten, völlig im Hintergrund. Auf dem breiten, lebhaften Vordergrunde bewegt sich die Gesellschaft der immer trinkenden, in Liebesgeschichten untereinander verwickelten Menschen. Man treibt in Spanien Angelsport, sitzt in Cafés, trinkt alle Weine des Landes, ist mit den Bauern bezecht und ausgelassen. Den Höhepunkt des Buches bildet die glänzend und mit großer Kenntnis dargestellte Fiesta, die so „fabelhaft aufregend“ ist für dekadente Europäer,

und die die Bewohner von Pamplona und Umgegend besessen macht. Die Menschen dieses Buches haben alle eine Bruchstelle zu verdecken. Sie sind laut und suchen Lärm. Sie haben den Krieg erlebt und behandeln das Leben mit Nonchalance. „Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, es ist alles ganz eitel . . .“ (Vorwort). Hemingway selbst ist nicht leicht in diesem Buche zu finden, und man sollte,bevor man an „Fiesta“ geht, seine Erzählungen lesen.

Das sind kurze Geschichten, ohne jede Pointe, oft nicht länger als ein paar Seiten. Und es stehen ganz triviale Dinge darinnen, nichts Außergewöhnliches. Dinge, die alle Tage passieren. Boxer und Stierkämpfer kommen in seinem Band „Männer“ oft vor, aber nicht die gefeierten Sieger, sondern abgetakelte, angealterte Individuen, die ihrem ruhmlosen Endkampf in Arena und Leben schicksalhaft entgegenstreben; ein Dialog wird von einem Mann und einem Mädchen geführt, auf einem Bahnhof, kurz ehe der Zug einfährt; oder zwei Männer betreten eine Schenke und warten dort auf einen „Gewissen“, den sie killen wollen. Der liegt zu Hause im Bett und hat Angst, nichts als Angst. Mehr erfährt man nicht. Man erfährt bei Hemingway überhaupt nur so viel, wie man zu erfahren imstande ist.

Der Band „In unserer Zeit“ bringt die gleiche Art von Kurzgeschichten, nur überwiegen hier die skizzenhaften Darstellungen. Es handelt sich um ein Frühwerk Hemingways. — Immer wieder taucht die Gestalt des jungen Nick auf, im Umgang mit Indianern, im Gespräch mit einem Freunde, am Gleise der Güterbahn mit Neger und Boxer und am „Großen doppelherzigen Strom“ beim Forellenfischen. Dieser Nick lebt in selbstverständlicher Einheit mit dem Naturgeschehen. Behutsam löst er die zu kleine Forelle vom Haken und überzeugt sich davon, daß sie nicht lebensgefährlich verwundet ist, — mit der gleichen Selbstverständlichkeit zieht er sein starkes Messer aus dem Baumstamm, um die Prachtforellen auszuweiden. Ganz sachlich wird alles bei Hemingway gesagt: jetzt tut er das, dann tut er das. Es wird nie geschildert oder von Gefühl geredet. Man spürt auch hier Landschaft und Strom nur durch den Körper dieses Menschen, da, wo sie tatsächlich an ihn herantreten. Die Erzählungen dieses Buches sind überschnitten von Szenen aus dem Krieg, vom Schafott, von tödlich gequälten Menschen und Tieren aus der Arena. Es ist, als gelte es, durch diese Zerreißung zu zeigen, daß jeder Sinn einen Widersinn hat, jede Bewegung der Güte durch Brutalität erkauft wird. Aber diese Begriffe fehlen bei Hemingway. Er vermeidet alles, was nur irgendwie vage ist. Sein Leutnant, der den Krieg mitmacht, sagt einmal: „Mich verwirrten immer Worte wie: heilig, ruhmreich und Opfer, und der Ausdruck: umsonst . . . Es gab viele Worte, die man nicht anhören konnte, und schließlich hatten nur noch Ortsnamen Würde . . .“

Hemingway ist Realist. Seine Menschen sind geradezu Fanatiker der Realitäten dieses Lebens. Nur, daß sie nie auf eine feste, wohlausgeschrittene Basis gestellt sind. Sie wirken in ihrer greifbaren Tatsächlichkeit alle wie verloren und zufällig. Sie kommen, man weiß nicht woher, und gehen, man weiß nicht wohin. Sie alle sind ausgeliefert an eine Macht, der sie sich nicht entziehen können. Hemingway sagt nichts von der Seele, weil man nichts von ihr weiß. Man weiß aber viel Exaktes vom Forellenfischen und von Stierkämpfen, man weiß sehr viel Exaktes davon, auf welche Art Menschen unter besonderen Umständen sich bewegen, essen oder trinken — oder was sie die ganze Nacht über denken, wenn sie nicht schlafen können, weil sie einmal verschüttet waren im Kriege. Hemingway sieht sich nicht genötigt, dem Leben einen Sinn zu geben, um es ertragen zu können. So scheint er Nihilist zu sein. „Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger . . .“ Nihilist — bei der starken Liebe zu den rätselhaften Formen dieses Lebens?

Hemingways Werke sind nicht dazu angetan, ein großes Leserpublikum zu erfüllen. Seine Distanz von den Dingen, seine Leidenschaftslosigkeit und völlige Unsentimentalität schaffen eine sehr klare und dünne Luft. Er beschreibt nicht und schildert nicht. Mit fest hinschauender Genauigkeit gibt er in ein paar unumstößlichen Strichen den Umriß. Das andere überläßt er uns. Es ist eine sehr anspruchsvolle, und zugleich die sauberste Art, durch die Feststellung reiner Realitäten die große Perspektive menschlicher Hintergründe anzudeuten. — Hemingway macht keinerlei Zugeständnisse an den Unterhaltungstrieb des Lesers. Aus diesem Grund wird seine außerordentliche Leistung für unsere volkstümlichen Büchereien nicht das bedeuten, was sie bedeuten sollte, und eine ganze Anzahl von Hemingways amerikanischen Kollegen, die nicht entfernt an ihn heranreichen, werden ihm zweifellos in den Beständen der Büchereien den Rang ablaufen. Das ist schade, und man sollte sich mühen, Hemingway an den Leser heranzubringen. Man sollte ihn in städtischen Büchereien nicht nur deswegen einstellen, um die notwendige Linie zur großen Literatur zu behalten, sondern vor allem, um den wenigen, „denen man Hemingway zutrauen kann", das ungewöhnliche Erlebnis seiner Kunst zu vermitteln.

Pieritz

Buchbesprechungen

Werner Bergengruen, Herzog Karl der Kühne oder Gemüt und Schicksal. Roman. München 1930, Drei Masken-Verlag. 403 Seiten. Preis 5.— RM.

Ich habe ablehnende Kritiken über dieses Buch gelesen. Ich würde es in alle Büchereien einstellen. Aber ich würde es nur Lesern ausgeben, die langsam, nach- und vordenkend, aus Eigenstem zugebend lesen. Ich würde es auch in kleinen Gruppen, Familien-, Freundes-, Arbeitsgruppen, zu lesen empfehlen, wo das Historische, Psychologische, Soziologische, Wirtschaftliche, Strategische, Künstlerische und Menschliche dieses randerfüllten Buches diskutiert wird. Es gibt die europäische Atmosphäre der mittelalterlichen Erdwelt, die politische Zerrüttung, soziale Wende, kulturelle Erweichung, menschliche Erschöpfung der Zeit um 1477 wieder, als wäre alles Gegenwart, als wäre die Gegenwart Zeit von damals. Es kristallisiert sie in vier fürstlichen Gestalten. Da ist Kaiser Friedrich III., scheinbar des Reiches „Nachtmütze", arm, kriegsscheu, ohne Rechte, wie ihn uns die Schulhistorie lehrte, und doch ein rechter, edler Mensch, bedächtiger Gärtner der Zukunft, den fünf Vokalen gläubig vertrauend: A E I O U, Austriae est imperare orbi universo, Österreich wird den Erdball beherrschen. Da ist der unsaubere, tückisch-zähe, kalte Ludwig XI. von Frankreich, dem ein steuerkräftiger Kürschner mehr ist als ein Held, dem Taten nur ironische Glossen auf Gedanken sind. Da ist sein Gegenbild, der kindliche, umhergestoßene Herzog René von Lothringen, der vielbesiegte endliche Sieger über Land und Herzen, vor den in einer von tausend Egoismen bewegten Versammlung der Berner Schultheiß tritt: „Herr Herzog, ich ehre den einzigen Mann hier im Saal, der ein reines Herz hat." Da ist dann noch Karl der Kühne, der innere Mittelpunkt des Romans, der an sich glaubt, an seinen brünstigen Traum: der ganze Rhein Strom seines Reichs, Frankreich zerschlagen, die Türken verjagt, Friedenskaiser der Welt! Hannibal sein Vorbild, jedes Schlachtfeld ein durchrechnetes Schachbrett, Weiber Bedarfsartikel für Diplomatie, seine Räte leere Harnische seines

alles schaffenden Ich. Und doch nur partielles Genie, dessen düsteres Draufgängertum an der Wirklichkeit der Kräfte scheitert, dessen Glaube seine Berechnungen fälscht, dessen Menschenkenntnis durch entscheidende Vorgänge ad absurdum geführt wird, den wieder der genannte Berner Schultheiß am tiefsten erfaßt hat: Ihn „fragte der Herzog: Adrian, warum liebst du mich? — und Adrian antwortete erschüttert: Du bist schutzlos gegen dich selbst, mein Hannibal; darum muß man dich lieben." Nicht darum ist Karl der wahre Held des Romans, weil er besonders in Bild, Wort und Handlung hervorträte, oft entschwindet er dem Blick, sondern weil sein „Schicksal und Gemüt" alle und alles gebiert und trägt, was geschieht, weil um ihn nicht bloß seine Führer, Hofleute, Frauen, sondern auch seine Gegner kreisen, weil vom ersten bis letzten Kapitel sein Schicksal den kosmischen Raum alles Seins und Geschehens bildet und „Schicksal" hier weder fatum, ananke oder moira, sondern Kosmos Mensch, Urphänomen ist. Darum ist hier Bergengruen im Roman wirklich Dichter (ein seltener Fall!), der in zahllosen kleinen Einzelszenen doch den Gesamtprozeß des Daseins nachbildet und offenbart als göttliches Urmoment. Und wie er das macht: in den vielen geistbestimmten und -geformten (nie geistreichen) Dialogen, in der plastischen Charakteristik, in der Vereinheitlichung des Politischen mit dem Menschlichen, in der meisterhaften Versinnlichung des Strategischen (die Schlacht bei Granson seelisch erlebt, Murten perspektivisch geschaut, Nancy homerisch von den Heiligen entschieden), in der immer knappen, sachlichen, bildhaften Sprache, in der Parallelisierung der Typen und Szenen usw. (was alles ausführlicher Analyse bedürfte), — das fordert Bewunderung. Leicht hat er es sich nicht gemacht, am Schreibtisch sind vielleicht einige Vorstudien absolviert: an Comines' Denkwürdigkeiten, der großen Stoffquelle über jene Zeit, an künstlerischen Vorbildern (etwa Heidenstams Karl XII.?); sonst überrascht es nicht, bestätigt nur, wenn man am Schluß liest: „Geschrieben 1928—29 in Deutschland, Frankreich, der Schweiz und Italien."

Tränckner

Wladimir Brenner, Das Gottestheater. Roman. Gotha 1930, L. Klotz. 252 Seiten. Preis 4.— RM.

Brenner beschäftigt sich in seinem Buch mit dem Leben des Erzbischofs Anastaßij, einer in Rußland zur Zeit des letzten Zaren bekannten Persönlichkeit der griechisch-katholischen Kirche. In filmartiger Kürze und Zusammendrängung sind hier Entwicklung und Aufstieg des Anastaßij Knjasew vom einsamen, ehrgeizigen Bauernsohn bis zum Erzbischof behandelt. — Es ist politisch die Zeit, in der Rasputin die diplomatischen Salons regiert und die Kirche von seiner Gunst abhängig ist, die Zeit des Zarensturzes und der Kerenski-Revolution. Kirchengeschichtlich ist es die Zeit der Reformbestrebungen der Geistlichkeit, des Zusammentritts des Heiligen Synods, auf dem unter politischem Druck die Trennung der Kirche vom Staat beschlossen wird, die Zeit, in der Rom seine Hand nach der Schwesterkirche ausstreckt, und schließlich die der großen Verhaftungen und des Kirchensturzes.

Von der Fülle dieser Ereignisse ist Brenners Buch leer, und es ist ebenso leer von der Persönlichkeit des großen geistlichen Würdenträgers, dessen Figur letzten Endes nur benutzt wird, um die Ansichten des Autors (er war Offizier unter dem Zaren und später in der Koltschak-Armee) über die großen Umwälzungen zu demonstrieren. Um zu sagen, daß die Juden — Lenin — von unschöpferischem Geiste seien, und daß Rußland „nicht am Unglauben

zugrunde gehen wird". Die Lektüre des Buches ist in inhaltlicher und künstlerischer Hinsicht unproduktiv.

Pieritz

Eugène Dabit, Hotel Du Nord, Paris. Dresden 1931, Kaden & Co. 223 Seiten. Preis geb. 4.— RM.

Man könnte dieses Buch eines feinen und wirklichen Künstlers, der in seiner Darstellungsweise und menschlich wie sozial mitfühlenden Denkart an Charles-Louis Philippe erinnert, weniger einen Roman als eine dichterische, soziale Studie nennen. Hotel Du Nord ist kein anrüchiges Absteigequartier, sondern ein sogenanntes Wochenhotel in einem Pariser Arbeiterviertel, in dem Arbeiter und kleine Angestellte, die keine eigene Wohnung haben, Unterkunft finden. Dabit beschreibt eine Reihe von Typen aus dieser Welt der kleinen Leute, die als Gäste in dem Hotel Du Nord aus und eingehen. Oft wechselt das Bild. Zu den wenigen Dauerbewohnern kommen fortlaufend neue Gäste hinzu, deren Lebensgewohnheiten und Arbeit wir eine Zeitlang verfolgen, bis das Schicksal sie wieder unserm Gesichtskreis entzieht.

Mit Liebe, wirklicher Sachkenntnis und echter dichterischer Gestaltungskraft ist das Buch geschrieben. Der Verfasser verschönt nicht, noch verhäßlicht und entstellt er zugunsten irgendeiner sozialen Tendenz. Unscheinbar und schlicht sind die von ihm beobachteten und liebevoll gezeichneten Gestalten. Schlicht und einfach ist auch die wirklich künstlerische Darstellung ihres armen, an Entbehrungen und Leid gewöhnten, von stillen und kleinen Freuden nicht ganz entblößten Lebens.

Wegen der feinen und verhaltenen Darstellungsart wird das Buch nur einen beschränkteren Leserkreis wirklich erfassen können, Leser, die sowohl Sinn für das Soziale haben wie für die dichterische Darstellung dieses sozialen Milieus.

Rang

Wolfgang Frank, Hochseefischer. Hamburg 1932, Hans Köhler. 171 Seiten. Preis 2.50 RM.

Vor fünfzig Jahren drang der Naturalismus auf Beobachtung der Wirklichkeit, heute tut dasselbe die neue Sachlichkeit; jedesmal spielt ein geistiger Hunger auf das Sinnlich-Dingliche mit. Aber zur Dichtung gehört mehr: eine gestaltende Wiedergeburt des Dinglichen aus einem Seelisch-Metaphysischen. Am Wendepunkt dazu steht, wie der Naturalismus um 1890, heute die Sachlichkeit. Ein Zeugnis davon ist auch diese Erzählung. Sie zerfällt in zwei Hälften. Die erste ist sachliche Darstellung der Hochseefischerei, von einem geschrieben, der sie mitgemacht und erlebt hat. Der Hamburger Hafen, die Nordsee und der Nordatlantik sind der Schauplatz. Ein Fischdampfer vereint zwölf Männer, zwölf Charaktere und zwölf Lebensläufe werden vor uns lebendig, zwölf Arbeitsteilgebiete auf Fahrt und damit anschaulich die ganze Hochseefischerei. Mit der zweiten Hälfte beginnt der schauerliche Wintersturm unter Island, und nun — im unentrinnbaren Sterben — stürzt, Seelen weckend, Innerstes offenbarend, die andere Welt von oben in die vereisenden engen Räume des Schiffes herein. Einer nach dem andern zerbricht und stirbt, jeder seinem Wesen entsprechend. Der als junger Neuling in die Schar alterprobter Männer eintrat, untergeordnet und lernend, der Arbeitsstudent Hans Mesmer aus Lübeck, er stirbt als letzter und einziger Freier, gleichsam als Kapitän und Sieger. In ihm wird die Schilderung zur Dichtung. — Der sehr junge Autor vermag noch nicht, die künstlerische

Formung und Verklärung rein durchzuführen; noch beherrscht ihn jene kindliche Freude an Darstellung der Wirklichkeit, die in der neuen Sachlichkeit überhaupt lebt und im Schluß sich an dem Grauen solches Sterbenmüssens weidet. Aber der erste Schritt zur Überwindung des bloß Naturalistischen ist getan. Wolfgang Frank ist eine Hoffnung unter der schriftstellernden Jugend.

Tränckner

Otto Gmelin, Sommer mit Cordelia. Jena 1933, Diederichs. 168 Seiten. Preis 3.— RM.

Von Gmelin liegt ein hübscher kleiner Band vor von etwas über 150 Seiten mit dem versprechenden Titel „Sommer mit Cordelia". Man sollte ihn im Frühling, Sommer oder Herbst in die Tasche stecken und draußen lesen in irgendeiner Beschaulichkeit, vielleicht auch auf einer geruhsamen Reise, ohne von vornherein einen besonderen literarischen Anspruch zu stellen. Man sollte sich diese Erzählung einfach gefallen lassen, und am Ende wird man merken, daß sie einem gut getan hat.

Viel ländlicher Garten ist in dem Buch mit Frühling und Sommer, Sonne und Regen, mit einer Fülle von Blumen und Gemüsen und mit Cordelia, die gärtnernd darin lebt. In dieser zauberischen ländlichen Umgebung begegnen Cordelia und ihr Vater einander zum ersten Male, ohne von ihrer verwandtschaftlichen Bindung zu wissen. Den aus fernen Ländern Heimgekehrten überkommt mit dem vegetativen Wachsen, Blühen und Reifen ringsum ein starkes Gefühl der Zuneigung und Liebe zu dem großen braunen Mädchen, das kühl und frauenhaft und in ganzem Einvernehmen mit den sicheren Kräften der Erde lebt. Die Hinneigung des Mannes, dem in der unbekannten Tochter die Jugendgeliebte auferstanden ist, ist voller Vertrauen zu der Gesetzmäßigkeit des Schicksals und voller Verhaltenheit, so daß sich die Welle in sich selbst zurücknimmt, als er erfährt, daß Cordelia seine Tochter ist. Mehr steht nicht in dem Buche. In der Verhaltenheit der Empfindungen dieser Menschen liegt der ganze Reiz.

Pieritz

R. L. Stevenson, Der springende Löwe. Roman. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Englischen von Curt Thesing. Leipzig 1931. Grethlein & Co. (Bremen, Schünemann). 275 Seiten. Preis 4.— RM.

Stevenson war ein Unzeitgemäßer. In einer Epoche des beginnenden Realismus und der sozialen Probleme hat er das Erbe der Romantiker hochgehalten und weitergegeben. Vielleicht ist in keinem seiner bisher ins Deutsche übertragenen Bücher das Element des Romantischen neben dem des Abenteuerlichen so stark vertreten wie in dem Roman „Der springende Löwe".

Ein junger Edelmann, seiner Abstammung nach Schotte und in Frankreich aufgewachsen, ist in die Dienste Bonapartes getreten und in englische Gefangenschaft geraten. In der Trostlosigkeit des Edinburger Gefangenenlagers verliebt er sich in die schöne Flora, eine junge Dame der Gesellschaft, die zu den ständigen Besuchern des Lagers gehört, denen die Gefangenen ihre Arbeiten zum Verkauf anbieten. Für sie schnitzt er kunstvoll das Emblem Schottlands, den springenden Löwen, der das Unterpfand ihrer Liebe und Verbindung wird. — Eines Tages erscheint an den Toren des Lagers ein Mensch, der sich als Anwalt ausgibt, und der dem jungen Vicomte heimlich die Mitteilung macht, daß ein sterbender Onkel in Schottland ihn zum Erben seines fürstlichen Vermögens einsetzen will und ihn zu diesem Zwecke zu

sehen wünscht. Eine tolle Flucht, die ihn durch Haus und Hühnerstall der Geliebten führt, bringt den Vicomte zu dem unbekannten Onkel. Hier erwartet ihn ein Widersacher, der mit Tod und Teufel im Bunde steht, ein Vetter, der sich um seine Erbschaft betrogen sieht. Allen Warnungen zum Trotz, beschließt der eben Entflohene nach Edinburg zurückzukehren, um die geliebte Flora zu gewinnen. Den Depeschenkoffer voller Guineen und Geldscheine, einen jungen Diener auf dem Bock der bordeauxroten Kutsche, geht die Fahrt vonstatten. In düsteren Wirtshäusern und Waldschenken wird abgestiegen. Des Vetters Häscher mit spitzen Räuberhüten und Pistolen machen die Wege unsicher. Und immer wieder taucht der verfolgende Vetter selbst auf, — vor dem Flüchtling, hinter ihm, an ihm vorbei. Der junge Vicomte muß seine Gegner in Schach halten mit der Pistole und mit Geistesgegenwart. In Edinburg geht die Verfolgung weiter; nicht direkt, aber — echt romantisch — im Verborgenen. Irgendwo taucht unvermittelt immer wieder ein Späher auf in weißen Strümpfen und mit mausgrauer Weste. Immer enger ziehen sich die Kreise, bis im entscheidenden Augenblick die Rettung durch den geschickten Anwalt des Onkels kommt, der den Machenschaften des Vetters ein Ende bereitet und den Vicomte die geliebte Flora endgültig in seine Arme schließen läßt.

Das ganze Buch bewegt sich — wie bei Stevenson immer — an den Rändern der Gefahr entlang, die der Leser kaum aushalten könnte, wüßte er nicht, daß sein Held unbedingt das Feld behaupten muß. Denn all die romantischen Zwischenfälle und tödlichen Verwicklungen hätten keine Berechtigung, wären eine ungeheuerliche Kraftverschwendung und Herausforderung, sollte der Held im entscheidenden Augenblick vom Glück verlassen werden.

Wer Stevenson liebt und mit ihm die romantischen, abenteuerlichen Hintergründe des menschlichen Lebens, der wird von diesem unproblematischen und unzeitgemäßen Buche, dem der Dichter durch einen verdeckten Humor unwiderstehlichen Reiz gibt, gefangengenommen werden.

Pieritz

Oskar Wöhrle, Der Baldamus und seine Streiche. Neue, veränderte, endgültige Fassung. Jubiläumsauflage. 92. bis 100. Tausend. Berlin 1931, Der Bücherkreis. 224 Seiten. Preis geb. 4.80 RM.

Seit zwanzig Jahren ist der „Baldamus" nicht nur in der Welt vorhanden, sondern er ist auch stetig gewachsen an Beliebtheit und zugleich an Verbreiterung seiner Auflagenziffer.

Man darf ihn ohne Bedenken als besten deutschen Landstreicherroman bezeichnen, als süddeutsches Schelmenstück von beträchtlichem Rang. Über seiner Zähigkeit, seiner beneidenswerten Kraftfülle, seiner Geistesgegenwärtigkeit und seinem Witz darf man nicht vergessen, daß er trotz aller echten Respektlosigkeit gegenüber den Autoritäten und trotz gelegentlicher Schnoddrigkeit Züge verhaltener Weichheit, gefühlsmäßiger Zartheit besitzt. Gerade an diesem scheinbar nur derbstarken „Sonnenbruder" ist leicht einzusehen, daß der Landstraßentippler auch ein echtes und vollgültiges menschliches Schicksal lebt, gleich seinen Brüdern in den umfriedeten Bezirken des bürgerlichen Daseins. Durch dieses Vordringen zu allgemein menschlichen Erkenntnissen wächst das Buch über alle bloße Reportage des Kundenlebens hinaus und offenbart zugleich durch seine Gestaltung wirklichen Menschentums, warum alle bloß von außen gesehenen Bilder aus dem Landstreichertum, wie sie jüngst Ettighoffer in „Servus Kumpel" vorlegte, nicht befriedigen können.

Roellenbleck

P. C. Ettighoffer, Servus Kumpel. Als Landstreicher durch Städte, Dörfer und Herbergen. Köln 1932, Gilde-Verlag 211 S. Preis 2.— RM.

Ettighoffer, der die Spannungen des Kriegserlebnisses beinahe greifbar deutlich in seinen Büchern zu gestalten weiß, hält es nicht ohne Anpassungsschwierigkeiten in seinem bürgerlichen Beruf als Reporter aus. Er geht einige Wochen unter die Ritter der Landstraße, also an den Rand des gesicherten Daseins, um das geordnete Leben aus dem Blickpunkt der Außenseiter unserer Gesellschaft zu betrachten.

Was Ettighoffer berichtet, ist jedoch wenig neu. Die Sprache der Kumpels ist auch bereits viel echter, viel weniger ins Bildungsmäßige abgebogen wiedergegeben worden als bei ihm. Gemessen z. B. an den Erinnerungen reisender Handwerksburschen, die im XV. Bd. der „Hefte“, 1931, S. 166/67, genannt sind, gemessen auch — etwa — an Heye und London, besteht sein Buch schlecht. Wer gegen ärgste Ungelegenheiten durch eingenähten Presseausweis und kleinen Geldvorrat geschützt ist; wer jederzeit in seine auskömmlich bezahlte Stellung zurückkehren kann, kann nicht in wenigen Ferienwochen das Los derer, die unentrinnbarer Zwang, innerer wie äußerer, für ewig auf die Landstraße trieb, erfassen. Was hat übrigens der vorbildliche Frontkämpfer Ettighoffer zu den Schlachtenschilderungen der Kriegsberichterstatter gesagt?

Roellenbleck

Fahrten und Forschungen

Aleko E. Lilius, Ich segle mit chinesischen Piraten. Ins Deutsche übertragen von Reinhard Roehle. Zweite Auflage. Mit 20 Abb. Stuttgart 1932, Union. 210 Seiten. Preis geb. 4.80 RM. (Fahrten und Abenteuer in aller Welt.)

An dem Küstenstreifen Chinas in der Nähe von Hongkong gibt es tatsächlich heute noch Piraten. Man hat sie sich vorzustellen als eine Art reicher Unternehmer, die dank des Besitzes von einigen bewaffneten Schiffen mit Hilfe bedenkenloser Besatzungen von den friedlichen Fischern regelmäßige Abgaben erheben, die daneben aber auch Fahrzeuge kapern und von den Reisenden Lösegeld erpressen. Wer nicht zahlen kann, ist zum mindesten in Gefahr, gefoltert, wenn nicht gar auf scheußliche Art ermordet zu werden. Das Ganze spielt sich ab bei ohnmächtigem Zusehen der Regierungen. Lilius, Finne von Abstammung und Zeitungsberichterstatter in amerikanischen Diensten, ist besessen vom Dämon seines Berufs, Neues und Unerhörtes für seine Blätter zu bringen. Es gelingt ihm, das Vertrauen einiger Piratenführer zu erwerben, er darf an ihren Raubzügen teilnehmen, er wird geduldet in ihren Schlupfwinkeln und befestigten Wohnsitzen. Von diesen wagehalsigen Streifzügen erzählt er einfach und ohne Ausschmückungen. So entsteht ein Buch vom Schlage des reinen Abenteuerberichts, gesättigt mit unerhörten Spannungen des Stoffes. Überall auf breitester Grundlage zu verwenden.

Roellenbleck

Fritz Schwarzer, Söldner in Sibirien. Erlebnisse eines Sudetendeutschen. Berlin-Steglitz 1932, Hendriock. 208 S. Preis geb. 5.—RM.

„Söldner in Sibirien“ sind die tschechischen, polnischen und andere ehemalige Angehörigen der österreichisch-ungarischen Wehrmacht, die als russi-

sche Kriegsgefangene in den Dienst des Zaren, später der weißen und roten Revolutionsheere übergingen, um die Errichtung ihrer nationalen Eigenstaaten zu fördern. Wie bei Überläufern üblich, behandelten sie die nicht fahnenflüchtig gewordenen Kameraden schlechter, als der wirkliche russische Feind es gemeinhin tat, sobald sie als Lagerwache usw. hierzu die Macht bekamen.

Von diesen häßlichen Bruderzwisten berichtet der Offizier Schwarzer im Zusammenhang mit seinen Gefangenschaftserlebnissen überhaupt. Die Darstellung erreicht an keiner Stelle inhaltlich oder gar sprachlich die Wucht und Eindringlichkeit Dwingers. Als Reichsdeutsche können wir daher auf die Anschaffung verzichten, da uns geschichtliche Werke über den bereits während des Weltringens einsetzenden Zerfall der alten Doppelmonarchie genügend Aufschluß geben.

Roellenbleck

Ludwig Kohl-Larsen, An den Toren der Antarktis. Mit Abbildungen und drei Karten. Stuttgart 1930, Strecker & Schröder. 288 Seiten. Preis 7.50 RM.

Kohl-Larsen ist ein ruheloser, tatkräftiger Mann mit einem starken Unabhängigkeitsgefühl. Er ist zugleich ein sehr sensibler Mensch. Wenn ihn, den Arzt am Bodensee, etwas bedrückt, dann wird er kulturmüde, und der Plan zu einer Expedition in ein entlegenes Gebiet ist rasch entworfen.

Nach Südgeorgien, einer Insel im Süden des Atlantischen Ozeans, hat er 1928/29 seine Frau und einen Kameramann mitgenommen, um die heutige Vereisung, das zentrale Hochgebirge, Klima, Tiere und Pflanzen zu studieren. Ein Walfischfängerschiff nimmt ihn mit, und so kann er seine Erfahrungen bei Walfängern, mit denen er 1923/24 schon einmal auf Fahrt war[1], vervollständigen. Nach der Landung schlägt er sich mit Zelt und Schlitten in die Einsamkeit. Dort erwarten ihn Stürme, die zum Orkan ausarten, Schneeböen und Regen, nur selten ein Sonnenleuchten. Da befreundet er sich mit den See-Elefanten, deren Stimmen er nachzuahmen sucht, und mit denen er sich durch die Zeltwand verständigt. Er beobachtet Monate hindurch ihr Familienleben, ihre Kämpfe. Große Freude erlebt er an den Vögeln, an Albatrossen, Sturmvögeln und namentlich an Pinguinen. Wenn der Wolkenhimmel die prachtvollen Bergformen und Gletscher freigibt, locken diese zu Ski- und Schlittenfahrten, bis ein Wetterumschlag erbarmungslos zur Umkehr zwingt.

Trotz mancher Enttäuschungen und Unfälle empfindet Kohl-Larsen den Reiz der herben, ungestörten Natur, die „dämonische Grausamkeit der Insel“, „ihre gottvolle, gottlose Mystik“, den harten Lebenskampf von Mensch und Tier. So gefällt ihm das Leben. Ja, er wünscht es sich sogar, er könnte einmal als See-Elefant in der Brandung liegen bei Sturm und Unwetter. Dort, wo noch ein Gefühl vorhanden ist für Wucht und Größe der Natur, für die geheimen Beziehungen zwischen ihr und aller Kreatur, dort wird Kohl-Larsen immer wieder Freunde finden[2].

(Institut) Dröscher

---

[1] Ludwig Kohl-Larsen, Zur großen Eismauer des Südens. Eine Fahrt mit norwegischen Walfischfängern. Mit Abbildungen. Stuttgart 1926, Strecker & Schröder. 203 Seiten.

[2] Siehe auch den Bericht über die Arktisfahrt des „Graf Zeppelin“ von Kohl-Larsen. (Berlin 1931, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 202 Seiten. Preis 6.80 RM.) in „Hefte“, XVI. Band 1932, S. 48.

Kasimir Edschmid, Afrika nackt und angezogen. Mit Abbildungen und Kartenskizzen. Frankfurt a. M. 1929, Frankfurter Sozietätsdruckerei. 281 Seiten. Preis 6.— RM.

Es geht in diesem Buch um den Menschen in Afrika, um den Eingeborenen, den Eingewanderten, und um die vielfach abgestuften und verwickelten Beziehungen zwischen Farbigen und Weißen. Edschmid fährt um Afrika herum, besucht eingehend nur Südwest-, Süd- und Ostafrika und behandelt besonders das Schicksal der Deutschen.

In zahlreichen Begegnungen und Gesprächen mit Angehörigen verschiedener sozialer Schichten und Nationen lenkt er immer wieder von einer anderen Seite her den Blick auf die zentralen Probleme in Afrika, auf das menschliche, wirtschaftliche und politische Kräftespiel zwischen den Rassen, auf die langsame und sichere Verschiebung der Machtverhältnisse. Oft greift er zurück auf die heroischen Taten der Entdeckungs- und Eroberungszeit und stellt daneben das heutige Afrika, das den Wandel der Werte und Beziehungen zuweilen in grotesker Weise zum Ausdruck bringt. Er hat viel Sinn für die großen Leistungen der Kolonisatoren, für aufschlußreiche Anekdoten, für Zahlen der Statistik, die nüchtern und bündig weitschichtige Tatsachen erhellen. Seine Erlebnisse zeigen ihm aber auch häufig, was in diesem Völkergemisch schief, brüchig und lächerlich ist am Menschen jeder Hautfarbe. Ihm begegnet die aus der Angst entstandene Brutalität des technisch und wirtschaftlich Überlegenen. Er sieht mehr als einmal die Unsicherheit und Sinnlosigkeit des Daseins. Daneben bewundert er die tierhafte Schönheit des Menschen, der frei vom Krampf der Zivilisation unter natürlichen Bedingungen lebt.

Edschmid findet immer eine knappe, fesselnde Form auch dort, wo der Gegenstand abstoßend ist. Er wirft seine Worte keck und doch überlegt hin. Mit wenigen Strichen zeichnet er Landschaften, Tiere und Pflanzen der Wildnis, Geschmack, Reichtum und Wohlleben der Städte. Er wechselt rasch, mosaikartig das Thema, weil er es nicht weiterführen will oder kann. Er ist ja nur Beobachter; er ist „interessiert", aber nicht mit seinem Leben dazwischen. Er löst keine Frage, nimmt nicht eindeutig Partei, fordert niemanden zu entscheidenden Taten auf. Er weist nur hin auf Tatsachen und Konflikte in einer Weise, die jeden Leser nachdenklich stimmen muß. Er befriedigt nicht, aber er beunruhigt. Und diese Unruhe kann fruchtbar werden.

(Institut) Dröscher

Ernst Furrer, Die Abruzzen. Mit 31 Bildern auf 8 Tafeln und mit sieben Übersichtskärtchen. Freiburg i. B. 1931, Herder & Co. 125 Seiten. Preis 4.60 RM.

Diese Monographie über die Abruzzen hat eigenes Gesicht. Sie ist, wie der Verfasser sagen darf, „herangewachsen" neben der pflanzengeographischen Ernte, die er in den Jahren 1922—28 sechsmal in diesem noch wenig erschlossenen Bergland abhalten konnte. Seine botanischen Studien haben ihn durch alle klimatischen Stufen der Abruzzen, in kleine Städte, Bergnester und entlegene Talwinkel geführt. Sie haben ihn vertraut gemacht mit den gastfreundlichen und treuherzigen Bewohnern, mit ihren durch Erdbeben, Wassermangel und Übervölkerung verursachten Nöten, mit ihrer Arbeit im Walde, als Hirten, Bauern und Kunsthandwerker. Er ist auch ihrer an romantischen Ereignissen und großen Männern reichen Vergangenheit nachgegangen, von der beachtliche Bauwerke zeugen. Furrer weist uns Wander-

und Fahrwege, führt uns durch wechselnde Landschaften von Berg zu Berg, auf den eistragenden Gran Sasso und die sagenumrankte Majella. Das Buch ist zwar nicht als Reisewerk aufgemacht, doch ist es durchdrungen von den Erlebnissen eines Menschen, der Schönes und Edles darzustellen vermag, weil es in seinem Gemüte ist, wie Stifter sagen würde.

(Institut) Dröscher

Alfons Gabriel, Im weltfernen Orient. Ein Reisebericht. Mit 116 Abbildungen, 5 Teilkarten und einer Übersichtskarte. München 1929, R. Oldenbourg. 365 Seiten. Preis 27.— RM.

Wir haben hier das Werk eines Wiener Arztes vor uns, der mit bescheidenen eigenen Mitteln und einem äußerst beschränkten Apparat etwas Hochwertiges geleistet hat. Gabriel fuhr mit seiner Frau 1927 von Kairo nach Damaskus, durchquerte abseits der üblichen Autostrecke die Syrische Wüste zwischen Damaskus und Bagdad, fuhr auf einem Frachtdampfer den Tigris abwärts, durchschiffte den Persischen Golf und beabsichtigte, von Maskat aus in die arabische Wüste einzudringen. Von den Engländern hieran gehindert, wandte er sich nach Persien, durchzog das verrufene Bergland von Bashakird, die ebensowenig erforschten großen Steppen, Stein-, Lehm- und Salzwüsten im Osten des Landes. In der Darstellung des persischen Unternehmens liegt das Hauptgewicht des Buches. Sie beruht auf den sorgfältig geführten Tagebüchern Gabriels und seiner Frau. Gabriel war bis in Einzelheiten auf die Reise vorbereitet; er kannte genau die Erforschungsgeschichte und wußte, wo er mit seiner Tätigkeit einzusetzen hatte. Aus der glücklichen Zusammenarbeit der beiden Reisegefährten ergibt sich eine aufhellende Fülle und Vielseitigkeit der Beobachtungen. Diese beziehen sich auf das Klima, die Bodenbeschaffenheit, die Blumen der Steppe, die Tiere, die Nomaden mit ihren Herden, die Bewohner der Wüstendörfer und der üppigen Oasen, wo die besten Datteln geerntet und die herrlichsten Teppiche geknüpft werden. Sie halten fest Farben und Linien der Landschaft, wissen in einer Zusammenschau den großen Raum zu sehen, den leichten Wechsel der Landschaft, die Abend-, Nacht- und Morgenstimmungen. Sie nehmen in sich auf den Reisezauber des Morgenlandes, das Leben am Lagerfeuer, das weithin schallende Glockengeläute der Karawane, die durch die blaue Nacht zieht. Daneben wird auch das Schauerliche und Unheimliche der Wüste fühlbar, das Gefährliche einer Reise durch ein Land, das von mißtrauischen und kriegerischen Völkern bewohnt ist. Man liest sich fest, empfindet es als eine Wohltat, mit feinen, ruhigen und klugen Menschen zusammenzusein, die mit dem Einsatz aller Kräfte, mit Liebe und starkem Können am Werk sind. Man fragt nicht lange, ob uns, den viel und den gar nicht beschäftigten Menschen, das Hinterland von Persien etwas angeht.

(Institut) Dröscher

Richard N. Wegner, Zum Sonnentor durch altes Indianerland. Erlebnisse und Aufnahmen einer Forschungsreise in Nordargentinien, Bolivien, Peru und Yucatan. Mit Abbildungen und Karte. Darmstadt 1931, L. C. Wittich. 175 Seiten. Preis geb. 18.50 RM.

Wer dieses blendend ausgestattete Reisewerk aufschlägt und einmal flüchtig durchblicken will, wird immer wieder gefesselt werden von der Schönheit und dem sachlichen Reiz der Bilder, die auf 121 Tafeln vorüberziehen. Da sind Landschaften, Vegetationsformen, Tiere und vor allem

Indianer der verschiedensten Stämme bei handwerklicher Arbeit, auf dem Markt, beim Tanz, in der Familie. Besonders die zahlreichen großen Aufnahmen erscheinen demjenigen aufschlußreich, der durch körperliche Formen hindurch nach seelischem Ausdruck sucht. Wendet man sich, hiervon angeregt, zum Text, dann ist man enttäuscht. In ihm äußert sich ein wissenschaftlicher Sammler, der von Stamm zu Stamm eilt, um Museumsgegenstände und Tagebuchnotizen anzuhäufen, aber seinem umfangreichen Stoff innerlich nicht nahe genug kommt. Wegner bleibt immer der Europäer, der im fremden Land und vor fremden Menschen nicht aus seiner Haut kommt, dem diese anderen Menschen vorläufig fremd bleiben, dem es aber auch nicht gelingt, das Fremdartige des Eindrucks in packender Stärke mitzuteilen, ganz davon zu schweigen, daß er den Versuch machte, ein Stück Menschheit zu zeigen, also ein Stück von dir und von mir. Ihm fehlt der Sinn für das Wesentliche; weitschweifig und unbeholfen ist daher oft sein Ausdruck. Das vielversprechende Buch kann dem Laien nur wenig bieten. Wer auch nur einige Seiten von dem großen Indianerforscher Koch-Grünberg gelesen hat, weiß, was auf diesem Gebiete möglich ist, und merkt den Abstand.

(Institut) Dröscher

Bücher über die Fremdenlegion

Fritz Klose, Marschier oder krepier! Leiden und Laster der Legion. Berlin 1930, Verlag Tradition, Mit 15 Taf. 324 Seiten. Preis 3.— RM.

Ernst Löhndorff, Afrika weint. Tagebuch eines Legionärs. Leipzig 1930, Grethlein & Co. 360 Seiten. Preis 4.— RM.

In bezug auf die wesentlichen Tatsachen: Lebensweise und Behandlung der Legionäre, ihre rechtliche und soziale Stellung, ihr menschliches Niveau, ihre Zukunftsaussichten, kommen beide Autoren zu dem gleichen Ergebnis: daß die Legion die Hölle der Lebenden sei — Hölle, auch in dem Sinn, daß ein Entrinnen aus ihr kaum möglich ist, und daß sie die Bestie im Menschen großzieht.

Sowohl Klose wie Löhndorff haben jahrelang in der Legion gedient, beider Leistungen sind durch Beförderungen anerkannt worden. Es ist also anzunehmen, daß sie sich in ihrer Welt auskannten, ihr gewachsen waren und sie zu beurteilen vermochten. Als Charaktere sind beide Autoren grundverschieden, und das spiegelt sich natürlich auch in ihrer Darstellungsart und in ihrem Stil.

Klose, der angibt, unfreiwillig — durch einen Betrug der französischen Besatzungspolizei — in die Legion geraten zu sein, ist ein charakterlich sehr gefestigter, besonnener Mensch, der sich nicht nur für sich, sondern auch für die Landsleute unter seinen Kameraden als guter Deutscher verantwortlich fühlt und der allem Anschein nach einem großen Kreise Halt und Stütze gewesen sein muß. Seine Schreibart ist etwas nüchtern und schwerflüssig; aber hinter jedem Satz steht der ganze Mensch, ein gerader, aufrechter Kerl. Bei ihm findet man auch Angaben über Entstehung, Umfang, Verwendungsart der Legion, man erfährt, wie viele Tausende Deutscher monatlich dort zugrundegehen und wie hoch der durchschnittliche Nachschub ist.

Löhndorff ging freiwillig in die Legion; es scheint, daß er während des Kommunistenaufstandes am Rhein irgendeine Schuld auf sich lud. Er ist der geborene Vagabund und Abenteurer, der schon in Australien und in Afrika viel Schweres erlebt haben will. Aber die brutale Behandlung in der Legion läßt ihn fast vom ersten Tage an Fluchtpläne schmieden. Vier vergebliche

Fluchtversuche macht er, die böse disziplinarische Folgen für ihn haben, bis ihm endlich — als Araber verkleidet — das Entkommen glückt. Er macht den Eindruck eines höchst impulsiven, begabten, zeitweilig etwas ungezügelten Menschen. Seine Darstellung ist knapp, farbig und voller Schwung. Für die Romantik und auch für die Komik vieler Situationen hat er einen ausgesprochenen Sinn. Seine Erlebnisse und Beobachtungen tragen einen etwas novellistischen Charakter, womit ich nicht seine subjektive Ehrlichkeit von vornherein anzweifeln will. Immerhin könnte ich mir denken, daß seine Lebhaftigkeit, sein starkes Formgefühl und seine große sprachliche Gewandtheit hin und wieder die Wirklichkeit nach der Seite des Glänzenden, Packenden, Zugespitzten hin gebogen haben könnten. Nach der Lektüre von Löhndorffs Schrift ist sogar die Vorstellung möglich, das Ganze sei nicht Erlebnis, sondern Dichtung — eine Annahme, die bei Klose wohl niemandem käme.

Ich würde vorschlagen, wenn möglich, beide Bücher einzustellen, weil sie in ihrer persönlichen und darstellerischen Verschiedenartigkeit einander gut ergänzen. Sollte man jedoch nur eins anschaffen können, so würde ich Klose den Vorzug geben[1].

(Institut) Schlesinger

Bildwerke

Sepp Allgeier, Die Jagd nach dem Bild. 18 Jahre als Kameramann in Arktis und Hochgebirge. Mit Abbildungen. Stuttgart 1931, Engelhorns Nachf. 159 Seiten. Preis kart. 5.— RM.

Allgeier ist bekannt als Filmoperateur der Gruppe, die sich um Arnold Fanck und den Freiburger Berg- und Sportfilm geschart hat. Mit seiner Hilfe entstanden einige Filme aus der Arktis und die berühmten Schneeschuh- und Bergfilme, die von der Menge begeistert aufgenommen, von Bergsteigern jedoch wiederholt scharf angegriffen wurden. Man wirft ihnen hauptsächlich vor, daß sie die Schwierigkeiten einer Bergfahrt um der Sensation willen häuften, ja verfälschten und das Bergerlebnis durch eine sogenannte „Handlung“ mit kitschigen Liebesszenen herabwürdigten. Einig ist man sich im Lob auf die echten Naturaufnahmen. Aus den lebhaft erzählten Erinnerungen, die Allgeier hier vorlegt, ohne sich selber vorzudrängen, geht nun hervor, mit welcher Liebe zur Natur und zum Bild Allgeier und seine Kameraden an ihre harte, gefahrvolle Berufsarbeit gehen, um der Natur diese Aufnahmen abzugewinnen, um die Naturgegebenheiten mit dem Drehbuch in Einklang zu bringen, auch, wie im Laufe der Jahre Aufnahmetechnik und Filmbild sich gewandelt haben. Es wird aber auch deutlich, welch einen zähen Kampf die Männer mit der Filmbranche zu führen haben, die den Naturfilm ohne Handlung boykottiert, Sensation um jeden Preis fordert, prachtvolle Naturaufnahmen streicht und belanglose Atelierszenen im Salzschnee an ihre Stelle setzt, weil das Publikum es angeblich so will. Daneben erhält man Eindrücke in ein bewegtes, unverdrossen zu Höchstleistungen angespanntes Leben mit zahlreichen Abenteuern und Entbehrungen. Da nicht irgendeine Landschaft im Mittelpunkt steht, sondern die Aufgabe des Filmens, empfiehlt es sich, das Buch in die Abteilung „Film“ einzureihen. Leider sind die vielen schönen Bilder dicht an den Rand der Buchseiten gesetzt, was aus büchereitechnischen Gründen unerwünscht ist.

(Institut) Dröscher

[1] Vergleiche hierzu auch die Besprechung von F. Glienke, Ein Prolet in der Fremdenlegion (Berlin 1931, Agis-Verlag. 156 Seiten. Preis 1.80 RM.) in „Hefte“, XV. Band 1931, S. 210.

Erich Retzlaff, Die von der Scholle. Sechsundfünfzig photographische Bildnisse bodenständiger Menschen. Mit einem Geleitwort von Fr. Blunck. 6 Seiten Text. Göttingen 1931, Deuerlichsche Buchhandlung. Preis 3.80 RM. (Deutsche Menschen. Erste Folge.)

Erich Retzlaff, Menschen am Werk. Sechsundfünfzig photographische Bildnisse aus deutschen Industriestädten. Mit Geleitwort von H. Lersch. 6 S. Text. Ebda. Preis 3.80 RM. (Deutsche Menschen. Zweite Folge.)

Maler, Zeichner und Photographen haben sich im letzten Jahrzehnt häufig bemüht, den Menschen als etwas darzustellen, das überwunden werden muß. Der Eindruck, den diese Bilder hinterließen, war überwiegend niederschlagend. Man wunderte sich, daß ein Volk, das sich in solchen Einzelwesen vorstellte, noch fähig war, schweren Lebensnöten erfolgreich zu widerstehen.

Retzlaff zeigt uns in seinen schönen großen Aufnahmen den anderen Menschen im Volke, auf dem unsere Kraft beruht, ob er nun als Fischer, Bauer, ländlicher Handwerker, oder ob er als Industriearbeiter sein Werk tut. Gewiß sind da erhebliche Unterschiede. „Die von der Scholle" sind eigenwilliger, zeitloser geformt, ein noch so bescheidenes Herrentum in kleinstem Umkreis gibt ihnen etwas Unbekümmertes und Freies. Der Anteil des Göttlichen im Menschen wird bei ihnen auffallender sichtbar. Die „Menschen am Werk" erscheinen dagegen gleichförmiger, zweck- und zielbewußter, härter und beengter, doch leuchtet auch hier aus zahlreichen Köpfen eine solch starke Verbundenheit mit dem Werk hervor, als gebe es für sie kein manneswürdigeres Tun auf der Welt. Es scheint, als ob nicht so sehr die Arbeit als die besonderen sozialen Verhältnisse, unter denen sie geleistet wird, das Menschenantlitz adelt oder herabwürdigt. Retzlaff hätte auch andere Bilder bringen können. Er zeigt hier wie dort in Generationen geformtes Menschenschicksal; er zeigt nicht denjenigen, der seiner selbst ungewiß wurzellos herumirrt und überall fehl am Platze ist. Er wählt mit Bedacht seine Gesichter unter dem westdeutschen Bauernvolk aus, das gegenüber dem Osten eine gehobene bäuerliche Kultur aufweist. Er beschränkt sich auch vorwiegend auf den rheinischen Industriearbeiter, einen kräftigen Menschenschlag, der unter besseren sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen lebt als mancher andere im Reich. Dieser Auswahl muß man sich bewußt bleiben und muß hinnehmen, was gerade an ihr wertvoll ist. Die Texte von Blunck und von Lersch geben, ohne das Material ausschöpfen zu wollen, manchen wertvollen Hinweis für die Betrachtung und Deutung dieser Gesichter. Sie haben nur den Nachteil, daß sich jeder Autor nur derjenigen Volksgruppe verbunden fühlt, über die er schreibt. Um dafür einen Ausgleich zu schaffen, empfiehlt es sich vielleicht, beide Bände zusammen zu binden und gemeinsam auszuleihen.

(Institut) Dröscher

Geschichte und Kulturgeschichte

Die Gegenwart ist nicht in der Breite historisch interessiert. Sie fragt jedoch schon wieder nach der Herkunft unserer Zeit und nach dem Ursprung ihrer Formen und Werte; und läßt sich dann am liebsten in philosophisch-geschichtlichen Büchern wie Rosenstocks Europäischen Revolutionen, denen Spengler und Chamberlain vorangegangen sind, von ihnen berichten. Kein Mensch kann nun gut dauernd solche „Grundlagenbücher" lesen. Die philosophisch interessierten Leser gehen zu den echten Konstruktionen der Philosophen zurück, die historisch und konkret interessierten zur Positivität echter Geschichtsdarstellung, am besten zu den Monographien und Biographien großer

Epochen und historischer Personen. Ein etwas sprödes Buchmaterial für die Volksbücherei sind Darstellungen, die zwischen Monographie und Universalgeschichte die Mitte halten. Dieser Gattung gehören die im folgenden besprochenen vier Bücher an.

Paul Herre, Weltgeschichte am Mittelmeer. Wildpark-Potsdam 1929, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. Mit Abb., Tafeln, Karten, 454 Seiten. Preis 30.80 RM. (Museum der Weltgeschichte. Hrsg. von Paul Herre.)

Der behandelten Zeit nach greift Herres „Weltgeschichte am Mittelmeer" am weitesten zurück. Das Thema umfaßt Universalgeschichte nicht nur bis zur Renaissance, sondern eigentlich bis zur endgültigen Abwehr des osmanisch-mittelmeerischen Vorstoßes auf Europa vor Wien (1683). Bis dahin ist das Buch voll Interesse: es ist Universalgeschichte, von einem besonderen und besonders zulänglichen Gesichtspunkt aus gesehen, von dem Raum nämlich, um den sie effektiv zentriert ist. Es ist eine Korrektur und eine spannende Auffrischung unserer im allgemeinen deutsch-westeuropäisch aufgemachten Weltgeschichte. Das Orientalische und Afrikanische kommt zu seinem Recht als Bestandteil unserer Alten Welt, um das es die Betrachtung nach geophysischen Kontinenten fast ganz gebracht hatte. Byzanz, Sizilien und Neapel, das Italien der Kreuzzugszeit, Venedig, vor allem der Islam und Spanien erhalten wieder ihr natürliches Gesicht und ihre weltgeschichtliche Größe. Mindestens das letzte Drittel des Buches gehört dann in die gemeineuropäische Weltgeschichte und nicht mehr eigentlich zu unserem Thema. Auch abgesehen davon aber bleibt das Urteil über die Bedeutung für die Volksbücherei zwiespältig: seitdem Droysen, Mommsen, Burckhardt in billigen Ausgaben zu haben sind, sollte man doch wohl zu ihnen raten, mögen sie auch in Einzelheiten des Geschehens überholt sein.

Leonardo Olschki, Die romanischen Literaturen des Mittelalters. Heft 1—8; Preis je 2.20 RM. Wildpark-Potsdam 1928/29, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. Mit Abbildungen und Tafeln. 259 Seiten. (Handbuch der Literaturwissenschaft. Hrsg. von Oskar Walzel.)

Bedeutsamer wenigstens für die großstädtische Bücherei ist das Buch von Olschki. Es behandelt die spanische, italienische und französische Literatur bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Vor allem die französische Literatur hat sich früher entwickelt und gefestigt als die zeitgenössische deutsche und ist bekanntlich in vielen Inhalten und Formen Muster und Modell für sie gewesen. Das grundlegend Wichtige des Buches ist nun, daß der Verfasser die Trennung von schöner und belehrender Literatur, die völlig zu Unrecht aus einer spezialwissenschaftlichen Spätzeit in die Ursprünge zurückverlegt worden ist, nicht nur einer inzwischen gereiften Erkenntnis gemäß nicht mitmacht, sondern daß er auch zu den mittelalterlichen Realien- und Moralienbüchern der theologischen und weltlichen Geschichte, der Natur- und Himmelskunde, den praktischen Disziplinen und der Politik ein sachliches Verhältnis hat. Die heute reichlich gelästerte Neuzeit springt unmittelbar von den sogenannten organischen Bindungen des Mittelalters ab; die moderne Reaktion auf sie neigt dazu, hier bunt und mannigfaltig und organisch zu sehen, was vielfach sehr zerrissen und vernünftelnd und bloßes Klischee gewesen ist. Einige 40, 50 Seiten aus Olschki dürften eine gute Einführung in den hochmittelalterlichen Literaturbetrieb der Höfe und Großstädte in dieser Hinsicht sein; wobei das Positive: die selbstverständliche

Ausrichtung dieser Epoche auf das zugleich Überweltliche und Anthropologische nicht übersehen werden darf. — Den größeren und Hauptteil bilden natürlich die Inhalte der gewohnten Literaturgeschichte: die geistliche Literatur, das Heldenepos von den Figuren der Karl und Artus, Roland und Cid, Alexander und Äneas, das Tierepos, die Fabel und Allegorie, das Schauspiel und die Lyrik. Hier findet der Leser, der sich etwas in der deutschen Literaturgeschichte von Wolfram von Eschenbach bis Wagner und den modernen Mittelalterromanen auskennt, die Ursprünge der Themen wieder, die immer von neuem aufgenommen wurden, weil sie gemeineuropäisch sind. Das Buch endet für Frankreich mit der handfesten Lyrik François Villons, die durch neue Übersetzungen wieder ins Zeitbewußtsein gerückt ist; für Italien mit einer kurzen Darstellung dessen, woher der erste neue Europäer Dante seinen Ausgang genommen hat. Die große Auswahl sehr schöner Bilder bestätigt die alte Erfahrung, daß der Weg über die bildende Kunst für den allgemein Interessierten immer noch die beste Einführung in das mittelalterliche Wesen ist.

Johannes Bühler, Das erste Reich der Deutschen. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtafeln. Leipzig 1931, Insel-Verlag. 447 Seiten. Preis geb. 7.50 RM.

Das große, neunbändige Quellenwerk zur „Deutschen Vergangenheit" von Bühler ist von historischer Seite im XIV. Band der „Hefte" 1930, S. 62, 154, von Wolfgang Seiferth gewürdigt worden. Was heute vorliegt, sind die zu einem Buch vereinten Einleitungen des Herausgebers zu den einzelnen Bänden. An ihnen dürfte das Problematische solcher mittelgroßen Darstellungen für die volkstümliche Bücherei am deutlichsten werden. Der Band ist zu umfänglich und zu schwerfällig gegliedert, um noch als Einführung tauglich zu sein. Er ist zu sehr Übersicht und zu wenig Materialdarbietung, um als drittes oder viertes Buch dem an historischen Einzelheiten interessierten Leser gegeben werden zu können. Er ist in der Form zudem so sehr Sprache aus den Quellen und über die Quellen geblieben, daß der historisch nicht Gebildete sich eigentlich nirgendwo unmittelbar angesprochen fühlt. Bezeichnend dafür ist besonders der Bilderanhang. Eine Aneinanderreihung von Einzelbildern mit ganz kurzer substantivischer Unterschrift (die erste heißt „Germane [Bastarner ?]") und philologischem Quellennachweis gehört heute nicht mehr in ein Buch, das für eine breitere Leserschaft gedacht ist. So ist die Verwendung des Buches auf solche Leser beschränkt, die bereits über größere historische Kenntnisse verfügen.

F. W. Schaafhausen, Der Eingang des Christentums in das deutsche Wesen. Erster Band: Von der Antike bis zum Zeitalter der romanischen Dome. Jena 1929, Eugen Diederichs. 238 Seiten. Preis 9.— RM.

F. W. Schaafhausen, Der Durchbruch des deutschen Geistes im Mittelalter. Von der Gotik bis zur Reformation. (Der Eingang des Christentums in das deutsche Wesen. 2. Band.) Jena 1931, Eugen Diederichs. Mit 8 Tafeln. 271 Seiten. Preis 8.— RM.

Der Unterschied des Ansatzes dieser Darstellung zum Bühlerschen Buch erhellt ohne weiteres aus der völlig andersartigen Bilddarbietung. Die Unterschrift zu dem ersten Bild im zweiten Band, das eine kosmische Vision aus dem 12. Jh. zeigt, lautet: „Vision der heiligen Hildegard von Bingen. Die feurige Lebenskraft umfließt das Weltall, in dessen Mitte der Mensch steht,

umgeben von den Gestirnen des Himmels.“ Das mag motivgeschichtlich unzulänglich, motivinterpretierend manchmal viel zu kurz und manchmal schief sein, es bedeutet für den heutigen Leser einen Anstoß, bei dem Bild geistig zu verweilen, an seine Schulastronomie und an das letzte Heft seiner Familienzeitschrift zu denken, die einiges über Astrologie brachte. Der Weg vom historischen Kuriositätenkabinett zur gedanklichen, gefühlsmäßigen und pragmatischen Sachaufnahme ist heute nicht mehr durch historischen Positivismus, auch nicht durch leserpsychologische Rücksichtnahme, wohl aber durch eine sachlich-sprachliche Transformation des Gegebenen zu leisten, die der Sache und dem Leser zugleich gerecht wird. Diesen Weg gehen die Arbeiten von Schaafhausen. Darüber hinaus ist auch ihr grundsätzlicher Ansatz richtig. Er behandelt primär das, was nicht veraltet, was ewige Geltung hat: die Auseinandersetzung der kontemplativ- und aktiv-geistigen Menschen mit den großen Problemen, zu deren relativer Lösung sie die Zeit aufgerufen hat; weil es die absolute Lösung nicht gibt, sind und bleiben es auch unsere Probleme. Das Materiale der politischen und Kulturgeschichte ist in dem Maße aufgenommen, als es für diese Probleme und für einen fortlaufenden Fluß der Erzählung notwendig ist. Der erste Band behandelt den Eingang des Christentums in das deutsche Wesen, in Staat und Recht, Weltbild und Glaube der Germanen vom Frühchristentum über die Völkerwanderung und das europäische Reich Karls des Großen bis zur Auflösung der Romanik. Das Material des neuen Bandes zeigt in seiner Ordnung und Fülle am besten ein Auszug aus der Kapitelfolge: Kaiser Friedrich II. — Weltliche und geistliche Bildung — Islam und Chartres — Die Scholastik — Franz von Assisi — Die Stadt — Die gotische Kunst — Die deutsche Mystik — Reformkämpfe — Vor den Toren einer neuen Zeit — Grünewald und Dürer — Martin Luther — Ausklang. — Schaafhausen dürfte einstweilen das beste Buch zum Einlesen in das geistige Mittelalter europäisch-deutscher Art für uns geschrieben haben.

Curth

Eugen Kühnemann, George Washington. Sein Leben und Werk. Zum 200. Geburtstag George Washingtons hrsg. von der Vereinigung Carl Schurz, Berlin. Bremen 1932, G. A. von Halem. 86 Seiten. Preis 4.20 RM.

Das Leben George Washingtons erscheint in Kühnemanns Darstellung wie eingebettet in die amerikanische Geschichte. Gleichzeitig aber wird auch spürbar, wie das Wirken des großen Mannes seinerseits beispielhaft und formend Einfluß gewann: „Der eigentliche Washington, das ist sein Werk, sein Volk, sein Staat“. Es ist darum auch folgerichtig, wenn der Bericht über das Werden des politischen Amerika bis zur Gegenwart fortgesetzt wird. Eine besondere Note erhält er dadurch, daß jeweils des deutschen Anteils an diesem Werden besonders gedacht wird.

Die sympathische Schrift ist leider nicht umfangreich genug, um zu einer wirklich befriedigenden Durchführung aller der Themen zu gelangen, die in ihr berührt werden. Sie eignet sich mehr für den Leser, der einen Überblick sucht, als für den, der sich in den Gegenstand vertiefen will. Für diesen kommt die Reinhardtsche Wsahington-Biographie mehr in Frage („Hefte“ XV. Bd., 1931, S. 466).

(Institut) **Thier**

Politik

Max Beer, Die Reise nach Genf. Mit 23 Abbildungen. Berlin 1932, S. Fischer. 533 Seiten. Preis 7.50 RM.

Alljährlich fahren Diplomaten, Journalisten und politische Sachverständige aller Art nach Genf zu den Tagungen des Völkerbundes. Sie versammeln sich dort, begeben sich in Sonderkonferenzen und Ausschüsse, verhandeln und kämpfen den unaufhörlichen Kampf der großen und der kleinen Mächte. Arbeiten sie dabei aber wirklich am Werke der Weltbefriedung, für das der Völkerbund doch zuständig sein sollte? — Es gibt noch eine zweite Reise nach Genf. Seit dem Ausgang des Mittelalters, in gesteigerter Weise seit der Aufklärung und seit dem Wirken des Genfer Bürgers Jean Jacques Rousseau ist der Gedanke des ewigen Friedens immer erneut aufgegriffen und von Generation zu Generation weitergegeben worden. Trifft der Weg der Sucher nach dem wahren Bund der Völker mit dem der Diplomaten zusammen? Enthält der Völkerbund wenigstens im Keim und noch unentfaltet das, woran jene dachten?

In dem hier vorliegenden ausführlichen Bericht werden die Etappen beider Wege geschildert. Es ist aus ihm aber durchaus nicht zu entnehmen, daß sie sich aufeinander zu bewegen. Des Verfassers Schilderungen der Organisation und der Arbeitsweise, seine Darstellung der bisherigen Wirksamkeit des Genfer Bundes läßt dafür aber eine ganz andere Wirklichkeit erkennen. Noch immer ist der Völkerbund, was er von Anfang an war: ein Werkzeug der Politik der Siegermächte.

Es gibt viele Menschen, die das so wenig bezweifeln, daß sie nach dem Zweck einer besonderen Darstellung dieses Sachverhaltes fragen werden. Ihnen ist zu antworten, daß die große Bedeutung des Buches darin besteht, daß in ihm — und zwar gerade von einem überzeugten Anhänger des Völkerbundgedankens — nachgewiesen wird, wie empörend bisher in Genf einseitigste Gewaltpolitik getrieben wurde. Ohne die Vertrautheit mit der historischen Entwicklung und ohne fundiertes Wissen auch um Einzelheiten der Genfer Politik ist aber die echteste Gesinnung in der Gefahr, in bloß gefühlsmäßiger Ablehnung passiv zu verharren. — Für solche Leser, die durch ihre Zustimmung zum Völkerbundgedanken auch zu der seiner Genfer Erscheinungsform geführt werden, wird das Buch in anderer Hinsicht Bedeutung erlangen. Es kann sie zu der Erkenntnis führen, daß die Genfer Wirklichkeit nichts, aber auch gar nichts mit der Idee zu tun hat, die etwa in Kants Schrift vom ewigen Frieden lebt. Daraus kann auch bei ihnen die Erkenntnis erwachsen, daß die Frage des Verbleibens Deutschlands im Völkerbund bei dessen jetziger Beschaffenheit lediglich eine solche politischer Zweckmäßigkeit, nicht aber grundsätzlicher Entscheidung ist.

Auf jeden Fall ist anzunehmen, daß das Werk politische Willensbildung befördert. Darum darf es einen Platz in der öffentlichen Bücherei beanspruchen. Seine Verwendung wird dadurch erleichtert, daß es sich nicht als juristischer Kommentar oder als staatsrechtliche Abhandlung, sondern als lebendige Beschreibung der Genfer Atmosphäre gibt. Sprachlich ist es ohne besondere Kraft, aber sauber und annehmbar. Einzelne stilistische Mängel, die mit dem reportageähnlichen Charakter gegeben sind, können in Kauf genommen werden.

(Institut) **Thier**

Helmut Wickel, I.G.-Deutschland. Ein Staat im Staate. Berlin 1932, Verlag Der Bücherkreis. 219 Seiten. Preis geb. 4.30 RM.

Die Schilderung eines Besuches des Leunawerkes leitet bei Wickel über zur Beschäftigung mit der Geschichte der Beherrschung der dort in den Dienst des Menschen gezwungenen Naturkräfte. Die Geschichte der Chemie mündet in die der chemischen Industrie, die wiederum zwangsläufig die Erörterung weltwirtschaftlicher und weltpolitischer Fragen nach sich zieht. Besonders aufschlußreich ist da der Hinweis auf die politische Bedeutung und Auswirkung des Kampfes, den einst die englische und die deutsche chemische Industrie ausfochten. Er endete mit dem klaren Siege der deutschen Seite. Daß diese ihn und die weiteren von ihr errungenen Siege nutzen und auswerten konnte, verdankt sie vor allem der Tatsache, daß es gelang, aus einer Mehrzahl konkurrierender Unternehmungen die gewaltige Einheit zu schaffen, die uns als I.G.-Farben-Trust bekannt ist. Dieses wirtschaftliche Riesengebilde mußte auch innenpolitischen Einfluß gewinnen. Nach Wickels Meinung beherrscht der Trust die deutsche Politik so sehr, daß man ihn eigentlich als I.G.-Deutschland bezeichnen sollte.

Soweit sei der Inhalt des interessanten Buches wiedergegeben. Es ist als Reportage recht gut gelungen. Sein Verfasser vermag auch schwierige und verwickelte Sachverhalte so zu schildern, daß der Laie ein plastisches Bild da wahrnehmen kann, wo ihn bisher das Gewirr chemischer Formeln und nationalökonomischer Fachausdrücke ängstigte. Er erfährt aber auch, daß diese Formeln und Ausdrücke ihre Bedeutung haben und daß sie zur wirklichen Beherrschung der Materie notwendige Voraussetzung sind. So wird er unterrichtet, bleibt aber gleichwohl vor seinem Bewußtsein Laie. Zweifellos wird man eine Belehrung begrüßen müssen, die so vorsichtig ihre eigene Wirkung da begrenzt, wo dies sinnvoll ist.

Nur in einer Hinsicht ist der Verfasser nicht vorsichtig, ohne daß er übrigens den Mangel selbst wahrnehmen könnte. Es kann und soll aus seinem Buche der Eindruck hervorgehen, als sei die deutsche Politik in hohem Maße eine Funktion des Willens der anonymen Macht der I.G.-Farben. Damit wird der Einfluß eines allerdings höchst bedeutsamen Faktors so überschätzt, daß der Begriff der Politik selbst nicht unbeschädigt bleibt. Noch so viele in der Stille wirkende Kräfte — und es wird dem Verfasser nicht unbekannt sein, daß da neben der I.G. auch noch ganz andere genannt werden — können als solche noch keine Entscheidung bewirken. Diese schafft erst die politische Sphäre. Sonst wäre es ja auch für die politischen Gruppen wichtiger, sie kämpften um den Aufsichtsrat der I.G. statt um Einfluß auf den Staat!

Die politische Haltung des Verfassers selbst ist so beschaffen, daß sie ihn zur Anerkennung der zum großkapitalistischen Gebilde führenden Entwicklung, gleichzeitig aber auch zur Kritik ihrer sozialen Auswirkungen führt. Ohne daß dies besonders ausgesprochen wird, darf man doch annehmen, daß er nicht so sehr in einer Auflösung als vielmehr in der Sozialisierung der Trusts das Richtige sehen würde. An eine baldige Verwirklichung solcher Gedanken scheint er freilich nicht zu glauben. Seine Prognose lautet vielmehr dahin, daß die I.G.-Farben, nachdem sie zur I.G.-Deutschland wurden, nun auch noch zur I.G.-Europa werden möchten!

Gleichviel welche Stellung der Leser zu dieser Prognose einnimmt: er wird von dem Buche gefesselt werden und wird auch dann lebendige Belehrung aus ihm schöpfen, wenn er hinsichtlich der grundsätzlichen und der praktischen Politik anderer Meinung als der Autor ist.

(Institut) Thier

Max Hodann, Sowjetunion gestern, heute, morgen. Mit 70 Abb. Zweite, ergänzte Auflage. Berlin 1931, Universitas, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 264 Seiten. Preis 5.80 RM.

Das Buch will ausdrücklich geschrieben sein für solche Leser, die noch nichts von Land und Leuten der Sowjetunion wissen. Dementsprechend beginnt es mit anschaulichen Vergleichszahlen über die räumliche Ausdehnung des Gebietes, spricht von seinen mannigfachen Völkerschaften und ihren erstaunlichen Unterschieden in Rasse, Sprache, Kulturhöhe. Nach der Behandlung solcher und ähnlicher Voraussetzungen folgt die Darstellung der politisch-wirtschaftlichen und weltanschaulichen Probleme, und hierbei empfindet man als sehr angenehm, daß Hodann überall die Ansichten, Erfahrungen, Wünsche und Leistungen des durchschnittlichen Sowjetbürgers zugrunde legt. Das Bild der Verhältnisse wird dadurch nicht nur anschaulicher, sondern auch, im Unterschied zu vielen anderen Schriften, wirklichkeitsgesättigter. Vielleicht rührt es von diesem überall festgehaltenen Ausgangspunkt im wirklich gelebten russischen Alltag her, daß der Verfasser stets neben dem Licht auch die starken Schatten aufweist, und daß er sich abschließender Urteile über die Aussichten des weltgeschichtlichen Versuchs in Rußland ausdrücklich enthält. Dank dieser erfreulich kritischen Haltung mag das Buch zwar auf manchen Leser unbequem wirken; eben dadurch aber lockert es auf im Denken.

Roellenbleck

Hermann Ullmann, Kolonisation oder Zerstörung? Tagebuch einer russischen Reise. München 1932, Callwey. 130 Seiten. Preis 1.80 RM.

Lange Zeit hindurch haben wir Rußland nur durch gefärbte Gläser ansehen können. Jetzt besteht die Möglichkeit realistischer Erkenntnis der dort geschehenen und geschehenden Umwälzungen in ungleich höherem Maße als früher. Der russische Alltag, die wirtschaftlichen Fragen, der Stand der Technisierung und die Aussichten des Fünf-Jahres-Planes, von alledem können wir uns, wenn wir nur die zahlreichen Quellen zu nutzen wissen, ein einigermaßen klares Bild machen. Erschließt sich uns aber mit solchen Bemühungen wirklich das Gesamtschicksal, das da drüben Gestalt gewinnt? Ist es nicht so, daß wir das russische Leben noch immer zumeist an Maßstäben messen, die wir unserem eigenen Dasein und unserer eigenen Form des Denkens entnehmen?

Zu häufig vergessen wir, daß die so gestellte Frage überhaupt besteht, bis wir — etwa durch eine der hellsichtigen Paradoxien Spenglers — daran erinnert werden, daß sie für uns und unsere Zukunft als Volk von geradezu grundlegender Bedeutung ist. Dann freilich, wenn dieses Bewußtsein einmal gewonnen ist, kann die trügerische Beruhigtheit nicht mehr bestehen. Und dann haben wir die Haltung eingenommen, in der wir einen so verantwortlichen und klugen Versuch der Beantwortung der aufgeworfenen Frage, wie er in Ullmanns hier vorzustellender Schrift vorliegt, erst wirklich zu würdigen wissen und in der wir ihn als unsere ureigenste Angelegenheit empfinden.

Ullmann ist einer der Auslanddeutschen, in denen deutsches Wesen nicht nur unbewußt lebt, sondern in denen es auch ein Bewußtsein von sich gewonnen hat. Weil er im Eigenen festwurzelt, vermag er ein wirkliches Gefühl für fremde Form zu entwickeln. Auf großen Reisen in der Alten und in der Neuen Welt fand er auch genügend Gelegenheit, diese seine Fähigkeit zu entwickeln. Jetzt bewährt er sie in seiner Betrachtung des russischen Phänomens. — Er ist durch Rußland gefahren und berichtet nun in der (gar nicht

umfangreichen) Schrift von seinen vor allem in Moskau und im Kaukasus gewonnenen Erlebnissen. Dabei spricht aus jedem seiner Sätze der aufmerksame und scharfsichtige Beobachter. Schon deshalb ist sein Buch wertvoll. Bedeutend wird es aber dadurch, daß er den Alltag durchschauend erkannte, wie dort in Rußland der Bolschewismus mehr und mehr einbezogen worden ist in die russische Geschichte, und wie er in steigendem Maße als Ausdruck einer ihrer Phasen und damit des russischen Wesens zu werten ist. Als Teil des russischen Schicksals enthüllen sich so die planwirtschaftlichen Versuche wie die antireligiöse Bewegung, die Bürokratisierung des Lebens wie die Kollektivisierung der Landwirtschaft. Und insgesamt wird sichtbar: Hier ist ein Volk aufgestanden, um seinen eigenen Raum kolonisatorisch zu gestalten. Es ist aufgebrochen, um sich selbst zu finden. Es hat noch längst nicht alle Stationen seines Weges zurückgelegt und hat noch nicht die Grenzen erreicht, an denen das Fließende und Strömende zu dauerhafter Form gestaut wird. Es benutzte und benutzt Mittel und Werkzeuge, die ihm von außen zugebracht worden sind. Aber es formt sie so um, daß sie nur seiner Hand gefügig sind. Sie können von ihm darum auch nicht einfach zurückgegeben oder weitergegeben werden. Der russische Versuch kann nicht in anderen Ländern wiederholt und kopiert werden. — So weit sei Ullmanns Bericht verfolgt. Als sein Eigentümlichstes erscheint, daß er sich nicht als neue Theorie gibt. Er stellt sich durchaus und ausschließlich als erlebte und konkrete Anschauung dar. Seine innere Wahrhaftigkeit ist so groß, daß uns beim Lesen vieles beinahe als bekannt erscheint, obwohl wir niemals Rußland sahen. Es muß das daher rühren, daß hier wirklich Lebendiges beschrieben wurde. Alles Lebendige steht ja in innerer Beziehung. Weil es aber als Lebendiges sich keiner Schablone fügen will, wird es von dem, der ohne diese nicht auskommt, immer verkannt und fehl eingeschätzt werden. Darum wird auch Ullmanns Schrift von dem einen als Angriff auf den Bolschewismus und von dem anderen als probolschewistisch angesprochen oder verdächtigt werden. Das darf uns nicht hindern, ihr eine besondere Bedeutung in der Rußland-Literatur zuzuerkennen. Es wird uns aber bei ihrer Verwendung in der Ausleihe vorsichtig machen. So dürfte es wenig ratsam sein, das Buch an erster Stelle und als Tatsachenbericht auszugeben. Seine eigentümliche Fruchtbarkeit wird es entfalten, wenn es neben und nach anderer Rußlandliteratur gelesen wird. Im Chor verschiedener Stimmen wird es die Kraft der seinen erweisen.

(Institut) Thier

Politisches Schrifttum

Die Hochschule für Politik hat seit nunmehr über zehn Jahren versucht, in Theorie und Praxis die Grundlagen, Voraussetzungen und Arbeitsweisen für eine sachliche Durchdringung der politischen Probleme und für den praktischen Einsatz deutscher Männer und Frauen in die politischen und gesellschaftlichen Aufgaben zu schaffen. Niemand wird bezweifeln, daß solche politische Bildung und Schulung uns dringend nottut und auch die Büchereien verpflichtet sind, hier mitzuhelfen.

Mit dem seit Anfang dieses Jahres erscheinenden monatlichen Literaturbericht „Politisches Schrifttum“[1] will die Hochschule für Politik nun eine Möglichkeit zu rascher und zuverlässiger Information geben. Bewußt ist die Aufgabe dieser Zeitschrift darauf beschränkt, eine relativ vollständige Übersicht über das wichtige politische Schrifttum in der Form zu geben, daß vor

[1] Verlag Junker und Dünnhaupt, Berlin. Monatlich ein Heft. Gesamtumfang jährlich 15 Bogen. Bezugspreis halbjährlich RM. 3.60. Siehe dazu den dieser Nummer beiliegenden Prospekt mit Vorzugsangebot für die Bezieher dieser Zeitschrift.

allem Inhalt und Standort des Buches und Autors „im weiten Raum des Geistig-Politischen aufgezeigt werden“. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Sache selbst oder dem Standpunkt des Autors ist in der Regel nicht beabsichtigt. Die Orientierung erfolgt in der doppelten Form des Sammelberichtes und der Kurzanzeigen. Die vorliegenden Hefte bringen bereits sehr aufschlußreiche Beiträge über den europäischen Nationalismus, politische Massenführung, neuere politisch-soziologische Literatur über Frankreich, aber auch wirtschafts- und handelspolitische Fragen. Der Begriff des politischen Schrifttums ist mit Recht so weit gefaßt, daß auch die Literatur zu Gebieten wie Auslandskunde, politische Geschichte und Soziologie ebenso wie über Kultur-, Sozial- und Industriepolitik mit einbezogen wird.

Für die Bücherei ist diese Zeitschrift in doppelter Hinsicht wertvoll: einmal wird trotz aller Erregung der politischen Leidenschaften bei zahlreichen Lesern der Wunsch nach einer solchen sachlich zuverlässigen, in der Kritik bewußt zurückhaltenden Übersicht vorhanden sein. Dann aber bietet sie auch dem Bibliothekar die Möglichkeit über das hinaus, was unsere Fachzeitschriften bringen können, die „geistige Produktion in der politischen Sphäre“ zu verfolgen. Das ist gerade heute, wo die Anschaffungsmöglichkeiten so begrenzt sind, besonders wichtig, weil an Hand dieser referierenden Beiträge leicht auch Literaturzusammenstellungen für die verschiedensten Zwecke angefertigt werden können.

Das „Politische Schrifttum“ wird also richtig angewandt in vielen Fällen eine wichtige Hilfe für die gerade jetzt besonders schwierige, aber auch dringend erforderliche Orientierung über die politische Literatur darstellen.

Hans Hofmann

Die Siedlung spricht

Günter Krolzig, Die Siedlung spricht. Eine Arbeiter- und Studentenreportage. Berlin 1933, H. Bott. 168 Seiten. Preis 2.65 RM.

Ein großer Teil der Siedlungsliteratur besteht aus Plänen, Berechnungen, Vorschlägen und theoretischen Einzeluntersuchungen. In dem vorliegenden Buch wird erzählt und berichtet. Krolzig ist mit mehreren Gruppen junger Arbeiter, Angestellter und Studierender in vier verschiedenen Siedlungsdörfern in Mecklenburg, Pommern und in der Mark Brandenburg gewesen. Sie haben dort bei den Siedlerfamilien gewohnt, die Arbeit im Betrieb mitgemacht und dabei alles, was ihnen von dem Leben, der Arbeit, der Herkunft, den Anschauungen, den Schwierigkeiten und Hoffnungen der Siedler bekannt wurde, festgehalten. Eine Facharbeit über „die wirtschaftliche und geistige Struktur eines Siedlungsdorfes“ auf Grund dieser Erhebungen ist bereits 1932 erschienen. (Siehe Nr. 3 dieses Jahrganges, S. 189.) Jetzt bringt diese „Arbeiter- und Studentenreportage“ eine höchst unmittelbare und packende Schilderung all ihrer Beobachtungen und Erfahrungen. Und diese jungen Menschen haben einen offenen Blick gehabt für alles, was in der Siedlung vorgeht, so daß sie jetzt in kurzen Skizzen von den Menschen und dem Leben im Dorf berichten können, von dem Bauer, dem Handwerker, dem ehemaligen Industriearbeiter, von der Maschinengemeinschaft und von der Molkereigenossenschaft, dem Siedlungsberater und der Politik, vom Bauer und Städter. Durch die gemeinsame Arbeit mit den Siedlern haben sie, unterstützt durch eine gründliche Vorbereitung, wirklich einen Einblick gewonnen und durch eine sehr geschickte Art der Aufzeichnung können sie viele der Äußerungen und Reden im unmittelbaren Wortlaut wiedergeben. Dadurch gewinnt das Buch eine außerordentliche Anschaulichkeit und Lebendigkeit, die nicht — wie so oft bei Reportagen — dem journalistischen Geschick der

Darstellung, sondern der wirklichen Nähe zu den Menschen und Dingen zu verdanken ist. Dieser fesselnde Bericht ist nicht nur für Büchereien aller Größen, sondern auch für Arbeitsgruppen, Arbeitslager und alle die Gelegenheiten, bei denen Interesse und Kenntnisse über die Siedlung und die Siedler vermittelt werden sollen, ein höchst wertvolles Hilfsmittel, das durch seine Unmittelbarkeit und Aufrichtigkeit zu weiteren Fragen anregen wird.

Hans Hofmann

Mitteilungen

Wichtige Entscheidung. Der Direktor der Städtischen Büchereien in Frankfurt (Oder) teilt mit: Beim Schiedsgericht des Preußischen Oberverwaltungsgerichts hat der Magistrat zu Frankfurt (Oder) auf Entscheid angetragen gegen eine Verfügung des Regierungspräsidenten zu Frankfurt (Oder), die etwa vor Jahresfrist das Gehalt unserer Bibliothekarinnen aus Gruppe A 4b nach Gruppe 5 der Preußischen Besoldungsordnung herabgesetzt hatte. In seiner Entscheidung vom 8. Nov. 1932 hat nun dieses Schiedsgericht die Besoldung unserer Bibliothekarinnen nach Gruppe A 4b der Preußischen Besoldungsordnung entsprechend den Bibliotheksobersekretärinnen im Staatsdienst wiederhergestellt, und zwar hat dieses Schiedsgericht ohne mündliche Verhandlung seinen Spruch auf Grund meines Schriftsatzes gefällt, der die bekannten Gründe der Gleichstellung klarlegte. Damit ist also die Berechtigung der Gleichstellung der geprüften Bibliothekarinnen im Volksbüchereidienst mit den Obersekretärinnen im staatlichen Bibliotheksdienst anerkannt. Diese Entscheidung ist wichtig, da sich bei allen ferneren Gehaltsstreitigkeiten die Bibliothekarinnen des volkstümlichen Büchereidienstes auf diese maßgebende Entscheidung beziehen können. Dieses Schiedsgericht beim Preußischen Oberverwaltungsgericht kann allerdings nur von einer Behörde angerufen werden, nicht aber von einem Bibliothekar, dessen Gehalt von der ihn anstellenden Behörde (Stadtverwaltung) herabgesetzt worden ist.

Praktikantenausbildung. Durch Erlaß des Preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung (Staatl. Prüfungsausschuß, T. P. 1150/32 vom 26. 12. 32) sind die Städtischen Volksbüchereien und Lesehallen in Kassel zur Ausbildung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien zugelassen.

Ostwald, Lebenslinien. Diese Selbstbiographie Ostwalds, die in Nr. 2 dieses Jahrganges (S. 133) eingehend besprochen wurde, hat der Verlag Klasing & Co., Berlin, nunmehr in einer ungekürzten Volksausgabe in einem Bande zum Preis von 6.80 RM. (bisher drei Bände je 7.— RM.) herausgebracht.

Neuerscheinungen. Vor kurzem hat die Deutsche Zentralstelle eine zweite Liste Neuerscheinungen für die volkstümliche Bücherei herausgegeben, auf die die Leser der „Hefte" mit besonderem Nachdruck aufmerksam gemacht werden. Die Liste bietet eine erste Übersicht auch über die letzten Neuerscheinungen, für die z. T. erst in den nächsten Nummern der Hefte Besprechungen erscheinen werden. Nähere Angaben siehe auf der dritten Umschlagseite.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Das Institut für Leser- und Schrifttumskunde veröffentlicht seine für die Fachwelt bestimmten Beiträge in den „Heften". Für diese Beiträge liegt die sachliche Verantwortung bei der Leitung des Instituts. Sie sind durch den Zusatz „Institut" gekennzeichnet.

Dieses Heft enthält Beiträge von Dr. H. von Bracken, Braunschweig, Siegfriedstr. 4; Dr. H. Curth, Berlin-Charl., Knesebeckstr. 90; Dr. G. Dröscher, Leipzig C 1, Grenzstr. 3; Prof. Dr. Th. Geiger, Braunschweig, Hildebrandstr. 45; Chr. Göbbels, Leipzig N 22, Richterstr. 8; Dr. Walter Hofmann, Leipzig N 22, Richterstr. 8; Dr. P. Langendorf, Leipzig N 22, Richterstr. 8; Prof. H. Martin, Cleveland (Ohio), Western Reserve University; H. Pieritz, Berlin-Neutempelhof, Schulenburgring 126; Dr. B. Rang, Köln-Thielenbruch, Waldhausstr. 40; Dr. Ewald Roellenbleck, Darmstadt, Pädagogstr. 1; M. Schlesinger, Leipzig S 3, Steinstr. 54; Dr. W. Springmann, Wuppertal-Elberfeld, Kasinogartenstr. 2; Dr. E. Thier, Leipzig W 31, Birkenstr. 9, Christ. Tränckner, Lindenthal bei Leipzig, Heinrichstr. 8.

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Hofmann, Berlin W 35. Potsdamer Str. 120; Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E. V., Leipzig N 22, Richterstr. 8; Druck von Radelli & Hille, Leipzig

Volksbildung, Volksbücherei, Volkwerdung

Leitsätze

zur Politik der deutschen Volksbücherei in der Epoche der deutschen Revolution

(Institut)

Erster Teil

Nationale Revolution, Volkwerdung und Volksbildung

„Volksbildung ist nicht Bildung weniger oder vieler Einzelner im Sinne überkommener Bildung und Kultur, sondern Volksbildung ist Formung des Volkes zur Volkheit. Was Volkheit, Volksform schafft, ist der Volksbildungsarbeit willkommen, was Volkheit nicht schafft, ist ihr gleichgültig, was Volkheit zerstört, lehnt sie ab." [1]

I.

1. Einfache staatspolitische Einsicht ist es, die in dieser Stunde die Volksbücherei, wie jede andere Institution, jede Volksschicht und jeden Einzelmenschen zwingt, sich hinter die Regierung der nationalen Erhebung zu stellen.

2. Bricht diese Regierung zusammen, dann bricht das Chaos mit unausdenkbaren Folgen über Deutschland herein. Gegenseitige Vernichtung im Innern, endgültige Zertrümmerung von außen. Deutschland wäre endgültig verloren, mit alledem, was wir als Deutsche sind, wollen, lieben und verehren.

3. In einem solchen Moment tödlicher innen- und außenpolitischer Gefahr ordnet sich auch der, der das bedrohte Schiff einen andern Kurs gesteuert sehen möchte, der Führung des Schiffes unter.

II.

4. Unabhängig von dem zwingenden Gebot staatspolitischer Notwendigkeit muß die deutsche Volksbildung die nationale Revolution anerkennen und sich in sie eingliedern.

[1] Walter Hofmann, Volksform und Bildungsform. Leitsätze von St. Martin. Hefte für Büchereiwesen. 1923.

5. Soweit die deutsche Volksbildung geleitet war vom Gedanken „gestaltender Volksbildung“, soweit sie also antiliberal und antimanchesterlich eingestellt war, muß sie grundsätzlich den Staat, der es unternimmt, das deutsche Volk unter einheitlicher Führung wieder zur Nation zu formen, bejahen. Wie das manchesterlich-liberale Sozialdenken, so steht das formal-demokratische Staatsdenken, stehen Parlamentarismus und Wahlurnenaktivität im unüberbrückbaren Gegensatz zum Denken gestaltender Volksbildung[1].

6. Die deutsche Volksbildung als gestaltende Volksbildung ordnet sich daher, unabhängig vom Gebot der Notstunde, in den neuen willenskräftigen, wirklich geführten Staat ein. Sie erkennt grundsätzlich an, daß ihre Arbeit sich nicht mit den Notwendigkeiten dieses Staates in Widerspruch setzen darf.

III.

7. Die eigentliche Aufgabe der Volksbildung liegt aber nicht beim Staat, der für die Heranbildung eines Staatsvolkes seiner spezifischen Mittel und Wege bedarf, sondern beim Volk. Die Volkwerdung, die Bildung der atomisierten Massen zum Volke, das ist das dringendste Anliegen der hier gemeinten Volksbildung. Volksbildung als Volk-Bildung. Der machtvoll geführte totale Staat wäre auch denkbar bei machtpolitischer Zusammenfassung der einzelnen individuellen Atome, die dann aber doch Atome blieben. (Soweit erkennbar, ist der sowjetrussische Staat ein solcher totaler Staat mit atomisiertem Volksinhalt.) Aber damit würde dieser Staat seinen eigentlichen Sinn verfehlen. Der Staat bedarf nicht nur der staatlich disziplinierten Masse, sondern ebenso des lebendigen, organisch wachsenden, in echter Gemeinschaft gebundenen Volkes. Der Staat wird sich um solche Volk-Bildung selbst zu bemühen haben — die Volksbildung als Volk-Bildung hat hier ihren eigentlichen Einsatz.

8. Die Deutschen sind seit mehr als hundert Jahren kein Volk mehr. Sie sind es nicht gewesen, als ein machtvoller Staat ihre materielle Existenz schützte. Deutschland ist seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts von einer tödlichen Krankheit befallen gewesen, von der der Kapitalismus und sein Gegenspieler, der Marxismus, nur die Symptome waren. Die plastische Kraft der Seele war angegriffen, die Ganzheit der menschlichen Existenz wurde vergessen und verleugnet, Ratio wurde das Mittel, Wohlfahrt und Wohlleben wurden der Inhalt der Lebensordnung. In dieser Schein-Lebensordnung ging jede echte, von menschlicher Ganzheit bestimmte Lebensführung zugrunde, und in der Schein-Lebensordnung mußte sich das Volkstum auflösen in sich tödlich befehdende Klassen, von denen aber jede das gleiche Ziel (das Wohlleben) mit den gleichen Mitteln (der Ratio) erstrebte. Wo plastische Kraft der Seele erloschen, wo menschliche Ganzheit zerstört ist, ist echte Volksgemeinschaft das schlechthin Unmögliche. Daher kann auch Bildung zum Volke nicht durch „Maßnahmen“ der Volksbildung geschehen, sondern nur durch eine Wandlung, einen Heilungsprozeß in der Tiefe des Volkslebens selbst. Weil wir glauben, daß in der nationalen Erhebung sich der Beginn einer solchen Wandlung ausdrückt, daher muß Volksbildung, die Volk-Bildung sein will, die nationale Erhebung bejahen.

[1] Zur gestaltenden Volksbildung siehe Walter Hofmann, Gestaltende Volksbildung. Archiv für Erwachsenenbildung. 1925.

9. Diese Wandlung erblickt die Volksbildung in der seit Generationen in Deutschland unerhörten Tatsache, daß in einer großen Volksbewegung Volk sich zu Volk, bisher klassenmäßig sich schroff gegenüberstehende Schichten im Willen zur Gemeinschaft gefunden haben, daß kaltschnäuzige Härte von oben, verbitterter Haß von unten einem Sichfinden in einer gemeinsamen menschlich-volkhaften Zielsetzung gewichen sind.

10. Diese Wandlung drückt sich für das Auge des Volksbildners weiterhin darin aus, daß die deutsche Jugend, die nach dem Kriege vollständig in blasierter Ich- und Genußsucht zu versinken drohte, wieder echte Jugend mit Gläubigkeit und Einsatzbereitschaft geworden ist und daß gerade in dieser nationalsozialistischen Jugendwelt Klassenhochmut und Klassenhaß dahingeschmolzen sind.

IV.

11. Aber mit alledem ist die nationale Erhebung doch nur erste Stufe der Wiedergeburt, ist nicht schon diese Wiedergeburt selbst. Zwei Aufgaben sind gestellt. Erstens: die Gemeinschaft des Kampfes, die die Menschen der nationalen Revolution in den letzten 14 Jahren zusammengeschmiedet hat, muß sich bewähren als Gemeinschaft des Alltags. In allen Schichten und Dimensionen des Alltags muß an Stelle der liberalistisch-manchesterlichen Lebensordnung eine Ordnung echter Bindungen entstehen, in diesen Bindungen muß menschliche Ganzheit sich entfalten können, wie sie sich in ihnen bewähren muß.

12. Zweitens. Von der neuen Gemeinschaft und der neuen Lebensordnung müssen nun auch die erfaßt werden, die bisher der nationalen Bewegung als Gegner gegenüberstanden. Das, was die Menschen der einen Volkshälfte innerlich zusammengeschlossen hat, hat sie zugleich von der anderen Volkshälfte getrennt. An Stelle der horizontalen Klassenscheidung ist eine vertikale weltanschaulich-politische Scheidung getreten. Wird diese Scheidung nicht wirklich innerlich überwunden, dann ist die deutsche nationale Revolution, auf ihre letzten und höchsten Ziele hin betrachtet, mißglückt.

13. Das Gelingen der zweiten Aufgabe aber hängt wesentlich von dem Gelingen der ersten ab, hängt davon ab, ob in echter Wiedergeburt die neue Lebensordnung wirklich kommt, in der der Mensch zu sich selbst, zu seinem Volke und seinen Volksgenossen, zu Gott zurückfinden kann.

14. Diese Wiedergeburt kann nicht gemacht werden, aber sie kommt auch nicht, wenn wir, auf sie wartend, die Hände in den Schoß legen. Die Arbeit muß an den beiden äußersten Polen des gesellschaftlichen Lebens einsetzen: auf den Gebieten der Wirtschaft und der konkreten Sozialordnung müssen die Neuordnungen begonnen werden, ohne die der deutsche Mensch nicht zu sich selbst und zu einem neuen Wachsen und Blühen kommen kann. Zugleich aber muß der Einzelmensch in seinem Innern angesprochen werden, damit die Wiedergeburt sich in jedem Einzelnen wirklich vollziehe. Aus verhärteten und verkrusteten Zeitgenossen — und auch wer durch die nationalpolitische Bewegung schon angesprochen ist, kann in manchen Schichten seiner Existenz verhärtet und verkrustet, liberalistisch aufgelöst und atomisiert sein — aus solchen Zeitgenossen müssen Volksgenossen werden, innerlich

bereit, das neue Werden nicht nur in einer Schicht der menschlichen Existenz, sondern in der menschlichen Ganzheit zu bejahen.

15. Diese Erweckung und diese Wachhaltung innerer Bereitschaft, das ist das eigenste Anliegen der gestaltenden Volksbildung, der Volks-Bildung als Volk-Bildung. Sie bildet damit das Volk der neuen Lebensordnung entgegen, gewährleistet, daß die neue Ordnung mit innerer Bereitschaft gewollt, bejaht, erfüllt und gestützt wird.

16. Diese volkbildende Volksbildung kann nur von Männern und Frauen betrieben werden, die das Elend des manchesterlich-liberalen Zeitalters am eigenen Leib, in der eigenen Seele gespürt haben, von Männern und Frauen, in denen das neue Leben selbst sich regt, von Männern und Frauen, die das Organ für jede echte organische wachstümliche Äußerung des Lebens in Geschichte, Kunst, Kultur, Sitte und Brauch unseres Volkes haben, von Männern und Frauen, die die heilige Form gewachsenen Lebens von der gemeinen Fabrikware unterscheiden können, von Männern und Frauen, die den Sinn der historischen Stunde, den tiefsten Sinn der nationalen deutschen Revolution begriffen haben.

Zweiter Teil

Volksbücherei und Volkwerdung

„Im Mittelpunkt des Denkens des Volksbibliothekars steht nicht die ‚Bibliothek', sondern ‚das Volk'. Das Volk nicht als eine Schicht des Gesamtvolkes, vor allem nicht als die Schicht der ‚kleinen Leute', sondern eben als das Gesamtvolk selbst. Das Gesamtvolk nicht als die zerklüftete, in Auflösung begriffene ‚Gesellschaft' von heute, sondern als die neue Volkheit von morgen, wie sie aus den Kräften des Volkstums in der Auseinandersetzung mit dem gesamten Weltwerden erwachsen soll. Die volkstümliche Bücherei ist die volkdienende Bücherei." [1]

I.

17. Die Idee der Volksbücherei ist ausgesprochen in der Programmschrift „Das Gedächtnis der Nation"[2]. Das Schrifttum ist das Gedächtnis der überindividuellen Gebilde, ist das Gedächtnis des größten und ehrwürdigsten irdischen überindividuellen Gebildes, der Nation. Die Volksbücherei, auch öffentliche Bücherei genannt, hat dieses Gedächtnis zu pflegen, für seine ungehemmte Leistung Sorge zu tragen. Worin es begründet ist, daß der Volksbücherei diese Aufgabe heute vor allem zufällt, kann hier nicht noch einmal dargelegt werden. Genug, daß diese Aufgabe in der ganzen Welt heute erkannt ist. Im „Gedächtnis der Nation" heißt es hierzu, nach Schilderung und Begründung dieser Aufgabe im einzelnen: „Und daher die Entwicklung und Pflege der öffentlichen Bücherei bei den alten Kulturnationen, die in den ungeheuren Strudel und Umsturz der neuen Zeit hineingestellt sind, bei den jungen

[1] Walter Hofmann, Die volkstümliche Bücherei. Ihr Sinn, ihr Buch und ihre Bibliothekare. In: Der Volksbibliothekar. 1927 bei Quelle & Meyer.

[2] Walter Hofmann, Das Gedächtnis der Nation. Ein Wort zur Schrifttumspflege in Deutschland. 1932 bei Eugen Diederichs.

Völkern, die um ihren Platz im Kreise der Nationen ringen, bei den um ihre Wiedergeburt ringenden Völkern, die, einst groß und führend, heute zu Abhängigkeit und Ohnmacht verurteilt sind". Auch das neue Deutschland wird die Stätte planmäßiger Pflege des Gedächtnisses der Nation nicht entbehren können.

18. Da es sich bei dem Gedächtnis der Nation um die ganze Nation, nicht um einzelne Gruppen, Klassen, Schichten handelt, muß sich auch die Volksbücherei, die Pflegestätte dieses Gedächtnisses ist, an die ganze Nation wenden. Das Wort „Volk" im Namen Volksbücherei ist also kein Klassen- oder Schichtbegriff, es hat hier nicht einen einschränkenden und ärmlichen, sondern einen hohen und umfassenden Sinn. Im „Gedächtnis der Nation" heißt es hierzu: „Die öffentliche Bücherei als Stätte lebendiger Schrifttumspflege ist universal, so wie das Volksganze und sein Gedächtnis, das Schrifttum, selbst universal ist. Sie ist einmal universal im Blick auf die Gruppen und Schichten, in die sich die Nation aufteilt. Abgesehen vom Bezirk der fachmännisch betriebenen Wissenschaft und ihrem besonderen fachwissenschaftlichen Literaturbedürfnis gibt es keine Gruppe und keine Schicht, für die das Schrifttum heute nicht unübersehbar geworden wäre. Individuelle Ausnahmen sind kein Gegenbeweis. Wer zweifeln sollte, beobachte das Leben solcher deutscher öffentlicher Büchereien, die ihre Aufgabe ernsthaft zu erfüllen suchen. In den Städtischen Bücherhallen zu Leipzig z. B. macht keine andere Lesergruppe von der hier durch Auswahl, Ordnung, Vermittlung gebotenen Möglichkeit, Übersicht über das Schrifttum zu gewinnen, lebhafteren Gebrauch als die Gruppe der Lehrer, Ärzte, Juristen, Schriftsteller, Künstler."

19. Dieser ihr volksuniversaler Charakter bestimmt konkrete Arbeitsaufgaben und innere Problematik der Volksbücherei. Er darf auch bei allen folgenden Ausführungen nicht außer acht gelassen werden. Mancher der folgenden Sätze würde ganz unverständlich sein, wenn man beim Wort „Volk" in dem Namen Volksbücherei doch wieder nur an die kleinen Leute von ehedem, mit ganz bestimmt eingeschränkten Bedürfnissen denken würde.

20. Weil die deutsche Volksbücherei der Volksganzheit dient, muß sie eine gegliederte Bücherei sein. Denn diese Ganzheit ist selbst ein in sich Gegliedertes: die Altersklassen, die biologischen Gruppen, die sozialen Schichten und Kreise.

21. Die Volksbücherei schließt diese Kreise, Gruppen, Schichten in sich. Sie faßt sie nicht nur technisch formal zusammen, sie durchdringt sie vielmehr mit der einen Zielsetzung der in sich geeinten Nation und der Echtheit und Lebendigkeit des konkreten Menschen innerhalb der geeinten Nation.

22. Aber innerhalb des Volksganzen wechselt mit den einzelnen Kreisen, Schichten und Gruppen zwar nicht das Ziel, wohl aber der konkrete Ansatzpunkt und die Methode der Arbeit. Es wechselt auch Richtung und Grad der mit der Büchereiarbeit gesetzten pädagogischen Verpflichtung: dem Jugendlichen dient anderes als dem Erwachsenen, dem Manne anderes als der Frau, dem Handarbeiter anderes als dem Kopfarbeiter, so wie, aufs Ganze der deutschen öffentlichen Bücherei gesehen, dem Bauern anderes dient als dem Städter, dem Süddeutschen anderes als dem Norddeutschen usw.

23. Diese gegliederte und in volkspädagogischer Verantwortung wirklich „geführte" Bücherei ist die deutsche Form der Volksbücherei innerhalb des internationalen Büchereiwesens. Sie ringt insbesondere mit der englischen und amerikanischen Form, die bei großartigster äußerer Entfaltung doch in der manchesterlich-liberalen Geisteshaltung, dem Laissez faire, laissez aller steckengeblieben ist und in diesem Sinne auch das deutsche Volksbüchereiwesen in seinen Anfängen beeinflußt hat. Mit der endgültigen Überwindung des Liberalismus in Deutschland wird auch diese manchesterlich-liberale Volksbüchereiform in Deutschland endgültig überwunden werden, und von Deutschland wird für alle die Staaten, die sich vom Liberalismus abwenden, die gegliederte und geführte Bücherei ausgehen, die weit und universal ist, deren Weite und Universalismus sich aber nicht in ein geistiges Chaos auflöst.[1]

II.

24. Der oberste inhaltliche Leitgedanke der deutschen Volksbücherei ist Deutschland, der deutsche Mensch, das deutsche Volk, der deutsche Staat. Dieser Leitgedanke bestimmt die Auswahl der deutschen Volksbücherei an erster Stelle.

25. Ihm zur Seite tritt als alles durchdringender Leitgedanke der Gedanke der Echtheit. Lagarde hat das „Echte" gleichgesetzt mit dem „völlig Deutschen" und die Liebe zum Echten als die Grundlage eines „offenen Bundes" bezeichnet, von dem aus Deutschlands innere Erneuerung ausgehen müsse. Streit kann darüber entstehen, was im einzelnen Falle das Echte ist, nicht aber darüber, daß stets nur das Echte die öffentliche Pflege in der deutschen Volksbücherei in Anspruch nehmen darf. Gemütskitsch, religiöser Kitsch, vaterländischer und patriotischer Kitsch verleugnen den Grundwert der Deutschheit, unterhöhlen die Deutschheit, vergiften die Deutschheit und gehören daher nicht in die deutsche Volksbücherei[2].

26. Das Echte und das Deutsche, — diese Maßstäbe schließen von der deutschen Volksbücherei zugleich aus das Nihilistisch-Zersetzende, das Asphaltliteraten- und Ästhetentum. „Wurzellose Literaten und Ästheten sind nicht die Männer, in deren Hände das Schicksal der deutschen volkstümlichen Bücherei gelegt werden darf."[3] Diese Sätze, im vollen Einklang stehend mit allen anderen Kundgebungen der gestaltenden und volkverpflichteten deutschen Volksbücherei, lassen über die geistig-seelisch-sittliche Grundhaltung dieser Bücherei, wie sie bisher schon war, keinen Zweifel aufkommen. Aber Abweisung des Nihilistisch-Zersetzenden, des Asphaltliteraten- und Ästhetentums bedeutet nicht, daß das Programmatisch-Osten-

[1] Siehe hierzu Walter Hofmann, Der Weg zum Schrifttum. Verlag der Arbeitsgemeinschaft. 1. Auflage 1922.

[2] Der Kernforderung der Echtheit und der Ablehnung des Kitsches in der deutschen Volksbücherei — eine Forderung, die heute nahezu Allgemeingut aller deutschen Volksbibliothekare, insbesondere auch der jüngeren, ist — galt die schon vor einem halben Menschenalter erschienene Schrift: Walter Hofmann, Buch und Volk und die volkstümliche Bücherei. Leipzig 1916. Siehe auch den Auszug aus „Buch und Volk" im „Anhang" zu diesen Leitsätzen.

[3] In: Walter Hofmann, Der Weg zum Schrifttum. 1. Auflage 1922.

tativ-Gesunde zum Maßstab der sachlichen Entscheidungen gemacht werden dürfe. Volkhaft schöpferische Kräfte können in Werken lebendig sein, die fern jeder volkhaften oder nationalen Programmatik sind, und der Wurm der Zersetzung kann in Werken sein, die sich mit einer volkhaft nationalen Programmatik drapieren. Und in einem großen, edlen, reichbegabten Volk wie dem deutschen hat neben dem Hellen, Kraftvollen und Starken auch das Leise, das Versonnene, ja auch das Problematische, das Dunkle und Schwere Platz. Faust wird nur dadurch ganz Faust, daß er Mephisto neben sich hat. Keine äußeren Maßstäbe können hier die richtige Entscheidung sichern, sondern nur das lebendige Gefühl, die innere Sicherheit, die ausgebildete Sachkennerschaft wesenhaft deutscher Menschen. Und in der gegliederten Bücherei werden diese Menschen dann auch dahin wirken können, daß der noch Unsicher-Werdende durch die Problematik nicht verwirrt, der Schlicht-Einfache durch die Differenzierung nicht bedrückt wird, während dem Entwickelten und Differenzierten ohne Gefahr die Welten geöffnet werden können, die seinem Entwicklungsstand gemäß sind.

III.

27. Die deutsche Volksbücherei ist kein Kindergarten, der elementare Erziehungsaufgaben zu erfüllen hat; sie ist keine Schule, die alle anwesenden Schüler gleichzeitig dem Einfluß des Wortes und der Persönlichkeit des Erziehers unterwirft; sie ist keine Kultstätte wie die Bühne, die große Massen gleichzeitig, ohne daß der anwesende Einzelne ausweichen könnte, unter die Suggestion derselben Kulthandlung stellt. So sehr die Bücherei ihren Blick auf das Ganze gerichtet hält, so sehr sie viel mehr als Kindergarten, Schule, Bühne die Ganzheit des gegliederten Volkes erfaßt, so sicher wird sie doch in der konkreten Benutzung vom Einzelnen in Anspruch genommen, — vom Einzelnen in einer konkreten Situation seiner individuellen Existenz. Die Bücherei hat keine Schülerklasse, keine Hörerschaft, keine Zuschauermasse, sondern sie hat den „Leser". Sie ist die notwendige Ergänzung all der ebenso notwendigen Institutionen und Einrichtungen unmittelbarer Massenformung. Sie erzieht nicht so sehr, als sie vielmehr den Einzelnen bildet, d. h. seine einmalige gottgegebene Individualität in der Masse zur Entfaltung bringt, dieser damit erst wirkliche Substanz verleihend, verhindernd, daß Masse aus nichts anderem als aus Massenmenschen, aus Klischees besteht. So vorbehaltlos sich die deutsche Volksbücherei zum neu werdenden nationalen Staat der Deutschen zu bekennen hat, so unerschütterlich steht sie auf dem Boden des Lagardeschen Bekenntnisses: „Das ist unumstößlich gewiß, daß die Zukunft der irdischen Geschichte, die Zukunft Deutschlands an den einzelnen Menschen hängt, nicht an der Schulung der Massen, welche schließlich ja doch nur aus einzelnen Menschen bestehen, nicht am Staate, nicht an der Verfassung, nicht am Papste, nicht an irgend etwas, was nicht unmittelbar aus Gottes Hand gekommen ist." Der Einzelne ist nichts ohne sein Volk, das Volk ist nichts ohne den in sich ebendigen und ausgeformten Einzelnen — diese beiden Sätze gehören unauflöslich zusammen, wenn wieder echtes Volk werden soll. Die Bücherei aber hat ihren unmittelbaren konkreten Ansatzpunkt bei dem Einzelnen, seiner individuellen geistig-seelischen Lage, seiner konkreten Lebenssituation.

28. Diese Tatsache gibt der Volksbücherei die Verpflichtung geistiger Weite und geistigen Reichtums. In die deutsche Volksbücherei hat einzugehen der Reichtum des geschichtlich gewordenen geistigen und seelischen Lebens des deutschen Volkes. Nur wenn sie so eine deutsche Volksbücherei ist, kann sie ihren Teil zur echten Volkwerdung des deutschen Volkes beitragen — den Teil gerade, den die anderen Institutionen der geistigen Lebensfürsorge und Lebensformung schon ihren technischen Bedingungen und ihren generellen Methoden nach beizutragen nicht in der Lage sind.

29. Die Volksbücherei ist aber nicht nur Stätte der Menschen- und Volksbildung im engeren und ausgesprochenen Sinne. Von den Aufgaben des Alltages — des Berufes, der praktischen Lebensbewältigung — bei deren Lösung Buch und Bücherei manche wichtige Hilfe leisten können, kann hier abgesehen werden. Diese Sparte der Büchereiarbeit bietet zwar fachlich-organisatorische, nicht aber volkspädagogische Schwierigkeiten im höheren Sinne. Nicht übergangen werden darf aber die Funktion der Volksbücherei als Stätte der Information. Das Weltbild des 20. Jahrhunderts wird bestimmt durch eine gewaltige Fülle technischer, wirtschaftlicher, historischer und geographischer Tatsachen. Kein einzelner Mensch ist imstande, diese Fülle der Tatsachen zu erfassen und zu verarbeiten. Der Einzelne kann lediglich, von der konkreten Situation seines Lebens aus, an bestimmten dieser Tatsachen teilnehmen. Das Ganze wird bewältigt auf dem Wege einer umfassenden elastischen Arbeitsteilung und Arbeitsverknüpfung. Hier versagen wiederum die Instrumente und Institutionen der Erziehung und der Massenformung. Je mehr sie sich mit diesen Aufgaben der Unterrichtung und Information belasten, um so schwerfälliger, komplizierter und auch kostspieliger werden sie. Viele Erkrankungserscheinungen der Schule beruhen darauf, daß sie alle Notwendigkeiten der Unterrichtung und Information, die, nicht vorhersehbar, vom konkreten Leben selbst gestellt werden und dort erst richtig gelöst werden können, vorwegnehmen wollte. Da aber zahlreiche notwendige und wichtige Informationen über technische, wirtschaftliche, historische und geographische Tatsachen im ständig in dieser Richtung weiterwachsenden Schrifttum festgehalten sind, und da die Bücherei die Stätte ist, die den Einzelnen in konkreten Situationen seines Lebens erfaßt, kann sie auch die Stätte einer auf den Einzelnen gesehen individuellen, auf das Ganze gesehen universalen Unterrichtung und Information sein. Damit entlastet sie Schule, Bühne, Film und Rundfunk von Aufgaben, die diese Institutionen, infolge des generellen Charakters ihrer Arbeit, niemals ausreichend leisten können, und damit dient sie der spezifischen Entwicklung dieser anderen Institutionen der Erziehung und der unmittelbaren Massenformung. Indem aber der Volksbücherei diese Aufgabe der Unterrichtung und Information zufällt, kommt zu der geistigen Weite und dem geistigen Reichtum, den sie kraft ihrer Aufgabe, Stätte der Bildung zu sein, hat, noch eine Weite und ein Reichtum in gegenständlicher Hinsicht.

30. Diese geistige und gegenständliche Spannweite könnte die deutsche Volksbücherei nicht haben, wenn sie die ungegliederte Bücherei wäre. Das geistig-seelische Wachsen in Weite und Freiheit ist Sache des Erwachsenen, ist Sache des Mannes, ist vor allem Sache des erwachsenen Mannes. Dem

Jugendlichen und der Frau würde die Weite und Fülle in der Mehrzahl aller Fälle nicht Gewinn, sondern Gefahr werden. Indem die deutsche Volksbücherei eine gegliederte Bücherei ist, hat sie die Möglichkeit, den des Schutzes bedürfenden Gruppen geistige Hilfe im schützenden, enger gezogenen Rahmen zuteil werden zu lassen, dem erwachsenen Manne aber die dem Manne gemäßen Möglichkeiten geistigen Werdens zu geben. Und auch innerhalb der Männerwelt hat die gegliederte Volksbücherei die Möglichkeit, den geschulten Schichten und den starken Einzelpersönlichkeiten größere geistige Auslaufsmöglichkeiten zu geben, als für die Masse und den Durchschnitt gut ist.

IV.

31. Die innere deutsche Einheit ist eine Aufgabe, kein Zustand. Sie ist, wie Lagarde meinte, die vornehmste Aufgabe des deutschen Volkes, aber auch, wie derselbe Lagarde meinte, eine Aufgabe von Jahrhunderten. Wir hoffen, daß die nationale Revolution der Beginn einer Wiedergeburt des deutschen Volkes ist, aus der auch die innere Einheit als edelste Frucht hervorgeht, und doch, im Gegenteil zu Lagardes Glauben, nicht erst in Jahrhunderten.

32. Aber Aufgabe und Ziel hier, Weg zum Ziel dort, das sind zwei Dinge, die streng unterschieden werden müssen, wenn nicht die Aufgabe verfälscht, das Ziel verfehlt werden soll. Der Weg wird zwar bestimmt durch Aufgabe und Ziel. Das ist selbstverständlich. Aber er wird, in keiner Lebenssituation, niemals allein durch Aufgabe und Ziel bestimmt. Ebenso wird er bestimmt durch den konkreten geschichtlich-sozialen Ort, von dem aus die Aufgabe erblickt wird, von dem aus dem Ziele zugestrebt wird. Würde die Volksbildung der nationalen Erhebung diese elementare Grundweisheit übersehen, dann würde sie zu den Schwierigkeiten, die sich der Erreichung eines so gewaltigen Zieles ohnedies entgegenstellen, noch einmal Schwierigkeiten größten Ausmaßes häufen und damit die Erreichung des Zieles, die Lösung der gestellten Aufgabe selbst gefährden.

33. Aber von der Frage des Weges aus ergeben sich für die deutsche Revolution und mit ihr für die deutsche Volksbildung und auch für die deutsche Volksbücherei eine Reihe der schwersten Probleme. Vom Problem der konfessionellen Zerspaltung und deren Folgen für Einheit der Volksbildung und damit auch der Volksbücherei soll hier nicht gesprochen werden, obwohl auch dieses Problem heute erneut gestellt und erneut praktisch gelöst werden muß. Vom Orte der deutschen Volksbücherei aus gesehen in diesem Augenblick dringender ist das Problem des marxistisch-sozialistischen Arbeiters. Wohlverstanden: nicht des Marxismus, sondern des bisher vom Marxismus politisch geführten Arbeiters. Der Marxismus ist für die gestaltende Volksbildung kein Problem, ist es nie gewesen. Die Idee der Gestalt, die der gestaltenden Volksbildung zugrunde liegt — „in der Gestalt spricht sich aus ein lebendiger Gedanke Gottes in der zeitlichen Form der Erscheinung“[1] — und der materialistisch-mechanische Gedanke des Marxismus schließen sich gegenseitig absolut aus. Schon 1921 hat daher Verfasser dieser Leitsätze geschrieben: „Der Sozialismus der Marxisten ist ja durchaus ein Kind, ja richtiger: ein

[1] Walter Hofmann, Zur Volksbildung. Deutsches Volkstum 1932.

Sklave des entgotteten mechanistischen Zeitalters"[1]. Aber gerade weil der Marxismus für die gestaltende Volksbildung das schlechthin Sinnwidrige und Lebensfeindliche ist, darf sie mit um so größerem Recht von ihrer Sorge um den marxistisch-sozialistischen Arbeiter und von ihrem Wissen um diesen Volksbruder sprechen.

34. Vieltausendfältige Erfahrung hat bewiesen, daß diesem Arbeiter die abstrakt-konstruktivistische Dogmatik des Marxismus vollständig fremd und unverständlich blieb. Aber in einer Zeit, in der der deutsche Arbeiter von dem industriell-kapitalistisch hochstürmenden Deutschland und, von seltenen Ausnahmen abgesehen, auch von der offiziellen Kirche im Stiche gelassen wurde, in dieser Zeit war dem deutschen Arbeiter in dem Sozialismus der marxistischen Parteien eine „Ersatzkirche" entstanden, in die er nun seine ganze naiv-volkhafte Gläubigkeit hineintrug. Die Schriften von Karl Marx und das weitaus meiste, was sich an ihn anschließt — auch das sog. Populäre — war wie eine in lateinischer Sprache geschriebene Bibel, dem Laien nicht zu entziffern. Aber indem diese Bibel in der Ersatzkirche lag, wurde sie für diesen Teil unseres Volkes zum Symbol der Gläubigkeit. Eine materialistische Lehre, die, gerade von den besten und lautersten deutschen Arbeitern, idealistisch umgedeutet wurde, so wie sich umgekehrt in jeder echten Kirche ereignet hat und immer wieder ereignet, daß ihre Lehre von großen Teilen der Gemeinde materialistisch umgedeutet wird. Indem aber bei weiten und besten Teilen der deutschen Arbeiterschaft diese idealistische Umdeutung sich vollzog, wurde hier dem deutschen Arbeiter seine Glaubensfähigkeit erhalten, seine „Idealität", wie Lagarde sagte, d. h. die Fähigkeit, überhaupt Ideale zu haben. Wäre diese Idealität, diese Glaubensfähigkeit nicht gewesen, dann hätte sich die Arbeiterschaft in der liberalistischen Auflösung gänzlich zersetzt und atomisiert. Und dann würde in der deutschen Arbeiterschaft heute der Seelengrund, eben die Glaubensfähigkeit fehlen, ohne den eine echte menschliche Gemeinschaft, also auch die Volksgemeinschaft und die künftige echte Volkskirche in Wirklichkeit und Wahrheit nicht bestehen können.

35. Damit aber entsteht für jeden Volkspolitiker, also auch für den Volksbildner, der Volkwerdung meint, die mit schwerster Verantwortung belastete Frage: Wie kommen wir zu einer Überwindung der marxistischen Lehre, ohne die Glaubensfähigkeit, ohne die lebendige Idealität, die im deutschen Arbeiter lebendig ist, zu vernichten? Besteht aber nicht die Gefahr, daß diese Glaubensfähigkeit vernichtet wird, daß der deutsche Arbeiter in eine innere Anarchie getrieben wird, aus der es kein Aufwärts mehr gibt, wenn ihm die Symbole seines Glaubens, die ihm in Wirklichkeit unentzifferbare Lateinbibel, absolut genommen und zerstört werden? Besteht diese Gefahr nicht wenigstens so lange, solange das neue Deutschland noch nicht die Zeit gehabt hat, den bisher sozialistischen Arbeiter von dem Ernste, der Tragweite und der Fruchtbarkeit der nationalen und sozialen Revolution innerlich zu überzeugen?

36. In der Praxis der Volksbücherei gewinnt die hier aufgeworfene Frage noch ein anderes Gesicht. Der größte Stolz der echten deutschen Volks-

[1] Walter Hofmann, Laienbildung. Volksbildungsarchiv 1921.

bücherei war, daß sie keine Klassenbücherei, sondern das volksuniversale Institut war, auf dessen Boden sich, wie die Geschlechter, so auch alle Altersstufen, so auch alle Sozial- und Bildungsschichten und schließlich auch alle „Weltanschauungsgruppen" trafen. Indem diese Bücherei im Kerne, in der überwältigenden Mehrheit ihrer Bestände, in ihrer sittlichen, menschen- und volksverbundenen Haltung eine deutsche Volksbücherei war, hat sie für alle biologischen und sozialen Schichten wie auch für alle Weltanschauungsgruppen immanent eine deutsche Bildungsarbeit geleistet. Würde jetzt, bevor die innere Eingliederung des bisher sozialistischen Arbeiters in die neue Volksordnung gelungen ist, dieser Arbeiter aus der deutschen Volksbücherei moralisch hinausgedrängt, dann würden zwar der deutschen Volksbücherei noch große Aufgaben im Dienste des neuen Volkswerdens verbleiben, aber als volksuniversales Institut, das wie kein anderes die Volksganzheit umfaßte, wäre diese Volksbücherei zunächst zerstört. Alles muß dieser Volksbücherei daran liegen, daß auch der deutsche Arbeiter, der heute noch nicht für die neue Volksordnung gewonnen ist, Bürger bleibt der volksuniversalen deutschen Volksbücherei, daß er nicht in das Getto marxistischer Arbeiterbüchereien gestoßen wird, oder, wenn diese verboten würden, dann einem im Dunkel sich vollziehenden wilden Büchertausch von Hand zu Hand ausgeliefert wird. Immer wieder haben es die deutschen Volksbibliotheken erlebt, wie der seinem Dogma nach marxistische Arbeiter in der deutschen Volksbücherei Marx und Marxismus, diese in ihrer abstrakt konstruktivistischen Artung volksfremde Geisteswelt, gemieden und sich mit naiver Freude besten Schätzen deutschen Kulturgutes hingegeben hat. Das ging sogar so weit, daß dieser marxistische Arbeiter in dieser volksuniversalen Bücherei zum radikalen nationalistischen Schrifttum, als dem ihm im Grunde seiner Seele artgemäßeren, überging. Der kriegerische und nationale Kriegsbericht und Kriegsroman wurde in den Städtischen Bücherhallen zu Leipzig von sozialistischen und kommunistischen Arbeitern mit heller Begeisterung gelesen, und von den Hunderten von Entleihungen, die in diesen Bücherhallen schon im Jahre 1932 auf Hitlers „Mein Kampf" entfielen, kamen 40% auf Arbeiter, trotzdem 1932 die Leipziger Arbeiterschaft parteimäßig noch ganz überwiegend in den beiden marxistischen Arbeiterparteien organisiert war. Aber wäre Marx in den Beständen der Bücherei nicht vorhanden gewesen, dann hätte dieser selbe Arbeiter die Bücherei gemieden, und diese hätte an diesen Menschen ihre Arbeit der Eindeutschung nicht leisten können.

37. So ergibt sich die eigentümliche Antinomie: im Blick auf das Ziel, im Blick auf die Normen, die von heute ab die deutsche Volksordnung bestimmen sollen, hat die marxistische und ihr wesensverwandte Literatur in der deutschen Volksbücherei nichts zu suchen. Im Blick aber auf den Weg, den bestimmte Menschen zu dem jeder Diskussion entrückten Ziel geführt werden sollen, könnte in der klar strukturierten deutschen Volksbücherei ein Bestand an marxistischer Literatur für eine Übergangszeit sinnvoll erscheinen. Der Volksbibliothekar gleicht hier, in seiner Sorge, dem Arzt am Krankenbett, dem die Krankheit der zu bekämpfende Feind ist, der aber befürchten muß, mit einer Radikalkur den Kranken, der ja doch gerettet werden soll, selbst zu vernichten.

38. Diese Sorge der pflegerischen Pädagogik würde freilich unter einer Voraussetzung hinfällig werden. Dann nämlich, wenn es der nationalen und sozialen Revolution gelänge, jetzt schon die Gläubigkeit des deutschen Arbeiters machtvoll innerlich anzusprechen, die alten Symbole der Gläubigkeit durch neue Symbole, die Lateinbibel des Marxismus durch die Deutschbibel des deutschen Sozialismus zu ersetzen. Der gewaltige symbolische Akt des 1. Mai des Jahres 1933 gibt Recht zu der Hoffnung, daß der deutschen Revolution diese Umschaltung gelingt und daß damit auch in der deutschen Volksbücherei im Blick auf den bis gestern marxistischen Arbeiter an Stelle der pflegerischen Pädagogik des Arztes die heroische Pädagogik des Erweckers treten kann.

39. Die Entscheidung darüber, was im Blick auf den bisher marxistischen Arbeiter in der deutschen Volksbücherei geschehen soll, liegt heute, im sich formenden totalen Staate, freilich nicht bei den Bibliothekaren und den Volksbildungsleuten. Sie muß vom Ganzen her entschieden werden, von den Menschen und Instanzen her, die die Verantwortung für das Ganze tragen. Und wie auch die Entscheidung fallen wird, die deutschen Volksbibliothekare, die den neuen Staat und das neue Volkwerden bejahen, werden die Entscheidungen, die vom Ganzen her getroffen werden, zu den ihren machen. Das aber ist in diesem Augenblick gegenüber dem deutschen Arbeiter und damit gegenüber dem Ganzen der nationalen Revolution unsere, der Volksbibliothekare, Pflicht: denjenigen, die die Entscheidung zu treffen haben, ans Herz zu legen, die Frage des Weges, in dem Sinne, in dem hier von ihr gesprochen wurde, vor der endgültigen Entscheidung in ihrer ganzen nationalpolitischen Tragweite zu erwägen, von den besonderen Einsichten und Erfahrungen Kenntnis zu nehmen, die die deutschen Volksbibliothekare, denen es immer um die Volkwerdung ging, sich in ihrem Mühen um den deutschen Arbeiter erworben haben.

V.

40. In diesen Tagen hat eine der ehrfurchtgebietendsten Gestalten des deutschen Schrifttums, ein Mann, der zugleich lebendiger deutscher Volksbüchereiarbeit innerlich verbunden ist, ein Bändchen Gedichte erscheinen lassen, in denen die deutsche Not und die deutsche Hoffnung erschütternde, aber auch erhebende Worte gefunden haben[1]. Aus dem Gedichte „Eingang“ seien hier, zum Abschlusse dieses Bekenntnisses und dieses Aufrufes, zwei Strophen zitiert.

Ein groß Geschehn schickt Gott der Menschheit heut.
Das Haus zerbricht, in dem die Menschheit haust.
Das Haus der Menschheit wieder wird erneut.
An dir ist's Volk, daß du das neue baust.

. . . .

Ein großes Werk, mein Volk, hast du zu tun,
Und keiner stirbt, der nicht sein Werk vollbracht.
Hast du erfüllt, magst du im Grabe ruhn;
Dann hast du neu die ganze Welt gemacht.

[1] Paul Ernst, Beten und Arbeiten. Gedichte. G. Müller-A. Langen Verlag. 1933.

In diesem Geiste tiefster Verantwortung und gläubigen Vertrauens werden die deutschen Volksbibliothekare, denen das Motto „Volksbücherei und Volkwerdung" keine leere Phrase gewesen ist, mit Hand anlegen an das große Werk, das heute unserm Volke aufgegeben ist.

Anhang

Zur Frage des Echten und der Pseudoliteratur in der deutschen Volksbücherei

(Aus: Buch und Volk und die volkstümliche Bücherei. Leipzig 1916)

„Denn ist es auch notwendig, dilettantischen Weltverbesserern gegenüber daran zu erinnern, daß neben Goethe und Schiller immer die Iffland und Kotzebue gestanden haben, ebenso wichtig ist es, sich gegenüber vornehmer oder ängstlicher Skepsis bewußt zu bleiben, daß neben Iffland und Kotzebue eben doch auch Schiller und Goethe standen, und daß jederzeit neben den Anbetern der Mache, der Gefühlsverlogenheit und der Sensation die ‚Gemeinden' standen, die in Jean Paul und Dickens, in Adalbert Stifter und Gottfried Keller, in Wilhelm Raabe und Gustav Freytag, in Theodor Storm und Peter Rosegger die Bestätigung ihres eigenen Wesens erkannten und liebten. Und es wäre eine Bankerotterklärung und eine Vermessenheit ohnegleichen, sagen zu wollen, daß das alles der Vergangenheit angehöre, daß die Dichter und Verkünder der Menschlichkeit, der Tüchtigkeit, der Echtheit und der Natürlichkeit auf kein Ohr, oder vielleicht unter Hunderttausenden nur hin und wieder auf eins rechnen könnten. Wenn wir auch mit Grauen im Herzen erkennen müssen, wie sehr durch die kapitalistische, technisch-industrielle Entwicklung das Heer der armen Seelen, die nichts sind, wenn sie nicht durch ein großes Ganzes gehalten werden, angewachsen ist, so wissen wir doch auch, daß derartige soziale Revolutionen und Umschichtungen, daß der Wegfall alter sozialer und geistiger Bindungen wie für die einen den Verfall, so für andere den Anfang zu einem neuen geistigen Dasein, zu einem Eigenleben, zur Entfaltung selbständiger positiver Seelen- und Geisteskräfte bedeutet. So sehr die Welt erschüttert wird und die Dinge auf den Kopf gestellt werden — ‚das gute Blut, das nie verdirbt, geheimnisvoll verbreitet', dieses gute rote Blut, von dem der große Dichter und Volksmann Gottfried Keller singt, es bricht bei jeder neuen Gestaltung der Weltverhältnisse hervor, es kreist auch in unserm Volke, im Bürgertum und in der Arbeiterschaft noch, seine Träger sind die wahren Träger der Zukunft, ihnen muß unsere Liebe, unser brüderliches Bemühen gelten; sie sollen in das ganze Volksgetriebe — in allen Kreisen, in allen Schichten — hineingestellt werden als die Mittel- und Sammelpunkte und als die neuen Ausgangspunkte der Menschlichkeit und Tüchtigkeit. Diese nun sind es auch, die mit Spannung, hoher Hoffnung und jugendlicher Freude sich dem Buche nahen. Diese sind es, denen das aus unverbogenen Sinnen und kräftiger Seele hervorgewachsene Schrifttum Freude, Behagen, Trost, Kräftigung, Bestätigung, Lebensgefühl und Lebensfülle geben kann. Und diese sind es, denen in der Wüste und im Dunste der Großstadt — und das alles gilt ja heute nicht nur für die Groß-

stadt — der reine Quell unseres Schrifttums erschlossen werden soll; für sie haben unsere Dichter und Erzähler, die großen und die kleinen, die schlichten und die gewaltigen, die heiteren und die schicksalsernsten, die alten und die neuen, gesonnen, geschaut, phantasiert und geschrieben. Aber zwischen ihr Werk und jene aus gleichem Geschlechte stammenden Volksgenossen drängt sich nun verwirrend, ablenkend, Ansätze und Keime verderbend, die ganze Flut des Unsinns und der Pseudoliteratur, und damit trotzdem im deutschen Volke des zwanzigsten Jahrhunderts die erlebten Bücher an die ihnen bestimmten Menschen kommen, dafür errichten wir aus öffentlichen Mitteln die moderne freie öffentliche volkstümliche Bücherei. Und wenn wir nun an dem Schalter dieser Bücherei erleben, wie sich die Männer und Frauen, die Arbeiter und die Bürger, die Alten und die Jungen drängen, wie nun tatsächlich Gustav Freytags „Soll und Haben" der Roman dieses Publikums ist, wie sich hier auch heute wieder Raabe-, Rosegger-, Dickens- und Storm-Gemeinden bilden, dann sehen wir, daß das ‚gute Blut, das nie verdirbt', nicht nur ein Glaube und ein Wunsch, sondern ebenso eine Tatsache ist, wie die seelische Verelendung anderer Glieder des Volkes. Die neue Volksbücherei aber wird mit alledem in dieser Zeit, die Großes und Grauses nebeneinander hertreibt, die Stätte, die der ewig gute Geist der Nation sich selbst errichtet, in der er sich selbst in allen Zügen seines reichen Wesens darstellt."

Die Beispiele für diese grundsätzlichen Darlegungen sind der deutschen Erzählungsliteratur des 19. Jahrhunderts entnommen. Daß sich die Pflege des Lebensvollen und Echten nicht auf das Schrifttum vergangener Zeiten beschränken darf, liegt für eine Bücherei, die Wahrerin des lebendigen Gedächtnisses der Nation sein will, auf der Hand. Wie die deutsche Volksbücherei dieser Doppelaufgabe, Hüterin des Erbes und Pflegerin der lebendigen Kräfte der Gegenwart zu sein, zu dienen versucht, lehrt der Führer „Deutsche Erzähler" und die ihm beigegebene Studie[1].

Bisher, im liberal-manchesterlichen Zeitalter, stand diese Bücherei in einem tiefen inneren Widerspruch zu der Zeit. Sie hat sich tarnen müssen, hat manche Verkümmerung und Verbiegung ihrer Gestalt auf sich nehmen müssen, um überhaupt bestehen und etwas von ihrer eigentlichen Mission erfüllen zu können. Heute ist die Bahn für diese dem Echten, dem Lebensvollen, dem Deutschen zugewandte Bücherei frei, heute erst kann sie, wie es 1916 geahnt wurde, ganz die Stätte werden, „die der ewig gute Geist der Nation sich selbst errichtet, in der er sich selbst in allen Zügen seines reichen Wesens darstellt".

Leipzig, Anfang Mai 1933.

Walter Hofmann

[1] Deutsche Erzähler. Hundertundzwanzig Erzähler von deutscher Art. — Walter Hofmann, Deutsche Erzähler, ein Beitrag zur geistigen Grundlegung und zur Methodik der praktischen Schrifttumspflege. — Beides 1933 beim Institut für Leser- und Schrifttumskunde.

Erklärung und Aufruf des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare

Seit den Tagen des deutschen Zusammenbruches von 1918 haben die Volksbibliothekare für die Einheit und Reinheit der deutschen Kultur gekämpft. Die nationale Revolution gibt ihnen den Weg frei, gemeinsam mit allen Kräften um den neuen Menschen im neuen Staate zu ringen. Damit ist ihnen ein klares und eindeutiges Bildungsziel gegeben, welches immer von ihnen gesucht wurde. Sind seine Züge im einzelnen auch noch ungeklärt, so gilt es doch nur, die unbewußt in der großen Bewegung wirksamen Kräfte ins Bewußtsein zu heben und herauszumeißeln, was in der Tiefe in ihnen angelegt und dem Gefühl unmittelbare Gewißheit ist.

Die Zeit, in der die Volksbildung ständig bedrängt und befehdet wurde von Weltanschauungen und Parteien, die die Einheit der deutschen Kultur und ihre große und stolze Überlieferung im Dienst ihrer Sonderzwecke zu zerschlagen und den Pluralismus des Parteienstaates auch ins Kulturelle zu übertragen suchten, ist vorbei. Damit fallen auch die Theorien von der Eigengesetzlichkeit (Autonomie) der Pädagogik und von der positiven Neutralität, die bisher der öffentlichen Bücherei Schutz gegen die Übergriffe der im Reiche und in den Ländern, von Provinz zu Provinz und von Stadt zu Stadt wechselnden Parteiherrschaften boten. Heute aber bedürfen wir dieses Schutzes nicht mehr und sind frei in unserm Bestreben, zu einer Konzentration der echten und aufbauenden Kulturgebilde zu gelangen, einen Kernbestand des aus den tiefsten Quellen deutschen Blutes und Geistes Erwachsenen herauszuheben und von da aus zur Volksgemeinschaft im neuen deutschen Staate durchzustoßen.

Die Aufgaben, die den deutschen Büchereien damit erwachsen, stellen große Anforderungen an uns. Mit dem Herauswerfen einer Anzahl schädlicher und entbehrlicher Bücher sind sie nicht erfüllt. Da die deutschen Volksbüchereien immer schon einen Kampf gegen Literatentum und Asphaltliteratur für das echtbürtige Schrifttum führten, so wird die Zahl der solcher Säuberung zum Opfer fallenden Bücher in den meisten Fällen nicht einmal allzu groß sein und sich auf wenige Abteilungen beschränken. Wichtiger und schwieriger als die Säuberung ist der Umbau der Büchereien, ihre Zentrierung auf die neuen Aufgaben und das neue Bildungsziel.

Dabei ist niemals zu vergessen, daß die deutsche öffentliche Bücherei dem Volke in seiner Gesamtheit, also in allen seinen Schichten vom akademisch und künstlerisch Gebildeten bis zum schlichtesten Handarbeiter, zu dienen hat. Sie ist keine Suppenküche für geistig Unterernährte. Es ist ferner bei allen Maßnahmen daran zu denken, daß die Gewinnung der deutschen Arbeiterschaft für den neuen deutschen Staat und die von ihm umschlossene Volksgemeinschaft die große Aufgabe der kommenden Jahre ist. Die öffentliche Bücherei wird deshalb alles daransetzen müssen, Vertrauen und Liebe der deutschen Arbeiterschaft auch in ihrer neuen Gestalt sich zu erhalten. Sie wird dies erreichen, wenn sie den Arbeiter zu überzeugen vermag, daß national und sozial im echten Sinne einander fordernde und stützende seelische Haltungen und sittliche Verpflichtungen sind, und daß sich an einem versündigt, wer das andere vernachlässigt. In der Reinheit dieser Idee

gründet die Kraft und die Würde des neuen Staates und der neuen deutschen Bildung. Nur wer ihre Forderung bejaht, kann künftig Volksbibliothekar sein.

Wir fordern alle Kollegen und Kolleginnen auf, mit uns an dem großen Werke des Neuaufbaus teilzunehmen. Nur wenn wir uns gegenseitig stützen und helfen, kann es gelingen, den von uns geforderten Anteil beizutragen. Der neuen deutschen öffentlichen Bücherei im neuen deutschen Staate ist die Zielrichtung gegeben. Sie wird sich den Weg zu diesem großen fernen Ziel durch das weite, vielschichtige und oft verwirrend verschränkte Kraftfeld der Literatur selber bahnen müssen. Was wir zur Hilfe von außen, vor allem von den verantwortlichen staatlichen Stellen erbitten, ist Verständnis für die Schwierigkeit unserer Aufgabe und Vertrauen in die Redlichkeit unseres Willens. Haben wir dies erlangt, so werden wir auch davor geschützt sein, daß uns vorschneller Übereifer von draußen und aus den eigenen Reihen mit billigen Patentlösungen mutwillig zerschlägt, was wir in treuer und mühsamer Arbeit aufgebaut haben, nicht zuletzt das Vertrauen des Volkes. Echter Dienst am Staat und an der Nation ist nicht ohne echte Verantwortung gegenüber dem anvertrauten Werke und nicht ohne Ehrfurcht gegenüber seinen Schöpfern. Dessen wird sich der Volksbibliothekar stets bewußt sein müssen, der seine Arbeit dem neuen nationalen und sozialen Staate und seinem Volke aus ganzem Herzen widmen will.

Verband Deutscher Volksbibliothekare

Dr. Schuster (NSDAP)-Hamburg
Erster Vorsitzender

Dr. Wolfg. Herrmann (NSDAP)
Berlin

Im Anschluß an den vorstehenden offiziellen Aufruf des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare veröffentlichen wir im folgenden noch zwei weitere Erklärungen, den Aufruf von Stadtbibliotheksrat Dr. Max Wieser-Spandau, der uns bereits am 27. März 1933 zugegangen ist, und eine Kundgebung der Ortsgruppe Leipzig des VDV. Über die vom VDV im Sinne der Umformung sämtlicher Verbände getroffenen Maßnahmen wird am Schluß dieser Nummer berichtet. D. S.

Aufruf an die Volksbibliothekare

Berufsgenossen!

Der beispiellose Erfolg der nationalsozialistischen Bewegung hat zu einer völligen Umstellung unseres staatlichen, politischen und kulturellen Lebens geführt. Die Erwartungen, die viele (unter unsäglichen Leiden und Schmerzen) an die nationalsozialistische Bewegung und die Sendung ihres Führers knüpften, sind durch die erschütternden Ereignisse der letzten Wochen, deren metaphysische Hintergründe niemand mehr verkennen kann, an Echtheit, Größe und Wucht fürs erste weit mehr als erfüllt worden. Ewige Skeptiker und entschiedene Gegner sind vom Geschehen mitergriffen. Noch stehen wir erst am Anfang der deutschen Revolution, deren Ziel die völlige Umgestaltung unseres deutschen Lebens und Denkens in Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ist: ein Vorgang von gar nicht abzusehender Tragweite für ein neues Zeitalter selbst Europas.

In dem gegenwärtigen Zeitpunkt dieser völkischen Erhebung dürfen auch die Volksbibliothekare nicht abseits stehen. Wie andere Berufsgruppen haben sie die Pflicht, die gegenwärtige Führung des Reiches bei ihrem schweren Werk insbesondere in kulturpolitischer Hinsicht zu unterstützen.

Wir wissen: Die enge Verbundenheit der vierzehnjährigen Volksbildungsarbeit mit dem vergangenen Regime erleichtert es der Mehrzahl der Volksbibliothekare nicht, die wundersame Entwicklung völlig neuartiger Revolutionsformen innerlich und äußerlich mit dem für die Zukunft ihrer Arbeit notwendigen Schwunge mitzumachen. Die im Dienste der Volkheit jetzt erforderliche rücksichtslose Ausmerzung der marxistischen Literatur wird vom Standpunkte des bisherigen Bildungsideals als radikal empfunden. Die Beseitigung aller Autoren, die sich im Geist und in der Tat gegen deutsches Wesen vergangen haben und in unerhörter Hetzarbeit vom Auslande her erneut vorgehen, stößt inmitten der starken Anforderungen des Ausleihebetriebes auf personelle und technische Schwierigkeiten. Große, noch kaum in Angriff genommene Aufgaben ergeben sich gleichzeitig bei der Bücheranschaffung und auf vielen anderen Gebieten des Volksbüchereiwesens für das neue völkische Bildungsziel.

Wir verkennen nicht dies alles. Dennoch, vielmehr gerade deshalb, glauben wir nicht zu zögern, den Schlußstrich unter eine Entwicklung zu ziehen, die für unser Vaterland, ja für unsere Kultur tief im Innern nicht von Segen war. Die Widerstände, die sich den ersten Zeitungsmeldungen von der radikalen Ausschaltung der marxistischen Literatur in unseren Kreisen vielfach entgegenstellten, sind durch das ungestüme Vordringen der Revolution bis zur Haltlosigkeit abgeschwächt worden. Die weit überwiegende Mehrzahl des lesenden Publikums nimmt mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit diese Ausmerze hin, ja fordert sie selbst aus innerem Drange.

Glaubt Ihr, Kollegen, dem Geiste einer neuen Zeit noch weiter widerstreben zu müssen? Ihr verliert Euch selbst und Eure Arbeit, setzt Ihr ferner Zweifel in das große Werk wahrhafter deutscher Erneuerung, das jetzt beginnt und endlich einmal restlos gelingen muß! Bekennt Euch, Volksbibliothekare, vorbehaltlos zu dem Volkskanzler Adolf Hitler und arbeitet in seinem Geiste und in seinem Verantwortungsgefühl mit am Neuaufbau der deutschen Volksbücherei! Euer unbegrenztes und unbedingtes Vertrauen wird nicht getäuscht werden.

Ich verspreche mir von diesem Aufruf eine Sammlung aller um- und aufbauwilligen Kräfte innerhalb unserer Berufsgruppe, um mit einer Entschließung hinter die zuständigen Stellen der Regierung zu treten: „Ein einziges Ja setzt tausend Nein“ (Paul de Lagarde)!

Berlin-Spandau, den 25. März 1933

Dr. Max Wieser-Spandau

Kundgebung

Auf der heutigen Versammlung der Ortsgruppe Leipzig des VDV haben die bibliothekarischen und wissenschaftlichen Mitarbeiter und Mitarbeite-

rinnen (Beamte, Angestellte, Praktikanten) der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig folgende Entschließung gefaßt:

1. Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Städtischen Bücherhallen stellen sich ohne Vorbehalt auf den Boden der neuen staatlichen Ordnung.
2. Aus innerer Überzeugung, aus der Volksverbundenheit heraus, ohne die echte volksbibliothekarische Berufsarbeit nicht geleistet werden kann, im Geiste der Überlieferung der Leipziger Volksbüchereibewegung bekennen sie sich zu der großen nationalen und sozialen Erneuerungsbewegung unseres Volkes und sind gewillt, sich mit ihrer Arbeit produktiv in dieses Neuwerden hineinzustellen.
3. Sie glauben, daß die Errungenschaften, die in den Leipziger Bücherhallen für eine organisch-lebendige und zugleich organisatorisch hochstehende Büchereiarbeit gemacht worden sind und die seit zwanzig Jahren das deutsche Volksbüchereiwesen befruchtet haben, auch in dem neuen Entwicklungsabschnitt, in den die Leipziger Bücherhallen nun eintreten, nicht verlorengehen werden.

Leipzig, 11. April 1933

Ortsgruppe Leipzig
des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare

Deutsche Erzähler

Bemerkungen zu einem Bücherverzeichnis[1]

(Institut)

Von den Grenzfällen

So wie deutsche Wesensart nicht gleichzusetzen ist mit irgendwelchen kontrollierbaren deutschen Zugehörigkeiten, so ist umgekehrt diese Art auch denkbar innerhalb anderer Volkstümer. So ist auch möglich, daß fremdsprachige Erzähler, Angehörige anderen Volkstums, dem hier gemeinten deutschen Erzählertum geistig-seelisch näher stehen als manche, ja vielleicht sogar als viele Deutsch schreibende Erzähler. Daraus ergaben sich für Aufbau und Abgrenzung des Führers Schwierigkeiten. Folgende Entscheidung wurde getroffen. Es wurde unterschieden zwischen uns artfremden und uns artverwandten Völkern. Bei den uns artfremden — den Romanen und den Slawen — haben wir von vornherein darauf verzichtet, nach uns artverwandten Einsprengseln zu suchen. Wir bedürfen zur charaktervollen und in sich reichen Durchgestaltung unseres Führers jener Autoren nicht, ihre Aufnahme müßte das Gefühl dafür trüben, daß die für diesen Führer be-

[1] Wir bringen heute die Fortsetzung der Studie, die in Heft 3 dieses Jahrganges begonnen wurde. Der Beitrag, der durch einen dritten Teil zur Frage der Charakteristiken abgeschlossen wird, ist als Veröffentlichung des Institutes für Leser- und Schrifttumskunde erschienen und zum Preise von 1.— RM zu beziehen. — Über die praktische Verwertung des Kataloges „Deutsche Erzähler“ siehe S. 368; über die Bezugsbedingungen siehe die Notiz am Schluß der Nummer. D. S.

stimmende und formgebende Art — volksmäßig, nicht individuell gedacht — doch vor allem die dem deutschen Volke zugehörige ist.

Anders mußte die Entscheidung fallen gegenüber dem erzählenden Schrifttum der uns artverwandten, also der rein oder vorwiegend germanischen Völker: der Holländer, der Flamen, der Engländer und der Skandinavier. Daß auch deren erzählendes Schrifttum nicht in seinem Gesamtumfang und nicht unbesehen in unsern Führer Deutsche Erzähler aufgenommen werden kann, liegt nach allem vorher Gesagten auf der Hand. Nicht nur mischt sich auch in dem Schrifttum eines jeden dieser Völker Arteigenes mit Artfremdem, sondern auch ihr arteigenes Schrifttum ist doch der deutschen Art in sehr verschiedenem Grade verwandt. Sollte also für diesen Führer überhaupt eine Auswahl aus dem Erzählungsgut der germanischen Völker in Betracht kommen, dann konnte sie sich nur auf Autoren und Werke richten, die uns in so hohem Grade artverwandt sind, daß sie uns nicht anders erscheinen als eine der vielen stammesmäßigen realen Ausprägungen — der niederdeutschen, der bajuvarischen, der alemannischen usw. — der idealen Grundform der deutschen Wesensart. Und es ist zwar kein logischer Beweis, aber doch ein eindringlicher Beleg für unsere Überzeugung von der Artverwandtschaft des deutschen Volkes mit den übrigen germanischen Völkern, wenn nun bei diesen eine ganze Reihe großer Erzähler vorhanden sind, die wir uns aus unserem eigenen Schrifttum schlechterdings nicht mehr wegdenken können, ja die uns, zum Teil wenigstens, näher stehen als selbst manche deutsche Erzähler von unzweifelhaft deutscher Art. Es wiederholt sich hier in der Sphäre der Erzählung, was sich auf dem Gebiete des Dramas mit William Shakespeare längst schon vollzogen hat: dem Ursprung nach fremde Leistung wird lebendig wirkendes, arterhaltendes und -förderndes deutsches Kultur- und Volksgut. Erzähler dieser Art in unsern Führer aufzunehmen, lag ein starker innerer Zwang vor. Indem wir diesem Zwang nachgaben, haben wir nicht nur das Bild realer Ausprägung deutscher Wesensart um einige wichtige Züge bereichert, sondern zugleich das wesenhaft Deutsche als besondere Ausprägung der übergreifenden germanischen Wesensart dieser zugeordnet. Unbedingt notwendig aber erschien uns, diese uns artverwandten Erzähler in einer besonderen Gruppe dem Hauptblock der Erzähler anzufügen, die nicht nur ihrer Wesensart, sondern auch ihrer Sprachzugehörigkeit nach deutsche Erzähler sind.

Die stammesmäßigen Ausprägungen der Grundform deutscher Wesensart stellen sich am kraftvollsten dar in den deutschen Mundarten. Auf diesem Boden ist denn auch eine reiche Erzählungsliteratur entstanden. Für unsern Führer konnten aus diesem Schrifttum nur solche Verfasser in Betracht kommen, die durch die Stärke ihres deutschen Wesens und die Kraft ihrer Darstellung die mundartliche Dichtung zu dem Rang eines Gutes von allgemeindeutschem Wert erhoben haben. Damit soll den nicht aufgenommenen mundartlichen Erzählern nicht jede Bedeutung abgesprochen werden: als Bewahrer der mundartlichen Tradition leisten sie bodenständig-lebendiger Ausprägung deutscher Wesensart einen wichtigen Dienst. Ihr Platz ist aber nicht in einem gemeindeutschen Führer Deutsche Erzähler, sondern in

den Verzeichnissen lokaler Büchereien in Landschaften lebendiger mundartlicher Tradition.

Erzählt ist im deutschen Volke schon immer worden, und aus versunkenen Epochen deutschen Volkstums ist ein reiches Erzählungsgut auf uns gekommen: die Sagen und Märchen, die deutschen Volksbücher und ähnliches. Es ist die Erzählung, die nicht von einer einzelnen Person, dem „Schriftsteller", geschrieben, sondern vom anonymen Volk wirklich „erzählt", von Mund zu Mund weitergetragen wurde. Wer deutschen Volksgeist in dämmernder Vergangenheit aufsuchen, früheste sprachliche Regungen dieses Geistes belauschen will, muß sich in diesen Schatz der Sagen, Märchen und Volksbücher versenken. Die Stätten einer planmäßigen deutschen Schrifttumspflege werden der Sammlung und Bereitstellung dieses Erzählungsgutes mit besonderer Hingabe sich widmen müssen. Aber aus vielfacher und oft recht schmerzlicher Erfahrung wissen wir, daß der Leser (auch der tieferen Werten zugängliche und in jedem Sinne ernst zu nehmende), der heute so lesen will, wie unsere Vorfahren Geschichten erzählt hören wollten, den Weg zu jenem Volksgut, in das alle Lebenslinien einer versunkenen Zeit hineingewoben sind, nur selten noch findet, und daß ein Führer Deutsche Erzähler, der nach dieser Seite erweitert wird, für ihn leicht den Charakter des Fremdartigen, studienmäßig-fachlich Belasteten erhält. Diese Wirkung muß gerade bei unserem Führer Deutsche Erzähler unter allen Umständen vermieden werden. Die Pflege jenes anonymen alten Volksgutes gehört daher in besondere Verzeichnisse. Hingegen konnten in unsere Zusammenstellung, die nicht ein Verzeichnis deutscher Erzählung, sondern deutscher Erzähler ist, solche Verfasser mit aufgenommen werden, die in einer persönlichen geistigen Leistung, aus deutscher Wesensart geboren, die Stoffe alter Volkserzählung zu einem neuen, selbständig bestehenden Werke gestaltet haben.

Eine wichtige Gruppe der deutschen Erzählung bildet die Kriegserzählung, die im letzten Jahrzehnt in Deutschland erstanden ist. Diese Gruppe ist hier nicht vollständig erfaßt worden: spezifische Kriegserzähler, wie Jünger, Grote, Schauwecker und andere fehlen. Der Grund liegt darin, daß im Institut für Leser- und Schrifttumskunde an einem Verzeichnis „Der Weltkrieg als Erlebnis und Schicksal" gearbeitet wird, das etwa zu gleicher Zeit wie der Führer „Deutsche Erzähler" vorliegen soll. Dort ist das gesamte ernst zu nehmende erzählende Schrifttum zum Weltkrieg zusammengefaßt — eine nochmalige Aufführung im Führer Deutsche Erzähler würde eine heute nur schwer tragbare Belastung bedeutet haben. Aufgenommen wurden Kriegserzählungen dann, wenn sie wichtiger Bestandteil des erzählenden Gesamtwerkes eines Verfassers sind. Eine Ausnahmestellung innerhalb der Kriegserzählung nimmt Edwin Erich Dwinger mit seiner gewaltigen Trilogie ein. Um dieser Ausnahmestellung willen hat er auch in diesem Führer Aufnahme gefunden.

Ein Nachbargebiet der Erzählung, das insbesondere auch von der Leserschaft als Nachbargebiet, ohne scharfe Unterscheidung, benutzt wird, ist das „Lebensbild", die „Erinnerung", der autobiographische Roman. Um

unsern Führer nicht zu sehr anschwellen zu lassen, haben wir aus diesem, vielen Lesern hochwillkommenen Schrifttum hier zunächst nur die „Erinnerungen“ mit aufgenommen, die als Zeugnis besonderen erzählerischen Vermögens dauernd in das deutsche Schrifttum eingegangen sind, also z. B. Goethes „Aus meinem Leben“, Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“. Von lebenden Autoren wurden Erinnerungen und ähnliches Material nur dann aufgenommen, wenn es, wie etwa Paul Ernsts „Jugenderinnerungen“ und „Jünglingsjahre“, einen wesentlichen Bestandteil eines bedeutenden dichterischen Werkes bildet oder wenn — hier sei an das Beispiel August Winnigs erinnert — ein großes erzählendes Talent und eine menschlich bedeutende Persönlichkeit sich fast nur in Werken autobiographischen Charakters offenbart. Ein Sonderverzeichnis „Lebensbilder“ im Rahmen unseres Beraters befindet sich in Vorbereitung; erste Zusammenstellungen solchen Schrifttums finden sich in den Heften „Die Auswahl“ und „Frauenbücher“ des Beraters.

Von der Auswahl der einzelnen Werke

Noch ist ein Wort zu sagen über die Auswahl, die aus dem erzählenden Werk des einzelnen Verfassers getroffen wurde. Ursprünglich ging der verantwortliche Leiter des Unternehmens von der Auffassung aus, daß jeder Verfasser, der überhaupt in den Führer aufgenommen wurde, dann mit seinem gesamten erzählenden Werk vertreten sein sollte. Es sollte alles vermieden werden, was wie ein beckmesserisches Herummäkeln an dem Gesamtwerk eines Erzählers hätte wirken können. Wer als deutscher Erzähler im Sinne dieses Führers sich erwiesen hat, ist eine so ehrwürdige Erscheinung, daß der „praktische Literarpädagoge“ ihr nur mit achtungsvoller Distanz gegenüberstehen kann. In diesem Sinne ist ein Paul Ernst, ein Wilhelm Schäfer, ein Guido Kolbenheyer ebenso selbstverständlich „ohne Auswahl“ aufgenommen worden wie ein Adalbert Stifter, ein Gottfried Keller oder ein Theodor Storm.

Dennoch waren in einer ganzen Reihe von Fällen Ausnahmen von dieser Regel geboten. Wenn von einem Verfasser eines oder einige Werke vergriffen waren, so bedarf es keiner Begründung, wenn diese Werke dann keine Aufnahme im Führer fanden. Anders lag der Fall dort, wo ein Autor im Sinne dieses Führers überhaupt nicht als deutscher Erzähler in Betracht kam, wo aber doch in ein oder zwei Werken von starker Gestaltungskraft der deutsche Genius zum Durchbruch gekommen war. Hier wäre es ebenso falsch gewesen, um der Sonderleistungen willen das erzählende Gesamtwerk des betreffenden Verfassers aufzunehmen, wie es unsinnig gewesen wäre, um der „Konsequenz“ willen mit den übrigen Erzählungen des Verfassers auch die Sonderleistungen von der Aufnahme auszuschließen.

Vollständigkeit im Sinne der Bibliographie war auch nicht möglich bei den älteren Autoren. Neben- und Gelegenheitsarbeiten, die für die Literaturgeschichte von hohem Interesse sein können, kamen für diesen Führer nicht in Betracht. Im Blick auf dieses Auswahlproblem galt etwa die Richtlinie, daß zum erzählenden Werk eines Dichters das gerechnet wurde, was der

betreffende Autor selbst als gewichtig, für sein Schaffen charakteristisch anerkannt hat, und was in das Bewußtsein der Nation als das dichterische Erbe, das uns dieser Meister hinterlassen hat, eingegangen ist. Wo dieser Prozeß der Reinigung und der Herauskristallisierung in der literarisch-geschichtlichen Welt sich schon vollzogen hat, lagen die Dinge für die Bearbeiter des Führers einfach. Anders bei den lebenden, insbesondere bei den jüngeren Autoren. Hier befinden sich auf dem Buchmarkt u. U. noch Werke, über die die Zeit noch nicht ihr Urteil gesprochen hat, denen gegenüber aber die Gültigkeitsentscheidung zu treffen, auch ihren Urhebern bisher die innere Möglichkeit oder auch die äußere Gelegenheit versagt blieb. Wir würden weder diesen Autoren, noch den Menschen, für die der Führer bestimmt ist, einen Dienst erweisen, wenn wir auch hier einfach um der Konsequenz willen alles Gedruckte aufgenommen hätten, was in Form der Erzählung von diesen Autoren vorliegt. Daß bei einer so bedingten Auswahl freilich die Subjektivität der Auswählenden nicht ausgeschaltet werden konnte, braucht weder besonders betont, noch besonders gerechtfertigt zu werden. Wichtig ist, was über diesen Punkt später noch, in unseren Ausführungen zu dem Thema der Charakteristiken, zu sagen sein wird.

In einigen Fällen endlich mußte eine Auswahl unter einem rein äußerlichen Zwange erfolgen. Das war dort der Fall, wo das erzählende Werk eines Autors entweder von außerordentlichem Umfang ist oder wo zahlreiche kleinere Stücke noch keine bibliographische Zusammenfassung gefunden haben. In diesen Fällen hätte die vollständige Aufführung aller Titel zu einer ermüdenden Breite geführt, und um das zu vermeiden, mußte die übergroße Fülle beschnitten werden. Wo so vorgegangen werden mußte, wurde aber versucht, durch entsprechende Auswahl der Titel, die hier dann gleichsam stellvertretend für das Ganze stehen, die Mannigfaltigkeit des Schaffens eines solchen Autors möglichst zum Ausdruck zu bringen.

In keinem Falle haben wir eine Auswahl getroffen unter dem Gesichtspunkt der stofflichen Bedenklichkeit. Die Büchereibewegung, wie sie von dem Leipziger Arbeitskreis aufgefaßt wird, hat stets anerkannt und gegenüber einem liberalistischen Literatentum vertreten, daß eine Auswahl unter diesem Gesichtspunkt in der praktischen Literaturpflege gerechtfertigt ist. Wenn für Jugendliche oder sonst für Ungefestigte gearbeitet werden soll, sind auch gegenständlich andere Maßstäbe anzulegen — ganz abgesehen von der Frage der Erlebensnähe — als bei der Arbeit für Erwachsene. Aber bei dem vorliegenden Führer handelt es sich einmal um einen Berater für reife Menschen, und es handelt sich um einen Führer, in dem der Genius der Nation sich offenbaren soll. Es wäre aber eine Lächerlichkeit, wie es eine Schädigung am Leser und am Volkstum wäre, wenn der Genius der Nation zu einer Gouvernante, das deutsche Wesen zu einer Familienstube gemacht werden würde. So gehört Ernst Wiecherts Magd des Jürgen Doskocil in diesen Führer ebenso, wie Goethes Faust mit der Gretchenszene in ein Verzeichnis der deutschen dramatischen Dichtung gehören würde.

Ebenso wie nicht in Rücksicht auf gegenständliche Bedenklichkeiten ausgewählt wurde, so auch nicht in Rücksicht auf Schwierigkeit. Der Führer

ist auch in diesem Sinne kein „pädagogischer Katalog“. Wer diesen Führer in die Hand nimmt, soll sich in Ehrfurcht vor dem deutschen Wesen beugen, er soll wissen, daß es eine unerschöpflich große Welt ist, die sich hier ihm öffnet, eine Welt, in der so wenig die Gebirgsschroffen und die tiefen, dunklen Schlünde wie die heiteren Hänge, die stillen, gesättigten Fluren fehlen. Durch die Charakteristiken, die dem einzelnen Verfasser beigegeben sind, soll dem Leser erleichtert werden, die geistige und seelische Landschaft zu finden, die ihm gemäß ist. Wenn er dabei nicht in jedem Falle sofort zu „dem Seinen“ kommt, wenn er auf Um- und Nebenwegen auch andere Gestaltungen der deutschen Geistes- und Seelenlandschaft kennenlernt, so ist das kein Verlust, sondern eher ein Gewinn.

Von der Ordnung des Führers

Von der Ordnung überhaupt

Der Führer Deutsche Erzähler ist selbst aus einem Akt der Ordnung hervorgegangen, ist, wie in den ersten Sätzen des ersten Hauptteiles ausgeführt, Teil eines Gesamtordnungsplanes des Schrifttums, im engeren des erzählenden Schrifttums. Nunmehr handelt es sich um die Ordnung innerhalb des Führers Deutsche Erzähler. Auch für diese „Binnenordnung“ gilt das, was am Schlusse der Einleitung von der Ordnung überhaupt gesagt wurde, d. h. von der Ordnung im Rahmen der praktischen Schrifttumspflege. Diese Ordnung ist einmal ausgerichtet auf den Leser, für den geordnet wird: die geschaffene Ordnung muß ihm verständlich sein, sie muß in einem Zusammenhang mit seiner Anschauungsform, seinen Neigungen und Bedürfnissen stehen. Sie muß, wie Verfasser früher sagte, „erlebensnah“ sein. Ist sie das, dann hat sie eine „funktionale“ Bedeutung. Aber zur funktionalen Bedeutung muß die objektive Bedeutung der Ordnung treten, begründet in ihrem kulturpolitischen, literarpädagogischen Wert. Die objektiv bedeutende Ordnung kann im Literaturführer, der der praktischen Schrifttumspflege dient, nur aktualisiert werden, wenn zugleich die funktionale Bedeutung gegeben ist. Eine Ordnung von funktionaler Bedeutung darf nur durchgeführt werden, wenn ihre objektive Bedeutung feststeht. Ordnungen hoher kulturpolitischer Bedeutung müssen selbst dann gewagt werden, wenn ihre funktionale Bedeutung noch nicht feststeht.

Dadurch, daß die praktische Schrifttumspflege nur „bedeutungsvolle“ Ordnungen durchführen kann, ist sie bei ihrem Geschäft der Ordnung beschränkt. Dem Stoffe nach gibt es viel mehr Ordnungsmöglichkeiten als der praktischen Schrifttumspflege erlaubt sind. Es ist z. B. denkbar, daß Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft aus dem gegebenen Stoff heraus Ordnungen durchführen, die zwar einen hohen Erkenntniswert haben, die aber entweder der objektiven kulturpolitischen oder aber der funktionalen Bedeutung entbehren.

Eine weitere Begrenzung der ordnenden Möglichkeiten der praktischen Schrifttumspflege — im Vergleich zu den ordnenden Möglichkeiten der Literaturgeschichte — liegt in dem Verhältnis der Ordnung, der Gruppenbildung, zum begleitenden und erläuternden Text. Es gibt Ordnungen, auch solche

von kulturpolitischer Bedeutung, bei denen die bloße Gruppenbildung sehr wenig, der entwickelnde und begründende Text aber fast alles bedeutet. Nicht nur die Ordnungsidee selbst wird so im Text entwickelt und begründet, sondern vor allem auch die „Zuordnung“ der einzelnen Werke und Meister zu den Begriffen und Gruppen der Ordnung. Werke und Meister werden durch den entwickelnden und begründenden Text gleichsam „gereinigt“, auf die Ordnungsidee ausgerichtet; die für diese Ordnung gleichgültigen oder auch störenden Merkmale werden zurückgedrängt; die für diese Ordnung entscheidenden, von anderen Ordnern bisher vielleicht übersehenen oder unterschätzten Merkmale werden herausgehoben. Damit ist auch möglich, bei schwierigen, gewagten, aber vielleicht sehr fruchtbaren Ordnungen auch die Grenzfälle in das Ganze der Ordnung mit einzubeziehen, die Grenzfälle, deren Stellung innerhalb der Ordnung ohne einen solchen entwickelnden und begründenden Text oft ganz unverständlich sein würde. Aber eben das Hilfsmittel eines solchen Textes ist dem der praktischen Schrifttumspflege dienenden Führer versagt. Der Führer ist also nicht nur auf Ordnungen von Bedeutung beschränkt, sondern zugleich auf Ordnungen, die durch sich selbst verständlich sind, die zum mindesten nicht des ableitenden, entwickelnden und begründenden Textes bedürfen, um nach Idee und praktischer Durchführung verständlich zu sein.

Das nächstliegende Motiv für die ordnende Tätigkeit ist das sachliche Bewegtsein von geschauten Zusammenhängen, die um ihrer Wichtigkeit willen durch Ordnung zum Ausdruck gebracht werden sollen. Für den Literaturwissenschaftler gilt dieses Motiv ausschließlich, der nur dann ordnen wird, wenn ihm Zusammenhänge von Erkenntniswert aufgegangen sind. Es gilt in der Regel auch für die praktische Schrifttumspflege, die von der Einsicht in objektiv oder funktional bedeutsame Zusammenhänge zum Ordnen geführt wird. Aber die praktische Schrifttumspflege kann zu Ordnungen gedrängt werden, ohne primär ein Interesse an irgend einer Ordnung zu nehmen! Diese Situation ist gegeben bei dem Auftreten der „langen Reihe“. Es ist eine simple, aber praktisch bedeutungsvolle Erfahrung, daß in Literaturführern, Bücherverzeichnissen zu lange, ungegliederte Reihen den Benutzer dieser Hilfsmittel leicht ermüden. Das ist das Gegenstück zu der anderen, gleichfalls simplen, aber praktisch bedeutungsvollen Erfahrung, daß zu komplizierte, in zu viele Dispositionsstufen (Ober- und Untergruppen) aufgelöste Ordnungen verwirren. Die Tatsache der ermüdenden Wirkung der langen Reihe kann also unter Umständen Veranlassung geben, Gruppenbildungen durchzuführen, die weder um ihrer objektiven noch um ihrer funktionalen Bedeutung willen unbedingt erforderlich sind. So wie umgekehrt u. U. auf Ordnungen von funktionaler und objektiver Bedeutung verzichtet werden muß, wenn sie zu einer zu großen Komplikation im gesamten Gruppenaufbau führen. — In dem einen wie in dem anderen Falle sind es Gründe der Ökonomie des Aufnehmens und damit auch des Darstellens, die entweder zu Ordnungen oder aber zum Verzicht auf Ordnungen führen. Dort, wo das ökonomische Motiv zur Ordnung führt, sieht sich der Ordnende einer Fülle von sachlichen Ordnungsmöglichkeiten gegenüber, und er hat nun die Aufgabe, eine Ordnung zu „wählen“, die ein Höchstmaß an objektiver und funktionaler Bedeutung darstellt.

Von der Ordnung des Führers Deutsche Erzähler

Die personale Grundordnung

Der Führer heißt nicht „Deutsche Erzählungen“, sondern „Deutsche Erzähler“. Das Deutsche — wie im ersten Hauptteil dieser Studie ausgeführt — ist hier nicht so sehr Gegenstand, mit dem sich die Erzählungen beschäftigen, sondern vielmehr eine spezifische Kraft und Art, die die Erzähler selbst erfüllt und von da in ihre Werke einfließt. Daher werden auch hier nicht Erzählungen geordnet, nach ihren Gegenständen und Problemen in Gruppen zusammengefaßt (wie in unserem Verzeichnis „Unsere Zeit im Roman“), sondern geordnet werden die Erzähler. Jeder einzelne Erzähler bildet eine Ordnungseinheit, eine kleinste Gruppe für sich! In jeder dieser Gruppen soll das Grundthema dieses Führers, „Deutsche Volksart“, den eigentlichen Gruppeninhalt bilden, — jedesmal bestimmt, ausgeformt, abgewandelt durch die Individualität des Verfassers. Damit ist auch die objektive, die kulturpolitische, literarpädagogische Bedeutung dieser Ordnung dargetan. Ob aber ein Führer, bei dem die Werke sehr stark hinter der Ordnungseinheit der dichterischen Persönlichkeit zurücktreten, auch eine „funktionale“ Bedeutung hat, muß erst die Praxis lehren. Ohne die auf Beobachtung begründete Erfahrung, daß nicht nur die einzelnen Werke, sondern auch die Substanz der einzelnen Autoren ihre Anziehungskraft auf Leser aller Differenzierungsstufen ausüben, würde das Institut diesen Versuch freilich kaum gewagt haben.

Untaugliche Ordnungen

Der hier ausgesprochene Grundgedanke der Ordnung mußte in möglichster Reinheit und Deutlichkeit erhalten bleiben, d. h. die durch die einzelnen Verfasser gebildeten Ordnungseinheiten durften nicht durch eine anderweitige Gruppenbildung zurückgedrängt oder überdeckt werden. So wurde von den Bearbeitern des Führers immer wieder erwogen, auf jede über die Ordnungseinheit der Verfasser hinausgehende Gliederung zu verzichten und einfach Verfasser an Verfasser zu reihen. Wenn diese einfachste Lösung zuletzt doch nicht gewählt worden ist, so nicht so sehr aus dem „sachlichen“ Motiv, daß Ordnungen von besonderer Bedeutung ihre Realisierung verlangt hätten, sondern aus dem „ökonomischen“ Motiv der Überwindung der „langen Reihe“. Die einhundertzwanzig Autoren auf etwa einhundertsechzig Druckseiten aneinandergereiht, das eben würde bei dem Benutzer des Führers zur „Ermüdung“ und zur Unlust geführt haben. Das aber ist es, was unter allen Umständen vermieden werden mußte. Daß dieses der Sachverhalt war, daß nicht von sachlichen Notwendigkeiten her eine übergreifende Ordnung durchgeführt wurde, geht zwingend daraus hervor, daß sich zwar alle Mitarbeiter über die Notwendigkeit, die Autoren noch einmal in Gruppen zusammenzufassen, einig waren, daß aber für diese übergreifende Ordnung die verschiedensten Vorschläge gemacht wurden. Und auch nachdem diese Vorschläge vorlagen, war es nicht so, daß einer davon ohne weiteres als der schlechthin zwingende erschien. In ausgedehnten Verhandlungen und immer erneuten Erwägungen wurde schließlich eine Ordnung „gewählt“, von der angenommen werden konnte, daß sie in funktionaler und in Wert-

bedeutung den anderen möglichen und vorgeschlagenen Ordnungen überlegen sei.

Eine große Kategorie von Ordnungsmöglichkeiten schied in unserem Falle freilich von vornherein aus: die Ordnung nach Themen und Problemen. Diese Ordnung, leicht durchführbar, in bestimmtem — mäßigem — Grade der Durchbildung sogar geboten, wenn Bücher geordnet werden sollen, ist schlechterdings undurchführbar, wo nicht die Bücher, sondern die Verfasser die ersten Ordnungseinheiten bilden.

Diese unlösbare Schwierigkeit würde nicht bestehen bei einer Ordnung nach literarischen Schulen und Richtungen. So viele Grenzfälle hier auch auftreten mögen: die Autoren solchen Schulen zuzuordnen, ist ein der Sache nach sinnvolles, im Blick auf die Geistes- und Bildungsgeschichte der Nation bedeutungsvolles und daher von der Literaturgeschichte auch oft und gern geübtes Verfahren. Wenn es für unseren Führer unter gar keinen Umständen in Betracht kam, so wird daran, vor allem aber an der Motivierung dieser „Ablehnung“, wieder der grundlegende Unterschied zwischen Literaturgeschichte und praktischer Schrifttumspflege deutlich. Gewiß: soweit es sich bei solcher Ordnung um Strömungen und Richtungen innerhalb der gegenwärtigen literarischen Produktion handelt, kann solcher Ordnung eine gewisse Bedeutung auch im Rahmen der Laienbildung zugesprochen werden. Literarische Strömungen und Richtungen hängen u. U. mit Strömungen und Richtungen unseres Gesamtgeisteslebens zusammen, — wer sich in der Zeit „entscheiden“ will, dem wird es wichtig sein, das Wirken der Zeit auch im Schrifttum „zu Gesicht“ zu bekommen, und dazu kann eben eine Ordnung des Schrifttums nach Strömungen und Richtungen helfen. In diesem Sinne haben wir im Rahmen unseres Gesamtkatalogwerkes das Verzeichnis „Die Kunst unserer Zeit“ herausgegeben, das ja der Kunst einer bestimmten „Richtung“ innerhalb „unserer Zeit“ gewidmet war. Aber sobald die Ansprache der Gegenwart aufhört, d. h. sobald sich der Leser dem Schrifttum zuwendet, das vor dieser Gegenwart liegt, verlieren die Schulen, Strömungen und Richtungen von einst zunächst einmal jede kulturpolitische oder kulturpädagogische Bedeutung. Nicht die „Schule“ gilt dann mehr, sondern die besondere Substanz und Kraft, die in einem Dichter und seinem Werk aufbewahrt ist. Zum anderen: so wie sie ohne kulturpädagogische Bedeutung sind, so sind diese Ordnungen für den Laienleser auch vollständig uninteressant. Vom Leser her gesehen, würde ein so geordneter und gegliederter Führer Deutsche Erzähler ein Ding der Unmöglichkeit sein.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, ob bei einem Führer Deutsche Erzähler nicht nach landmannschaftlich-stammesmäßiger Zugehörigkeit geordnet werden sollte. Für dieses Verfahren scheint zunächst zu sprechen, daß damit die Grundabsicht dieses Führers konsequent weiter verfolgt würde. Denn ist nicht die Dokumentierung des Zusammenhanges von volkhafter Art und Dichtung die eigentliche Absicht des Führers? Und ist danach die „Durchexerzierung“ dieses Problems auch in der Untergliederung nicht sinnvoll? — Wer das Ganze unserer Darlegungen aufmerksam verfolgt

hat, wird wissen, daß in einer solchen Argumentation ein schweres Mißverständnis enthalten sein würde. „Dokumentierung" irgendwelcher Zusammenhänge ist und bleibt Aufgabe der Literaturgeschichte und der Literaturwissenschaft, nicht des Literaturführers. Unser Führer wird zwar durch die Tatsache ermöglicht, daß ein inniger Zusammenhang immer da besteht, wo lebendiges Volk und lebendige Dichtung ist, aber unsere Aufgabe ist nicht, dem um Erkenntnis Bemühten für eine allgemeine Regel ein besonderes Beispiel zu liefern. Unsere Aufgabe ist und bleibt kultur- und nationalpolitischer Natur: eben dieses unserem Volkstum zugehörige erzählende Schrifttum geschlossen herzustellen und damit im Volkstum wieder wirksam zu machen. Und gerade dieser deutsche kulturpolitische Gedanke würde durch eine „konsequente" Verfolgung und Praktizierung der „Einsicht" vom Zusammenhang zwischen Art der Gattung und Art des Erzählers gelähmt werden. Das Ganze: „Deutsches Volkstum und deutsche Erzählung" würde in eine Reihe von Besonderungen aufgeteilt werden und damit gerade als Ganzes verlorengegangen sein. Die stammesmäßigen Besonderungen sollen also wohl — das Gesamtbild bereichernd und belebend — in den einzelnen Autoren zum Ausdruck kommen, nicht aber sollen sie in diesem Führer zur Grundlage einer übergreifenden Ordnung gemacht werden.

Anders hätte die Entscheidung getroffen werden müssen, wenn die stammesmäßig-landsmannschaftliche Zugehörigkeit für die Entscheidungen der Leser von ausschlaggebender Bedeutung sein würde. Nach allen unseren Erfahrungen ist das nicht der Fall. Wohl gibt es in dieser Richtung hier und da auch in der Laienleserschaft Vorlieben und Abneigungen, doch niemals in der Allgemeinheit und der Stärke, daß dadurch eine entsprechende Gruppenbildung gefordert würde. Wird dann aber doch nach Stämmen und Landschaften gegliedert, dann wird eben ohne Not der Blick vom Ganzen vorzeitig auf die Besonderungen gelenkt. Und dabei kann es eintreten, daß sich der Benutzer des Führers nicht mehr als der Leser angesprochen fühlt, der das Erlebnis sucht, sondern als theoretischer Mensch, der einer volks- und literaturkundlichen Erkenntnis nachgeht. Da der Leser das aber in diesem Augenblick weder ist noch sein will, würde von einem so geordneten Verzeichnis der erkältende Hauch des Akademischen ausgehen, und das sollte bei diesem Führer „Deutsche Erzähler" noch mehr vermieden werden als bei irgendeinem anderen unserer Literaturführer.

Zu alledem kommt noch, daß es sich bei der stammesmäßig-landsmannschaftlichen Ordnung um einen Fall der Ordnungen handelt, die zwar ihrer Idee nach einleuchtend sind, bei der die Zuordnung der einzelnen Autoren aber auf außerordentliche Schwierigkeiten stößt und zu zahllosen „Grenzfällen" führt. Die Literaturgeschichte braucht diese Schwierigkeit nicht zu schrecken, sie verfügt ja über die Möglichkeit der Ableitung, der Verknüpfung und Begründung im Text, — der Führer hingegen sieht sich allen diesen Schwierigkeiten fast ohne jede Hilfsmittel gegenüber. Es sei denn, er wende selbst jene Verfahren der Ableitung, Verknüpfung und Begründung an, um damit eben sofort seine Bedeutung als wirksames Hilfsmittel der praktischen Schrifttumspflege einzubüßen.

Die zeitbezogene Ordnung

Wenn Thema und Gegenstand, literarische Schule und Richtung, Stammeszugehörigkeit und Landschaft hier nicht zur Grundlage der Binnenordnung gemacht werden konnten, so blieb, wenn überhaupt geordnet werden sollte, nur noch die Zeit als gliederndes, ordnendes Prinzip. Dabei durfte freilich nicht von einer subtilen literarischen Periodenbildung ausgegangen werden. Gegen diese würde an dieser Stelle alles sprechen, was gegen eine Ordnung nach literarischen Schulen, Strömungen und Richtungen — die ja mit einer Ordnung nach Perioden weithin zusammenfällt — vorgebracht wurde. Nur soweit in der Zeit deutsche Wesensart im deutschen Schrifttum wesenhaft verschiedene Offenbarungsstufen erreicht, sind die hierauf gegründeten Gruppen objektiv und zugleich funktional bedeutsam. Wir glauben nun, daß in den beiden großen Hauptabteilungen: Lebendes Erbe und Deutsche Erzähler der Gegenwart solche Offenbarungsstufen getroffen sind. Daß hier die Zeit selbst, ganz abgesehen von allen sich ablösenden gewollten und bewußten Tendenzen der Schulen und Richtungen, in tiefeingreifender Weise bindet und zugleich trennt, das steht ja wohl überhaupt außer Zweifel. Noch niemals vielleicht hat ein Volk zu seinem großen literarischen Erbe in einem solchen Abstand gestanden wie heute das deutsche. Was nicht Gegenwart mit ihren ungeheuren Nöten und Spannungen ist, ist vom „Klassikertod" bedroht. Diese Tatsache darf gerade von der praktischen Schrifttumspflege nicht ignoriert werden. Würde die Bücherei so tun, als ob sie sich dieser Klassikerfremdheit und -feindlichkeit nicht bewußt wäre, würde sie Altes und Neues unterschiedslos durcheinandermischen, so würde sie damit den Kredit bei ihrer Leserschaft verlieren. Das darf aber gerade bei einem Führer Deutsche Erzähler am allerwenigsten geschehen. Ihre funktionale Bedeutung also drängt schon nach der von uns vorgenommenen Zweiteilung hin.

Wenn aber alles, was im Schrifttum nicht „Gegenwart" ist, vom Klassikertod bedroht ist und wenn dann dieses Nichtgegenwärtige ausdrücklich in eine besondere Abteilung verwiesen wird, besteht bei dieser Sachlage nicht gerade die Gefahr, daß dann diese ganze Abteilung vom Leser rasch überschlagen wird? Diese Gefahr besteht ohne Zweifel. Sie kann, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, nur gebannt werden durch richtigen Einsatz der gestalterischen Mittel, über die der Literaturführer verfügt. Das gilt vor allem für die Benennung der Abteilungen. Würden sie einfach unter die Stichworte „alt" und „neu" oder unter die Zeichen irgendwelcher literarhistorischer Begriffsbildung (Klassik, Romantik, die Moderne u. ä.) gestellt werden, dann würde das „Alte" oder die „Klassiker" in diesem Führer sicher nur einen dekorativen, nicht aber einen funktionalen Wert haben. In der Benennung der „alten" Abteilung muß gleichsam ein Appell an den Benutzer des Führers liegen. In diesem Sinne wurde zuletzt die Bezeichnung „Lebendes Erbe" gebildet. In dem Wort „Erbe" soll die Würde der Sache und zugleich die Verpflichtung des Lesers, der zu einem Führer „Deutsche Erzähler" greift, zum Ausdruck kommen. Indem aber die Bezeichnung „L e b e n d e s Erbe" gebildet wurde, sollte in etwas die Scheu vor dem angeblich und scheinbar Toten und Verstaubten genommen werden. Läßt sich der Benutzer des Führers durch diese Abteilungsbezeichnung zunächst nur einmal davon ab-

halten, die erste Hauptabteilung einfach zu überschlagen, dann sollen Einleitung zur Abteilung und Charakteristiken der Verfasser das übrige tun.

Nicht unwichtig ist schließlich, daß bei der gewählten Ordnung die Zahl der Grenzfälle außerordentlich gering ist. So wie hier die Begriffe Lebendes Erbe und Gegenwart gefaßt und in den einleitenden Worten zu den Abteilungen begründet sind, dürften wirkliche Grenzfälle überhaupt nicht auftreten. Das ist nicht zuletzt darin begründet, daß ganze historische Zwischengruppen — so z. B. der Naturalismus der achtziger und neunziger Jahre, die Neoromantik um die Jahrhundertwende — aus dem Bestande dieses Führers überhaupt so gut wie ganz herausfallen. So liegt zwischen dem Erbe und der Gegenwart gleichsam ein breiter Graben, in dem auch alle die Grenzfälle versunken sind, die bei einer lückenlosen Periodenbildung und einer Gesamtaufarbeitung des literargeschichtlichen Materials sich ergeben hätten. Diese Zwischengruppe ist aber nicht weggelassen worden, um durch eine solche Gewaltkur die Grenzfälle aus der Welt zu schaffen, sondern weil jenes Schrifttum weder Gegenwartsbedeutung hat noch lebendes Erbe ist. Aber gerade durch diese Eliminierung ganzer, in dem einen wie dem andern Sinne bedeutungsloser Epochen, in der Gründung des Führers auf echtes Erbe und lebendige Gegenwart erhält er, so hoffen wir, eine lebensvolle Spannung, die auch dem „Erbe“ wieder zugute kommen wird. Und an dieser Stelle wird wiederum der fundamentale Unterschied zwischen Literaturgeschichte und Literaturführer deutlich: die Epochen, die im Rahmen praktischer Schrifttumspflege ohne Bedeutung sind, haben doch einen nicht anzuzweifelnden Erkenntniswert, sie sind daher echtbürtiger Gegenstand jeder Geschichte der deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts.

Das Prinzip, das der Bildung der beiden Hauptabteilungen zugrunde liegt, ist dann auch noch einmal auf die erste Hauptabteilung selbst angewandt worden. Wieder war hierfür das ökonomische Motiv der Aufhebung der langen Reihe primär bestimmend, wieder war es der besondere Rang unserer klassischen und romantischen Dichtung, und wieder war es die Fremdheit des Zeitgenossen dieser dichterischen Welt gegenüber, die eine Gruppenbildung von objektiver und funktionaler Bedeutung ermöglichten. Aber wiederum mußten bei der Gruppenbenennung die literarischen Schulbegriffe vermieden, mußte vielmehr durch die Bezeichnung „Aus der großen Zeit deutscher Dichtung“ Rang, Würde, Anspruch dieser dichterischen Welt und Verpflichtung des Lesers angedeutet werden.

Bei der Bildung dieser Untergruppen ergaben sich freilich einige Schwierigkeiten, die nicht ohne eine gewisse Kühnheit überwunden werden konnten. Es ist klar: bei aller unserer Gruppenbildung, so auch bei der Bildung der jetzt in Rede stehenden Untergruppen, soll wesensmäßig Verwandtes zusammengefaßt werden. Das Interesse an einer chronologischen Einteilung ist also hierbei im Grunde nicht führend, wohl aber fällt die so begründete Einteilung weithin mit der chronologischen Einteilung zusammen. Aber dieses Zusammenfallen ist kein absolutes: Autoren, die ihrem Geburtsjahr nach zu der älteren Periode gehören, fallen ihrer Wesensart nach ganz aus dieser

Periode heraus — und umgekehrt. In diesem Falle mußte für uns der Gesichtspunkt der chronologischen Richtigkeit hinter der Forderung der wesensmäßigen Verwandtschaft zurücktreten, und so steht u. U. in der Gruppe, die im großen und ganzen einer älteren Periode entspricht, ein wesentlich jüngerer Autor und in der folgenden Gruppe ein Autor, der seinem Geburtsjahr nach weit vor dem in die ältere Gruppe aufgenommenen Autor rangiert. Am stärksten tritt diese chronologische Unstimmigkeit bei der Einordnung Eduard Mörikes einerseits und bei der Pestalozzis andererseits auf. Da es sich aber eben nicht um eine chronologische Gruppenbildung handelt, kann von einer chronologischen Unstimmigkeit im Ernst gar nicht gesprochen werden. Nur das wäre die Frage, ob nach dem, was in der, der Abteilung „Lebendes Erbe“ vorangestellten Einleitung über das Prinzip der Gruppenbildung gesagt ist, ob danach es gerechtfertigt war, Pestalozzi mit zu den „Erzählern des 19. Jahrhunderts“, Eduard Mörike aber mit zu der Gruppe „Aus der großen Zeit deutscher Dichtung“ zu nehmen.

Eine besondere Schwierigkeit entstand durch Grimmelshausen. In einem Führer Deutsche Erzähler durfte diese einzigartige Offenbarung deutscher Art keinesfalls fehlen. In die Gruppe „Aus der großen Zeit deutscher Dichtung“ konnte Grimmelshausen unmöglich aufgenommen werden. Die chronologische Grenze zwar hätte sich nach rückwärts beliebig erweitern lassen — aber einmal hätte dann die jetzt gewählte und unentbehrliche Gruppenbezeichnung nicht aufrechterhalten werden können, und zudem ist Grimmelshausen, gemessen an Haltung und Gehalt unserer klassischen und romantischen Dichtung, doch der schlechthin andere. Eine dritte Gruppe mit einer allgemeinen Gruppenbezeichnung zu bilden, hätte, solange die Gruppe nur durch einen Autor repräsentiert wurde, lächerlich wirken müssen; eine „Auffüllung“ aber der Gruppe durch andere Autoren kam hier ja nicht in Betracht. Es blieb nichts anderes übrig, als Grimmelshausen als Einzelerscheinung der ganzen Reihe voranzustellen und mit dem Simplizissimus, „dem Roman des Deutschen“, gleichsam in einem programmatischen und symbolischen Akt, den Führer zu eröffnen.

Die Ordnung nach literarischen Charakteren

Wenn schon bei der ersten der beiden Hauptabteilungen die „lange Reihe“ zu einer Bildung von Untergruppen drängte, so ergab sich diese Notwendigkeit bei der zweiten Hauptabteilung mit ihren über sechzig Autoren in noch stärkerem Grade. Nur daß hier, wenn wiederum Gruppen von objektiver und funktionaler Bedeutung gebildet werden sollten, eine zeitbezogene Ordnung nicht mehr in Betracht kam: Die „Gegenwart“ verbietet eine derartige Gruppenbildung von selbst. Da für diese Unterteilung auch alle vorher erörterten Ordnungsmöglichkeiten mit den gleichen Gründen abgelehnt werden mußten wie für die Haupteinteilung, so wurde hier ein Versuch gemacht, dessen problematischen Charakters sich die verantwortlichen Bearbeiter des Führers genau bewußt sind. Die Autoren wurden gleichsam unterschieden nach dem besonderen Charakter ihrer deutschen dichterischen Sendung, welcher besondere Charakter wurzelt in der besonderen geistig-seelischen Haltung der Verfasser. In diesem Sinne wurden drei „Typen“ unter-

schieden: Erstens der Typus, der nicht nur in deutscher Wesensart wurzelt, sondern der seinen Dienst an Gegenwart und Zukunft des deutschen Volkes tut, indem er in Gehalt und Gestalt die Verbindung mit der deutschen dichterischen Tradition aufrecht erhält. Zweitens der Typus, der nicht nur aus deutscher Wesensart schafft, sondern dem das deutsche Volk, seine Lebensform, sein Schicksal zum Gegenstand der Erzählung wird. Drittens der Typus, der den Fragen des inneren Lebens nachgeht, die Mystiker unter den deutschen Erzählern gleichsam, die vom Ewigen sprechen, aber doch als Menschen unserer Zeit mit den Erschütterungen und Erfahrungen unserer Zeit.

Diese drei Ordnungsbegriffe lassen sich unschwer bilden. Man wird ihnen auch weder objektive noch funktionale Bedeutung absprechen können. Die außerordentliche Schwierigkeit liegt hier bei der Zuordnung der einzelnen Dichter zu den Gruppen. Eine Einteilung nach Haltungen schafft keine scharfen Grenzen: die Haltung der einen Gruppe, des einen Typus ist in der Regel auch dem anderen Typus nicht fremd. Der Typus wird nur dadurch gebildet, daß eine der überhaupt unterschiedenen Haltungen bei ihm die beherrschende, die hervorstechende, den Gesamteindruck bestimmende ist. So sind auch die Unterschiede der drei im zweiten Hauptteil unseres Führers gebildeten Gruppen nur relative, nicht absolute, auch nicht im Blick auf die Begriffe, die hier für die Haltungen geprägt wurden. Der Unterschied ist nur ein Unterschied des Schwergewichtes, des Ranges, den die drei oben umrissenen Haltungen in den einzelnen Gruppen einnehmen: die meisten der Autoren des zweiten Hauptteiles sind sowohl Hüter des Erbes wie auch Diener des Innermenschlichen, wie auch Kämpfer für Volkstum und Volksschicksal. Nur ist eben bei jeder der drei Gruppen einer dieser drei Züge stärker ausgeprägt als bei den jeweils beiden anderen Gruppen.

Weil Haltungen nicht an objektiven Merkmalen begrifflich exakt „festgestellt", sondern immer nur erfühlt werden können und weil in unserem Falle zu erfühlen war, welche Haltung — neben den anderen im Verfasser lebendigen — im einzelnen Falle „stärker" auftritt, deshalb kann auch die Zuordnung der einzelnen Verfasser zu diesen drei Gruppen von vornherein nicht den Anspruch auf absolute Gültigkeit erheben. Die Bearbeiter des Führers hoffen, in der Mehrzahl der Fälle eine Zuordnung getroffen zu haben, die dem „wirklichen" — aber auch vom Kritiker nur „erfühlbaren" — Tatbestand entspricht; Meinungsverschiedenheiten in Einzelfällen halten wir bei der Art der hier gestellten Aufgabe für selbstverständlich.

Die Reihenfolge in den Gruppen

Insgesamt wurde also die „lange Reihe" dieses Führers in fünf Abteilungen zerlegt. Dazu kommt Grimmelshausen als symbolischer Auftakt und der Anhang mit den artverwandten Erzählern germanischen Volkstums außerhalb des deutschen Sprachgebietes. Mit diesen Aufteilungen war dem ökonomischen Motiv Genüge geleistet, und auch im Blick auf objektive und funktionale Bedeutung war kein zwingender Grund zu weiterer Gruppenbildung gegeben. Aber dort, wo keine Gruppen mehr gebildet werden, entsteht

immer noch das Ordnungsproblem der Reihenfolge. Es wäre sicher kein Fehler gewesen, wenn in unserem Falle innerhalb einer jeden Gruppe eine einfache alphabetische Reihe gebildet worden wäre. Zuletzt ist von dieser anspruchslosesten Lösung doch abgesehen worden. Es wurde der Versuch gemacht, „Verwandtes“ näher zueinander zu bringen und von weniger Verwandtem entfernt zu halten. Die Merkmale, nach denen die „Verwandtschaft“ festgestellt wurde, waren dabei sehr verschiedener Natur. Es muß abgewartet werden, ob diese lose, sich vielfach überschneidende, in ihrem Prinzip nicht deutlich erkennbare Reihenbildung einen praktischen Wert hat.

Noch einmal die personale Grundordnung

Ohne daß also der Führer in eine zu große Vielfalt schwer übersehbarer Haupt- und Untergruppen aufgelöst worden wäre, ist an die Ordnung des Materials doch eine große und wohlüberlegte Arbeit gesetzt worden. Bei alledem aber durfte der gestalterische Grundgedanke dieses Führers nicht untergehen: immer soll das Bewußtsein erhalten bleiben, daß die entscheidende Ordnungseinheit, auf der der Bau dieses ganzen Führers beruht, der Verfasser selbst ist. Aus diesem Grunde haben sich die Führer-Bearbeiter zu der gestalterischen Maßnahme entschlossen, die Verfasser innerhalb der Gruppen im Druckbild nicht fortlaufend aneinanderzureihen, sondern mit jedem Verfasser eine neue Seite zu beginnen, — mit jeder neuen Seite beginnt eine selbständige Variation des einen Grundthemas des ganzen Führers: deutsche Wesensart in deutscher Erzählung. Die Aufmerksamkeit und das Interesse des Katalogbenutzers soll immer wieder auf die individuelle Ausprägung deutscher Wesensart in der einzelnen Erzählerpersönlichkeit gelenkt werden. Mit diesem starken und klaren Hervortreten der einzelnen Erzählerpersönlichkeit wird die übergreifende Gruppenbildung ihres Gewichtes beraubt —, und das soll hier auch so sein!

Walter Hofmann

Die praktische Schrifttumspflege und die Verwertung des Verzeichnisses „Deutsche Erzähler“

I. Die Verwertung als beratendes Hilfsmittel für die Praktiker der Schrifttumspflege

Das Hilfsmittel für die Auswahl

Das Verzeichnis „Deutsche Erzähler“ ist zunächst für den Laienleser bestimmt, den bei der Lektüre erzählender Werke nicht eine literargeschichtliche oder literarwissenschaftliche Absicht leitet, sondern der Erzählungen in dem Sinne lesen will, in dem sie ursprünglich geschrieben wurden: als Quelle geistig-seelischer Bereicherung, Erweiterung, Kräftigung. Das heißt, das Verzeichnis ist zunächst nicht ein beratendes Hilfsmittel für diejenigen, die selbst verantwortlich in der praktischen Schrifttumspflege stehen.

Dazu kommt ein anderes. Das Verzeichnis enthält zum größten Teil Autoren, die dem mit der praktischen Schrifttumspflege hauptamtlich Betrauten wohlbekannt sind, und kaum einen Verfasser, über den sich zu unterrichten

für den Leiter etwa einer großen öffentlichen Bücherei schwierig sein könnte. Als beratendes Hilfsmittel für den Bestandsaufbau hauptamtlich geleiteter Arbeitsstätten der praktischen Literaturpflege kommt das Verzeichnis also nicht in Betracht.

Aber wir haben in Deutschland nicht nur die große öffentliche Bücherei mit dem literarisch wohlunterrichteten Bibliothekar, sondern wir haben auch kleinere und kleinste Büchereien, von deren oft nebenamtlichen Leitern das gleiche literarische Beschlagensein zu verlangen wie vom hauptamtlichen Bibliothekar der großen Bücherei sehr ungerecht wäre. Wir haben aber außerdem zahlreiche soziale und pädagogische Arbeitsstätten, die mit dem Buche arbeiten müssen, die damit vor Leser und vor Volk und Schrifttum eine Verantwortung haben, ohne aber diese Verantwortung aus eigener innerer Kraft erfüllen zu können. So fest auch die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen dieser Arbeitsstätten in ihrem beruflichen Sattel sitzen, — mit dem literarischen Gut werden sie sehr oft nicht genügend vertraut sein. Gerade die bewegte, neuen Lebensformen zustrebende Gegenwart schafft mit Arbeitslagern, Jugendnotwerk u. ä. Situationen, wo vorzügliche, aber mit der Buchwelt vielfach nicht gründlich vertraute Menschen doch Bucharbeit treiben müssen. Diesem sehr großen Kreis wird das Verzeichnis „Deutsche Erzähler“ als Arbeitshilfe sicher auch dann willkommen sein, wenn für die zu betreuenden Hilfs- und Notbüchereien nur eine kleine Auswahl aus den 120 Erzählern unseres Verzeichnisses getroffen werden kann. Und wenn das Verzeichnis ursprünglich nicht für die Hand des Vermittlers von Büchern, sondern für die Leser selbst gedacht ist, so wird das zwar die Verwendungsfähigkeit des Verzeichnisses auch in diesen eingeschränkten Arbeitsverhältnissen einschränken, aber nicht aufheben. Umfang und Art, in der hier die Bücher charakterisiert sind, wird gerade dem praktischen Buchvermittler eine wertvolle Hilfe bei Buchanschaffungen und bei Beratung seiner Leser sein können.

Das methodische Beispiel

Aber nach unserer Kenntnis der Dinge kommt das Verzeichnis dann doch auch für die größere und große öffentliche Bücherei in Betracht. Einmal als Arbeitsbeispiel für Kataloggestaltung. Hier liegt ja eine der Hauptaufgaben unseres Instituts, und die Entwicklung des Katalogwesens im gesamten deutschen Büchereiwesen zeigt, daß die methodischen Anregungen, die auf diesem Gebiete vom Institut ausgegangen sind, auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Bisher waren es vorzüglich Verzeichnisse des belehrenden Schrifttums, die auf diese Weise Dienst an der Weiterbildung des Katalogwesens geleistet haben. Für das Gebiet der Schönen Literatur ist hier noch sehr viel zu tun, und eine Hilfe in dieser Richtung versprechen wir uns von unserem neuen Verzeichnis, das eben nicht nur ein neues Verzeichnis neben anderen ist, sondern zugleich einen neuen Versuch darstellt.

Eine besondere Bedeutung im methodischen Sinne erhält das Verzeichnis wohl dadurch, daß hier eine neue Methode aus einer sachlichen Aufgabe von zentraler Bedeutung heraus entwickelt wurde. Es gibt auch für die deutsche Volksbücherei, an deren deutscher Haltung nicht gezweifelt werden kann, noch manche nicht gelösten Probleme der Darstellung des deutschen Gehaltes und der Führung zu diesem Gehalte, — Probleme, die durch das Verzeichnis (und durch die anschließende Studie) ihrer Lösung vielleicht etwas näher gebracht werden können. In diesem Sinne also wendet sich das Verzeichnis an alle, die in Deutschland am Werke der Schrifttumspflege teilnehmen wollen, also auch an die literaturkundigen Bibliothekare unserer großen Büchereien. Freilich dürfen diese Kollegen und Kolleginnen dabei nie verges-

sen, in welcher Absicht das Verzeichnis entstanden ist und in welcher Absicht es ihnen nun dargeboten wird.

II. Die Verwertung als Leserkatalog, der gemeinsame Katalogdruck

Die Bedenklichkeit des gemeinsamen Katalogdruckes

Aber vielleicht gibt es für unser Verzeichnis auch noch eine andere bedeutende Verwendungsmöglichkeit. Für die Leserschaft der einzelnen Bücherei ist der gedruckte Katalog so etwas wie der Schlüssel zur Bücherei. Selbst kleinere Büchereien sind daher schon seit langem zur Drucklegung ihrer Bücherverzeichnisse übergegangen. Die außerordentlich schwierige Finanzlage des deutschen Volksbüchereiwesens hat diese glückliche Entwicklung weithin unterbrochen. Unter diesen Umständen wird das Verfahren des gemeinsamen Katalogdruckes, bisher schon oft erörtert und auch mannigfach praktisch erprobt, neue Bedeutung gewinnen. Was der einzelnen Bücherei, die von einem Verzeichnis ja oft nur einer kleinen Auflage bedarf, nicht oder nicht mehr möglich ist, kann durch ein Zusammengehen von mehreren oder vielen Büchereien wieder möglich werden.

Die Gefahren dieses sehr verlockenden Ausweges liegen auf der Hand! Es ist vor allem die Gefahr einer zentralistischen Schematisierung. Denn mit dem gemeinsamen Katalog wird ja nicht nur die Produktivität der einzelnen Bücherei auf diesem wichtigen Arbeitsgebiet lahmgelegt — was immer ein volkspädagogischer Verlust ist —, sondern es werden, und das ist das Schlimmere, auch die Bestände der betreffenden Büchereien „genormt“. Aber eine deutsche Volksbücherei, deren einzelne konkrete Anstalten nur noch ausführende Organe irgendeiner Zentrale wären und deren Bücherbestände fern von dem wirklichen Bedarf, der wirklichen geistig-seelischen Lage der konkreten Leserschaft zusammengestellt würden, müßte sehr schnell jede kulturelle Bedeutung verlieren. Ein solcher Zentralismus müßte aber auch verhängnisvoll auf die zentralen Arbeitsstellen selbst zurückwirken. Um eine in diesem falschen Sinne anwendbare Norm zu geben, um es den verschiedenen Anstalten draußen im Lande einigermaßen recht machen zu können, müßten die Arbeiten der Zentrale in hohem Maße farblos werden. Damit würde aber gerade das Gegenteil von dem erreicht, was durch eine zentrale Arbeitsstätte wie unser Institut erreicht werden soll. Nicht Normen, wie Dinformate oder Maschinenteile, überall auswechselbar und überall anwendbar, soll eine solche Stelle liefern, sondern eben Vorbilder, Beispiele für durchgestaltete volks- und literarpädagogische Arbeit. Das setzt aber voraus, daß diese Modelle selbst aus einer konkreten volks- und literarpädagogischen Situation erwachsen. Gerade darin, daß sie von einem bestimmten Ort im zeitgeschichtlich sozialen Raum aus ihre Formen organisch entwickeln, — gerade darin soll der vorbildliche Charakter dieser Arbeiten liegen.

Die Einheit in der Mannigfaltigkeit

Nun würde freilich auch auf dem Gebiete des Büchereiwesens der zentralistische Gedanke gar nicht haben Einzug halten können, wenn er von vornherein völlig absurd wäre, wenn ihm unter keinen Umständen eine auch nur eingeschränkte Berechtigung zukäme. Und so energisch wir hier, vom Gedanken der gestaltenden Volksbildung aus, jene falsche Normalisierung und Zentralisierung abgelehnt haben, ebenso entschieden müssen wir vom Gedanken einer deutschen Volksbildung aus nun auch vor einer Überspannung

des föderalistischen Gedankens warnen. Dabei handelt es sich nicht nur um die Herausstellung der Einsicht, daß in den verschiedenen Voraussetzungen der Büchereiarbeit und in den verschiedenen Formen, die aus diesen Voraussetzungen erwachsen, eine gemeinsame Kraft und Substanz wirksam sein muß, wenn überhaupt von deutscher Volksbildung und deutscher Volksbüchereiarbeit gesprochen werden soll. Sondern mehr noch: die gemeinsame Kraft und Substanz führt auch zu objektiven Werten und Formen von weithin gültiger Bedeutung. Es gibt zwar nicht das Buch, das jeder Deutsche gelesen haben müßte, wohl aber gibt es Bücher, von denen wir wünschen müssen, daß sie von möglichst vielen Deutschen verschiedensten sozialen und landsmannschaftlichen Herkommens gelesen werden, Bücher, von denen wir auch wissen, daß sie so gelesen werden können. Es ist nicht so, daß jede einzelne Bücherei ihre Bücher für ihre Leser selbst schreiben lassen könnte oder „eigentlich“ selbst schreiben müßte, sondern es ist so, daß jede deutsche Volksbücherei ihre Leser zu dem großen Gemeinsamen des deutschen Schrifttums zu führen hat, das unabhängig von der einzelnen Bücherei entstanden ist, lebt und wirkt. Der Zugang freilich zu dem großen Gemeinsamen ist für die einzelne Bücherei — wie in der Bücherei wieder für den einzelnen Leser — verschieden, und auf diesen verschiedenen Zugangswegen ist nun den verschiedenen Büchereien Verschiedenes „erlebensnah“. Aber wenn die Bücherei nicht nur an der Peripherie des Gemeinsamen spielerisch herumtastet, wenn sie wirklich in die Tiefe und vielleicht gar zu dem Kerne vorstößt, dann muß sie innerhalb dieses Ganzen schließlich auch auf die Bestandteile, die Strukturlinien gleichsam, kommen, die, wenn vielleicht auch nicht für jede Bücherei und jeden ihrer Leser gleich „erlebensnah“, aber doch gleich gültig und verpflichtend sind.

Es liegt nun in den allgemeinen formalen Bedingungen unserer Arbeit begründet, daß wir die einzelnen Strukturlinien des geistigen Kosmos nicht in einem einzigen eindimensionalen Verzeichnis, das immer nur unter einem einzigen Hauptordnungsgedanken steht, zum Ausdruck bringen können. Wollen wir gerade die wesentlichen Strukturlinien nicht in einem irgendwie klassifikatorisch geordneten Gesamtverzeichnis zugrunde gehen lassen, dann müssen wir an Stelle des Gesamtverzeichnisses Einzelverzeichnisse, thematische Verzeichnisse, Richtungsverzeichnisse usw. herausgeben. Viele dieser Einzelverzeichnisse werden immer nur Verzeichnisse der einzelnen Bücherei sein können, — hierin drückt sich die Mannigfaltigkeit der Gestaltungs- und Wachstumsbedingungen der Büchereien aus. Andere Verzeichnisse hingegen werden zu jenem Kerne gehören, der für alle öffentlichen Büchereien in gleicher Weise gültig und verpflichtend ist. Und diese werden dann die Objekte sein, auf die sich der gemeinsame Katalogdruck der deutschen öffentlichen Bücherei wird richten können.

Die Zeit als einheitstiftendes Moment

Zwei Sachverhalte sind es nun, die in diesem Sinne „kernbildend“ für die öffentliche Bücherei wirken: der Sachverhalt Zeit und der Sachverhalt Volk. Daß wir in der Zeit stehen, von ihr angesprochen werden, das ist ein für alle nicht nur vegetierenden, sondern alle „lebenden“ Deutschen gemeinsames, gleiches Schicksal. Hier können wir, hier dürfen wir nicht ausweichen, und hier haben alle deutschen Volksbüchereien nicht nur in formaler, sondern auch in substantieller Hinsicht eine gemeinsame Aufgabe, die sie mit den gleichen Mitteln, will sagen mit den gleichen Büchern lösen müssen. Und hier muß auch der gemeinsame Katalog und damit der gemeinsame Katalogdruck möglich sein, zum mindesten für Büchereien verwandter Größenklasse und

verwandten Standorts in der geschichtlich-sozialen Welt. Je lockerer und elastischer dabei der gemeinsame Katalog in seiner technischen Form gehalten ist, um so mehr werden einzelne rein praktische Schwierigkeiten, die sich auch bei prinzipieller Anerkennung des hier Gesagten noch ergeben werden, überwunden werden können. Die „Kurzkataloge“ zum zeitgeschichtlichen Informationsdienst, die vom Institut jetzt herausgegeben werden, sollen diese Aufgabe erfüllen, und sie sind bezeichnenderweise auch schon von einer Anzahl Büchereien in Nord- wie in Süddeutschland, in West- wie in Ost- und Mitteldeutschland als Kataloge für die Leser eingeführt worden.

Das Volkstum als einheitstiftendes Moment

Von noch größerer, noch mehr in die Tiefe führender Kraft und daher für die Volksbüchereien von noch stärkerer Einung ist der Sachverhalt Volk. Es soll an dieser Stelle das nicht wiederholt werden, was hierüber in der Studie zum Verzeichnis „Deutsche Erzähler“ ausgeführt wurde. Das aber ist unsere Überzeugung: mit einem gemeinsamen Verzeichnis „Deutsche Erzähler“, sofern es seiner Durchführung nach der Größe der Aufgabe einigermaßen gerecht wird, wird der organische Eigenwuchs und die lebendige wachstümliche Vielgestaltigkeit der öffentlichen Bücherei nicht aufgehoben, sondern diese Vielgestaltigkeit wird durch eine solche, durch das Ganze der deutschen öffentlichen Bücherei hindurchlaufende Strukturlinie erst wirklich gerechtfertigt. Denn erst dann kann gesagt werden: alle deutschen Volksbüchereien sind verschieden, alle deutschen Volksbüchereien sind gleich. Und erst wenn das gesagt werden kann, haben wir eine deutsche volkstümliche Bücherei von höchster Lebendigkeit und zugleich von höchster volksmäßiger Kraft der Einung.

Daß sich ein Verzeichnis „Deutsche Erzähler“ zum gemeinsamen Katalogdruck hervorragend eignet, lehrt im übrigen ein Blick auf unser Verzeichnis „Deutsche Erzähler“ selbst. Es dürfte kaum eine große Bücherei geben, die heute nicht sämtliche dieser Autoren in ihrem Bestande hat; sofern einzelne dieser Autoren fehlen, dürfte in keinem Falle etwas entgegenstehen, sie anzuschaffen. Und diese Übereinstimmung in der Substanz dürfte weit hinab bis zu den mittleren und kleineren Anstalten gehen. Abweichungen werden sich nur ergeben — und unter Umständen sehr bedeutende Abweichungen — bei der Zahl der Wiederholungsstücke, mit denen die einzelnen Verfasser in den verschiedenen Büchereien vertreten sind. Hier setzt sich die auf den Voraussetzungen des zeitgeschichtlich-sozialen Ortes begründete Eigengerichtetheit der einzelnen Bücherei wieder durch. Da aber heute wohl keine Bücherei mehr den Fehler macht, im Katalog die Zahl der Wiederholungsstücke anzugeben, steht auch von dieser Seite her der Übernahme des Verzeichnisses in die praktische Arbeit der einzelnen Büchereien nichts im Wege.

Die Tatsache aber, daß der im Verzeichnis „Deutsche Erzähler“ aufgeführte Bestand heute schon Bestand wenn nicht aller, so doch sicher der meisten deutschen Volksbüchereien ist, bestätigt unseren Satz, daß es auch im Volksbüchereiwesen eine Einheit in der Mannigfaltigkeit gibt und daß die Einheit, wie könnte es auch anders sein, vor allem bei dem Sachverhalt Volk, Volksart, Volkstum, Volksverpflichtung liegt. Aber diese Einheit in der Kernsubstanz bedeutet eben noch nicht, daß dieser Kern dann auch schon ohne weiteres in der Gestalt der Bücherei sichtbar wird. Dazu möchte das Verzeichnis „Deutsche Erzähler“ auf dem Wege des „gemeinsamen Katalogdruckes“ der deutschen volkstümlichen Bücherei helfen.

Institut für Leser- und Schrifttumskunde

Neue Gartenbücher

Das Gesicht der Stadt weist heute im Vergleich zu der Zeit vor einem Menschenalter grundlegende Veränderungen auf. Breite Gürtel von Siedlungen und Gartenkolonien umgeben die in den vorangegangenen Perioden erbauten geschlossenen Häuserkomplexe als sichtbarer Beweis dafür, daß der in der Enge der Stadt eingeschlossene Mensch von dem Wunsche beseelt wird, zur verlorengegangenen Natur zurückzukehren. Der Siedlungswille beherrscht die Gegenwart. Siedlungs- und Kleingartenwesen bedeuten: „die enge Verbundenheit mit dem Boden für sich und seine Familie wiederfinden, die wir als Stadtnomaden schon längst verloren haben".

Durch die wirtschaftlichen Nöte der Zeit hat dieser Drang einen übermächtigen Anstoß erhalten. Zum Siedler aus Neigung hat sich in letzter Zeit der Siedler aus Zwang gesellt. Überall sind Stadtrandsiedlungen im Entstehen, die den vielen aus dem Produktionsprozeß verdrängten Kräften unseres Volkes neuen Erwerbs- und Lebensraum geben wollen.

Mit zunächst 83 Millionen RM. öffentlicher Mittel hat die Reichsregierung in kurzer Zeit vorläufig an 26000 Kleinsiedler und 74000 Kleingärtner je einige 100 qm Land vergeben. Sollen diese Gelder auch nur einigermaßen fruchtbringend angewandt sein, soll der erwerbslose neue Landbesitzer die öffentliche Hand entlasten, indem er in Zukunft aus der Zahl der Unterstützten ausscheidet, so muß er aus seinem Stückchen Land das Letzte herausholen, was es herzugeben vermag. Dies ist aber nur möglich, wenn er die wichtigsten Errungenschaften der Gartenwirtschaft, z. B. auf dem Gebiete der Düngung, der Gemüsekultur, des Obstbaues u. a. kennt und anzuwenden versteht. Hierzu will ihm auch die neue, umfangreiche Gartenliteratur verhelfen.

Welche Anforderungen müssen vom Standpunkte des Siedlers und Kleingärtners an Gartenbücher gestellt werden? Erstens muß der neueste Stand der Gartenwirtschaft und der praktischen Gärtnerei berücksichtigt sein. Zweitens dürfen die Bücher nicht nur leitfadenmäßig von allen Gartendingen oberflächlich etwas bringen, sondern sie müssen in die Tiefe gehen: also zuverlässige, erprobte Angaben z. B. über Beerenobstkultur, Formobstschnitt, Kunstdüngung usw. bringen. Drittens müssen diese Bücher bei aller Gründlichkeit auch für den Laien verständlich geschrieben sein, und ihre Angaben und Anweisungen müssen auch für ihn durchführbar sein. Diese Gesichtspunkte sind von den „Gartenschriftstellern" und den „Gartenbauverlagen" weithin erkannt und beachtet worden, so daß heute schon eine beträchtliche Anzahl guter Gartenbücher für die verschiedensten Arbeitsgebiete und Zwecke vorliegt.

Die neue Gartenliteratur berücksichtigt aber auch den Gartenbesitzer, dem es weniger auf wirtschaftlichen Ertrag als auf die Wohltat der Gartenarbeit für Leib und Seele ankommt: den Besitzer des Haus- und Ziergartens. Der Sinn der Gartenpflege hat in den letzten Jahren eine entscheidende Wandlung erlebt. Aus dem „Gute-Stube-Garten" der Vorkriegszeit ist der „Wohngarten" der Gegenwart geworden. Durch sorgfältige Auslese, Neuzucht und Neueinführung aus fremden Ländern ist in wenigen Jahren ein Pflanzenmaterial geschaffen worden, dessen sich die breite Masse der Gartenbesitzer nur langsam und zusammenhanglos bewußt wird. Diese neu erstandene und kaum geahnte Schönheit an den Gartenfreund heranzubringen, den Garten als „Natur" wieder zum Erlebnis oder zum Teil der Wohnung werden zu lassen, das ist der Zweck, den die neue „schöne" Gartenliteratur verfolgt.

Für die praktischen Zwecke der volkstümlichen Bücherei ist im folgenden eine Auswahl aus der neuen Gartenliteratur vorgenommen, an Hand deren

der Büchereileiter seine Bestände überprüfen und entsprechend dem bei ihm auftretenden Bedürfnis ergänzen und ausbauen kann. Die mit Sternchen bezeichneten Bücher kommen, sofern nicht besondere örtliche Verhältnisse vorliegen, in erster Linie für die Anschaffung in Betracht.

Allgemeine Gartenbücher

An allgemeine Gartenbücher, sogenannte Gartenhandbücher, muß mit Vorsicht herangegangen werden. Nur wenige werden allen Anforderungen gerecht, die man an ein brauchbares Gartenbuch stellen muß: Vollständigkeit, Gründlichkeit, Neuzeitlichkeit. Die so beliebten und verbreiteten Schriften wie Dahlinger, Der Kleingärtner, Hesdörfer, Der Kleingarten, seine Anlage, Einteilung und Bewirtschaftung u. ä. können den ernsthaften Gartenbesitzer nicht befriedigen. Dagegen stellen die beiden nachfolgend zuerst genannten Werke außerordentlich wertvolles, zeitgemäßes und genügend ausführliches Material zusammen.

*Johannes Boettner, Gartenbuch für Anfänger. Unterweisung im Anlegen, Bepflanzen, Pflegen des Hausgartens, im Obstbau, Gemüsebau und in der Blumenzucht. Mit vielen Abbildungen. 17. Auflage, bearbeitet von Walter Poenicke und Karl Weinhausen. Frankfurt/Oder 1930, Trowitzsch & Sohn. 650 Seiten. Preis 7.50 RM.

*Gartenanlage — Gartenbau — Gartenpflege. Aufteilung und Ertrag des Gartens, Pflanzung und Pflege der Blumen, Zier- und Obstgehölze, Veredlungsarten und Obstbaumschnitt, praktischer Gemüsebau, Konservierung und Obstweinbereitung, Schädlingsbekämpfung und technische Einrichtung des Gartens. Mit 547 Abb. Berlin 1932, Deutsches Verlagshaus Bong. 404 Seiten. Preis 15.— RM. (Praktisches Handbuch für Siedler und Eigenheimer, Band II.)

*Adolf Grabe, Der praktische Kleingärtner. Mit Abbildungen. Wiesbaden 1929, Bechtold & Co. 173 Seiten. Preis 4.50 RM.

*A. Meier und A. Stüler, Wenn du einen Garten hast. Drei Hefte. 1. Gemüse, Beeren, Blumen. 2. Erfolgreiche Schädlingsbekämpfung. 3. Erfolge im Obstbau. Mit 82, 44 und 50 Abbildungen. Stuttgart 1930, 1931 und 1932, Franckh'sche Verlagshandlung. 83, 82 und 91 Seiten. Preis für jedes Heft 1.80 RM.

*Anton Eipeldauer und Albert Esch, Der zeitgemäße kleine Garten. Seine praktische Anlage und richtige Pflege mit besonderer Berücksichtigung der Blumen. Mit vielen Abbildungen. Wien 1929, Scholle-Verlag. 165 Seiten. Preis 3.— RM. (Scholle-Bücherei Nr. 116.)

Der alte „Boettner", von W. Poenicke neu bearbeitet, steht auch heute noch an erster Stelle, vor allem wegen der unkomplizierten Art seiner Ausführungen über alle Gartenfragen. Nur in den Abschnitten über Formobstschnitt und Blumenzucht, -auswahl und -anpflanzung (Staudengärten, Steingärten) bedarf er für den Fortgeschrittenen der Ergänzung durch Spezialwerke. Das bei Bong erschienene Handbuch Gartenanlage — Gartenbau — Gartenpflege befriedigt als solches restlos. Besonders

wertvoll wird es durch das reiche Tabellenmaterial für den Gemüse-, Obst- und Ziergarten, das den neuesten Stand der Züchtung berücksichtigt und rasche und gründliche Orientierung ermöglicht. Auch durch die anschauliche Art der Darstellung wichtiger Gartendinge im Bild zeichnet es sich aus.

Das Buch von Grabe, die drei Hefte von Meier und Stüler und das Scholle-Bändchen von Eipeldauer und Esch sind bei aller Kürze durchaus brauchbar, wenn bei Spezialfragen auf Spezialliteratur zurückgegriffen wird. Beim Scholle-Bändchen muß beachtet werden, daß österreichische Verhältnisse (Boden, Klima!) zugrunde gelegt worden sind.

*Camillo Schneider, Jedermanns Gartenlexikon. Praxis und Theorie im Garten. Mit vielen Photographien, Tabellen und Zeichnungen. München 1933, F. Bruckmann A.-G. 366 Seiten. Preis 4.80 RM.

Der namhafte Gartenfachmann C. Schneider hat mit diesem Nachschlagewerk ein Gartenhandbuch geschaffen, das sowohl für die Besitzer und Pfleger kleiner zeitgemäßer Gärten als auch für Fachleute bestimmt ist. In einem mehr als 6000 Stichworte umfassenden Register weist er auf alle für den Garten wichtigen Dinge hin und erläutert im Hauptabschnitt des Buches die Technik der Gartenbearbeitung und Pflanzenpflege an Hand instruktiver Zeichnungen. Diese neue Form des Gartenhandbuches muß als besonders geglückt angesprochen werden.

Der Nutzgarten

Obstbau

Wenn irgendein Gartengebiet besondere Beachtung verdient, so ist es der Obstbau. Eine halbe Milliarde Mark beträgt die jährliche Obsteinfuhr in Deutschland, trotzdem in heimischer Erde Obst in genügender Menge und besserer Güte erzeugt werden könnte. Der deutsche Obstbau ist lange Zeit falsche Wege gegangen, unkaufmännische Einstellung, Sortenrummel und Spielerei (Spalierobst — Pekrun!) waren für ihn charakteristisch. Hier will die neue Gartenliteratur gründlich Wandel schaffen.

Unterschieden werden muß zwischen Erwerbsobstbau, für den der Hoch- und Halbstamm sowie Buschbaum, und Liebhaberobstbau, besser Obstbau des Selbstverbrauchers, für den Busch- und Formobst das zur Anpflanzung geeignetste Material ist. Der Siedler und Kleingartenbesitzer als Selbstverbraucher wird sich besonders dem Formobstbau zuwenden müssen, da im kleinen Garten für den Hochstamm kein Platz vorhanden sein dürfte. Formobstbau verlangt jedoch besonders gründliche Kenntnisse über die Wachstumseigenschaften und die Ansprüche an Boden und Klima, die die einzelnen Obstsorten stellen. Diese drei Faktoren bilden zusammen mit physiologischen Kenntnissen die Grundlage für den Formobstschnitt, den der Kleingärtner unbedingt beherrschen muß, wenn er nicht arge Enttäuschungen in seinem Garten erleben will. Unzulängliche Aufklärungen können hier mehr Schaden als Nutzen bringen, dann ist „nicht schneiden immer noch besser als falsch schneiden". Den Büchern, die es verstehen, diese nicht immer ganz einfachen Dinge auch dem Laien verständlich zu machen, kommt deshalb besondere Bedeutung zu.

Boettner-Poenicke, Praktisches Lehrbuch des Obstbaues. 8. Auflage. Mit 460 Abbildungen. Frankfurt/Oder 1930, Trowitzsch & Sohn. 654 Seiten. Preis 13.— RM.

*Walter Poenicke, Der Obstbaumschnitt nach natürlichen Entwicklungsgesetzen. Mit Abbildungen. Berlin 1925, P. Parey. 80 Seiten. Preis 3.— RM. (Gärtnerische Lehrhefte, Band 17.)

F. Rebholz, Anleitung zum Obstbau mit spezieller Berücksichtigung der Spalierzucht. 24. Auflage. Mit vielen Abbildungen. Wiesbaden 1929, Bechtold & Co. 292 Seiten. Preis 4.80 RM.

Ein älteres, aber noch gut brauchbares Werk. Schnitt streng ähnlich Pekrun.

Senner und Spilger, Praktischer Obstbau. Anbau, Pflege und Verwendung des Kern-, Stein- und Beerenobstes. Mit 75 Abbildungen. Frankfurt/Main 1932, M. Diesterweg. 52 Seiten. Preis 1.20 RM.

Nur Hochstammkulturen werden behandelt.

*Josef Löschnig, Pflanzung und Pflege der Obstbäume und Beerensträucher. Praktische Anleitung zur Durchführung der wichtigsten Arbeiten im Obstbau. 12. Auflage. Mit Abbildungen. Wien 1932, Scholle-Verlag. 79 Seiten. Preis 1.50 RM. (Scholle-Bücherei Nr. 113.)

Geht auf den Schnitt des Obstes, besonders den Formobstschnitt nicht näher ein.

*Franz Moißl, Der Obstbaumschnitt. Seine praktische Anwendung an natürlicher Krone, Formobst, Beerensträuchern und Weinstock. Mit vielen Abbildungen. Wien 1930, Scholle-Verlag. 104 Seiten. Preis 2.50 RM.

*Joh. Schomerus, Sachsens Apfel- und Birnensorten in 60 Farbendrucktafeln mit beschreibendem Text. Stuttgart 1927, Eckstein & Stähle. 134 Seiten. Preis geb. 6.— RM.

Auszug aus „Deutschlands Obstsorten“, wichtig zur Sortenbestimmung.

*Hans Schmitz-Hübsch, Vorschläge für den neuzeitlichen Obstbau. Mit Abbildungen. Frankfurt/Oder 1933, Trowitzsch & Sohn.

Das Lehrbuch von Boettner-Poenicke behandelt nicht nur das ganze umfangreiche Gebiet des Obstbaues erschöpfend, sondern ist vor allem auch deshalb wichtig, weil es den oben aufgestellten Forderungen am meisten entspricht. Das gilt auch für das Buch von Moißl, das zwar für österreichische Verhältnisse geschrieben ist, aber bei sinngemäßer Übertragung auch in Deutschland seinen Zweck erfüllen wird, da es durch eine ganz besondere Art der zeichnerischen Darstellung in sonst unerreichter Plastik die Lehre vom Formobstschnitt behandelt. Fast alle genannten Bücher enthalten Obstsortenverzeichnisse, vor deren häufig so falscher Auslegung besonders gewarnt werden muß. Sie können nur dann zur Sortenwahl benutzt werden, wenn sie zum Boden und Klima, überhaupt zu den Anbauverhältnissen der Landschaft passen, in der sie gelesen werden. Mehr als alle Bücher sollten zur Sortenwahl immer die örtlichen Obstbauvereine und Obstbaulehrer zu Rate gezogen werden.

Das demnächst erscheinende Buch von Schmitz-Hübsch wendet sich besonders der Frage der Sortenwahl für die einzelnen Landschaften Deutsch-

lands zu und verspricht nach den bereits vorliegenden Auszügen und Tabellen eine längst fühlbare Lücke in der Obstbauliteratur zu füllen.

Allein an Pfirsichen wurden 1931 in Deutschland 330584 dz eingeführt, obwohl bei richtiger Sortenwahl und Umstellung der Kultur der deutsche Erwerbsobstbau in den klimatisch bevorzugten Landschaften den deutschen Markt fast befriedigen könnte. Auch der richtige Schnitt spielt bei diesem Edelobst wieder eine große Rolle. Das folgende Buch stellt anschaulich und gründlich alle den Pfirsichanbau betreffenden Fragen heraus.

Rudolf Trenkle und E. Philippi, Neuzeitlicher Pfirsichbau für den Erwerb und im Hausgarten. Mit 98 Abbildungen und 8 Skizzen. Frankfurt/Oder 1933, Trowitzsch & Sohn. 128 Seiten. Preis 4.20 RM.

*

Von den beiden folgenden Spezialwerken über Beerenobst ist das von dem bekannten Züchter Macherauch mehr für den Fachmann und Erwerbsanbau, das von Rosenthal für den Selbstverbraucher geschrieben.

Oswald Macherauch, Beerenobstkulturen, die Gewinn bringen. Mit 148 Abbildungen. Frankfurt/Oder 1930, Trowitzsch & Sohn. 240 Seiten. Preis 7.— RM.

*Hermann Rosenthal, Beerenobst im kleinen Garten. Mit vielen Abbildungen. Frankfurt/Oder 1931, Trowitzsch & Sohn. 87 Seiten. Preis 2.50 RM.

Alle im Abschnitt „Obstbau" aufgeführten Bücher enthalten ausführliche Abhandlungen über Schädlingsbekämpfung.

Gemüsebau

Über die verhältnismäßig einfache Gemüsekultur, bei der Sortenwahl, Bodenvorbereitung und Düngung — Wechselwirtschaft! — wieder besondere Beachtung verlangen, unterrichten vorbildlich das schon genannte Gartenbuch für Anfänger von Boettner-Poenicke und das Bongsche Handbuch Gartenbau. Weiter sind gut zu gebrauchen:

H. Schlehel, Lohnender Gemüsebau. Mit Bildern. Wiesbaden 1924, Bechtold & Co. 176 Seiten. Preis 2.50 RM.

Arthur Janson, Einträglicher Gemüsebau. Neue Anleitung, auf kleinem Raum mit mäßigen Kosten regelmäßig reiche Ernten in guten Sorten zu erzielen. Mit Abbildungen. Berlin 1923, P. Parey. 316 Seiten. Preis 6.— RM.

Düngung

*Gaerdt-Löbner, Gärtnerische Düngerlehre. Ein praktisches Handbuch für Gärtner und Pflanzenfreunde. Mit Abbildungen. 10. Auflage. Frankfurt/Oder 1929, Trowitzsch & Sohn. 181 S. Preis geb. 5.50 RM.

Das Buch von Gaerdt-Löbner, das rein biologisch an die Fragen der Natur- und Kunstdüngung herangeht, ist bei aller Gründlichkeit auch für den Laien verständlich geschrieben. Besonders dem auf Erwerb angewiesenen Fachmann und Siedler bietet es unentbehrliche Hinweise.

Der Ziergarten

Bereits einleitend wurde auf die entscheidende Wandlung im Gartenleben der Gegenwart hingewiesen, über die noch kurz folgendes zu sagen ist:

Wie durch die neue Baukunst das Haus und seine Räume wieder ihrer eigentlichen Aufgabe, dem Wohnen, zugeführt wurden, so ist auch der Garten in neuerer Zeit wieder ein Teil des Hauses, wieder Wohngarten geworden. Beide bilden ein unteilbares Ganzes.

Die meisten Gärten der Vorkriegszeit waren dagegen wie die Häuser in erster Linie „Fassade", eine Gelegenheit. wirklichen oder eingebildeten Reichtum der Außenwelt zu zeigen oder vorzutäuschen. Selbst kleinste Vorgärten wurden nach dem Vorbilde der großen Welt im Teppichbeetstil bepflanzt, wobei eine kunstvoll verschlungene Aufteilung wichtiger genommen wurde als das Urelement des Gartens, seine Pflanzen.

Wahres Gartenglück wird jedoch — besonders im kleinen Garten — nur vermittelt durch den Umgang mit der Einzelpflanze selbst. Daraus ergibt sich, daß die Aufteilung des Gartens nicht Selbstzweck sein darf, sondern immer von den Pflanzen her geschehen muß. Jede Gartenplanung ist also so einfach als möglich zu gestalten, vor allem ist alles Gezierte und Gekünstelte zu vermeiden, weil es der Pflanze als Natur und auch dem praktischen Wohnzweck des Gartens widerspricht. Denn „der Reiz des Gartens liegt nicht in der Kompliziertheit seiner Aufteilung, sondern in der richtigen Zusammenstellung des wichtigsten Werkstoffes im Garten, der Pflanze. Ihre Eigenart an Form, Wuchs, Struktur, Blütenfarbe und -dauer ist es, die den Menschen im Umgange mit den Pflanzen diesen näherbringt und ihn in das unerschöpfliche Geheimnis der Natur sich immer weiter vertiefen und eindringen läßt".

Die gärtnerische Züchtungskunst ist dem Gartenbesitzer bei dieser Auffassung vom Sinn des Gartens entgegengekommen, denn es ist ihr gelungen, in den letzten Jahrzehnten das Pflanzenreich durch unendlich viel neue Varianten von dankbar blühenden Blumen zu erweitern und mit Fehlern behaftetes Material umzuzüchten. Dazu sind aus fremden Ländern neue Pflanzen für unsere Gärten gewonnen worden, so daß heute das Gartenjahr nicht nur verlängert worden ist, sondern sogar das ganze Kalenderjahr ausfüllt, wenn man nur versteht, die Schmuckwirkung des Winters im Garten durch entsprechendes Pflanzenmaterial auszunützen. So regt sich allenthalben neues Leben im Gartengedanken und wartet nur darauf, sich voll entfalten zu können.

Über diese Entwicklung der Gartenpflege ist bereits eine reiche Literatur vorhanden. Vor allem den Verlagen „Die Gartenschönheit", Berlin, J. J. Weber, Leipzig, und Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. d. Oder, kommt das Verdienst zu, diese Gedanken durch ihre Veröffentlichungen verbreitet zu haben. Die neuen Gartenbücher sind mit einem Bildermaterial ausgestattet, das der neuen Gartenschönheit durchaus entspricht. Da das Bild ganz anders als das Wort befähigt ist, die neuen Wege der Gartengestaltung zu veranschaulichen, verdient diese Eigenart der neuen Gartenbücher besondere Erwähnung.

Das im folgenden zuerst genannte Buch von Poethig und Schneider, „Hausgartentechnik", ist einzig in seiner Art und erfüllt in vollem Umfang seinen Zweck, dem Berufsgärtner und Gartenfreund konkrete Anleitungen zu den modernen technischen Grundlagen der Gartenarbeit zu geben. Die Ausführungen gelten sowohl für den Haus- und Villengarten als auch für den Siedler- und Schrebergarten.

Willy Lange, der geniale Gartengestalter, zeigt in seinen Büchern in

Wort und Bild reiche Villengärten im Natur-, Architektur- und Bauerngartenstil von der Planung bis zur Vollendung und Wirkung nach Jahren.

Karl Foersters großes Stauden- und Gehölzbuch bildet zu Langes Werken eine notwendige Ergänzung, da es durch eingehende Darstellung der Einzelpflanzen zeigt, wie die Langeschen Ideen und Pläne durchgeführt werden können. Auch in seinen weiteren Büchern gelingt es dem großen Bornimer Züchter wie keinem anderen, die neue Gartenschönheit darzustellen. Sein „Blütengarten der Zukunft" und sein Ritterspornheft sind in der Gartenliteratur besonders berühmt und geschätzt.

Von allen übrigen Büchern gilt zusammenfassend, daß sie die Zwecke erfüllen, die der Benutzer nach den Angaben im Titel und Untertitel von ihnen erwartet. Für den kleinen Garten sind die Bücher von Heydenreich, Jelitto, Maaß und auch das Einjahrsblumenbuch von Kache und Schneider besonders zu empfehlen.

Gartengestaltung

Poethig und Schneider, Hausgartentechnik. Das Handwerk der Anlage, Pflanzung und Pflege. Mit vielen Abbildungen. Berlin 1929, Gartenschönheit. 247 Seiten. Preis 9.75 RM.

Willy Lange, Gartengestaltung der Neuzeit. Mit über 300 z. T. farbigen Abb. Leipzig 1928, J. J. Weber. 462 S. Preis geb. 12.— RM.

Willy Lange, Gartenpläne. Mit 147 Abbildungen und 137 Plänen. Leipzig 1927, J. J. Weber. 454 Seiten. Preis geb. 12.— RM.

Willy Lange, Gartenbilder. Mit Vorbildern aus der Natur. Mit über 200 Abbildungen. Leipzig 1922, J. J. Weber. 366 S. Preis geb. 5.— RM.

Harry Maaß, Kleine und große Gärten. Mit vielen Abbildungen. Frankfurt/Oder 1926, Trowitzsch & Sohn. 259 Seiten. Preis 16.— RM.

*Harry Maaß, Wie baue und pflanze ich meinen Garten? Mit vielen Abbildungen. München 1929, F. Bruckmann. 256 Seiten. Preis 5.50 RM.

Zeitgemäße Wohngärten. Eine Sammlung alter und neuer Hausgärten. Herausgegeben von Otto Valentin. 92 Seiten, 72 Photos und 10 Grundrisse. München 1931, F. Bruckmann. Preis 5.50 RM.

Der Wochenendgarten. Anlage, Pflege und wahrer Genuß. Ein Berater mit Plänen und Bildern. Berlin 1927, Gartenschönheit. 60 Seiten. Preis —.90 RM.

*Harry Maaß, Der Garten — dein Arzt. Fort mit den Gartensorgen! Mit Bildern und Plänen. Frankfurt/Oder 1931, Trowitzsch & Sohn. 110 Seiten. Preis 2.70 RM.

Die Pflanzen des Ziergartens

*Paul Kache und Camillo Schneider, Einjahrsblumen. Beschreibung, Pflanzung, Pflege und Verwendung der einjährig im Freien zu ziehenden Blütengewächse. Mit vielen Bildern. Berlin 1928, Gartenschönheit. 172 Seiten. Preis 9.75 RM.

Karl Foerster, Winterharte Blütenstauden und Sträucher der Neuzeit. Ein Handbuch für Gärtner und Gartenfreunde. Mit etwa 300 z. T. farbigen Abb. Leipzig 1929, J. J. Weber. 410 S. Preis 12.50 RM.

*Karl Foerster, Vom Blütengarten der Zukunft. Das neue Gartenjahr in Bildern und Erfahrungen aus dem Reiche der winterharten Dauerpflanzen. Mit vielen Bildern. Berlin 1928, Gartenschönheit. 128 Seiten. Preis 8.— RM.

*Karl Heydenreich, Gartenstauden — Staudengärten. Mit vielen Abbildungen. Frankfurt/Oder 1931, Trowitzsch & Sohn. 119 Seiten. Preis 3.75 RM.

*C. R. Jelitto, Schöne Steingärten für wenig Geld. Mit vielen Abbildungen. Frankfurt/Oder 1931, Trowitzsch & Sohn. 110 Seiten. Preis 3.— RM.

Wilhelm Mütze und Camillo Schneider, Das Rosenbuch. Mit 120 ein- und mehrfarbigen Abbildungen. Berlin 1924, Gartenschönheit. 176 Seiten. Preis geb. 7.— RM.

Camillo Schneider, Die neuen Rosen. Zugleich ein Nachtrag zum Rosenbuch. Mit Bildern. Berlin 1932, Gartenschönheit. Preis 1.— RM.

*Wilhelm Kordes, Rosen. Züchtung, Anpflanzung und Pflege. Mit vielen z. T. farbigen Bildern. Frankfurt/Oder 1932, Trowitzsch & Sohn. 138 Seiten. Preis 4.20 RM.

*

Karl Foerster und Camillo Schneider, Das Dahlienbuch. Mit vielen einfarbigen und bunten Bildern. Berlin 1927, Gartenschönheit. 100 Seiten. Preis geb. 6.25 RM.

Camillo Schneider, Die neuen Dahlien. Zugleich ein Nachtrag zum Dahlienbuch. Mit Bildern. Berlin 1932, Gartenschönheit. Preis 1.25 RM

*

Karl Foerster, Der neue Rittersporn. Mit 30 ein- und mehrfarbigen Bildern. Berlin 1929, Gartenschönheit. 44 Seiten. Preis 2.15 RM.

Alexander Steffen, Unsere Gartenlilien. Mit 40 ein- und mehrfarbigen Bildern. Berlin 1929, Gartenschönheit. 68 S. Preis 2.40 RM.

Josef Misak, Immergrüne Laubgehölze. Erfahrungen in Malonya. Mit 50 Bildern. Berlin 1925, Gartenschönheit. 80 S. Preis geb. 5.— RM.

Zeitschriften

Gartenschönheit. Eine Zeitschrift mit Bildern für Garten- und Blumenfreund, für Liebhaber und Fachmann. In Gemeinschaft mit

Karl Foerster und Camillo Schneider herausgegeben von Oskar Kühl. Monatlich 1 Heft. je 1.— RM.

*Der schöne Kleingarten. Halbmonatsschau für Arbeit, Nutzen und Genuß. Monatlich 2 Hefte. je —.30 RM.

Beide Zeitschriften erscheinen im Verlage der „Gartenschönheit", Berlin. Während die „Gartenschönheit" für große, reiche Verhältnisse und für den Fachmann bestimmt ist, bietet der „Schöne Kleingarten" dem bescheideneren Gartenbesitzer und Siedler alles, was er für Zier-, Gemüse- und Obstgarten braucht, und bringt außerdem auch wertvolle Anregungen für Geflügel- und Kleintierzucht.

Kurt Schönfeld

Lebensbilder

Die kleine Chronik der Anna Magdalena Bach. Leipzig 1930, Koehler & Amelang. 300 Seiten mit Tafeln. Preis geb. 6.50 RM.

Das Buch soll als Aufzeichnung der zweiten Gattin J. S. Bachs, Anna Magdalena Bach, wirken. Der Name der wirklichen Verfasserin ist nicht genannt. Daß das Buch eine andere Verfasserin als Anna Magdalena Bach hat, geht aus dem Vorwort hervor. Eine solche fingierte Chronik zu schreiben, ist nicht ohne Gefahr. Bachs schwieriges Leben wird in dieser Chronik geschildert, der Kampf des genialen Menschen, der weiß, daß er ein großes Werk zu schaffen hat, und mit ungeheurem Fleiß jede freie Minute dazu ausnützt, und der immer wieder gegen die Einengung in eine Tätigkeit sich stemmt, die ein Geringerer ebensogut leisten könnte. Bach war ja nicht nur der Schöpfer großer musikalischer Werke, sondern gleichzeitig Kantor und Lateinlehrer an der Thomasschule in Leipzig. Dieser Zwiespalt der verschiedenen Aufgaben und Pflichten tritt immer wieder kraß hervor, besonders da, wo gezeigt wird, wie Bach unter kleinlichster Unterdrückung und sogar Herabsetzung seiner Autorität vor seinen Schülern von seiten der Schulleitung zu leiden hatte. Es wird aber auch gezeigt, wo das „Bachsche heftige Temperament" sich selbst Schwierigkeiten schuf.

Bach zu schildern als menschliche Persönlichkeit und als Gatten und Familienvater — er war seiner Familie sehr eng verbunden —, ist die eigentliche Absicht dieses Buches. Diese Absicht ist gelungen, wenn auch gesagt werden muß, daß die Schilderung dieser großen Persönlichkeit, gesehen mit dem Erfassungsvermögen seiner wohl musikalischen Frau, die aber doch als Frau ihrer Zeit in engen Grenzen lebte, das Genie manchmal allzusehr in „Hausrock und Pantoffeln" zeigt.

Es ist schwierig zu beurteilen, wie weit diese Schilderung stimmt, weil es sich ja nicht um tatsächliche Originalberichte von Anna Magdalena Bach handelt. Hier zeigt sich die Gefahr einer Übertragung von zweiter Hand. Sie tritt auch im Sprachlichen hervor. Die Sprache der Zeit ist nicht immer so gewahrt, wie man es von einer echten Chronik erwarten kann. Die Schilderung ist übrigens im ganzen etwas breit und wiederholt sich. Überzeugend wirkt das Buch, wenn es von Bachs wahrer, tiefer Frömmigkeit spricht, die im Mittelpunkt seines Lebens und seines Werkes stand. Das Schlußkapitel von Bachs Tod, wie er sterbend den Choral „Vor deinen Thron tret' ich allhier" schreibt, hat einen Zug von Bachscher Größe und erschüttert in der Schlichtheit seiner Schilderung.

Im Rahmen der angedeuteten Einschränkungen ist das Buch für die Bücherei zu empfehlen. Den Ansprüchen eines Lesers, der Bach wirklich begriffen hat und von ihm ergriffen wurde, wird dieses Buch nicht gerecht; seine Verfasserin hat dazu nicht die kongeniale Größe und Gestaltungskraft wie z. B. A. Schweitzer, der mit seinem Werk über Bach immer noch allein steht. Aber es erscheint mir notwendig, neben einem solchen Werk auch die Chronik der Anna Magdalena Bach zu haben, weil sie die bescheideneren und allgemeineren Ansprüche in einer guten Weise befriedigt.

Propach

Harold Begbie, „Feldzug der Liebe". General William Booth, Gründer der Heilsarmee. Zürich 1931, Orell Füssli. 493 Seiten mit Abbildungen. Preis 4.80 RM.

In einem sehr umfangreichen Werk schildert H. Begbie das Leben und das Werk des Begründers der Heilsarmee, William Booth. Booth machte seinen Weg vom Straßenredner und Evangelisator zum General der Heilsarmee in einer ganz folgerichtigen und nur aus seinem Wesen heraus erklärlichen Weise. Bereits als junger Mensch wurde er Methodistenprediger und wandte sich mit seiner Botschaft vornehmlich an die Ärmsten und Verkommensten, die in der Hochkirche Englands keinen Platz fanden. Es war ihm unverständlich, daß in einer christlichen Kirche Unterschiede des Standes und des Grades der moralischen Vollkommenheit gemacht werden sollten. Alles Heil für die Menschheit erwartete er von der Bekehrung und der vollständigen Hinwendung zum Christentum, und so wurde er mit der ihm eigenen Energie Bußprediger und „Heilsverkünder". Er wandte dabei die ungewöhnlichsten Mittel an, nichts war ihm zu grell und zu auffallend, um damit die Menschen aus ihrem Gewissensschlaf aufzurütteln. Seine Frau — der erste weibliche Prediger in Europa — half ihm in seiner Arbeit, und mit der Zeit erhielt die Bewegung in ihren äußeren Formen den bis heute beibehaltenen Charakter der auffälligen und gewiß nicht immer geschmackvollen Reklame um der guten Sache willen, der sich in Umzügen mit Musik, aufregenden Gebetsversammlungen, Uniformen usw. äußert. Dieser Psychologie der Reklame in dem Buch nachzugehen, ist übrigens interessant.

Booth stieß auf heftigen Widerstand nicht nur bei der englischen Hochkirche, sondern auch bei der Methodistenkirche: Er trat schließlich aus, und es kam zur Gründung der „Heilsarmee", der Kirche für die, die zu niemand gehören, wie er selbst einmal sagte. Dogmatische Fragen spielten für Booth keine Rolle, es ging ihm lediglich um die lebendige Verwirklichung des Christentums. Das „Halleluja-Volk", um einen bezeichnenden Ausdruck festzuhalten, mußte seine ganze und große Begeisterung für die Sache einsetzen, um an Boden gewinnen zu können. Anfeindungen aller Art von seiten der Öffentlichkeit waren an der Tagesordnung, ebenso lange Zeit hindurch tätliche Angriffe durch die aufgescheuchten Elemente der Straße. Booth sah immer mehr ein, daß er von den meist verkommenen Menschen, an die er sich wandte — seine Arbeit begann in Ost-London — nur eine sittliche Besserung erwarten konnte, wenn er ihnen zunächst einmal ein menschenwürdiges Dasein ermöglichte. So wurde die erst rein religiöse Bewegung mehr und mehr zu einer sozialen Bewegung. Obdachlosenasyle, Krankenhäuser, Siedlungen, Mustergüter, Überseekolonien wurden geschaffen. Die Regierung bediente sich schließlich der Hilfe der Heilsarmee, um soziale Probleme zu bewältigen. Die Heilsarmeebewegung wurde international und wurde allgemein anerkannt. In hohem Alter starb ihr Begründer als einer der populärsten und angesehensten Engländer seiner Zeit.

Es ist nicht ganz leicht, das sehr zähflüssig geschriebene Buch zu lesen. Manches an Wirkungsmöglichkeit ist durch die Art der Schilderung verpaßt. Altmodisch anmutende Kapitelüberschriften wie z. B. „46. Kapitel, das erzählt, wie William Booth seine Hände im Eimer eines Arbeiters wusch, bevor er den König Eduard VII. besuchte", versprechen interessante Erlebnisse, und es folgen dann mehr oder weniger trockene und kurze Tagebucheintragungen, Briefstellen usw. von Booth selbst. Man hat überhaupt den Eindruck, das umfangreiche Material an Dokumenten sei dem Verfasser des Buches über den Kopf gewachsen. Eine Beschränkung und straffere Zusammenfassung oder auch frei nacherzählte Erlebnisse wären wirkungsvoller gewesen. Ein bedauerlicher Mangel ist die durchweg schlechte Übertragung ins Deutsche (vielleicht liegt das aber auch am Original), die durch Druckfehler noch verschlimmert wird. Wer sich durch diese Hemmnisse hindurcharbeiten will, bekommt dafür einen recht genauen Einblick in einen Versuch, religiöse und soziale Probleme zu bewältigen, der in seiner Eigenart ganz von dem Wesen seines tatkräftigen und originellen und, wie mir scheint, echt englischen Begründers bestimmt wurde.

Es ist selbstverständlich, daß das Buch durch seinen Inhalt und durch seine weitschweifige und umständliche Art der Darstellung nur einem kleinen Leserkreis zugänglich ist. Es steht auf der Mitte zwischen Lebensbild und Biographie, womit gesagt ist, daß es vom Werk ebensoviel berichtet wie vom Menschen.

Propach

Kronprinzessin Cecilie, Erinnerungen. Leipzig 1932, K. F. Koehler. 236 Seiten, mit Tafeln. Preis 3.20 RM.

Die frühere Kronprinzessin schildert ihr Leben: ihre Jugend, die sie als mecklenburgische Prinzessin in Mecklenburg-Schwerin und Gelbensande, an der Riviera und in Rußland verbringt, ihre Verlobung und Hochzeit mit dem deutschen Kronprinzen, den Krieg, die Revolution und die Zeit nach der Revolution. Wir lernen die Kronprinzessin als eine Frau von vornehmer Gesinnung, als aufrichtigen und warmherzigen Menschen kennen. In diesem Buch dokumentiert sie sich nicht als große Persönlichkeit, oder als Mensch mit hervorstechenden geistigen Gaben. Sie ist in bürgerlichstem Sinn Frau und Mutter. Von aller Politik hielt sie sich fern, aus eigenem Willen und auf den Wunsch ihres Mannes. Gleich ihrer Schwiegermutter nahm sie sich der Säuglings- und Kinderfürsorge in Deutschland an und äußert, als sie über ihre eigene Erziehung spricht, die bemerkenswerte und für ihre Kreise ungewöhnliche Ansicht: „Ich halte es für einen Fehler, Kinder in ihrem zartesten Alter einer Ausländerin anzuvertrauen, die naturgemäß nicht in der Lage ist, ihren Pfleglingen die elementaren Begriffe in deren Muttersprache zu vermitteln. Es fehlt die Gewöhnung an die Kinderlieder, an die lieben, kleinen Verse und an alles das, was ein Kind durch gemeinsame Gemütswerte mit seinem Volke verbindet." Ehrfurcht und Pietät stehen im Mittelpunkt ihrer eigenen Erziehung, und es nimmt deshalb nicht wunder, daß nach ihren Schilderungen die Mitglieder ihrer Familie — sie ist mit fast allen europäischen Fürstenhäusern verwandt und spricht von sehr vielen europäischen Fürstlichkeiten — ausnahmslos ausgezeichnete und hochbegabte Menschen sind. Es soll hiermit gesagt sein, daß Objektivität und Kritik nicht ihre Vorzüge sind, aber es berührt auch hier trotz sogar sentimentaler Schilderungen sympathisch, daß diese Frau aus eigener anständiger Gesinnung heraus nur immer das Gute für möglich halten konnte. Man ist trotzdem beim Lesen immer wieder erstaunt über die Ahnungslosigkeit der gesellschaftlichen und sozialen

Wirklichkeit gegenüber, und es ist im Grunde erschütternd, zu sehen, wie die Enge des Gesichtskreises — die Kronprinzessin ist nie aus den Kreisen der Hofgesellschaft herausgekommen — einen Menschen von bester Gesinnung und bestem Willen am klaren Sehen und Handeln hindert.

Propach

Heinrich E. Kromer, Gustav Hänfling. Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. Mit elf Holzschnitten von Frans Masereel. Neue Ausgabe. Berlin 1931, Transmare-Verlag. 251 Seiten. Preis geb. 4.80 RM.

Die Aufzeichnungen des Porzellanmalers Gustav Hänfling haben eine für dieses Buch erstaunliche Reise hinter sich. Vor zehn Jahren etwa erschienen sie beim Verlag S. Fischer, gingen dann in die Hände des Weller-Verlages, Stuttgart, über, um schließlich, äußerlich völlig verwandelt, 1931 im Transmare-Verlag, Berlin, aufzuerstehen. Es handelt sich also um keine Neuerscheinung. Auch der Verfasser ist keiner von den Neuen — er gehört bereits der alten Generation an.

Der Mensch, der hier durch seine tagebuchartigen Aufzeichnungen lebendig wird, der ehrbare und biedere Porzellanmaler Gustav Hänfling, ist einer der Pfennigfuchser und Groschenjäger der guten alten Zeit, deren Fleiß und Geiz die Grundlage zum Wohlstand mancher Bürgerfamilie geworden sind. Gustav Hänfling schreibt mit ein wenig Kaisertinte — mit der er sich ab und zu auch seinen schadhaft gewordenen Sonntagsrock ausbessert — seine „Denkwürdigkeiten" auf. Es sind die Denkwürdigkeiten eines kleinen Handwerkers, der aus der Not der elterlichen Weberstube und der Lohnarbeit heraus den Schritt zu einer rührend bescheidenen Selbständigkeit gewagt hat. Mit unendlichem Fleiß bemalt er Dutzende von Tassen und Tellern „mit dem üblichen Muster — Rosen und Vergißmeinnicht —, das mir geläufig ist". Er bemalt kleine Grabtafeln und Bierkrüge, zeichnet Muster und Sprüche auf Läufer und Kissen. Und manchmal bringt ihm eine feine Kundschaft ein altes Stück, ein Tintenzeug oder einen fremdländischen Ofenaufsatz zum Nachbilden. Hänfling macht das mit vieler Mühe, geschickt und mit Kunstfertigkeit, aber er gibt nicht viel darauf. Auf die Dinge der Kunst würde er sich nie einlassen; das sind viel zu unsolide Sachen. Auf den Fleiß kommt es an, denn vom Fleiß kommt das Geld, Groschen zu Groschen. Er zählt, rechnet, hungert, geizt und bringt alles auf die Sparkasse. Das ist die einzige Lust in seinem kleinen, elenden Mansardendasein. Er fühlt sich wohl in Engherzigkeit und Spießigkeit und ist glücklich, wenn es ihm gelingt, sich auf Kosten anderer einmal sattzuessen. Schließlich hat er tausend Mark und mehr erspart und sich damit Krankheit und Tod angehungert. Er geht ins Krankenhaus, und die letzten, mit Genugtuung hingeschriebenen Worte seiner Aufzeichnungen sind: „Aber die Stadt muß dafür aufkommen."

Alle Tugenden und alle Untugenden des spießigen Kleinbürgers sind in Hänfling lebendig. Leidenschaftlich liebt er alles Mittelmäßige, und die Schilderung seines Lebens, in dem nichts geschieht als das Allermittelmäßigste, wäre vielleicht langweilig, wenn der Autor es nicht verstanden hätte, die kärgliche Gestalt dieses kleinen Handwerkers zugleich rührend und grotesk erscheinen zu lassen. Trotzdem wartet man immer, daß etwas geschehe, aber es geschieht nichts. Es hat auch nichts zu geschehen in diesem Leben — und schließlich wird man etwas müde an der Gleichförmigkeit dieser „Denkwürdigkeiten". Ein anspruchsloses, ganz einfaches Buch in seiner Wirkung, das man doch in die Hand nehmen sollte —, nicht nur, um sich an den Masereelschen Holzschnitten zu freuen und an dem sehr schönen, großen Druck, sondern

auch, um wenigstens ein paar Seiten dieser trockenen, originellen Aufzeichnungen zu lesen.

Pieritz

Romain Rolland — Malwida v. Meysenbug. Ein Briefwechsel 1890—1891. Mit einer Einleitung von Romain Rolland: „Dankgesang", Erinnerungen an Malwida. Hrsg. von Berta Schleicher. Stuttgart 1932, J. Engelhorns Nachf. 271 Seiten. Preis geb. 6.20 RM.

Aus dem reichen Briefwechsel zwischen Romain Rolland und Malwida von Meysenbug sind hier die Jahre 1890 und 1891 ausgewählt, die den ersten Abschnitt der Gemeinschaft zwischen dem damals zwanzigjährigen Dichter und der siebzigjährigen Freundin umfassen. Die zwei Jahre dieses Briefwechsels umschließen gleichzeitig Rollands Erlebnis italienischer Kunst und Landschaft. Zweimal ist er in dieser Zeit zu Malwida nach Rom gekommen. Er hat hier seine erste große Leidenschaft empfangen und überwinden müssen, während die fünfzig Jahre ältere Freundin das größere Feuer der schöpferischen Kraft in ihm wachhielt. Sie, die Freundin und Vertraute vieler großer Männer ihres Jahrhunderts gewesen war, und die sich schon vom Leben zurückgezogen hatte, wird durch den jugendlichen Rolland noch einmal zurückgerufen, um alle Tätigkeit ihres liebenden Herzens und ihres treibenden Geistes an ihn hinzugeben. Rollands dichterische Anfänge mit ihren Zweifeln und Anfechtungen fallen in diese Jahre, und es ist Malwidas Glaube an seine künstlerische Berufung, der ihm immer wieder vorwärts hilft. — Rolland hat den Briefen einen „Dankgesang" vorangestellt, eine Huldigung Malwidas, eine Anrufung ihres Geistes, ihrer Persönlichkeit und der Jahre liebender Freundschaft, die erst mit dem Tode Malwidas ihren Abschluß fand.

Dieser Briefwechsel wird ganz abseits von Tagesinteressen und Tagesproblemen geführt. Der junge Mensch und der alte, Vertreter zweier Völker und Kulturen, finden sich in der Hingebung an die Kunst, vor allem an die Musik, der viele Seiten dieser Briefe gewidmet sind. Immer sehr nahe und spürbar, und oft den Brennpunkt bildend, stehen die menschlichen Beziehungen. „Ich liebe Sie von ganzem Herzen" ist der Refrain fast aller Briefe. Mit diesem Dokument der Freundschaft liegt, über den Wert des Gemeinsamen hinaus, eine schöne Ergänzung zu Rollands Persönlichkeit und Werk vor und zu der Persönlichkeit Malwida von Meysenbugs, „die ihn erschuf". „. . . Der Freund, der dich versteht, erschafft dich. In diesem Sinne bin ich erschaffen worden von Malwida."

Pieritz

Die Geographie und ihre Probleme

Ewald Banse, Landschaft und Seele. Neue Wege der Untersuchung und Gestaltung. Mit Abbildungen und Karte. München 1928, R. Oldenbourg. 469 Seiten. Preis geb. 12.50 RM.

Ewald Banse, Die Geographie und ihre Probleme. Berlin 1932, Mauritius-Verlag. 202 Seiten. Preis 4.— RM.

Zu Banse, dem Begründer und Wortführer einer neuen Richtung in der Geographie, haben wir bereits vor acht Jahren einmal Stellung genommen. Wir haben dort die Ziele und die sachlichen Arbeiten Banses begrüßt, konnten uns aber nicht entschließen, eine seiner methodischen Schriften aufzunehmen, die uns infolge ihres aggressiv-polemischen Charakters außerhalb der Belange

der öffentlichen Bücherei zu liegen schienen[1]. Banse ist in der Wortfassung seiner Methoden nicht immer glücklich. Rücksichtsloses Temperament und Überheblichkeit haben bei ihm oft die besonnene Überschau über Inhalt und Grenzen seiner Auffassung verhindert und ihm zahlreiche Gegner zugezogen, die seine Mängel breittreten und nicht den guten Willen haben, ihn verstehend zu berichtigen. Dazu kommt in den letzten Jahren seine Einstellung zur Rassenfrage in völkischem Sinne, wodurch sich die Fronten von Feind und Freund verschoben haben. Es liegen nun zwei neue methodische Schriften Banses vor, von denen wir wenigstens die eine der öffentlichen Bücherei empfehlen möchten.

In „Landschaft und Seele" fragt er sich: „Genügen die Mittel der Wissenschaft (zergliedernde Untersuchung und Beschreibung), ein Land zu schildern, oder muß das Rüstzeug der Kunst (Einfühlung, Zusammenschau, Gestaltung) zu Hilfe genommen werden, um ein Land lebendig werden zu lassen?" Banse verneint den ersten Teil der Frage und bejaht den zweiten. Es handelt sich dabei aber nicht um eine Angelegenheit des guten Stiles, wie zuweilen angenommen wird, sondern um eine gänzlich andere Auswahl und Aufbereitung des Stoffes mit einer neuen Zielsetzung. Man kann heute noch ein anerkannter Gelehrter sein, ohne die von Banse geforderte Gabe der Zusammenschau zu besitzen. Darum behaupten seine Gegner, er begebe sich mit dieser Forderung außerhalb des Rahmens der Wissenschaft. Doch sollten sie sich mit diesem Trennungsstrich nicht beruhigen, denn die großen Historiker und auch die großen Geographen wie Humboldt und Ratzel haben die Gabe der Einfühlung und Zusammenschau besessen und damit ihren Arbeiten überzeitlichen Wert verliehen. Banse begründet seinen Standpunkt historisch und zeigt, wie sich die Geographie entwickelt hat von der Entdeckung zur Erforschung, von der Beschreibung über die Untersuchung zur gestaltenden Geographie. Die untersuchende Geographie ist notwendig, sie gibt eine eindringliche Vorstellung des Landes, aber sie ist nur Vorstufe der gestaltenden Geographie, die ein lebendiges Bild, eine Wesensschau erarbeitet, Sinn und Seele von Land und Volk deutet. „Jene dient dem Verstande, diese befriedigt das Gemüt." Da sich ein Bild nur von einer in sich geschlossenen Landschaft geben läßt, so geht Banse nun näher ein auf den Begriff der Landschaft, auf die sichtbare und unsichtbare Landschaft und auf das Übersinnliche in ihr. Als weitere Folge ergibt sich, daß er eine neue seelengeographische Gliederung der Erde vornehmen muß. Diese Neugliederung ist stark umstritten. Man kann leicht einzelne Landschaften umgrenzen, stößt jedoch auf Schwierigkeiten, sobald man die Erdoberfläche restlos aufteilen will. Auf die Theorie läßt Banse die Praxis folgen, ausgezeichnete Proben seiner Darstellungskunst. Er schildert das germanische Europa, die skandinavische Landschaft, das schöne Deutschland, Niedersachsen und Braunschweig, wobei sein Rassenstandpunkt zum Ausdruck kommt, außerdem Landschaft und Volkstum der Türkei. Nach einer kritischen Übersicht über die geographische Literatur würdigt er Alexander von Humboldt als den Vorläufer der gestaltenden Geographie. Diese Schrift, die in glücklicher Form Forderung und Leistung verbindet, ist die beste der methodischen Schriften Banses.

In „Die Geographie und ihre Probleme" formuliert Banse seinen Standpunkt teilweise etwas anders. Er vergleicht die Geographie mit der Philosophie. Beide hätten keine eigentlichen Sachgebiete. Es sei ihre Aufgabe, „der Welt Sinn und Bild zu erfassen". Der Geographie gelinge dieses durch „Beziehung der Stoffülle auf die Brennpunkte beseelter Landschaft und beseelten Volkstums". Nach dieser Formulierung von Ziel und Weg

[1] Banse, Die Seele der Geographie (Westermann 1924). „Hefte" X. Bd., 1925/6, S. 31.

spaltet er den Stoff der Geographie in seine Probleme auf, äußert sich kritisch zu ihnen und gibt jeweils einen Überblick über ihre geschichtliche Entwicklung. Er unterscheidet: die erzählende Geographie, die wir zur Schönen Literatur rechnen, die beschreibende Geographie, wozu die Reise- und Staatenbeschreibungen wie auch die Kosmographien gehören, die untersuchende Geographie, welche die ursächlichen Beziehungen innerhalb der einzelnen Räume aufdeckt, und schließlich die gestaltende Geographie, welche die ursächliche, bildhafte und seelische Wechselbezüglichkeit von Landschaft und Volkstum gestaltet. Dieses hauptsächlich historisch-kritisch angelegte Buch ergänzt das oben genannte Werk, ist jedoch für den Laien nicht so überzeugend und anziehend wie jenes.

Aus dem Gesagten wird zweierlei verständlich. Erstens: Die Wissenschaft fühlt sich durch Banse immer wieder beunruhigt; er verschwindet nicht aus ihrer Diskussion, obwohl sie ihm gern den Lorbeer des Dichters zugesteht, um ihn loszuwerden. Zweitens: Die Lehrerschaft nimmt an Banses Schaffen lebhaften Anteil, und die öffentliche Bücherei verfolgt es aufmerksam. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß die bisherigen Länderkunden mit ihrer analytischen Methode ganz überwiegend nur dem Fachmann dienen, nicht dem gebildeten Laien und noch weniger dem ungeschulten und naiven Leser. Der Laie unterrichtet sich über Länder und Völker durch Reisewerke. Ohne Zweifel können Reisewerke jedoch niemals eine Länderkunde ersetzen. Es ist das Verdienst Banses, immer wieder auf eine grundlegende Reform hingewiesen zu haben. Demgegenüber bedeutet es wenig, daß bei zugegebener Lebendigkeit der Darstellung eine unbedingte Treffsicherheit in der Wortwahl nicht Banses stärkste Seite ist, und daß manches seiner Urteile von anderen Autoren als allzu subjektiv empfunden wird.

(Institut) Dröscher

Berichte / Mitteilungen

Verband Deutscher Volksbibliothekare

Das Mandat des Vorstandes läuft mit dem Mai dieses Jahres ab, die Hauptversammlung muß jedoch — wie es auch zahlreiche Mitglieder wünschen — auf den Herbst vertagt werden. Dann erst wird sich übersehen lassen, nach welchen Richtlinien weitergearbeitet werden soll, und erst dann wird eine Aussprache über die neuen Grundlagen möglich sein. Im Sinne der Umformung sämtlicher Verbände ist deshalb der geschäftsführende Vorstand bis zur Neuwahl im Herbst durch Herrn Dr. Wolfgang Herrmann NSDAP., zur Zeit kommissarisch bei der Umstellung des Berliner Büchereiwesens tätig, als Beigeordneten ergänzt worden. Herr Dr. Herrmann ist dem Wunsche des Vorstandes bereitwillig gefolgt.

Das preußische Ministerium wurde von dieser Regelung unterrichtet.

Der 1. Vorsitzende des Verbandes, Dr. Wilh. Schuster (Hamburg), hat sich der NSDAP. angeschlossen.

Da die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen ihre Räume in der Potsdamer Straße zum 1. April aufgeben mußte, ist die Geschäftsstelle des Verbandes verlegt worden. Sie befindet sich jetzt: Berlin W 30, Motzstraße 22II, Tel. B 5 Barbarossa 2778.

Der Verband bittet dringend um Zusendung aller Personalveränderungen, Mitteilung über örtliche Umstellungen und wichtige Vorkommnisse usw., auch wäre es erwünscht, zu wissen, welche Mitglieder sich der NSDAP. bereits angeschlossen haben.

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Den Vorsitz der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen hat, nachdem die Herren Heinrich Becker und Dr. Adolf Waas ihre Ämter dem Vorstand zur Verfügung gestellt haben, Herr Oberstudiendirektor Dr. Heiligenstaedt, der Leiter der Beratungsstelle Hannover, übernommen. Herr Dr. Heiligenstaedt hat die Gleichschaltung der Zentralstelle durchgeführt und nach einem weitgreifenden Organisationsplan ihre Neuordnung in die Wege geleitet. Der unterdessen zum Beschluß erhobene Plan sieht unter Beibehaltung der bisherigen Arbeitsgebiete den Ausbau der Zentralstelle zur zentralen Fachstelle des deutschen volkstümlichen Büchereiwesens, für den durch die Arbeit der letzten Jahre nunmehr die erforderlichen Voraussetzungen geschaffen sind, vor. Damit wird auch der Verband Deutscher Volksbibliothekare alle die Aufgaben der Deutschen Zentralstelle übertragen, die er in den letzten Jahren mangels einer allgemein anerkannten und ausgebauten Arbeitsstelle selbst übernehmen mußte. Die Leitung von Verband und Zentralstelle wird durch wechselweise Entsendung von Vorstandsmitgliedern möglichst gleichgeordnet. An der Spitze der Deutschen Zentralstelle steht ein von Herrn Dr. Heiligenstaedt geführtes Direktorium, dem außerdem noch unter dem Vorbehalt weiterer Berufungen die Herren Dr. Renken, Dr. Schuster, Dr. Schriewer, Dr. Wieser angehören. Die Geschäftsleitung bleibt bei Herrn Nicklisch.

Infolge der ungeklärten Finanzlage mußte die Berliner Arbeitstelle der Deutschen Zentralstelle vorübergehend geschlossen werden. Jedoch wird gerade durch die jetzige Entwicklung ihr Ausbau besonders dringlich. Sie wird wie bisher mit dem Büro des VDV vereinigt werden. Die Leitung der Berliner Arbeitstelle wird nach Wiedereröffnung Herr Dr. Wolfgang Herrmann (NSDAP.) übernehmen.

Die Neuordnung erfolgt in ständiger Fühlungnahme mit den maßgebenden staatlichen Stellen, insbesondere zunächst dem Preußischen Herrn Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung sowie dem Sächsischen Ministerium für Volksbildung.

Im Zuge der Gesamtneugestaltung des deutschen Büchereiwesens ist auch die Vereinigung der beiden Fachzeitschriften „Bücherei und Bildungspflege" und „Hefte für Büchereiwesen" zu einer Zeitschrift vorgesehen, die ab 1. Oktober 1933 erscheinen soll. Unter diesen Umständen sehen die „Hefte" jetzt von dem Beginn eines neuen Jahrganges ab. Den Beziehern wird rechtzeitig von dem Erscheinen der neuen, gemeinsamen Zeitschrift Mitteilung gemacht werden.

Die Hauptgeschäftsstelle der Deutschen Zentralstelle verbleibt in Leipzig N 22, Richterstraße 8. Die Anschrift des Vorsitzenden des Direktoriums ist: Hannover, Sedanstraße 37 II.

Sächsische Facharbeitsstelle für das volkstümliche Büchereiwesen

Die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen ist als Sächsische Facharbeitsstelle vom Ministerium für Volksbildung beauftragt worden, die nebenamtlich verwalteten mittleren und kleineren Büchereien bei der Neugestaltung der Bestände, wie sie durch die nationale Revolution erforderlich geworden ist, zu unterstützen. Zu diesem Zwecke sind den Büchereien Richtlinien für die Bereinigung und die Ergänzung des Bücherbestandes sowie Ausscheidungs- und Anschaffungslisten, die von der Deutschen Zentralstelle bearbeitet und vom Sächsischen Ministerium für Volksbildung genehmigt sind, zugegangen. Sächsische Büchereien, die nicht in

den Besitz dieser Materialien gelangt sind, werden gebeten, diese sofort bei der Facharbeitsstelle Leipzig N 22, Richterstraße 8, anzufordern.

Aus dem Thüringischen Büchereiwesen

Der seitherige Referent für das Büchereiwesen und die Erwachsenenbildung in Thüringen, Dr. Johannes Bergner, der seit 1927 in dieser Stellung tätig war, ist seines Amtes enthoben worden. Dr. Bergner hat die Landesbücherei in Sondershausen, die Carl-Alexander-Bibliothek in Eisenach und die Volksbücherei in Weimar völlig neugestaltet und dafür Sorge getragen, daß auch die Landesbüchereien in Rudolstadt und Meiningen nach dem Vorbild der anderen thüringischen Landesbüchereien den Erfordernissen neuzeitlicher Büchereiarbeit entsprachen. Die Schaffung und der organische Aufbau der Krankenbücherei der Universitätskliniken in Jena und die Einrichtung von Kinderlesestuben an verschiedenen Orten war sein Werk. Er hat den Arbeitskreis für Jugendschrifttumspflege in Thüringen und die Arbeitsgemeinschaft der Thüringischen Kreisberatungsstellen für Erwachsenenbildung gegründet und geleitet. Die Gesamtheit der Büchereien Thüringens hat Dr. Bergner, der immer freudig und unentmutigt seine Arbeit leistete, verständnisvollste und nachdrücklichste Förderung ihrer Interessen zu danken. Es ist zu wünschen, daß Dr. Bergner bald wieder eine Arbeitsaufgabe findet, die seinem reichen Können und seiner Arbeitsfreudigkeit entspricht.

Die Landesberatungsstelle für das thüringische volkstümliche Büchereiwesen hat in Verbindung mit der Freien öffentlichen Bücherei in Gera (Goethestr. 1a) Grundsätze sowie Richtlinien für die praktische Neugestaltung der Bücherbestände in den thüringischen Büchereien ausgearbeitet, die einen wichtigen Beitrag zu dieser zur Zeit dringendsten Aufgabe des deutschen Büchereiwesens darstellen.

Preußische Bibliotheksprüfungen

In der Zeit vom 9. bis 17. März 1932 fand die 59., in der Zeit vom 12. bis 21. Oktober 1932 die 60., in der Zeit vom 26. Oktober bis 4. November die 61. Bibliotheksprüfung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und den Dienst an volkstümlichen Büchereien nach der Ordnung von 1916 in der Staatsbibliothek in Berlin statt.

Zur 59. Prüfung waren 6 männliche und 30 weibliche Bewerber zugelassen. 2 Prüflinge traten während des Examens zurück, 4 weitere bestanden nicht. 30 Bewerber haben die Prüfung bestanden.

In die 60. und 61. Prüfung traten 13 männliche und 66 weibliche Bewerber ein. 8 von ihnen traten während der Prüfung zurück, 1 weiterer bestand nicht. 70 Bewerber haben die Prüfung bestanden.

In den Tagen vom 8. bis 11. November 1932 fand die erste Prüfung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken nach der Ordnung von 1930 in der Staatsbibliothek in Berlin statt. Zu dieser Prüfung waren 2 weibliche Bewerber, Dr. Hildegard Lullies und Elisabeth Schieck, zugelassen. Beide haben die Prüfung bestanden.

Vom 26. bis zum 28. September 1932 fand in der Staats- und Stadtbibliothek in Berlin die Zusatzprüfung zur Aufnahme in die volksbibliothekarische Berufsausbildung statt. Der Prüfung unterzogen sich 3 Bewerber, von denen 2 das Gesamtprädikat „genügend“ erhielten; 1 Anwärter bestand nicht.

Vom 3. bis zum 7. Oktober 1932 fand in der Staatsbibliothek in Berlin die zweite Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien nach der Ord-

nung von 1930 statt. 9 Anwärter waren zur Prüfung zugelassen. 1 von ihnen bestand nicht; von den übrigen 8 Prüflingen, die die Prüfung bestanden, erhielten 3 die Gesamtnote „gut".

Vom 20. bis 25. März 1933 fand in der Staatsbibliothek in Berlin die dritte Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien nach der Ordnung von 1930 statt. Der Prüfung unterzogen sich 11 Damen und 2 Herren, von denen 11 bestanden. 4 erhielten das Gesamturteil „gut", die übrigen „genügend".

Bücherliste für die Neugestaltung der Bestände

In Verbindung mit der Umgestaltung der Bücherbestände, wie sie durch die nationale Revolution erforderlich geworden ist, macht sich vielfach das Bedürfnis geltend nach Anschaffungshilfen für das erzählende und belehrende Schrifttum des neuen Nationalismus, das jetzt in den Büchereien im Vordergrund des Interesses steht. Die Deutsche Zentralstelle hat als Liste 3 der von ihr bearbeiteten „Neuerscheinungen für die öffentliche Bücherei" soeben eine Bücherzusammenstellung veröffentlicht, die diesen Bedürfnissen Rechnung trägt. Die Liste enthält etwa 200 Werke aus der erzählenden und belehrenden Literatur; neben Werken aus früheren Jahren, die jetzt stärker als bisher in den Büchereien gefragt werden, ist vor allem aus den Neuerscheinungen der letzten Monate das Schrifttum ausgewählt, das über Werden und Wollen der nationalsozialistischen Bewegung sowie über Träger und Ziele der nationalen und sozialen Revolution informiert. Die Liste wird die Büchereileiter instand setzen, bei der Neuanschaffung die Werke zu wählen, die für die Verwendung in den öffentlichen Büchereien geeignet sind. Die Liste ist durch die Geschäftsstelle: Leipzig N 22, Richterstraße 8, zu erhalten.

Der neue Nationalismus

Im Anschluß an die beiden Beiträge in „Bücherei und Bildungspflege" ist nun dieser erweiterte und umgeänderte Sonderdruck erschienen[1]. Damit ist den Büchereien und den Bibliothekaren ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für ihre eigene Orientierung wie für den Bestandsaufbau in den Büchereien an die Hand gegeben. Der Bearbeiter, Dr. Wolfgang Herrmann, hat die schwierige Aufgabe nicht gescheut und hat den Hauptabschnitten kurze Einleitungen vorangeschickt, in denen die entscheidenden Kräfte und Gruppen sowie ihre Repräsentanten vorgestellt und die brennendsten Probleme herausgearbeitet werden. Dieser schon an früheren Büchereiverzeichnissen bewährten Methode stellen sich bei diesem Thema natürlich außerordentliche Schwierigkeiten entgegen. Man muß es begrüßen, daß der Verfasser dennoch an ihr festgehalten hat. Denn gerade durch diese Einleitungen und die sehr klaren Charakteristiken der Bücher erhält der Benutzer wirklich eine Belehrung von den Büchern, ihrem Standort im geistig-politischen Raum und ihrer vorübergehenden oder bleibenden Bedeutung. Wenn auch seit Erscheinen dieses Verzeichnisses viel neue Literatur entstanden ist und zudem durch die am 5. März begonnene Revolution das Urteil über manche der hier besprochenen Bücher und Vorgänge dauernd Korrekturen erfahren wird, so hat sich doch gezeigt, daß das Verzeichnis gerade in seiner vorliegenden Form vorzüglich geeignet ist, durch das an Kräften, Gruppen und Erscheinungen so reiche Feld des neuen Nationalismus nicht nur einen zuverlässigen, sondern auch interessanten Führer zu bilden.

[1] Der neue Nationalismus und seine Literatur. Ein besprechendes Auswahlverzeichnis für Volksbüchereien. Von Dr. Wolfgang Herrmann. Stettin 1933, Bücherei und Bildungspflege. 56 Seiten. Preis —.50 RM.

Deutsche Erzähler

Das Verzeichnis, über dessen Voraussetzungen die Studie unterrichtet, die unter dem gleichen Titel in diesen Heften veröffentlicht wurde, ist jetzt erschienen. Der genaue Titel ist „Deutsche Erzähler. Einhundertzwanzig Erzähler von deutscher Art. Ein Führer zu Büchern.“ Das Heft ist im Verlag des Instituts als Nummer 2 der Sammlung „Der Berater“ erschienen. Der Preis beträgt 2.— M. An Bezieher der „Hefte für Büchereiwesen“ wird der Führer zum Preise von 1.50 M. (einschließlich Versandkosten) abgegeben. In welcher Weise das Verzeichnis dem deutschen Volksbüchereiwesen dienstbar gemacht werden kann, wird in dem Bericht erörtert, den das „Institut für Leser- und Schrifttumskunde“ auf Seite 368 dieses Heftes gibt. Wegen Sonderauflagen wolle man sich mit dem Institut, Leipzig N, 22, Richterstr. 8, in Verbindung setzen. Die Studie Walter Hofmanns „Deutsche Erzähler, Bemerkungen zu einem Bücherverzeichnis“ ist gleichfalls beim Institut als Sonderdruck erschienen und kann von dort zum Preise von 1.— M. bezogen werden. Der Sonderdruck enthält auch das in den „Heften“ nicht veröffentlichte, in methodischer Hinsicht sehr wichtige Kapitel über die Charakteristiken, mit dem die Studie abgeschlossen wird.

Zur Beachtung

Die Leitsätze, die wir an der Spitze dieses Heftes veröffentlichen, sind der erste Teil einer größeren Kundgebung, die in diesen Tagen beim Institut für Leser- und Schrifttumskunde als Heft 2 seiner „Kleinen Drucke“ erscheint. Der zweite Teil wird den Entwurf eines „Aufbauplanes der deutschen Volksbücherei“ bringen, in einem kürzeren Schlußteil wird, unter Rückgriff auf eine ältere, vergriffene Veröffentlichung Walter Hofmanns, ein Gesamtbild der Bücherei gegeben, wie es der deutschen Volksbüchereibewegung schon vor einem halben Menschenalter vorschwebte. Die Gesamtveröffentlichung kann unter Beifügung der beiliegenden Bestellkarte vom Institut für Leser- und Schrifttumskunde bezogen werden.

Das neue Deutschland

Die große Bedeutung der nationalen Revolution für alle Bereiche des nationalen Seins bedingt eine starke Nachfrage nach Schriften, die geeignet sind, über Werden und Sinn der nationalen Revolution, über die Ziele der nationalsozialistischen Bewegung, über die Persönlichkeit des Führers Adolf Hitler, über den neuen Führertyp und das Gesicht der nationalen Kampftruppen zu unterrichten. Das Institut für Leser- und Schrifttumskunde hat in Arbeitsgemeinschaft mit den Öffentlichen Bücherhallen in Hamburg es unternommen, die wichtigsten älteren Schriften, soweit sie heute noch Bedeutung haben, und die wichtigsten neuen, in der Zeit der nationalen Erhebung entstandenen und aus ihrem Geist geschaffenen Schriften auszuwählen, zu ordnen und zu charakterisieren. Angesichts der Tatsache, daß einmal fortlaufend neue Schriften erscheinen, zum andern neue politische Situationen ältere Schriften gegenstandslos machen, werden die Ergebnisse nicht in Form eines abgeschlossenen Katalogs in der Reihe der Volksbibliographie veröffentlicht, sondern als besondere Reihe „Das neue Deutschland“ in der Form der Kurzkataloge, wie sie das Institut schon seit Herbst 1932 herausgibt. Bis jetzt sind in der Reihe „Das neue Deutschland“ schon die Kurzkataloge „Der Weg der deutschen Revolution“ / „Was der Nationalsozialismus will“ / „Die Führer des neuen Deutschland“ / „Die Helden der deutschen

Revolution" erschienen. Es sind in jedem Kurzkatalog etwa 10—15 Bücher aufgeführt und charakterisiert. In Bearbeitung sind noch folgende Kurzkataloge derselben Reihe: „Die deutsche Revolution im Spiegel der Dichtung" / „Deutsche Bildung und Erziehung" / „Der Kampf um eine deutsche Kunst und Dichtung." Außerhalb der Reihe „Das neue Deutschland" erscheinen demnächst die Kurzkataloge „Der Faschismus" / „Zur Judenfrage" / „Deutscher Arbeitsdienst". Es wird auf die beiliegende Bestellkarte aufmerksam gemacht.

An die Bezieher

Mit dieser Nummer schließt der XVI. Band 1932 der „Hefte für Büchereiwesen", der in der Zeit vom 1. April 1932 bis 20. Mai 1933 erschienen ist. Dieser Nummer liegt Titel und Inhaltsverzeichnis des XVI. Bandes, der insgesamt einen Umfang von 25 Bogen besitzt, bei. Wie an anderer Stelle dieser Nummer mitgeteilt wird, ist in Verfolg der Neugestaltung des öffentlichen Büchereiwesens, die durch die nationale Revolution veranlaßt wird, eine Vereinigung der beiden Zeitschriften „Hefte für Büchereiwesen" und „Bücherei und Bildungspflege" beabsichtigt. Die gemeinsame neue Zeitschrift soll ab 1. Oktober 1933 erscheinen. Die „Hefte" sehen unter diesen Umständen zunächst von dem Beginn eines neuen Jahrganges ab.

Berliner Arbeitsstelle

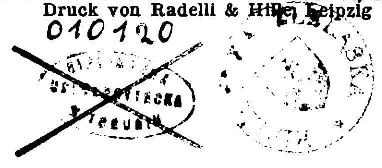
Die Berliner Arbeitsstelle der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, die vorübergehend geschlossen war, ist soeben wiedereröffnet worden. Das Büro befindet sich Berlin W 30, Motzstr. 22 III.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Das Institut für Leser- und Schrifttumskunde veröffentlicht seine für die Fachwelt bestimmten Beiträge in den „Heften". Für diese Beiträge liegt die sachliche Verantwortung bei der Leitung des Instituts. Sie sind durch den Zusatz „Institut" gekennzeichnet.

Dieses Heft enthält Beiträge von Bibliothekar Dr. Gustav Dröscher, Leipzig C 1, Grenzstr. 3; Büchereidirektor Dr. h. c. Walter Hofmann, Leipzig N 22, Richterstr. 8; Bibliothekarin Hilde Pieritz, Berlin-Neutempelhof, Schulenburgring 126; Bibliothekarin Elisabeth Propach, Berlin-Hermsdorf, Roonstr. 36; Lehrer Kurt Schönfeld, Netzschkau (Vogtland); Stadtbibliotheksrat Dr. Max Wieser, Berlin-Spandau, Stadtbücherei.

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Hofmann, Leipzig-Oetzsch, Südstr. 23; Verlag: Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen E. V., Leipzig N 22, Richterstr. 8; Druck von Radelli & Hille, Leipzig



HEFTE FÜR BÜCHEREIWESEN

Herausgegeben von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Schriftleitung: Hans Hofmann

Mit ständigen Beiträgen des Instituts für Leser- und Schrifttumskunde in Leipzig

XVI. Band 1932 Heft 1

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

BEZUGSBEDINGUNGEN

Die „Hefte für Büchereiwesen“ erscheinen im XVI. Bd. zu 6 Nummern. Das Bezugsgeld beträgt RM 9.— u. —.80 RM. Portoanteil. Für die Bezieher, die die Zeitschrift durch Organisationen oder Verbände erhalten, gelten die besonderen Bedingungen, die zu Beginn des Bezuges mitgeteilt werden. — Die „Hefte“ sind Organ der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, der Landesgruppe Sachsen der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, der Preußischen Volksbücherei-Vereinigung, der Vereinigung Württembergischer Volksbibliothekare, des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare.

Schriftleitung: Berlin W 35, Potsdamer Straße 120

Verlag: Leipzig N 22, Richterstraße 8

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

An die Bezieher der „Hefte für Büchereiwesen“!

Dieser Nummer liegt für die Bezieher, die das Bezugsgeld direkt an uns zahlen, die Rechnung bei. Wir bitten um baldige Überweisung; sofern das Bezugsgeld nicht innerhalb 4 Wochen bei uns eingeht, nehmen wir an, daß Einziehung durch Nachnahme gewünscht wird.



